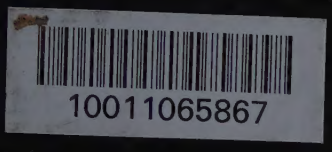

10011065867

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

LANGUAGE SCHOOL
LIBRARY

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Albert Ostertag.

Dritter Jahrgang. 1859.

Basel,

Im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Druck von C. Schultze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

7364

164812

Inhalt.

Seite.

Rückblicke auf das Jahr 1858. Das türkische Reich . . . 3
" " " " " Indien 57. 117
Die Goldküste und die Basler Mission daselbst . . . 33
Fernando Po 85
Die Insel Hongkong 153
Der Friedensvertrag von Tien-tsin 201
Die heidnischen Volksaufstände in Tinnevelly und Travancor 227
Thomas Gajetan Nagland 257
Johannes Meyer 345. 425. 546
Die religiösen Jahresfeste in London im Jahr 1859 . . 297
Die Heiden in London und die Christen in Kalkutta . . 377
Blumhardt und die Basler Mission 394. 485
Gützlaff's Eintritt in die Missionslaufbahn und seine Erweckung 450
Das anglikanische Bisthum von Sierra Leone . . . 461
Bemerkungen über die Folgen der Krisis in Indien . . 537
Missionszeitung:
Conferenz von Missionaren in Süd-Indien 114
Bevölkerung der Erde 116. 152. 188
Die Sprachen Indiens 190
Studentenvereine in England und Irland 195
Südafrika, die Boers der transvaalischen Republik 197
Die Mission in China 199
Die Freundschafts- und Fidschi-Inseln 294
Indien 391
Die große amerikanische Missionsgesellschaft im Jahr 1858 . 417. 526
Lacroix' Tod 478
Der letzte von den Ersten 480

Seite.

Missionsliteratur:

Der christliche Heidenbote von Koenen 152

Ishmaël, von Dr. Mühleisen Arnold, früher Missionar in Asien und Afrika 292

Bibelblätter:

I. Der Sonntag und die Bibel.

II. Suchen und Finden.

III. Das Bibelfest auf Neuseeland.

IV. Die Bibel und ihre Frucht.

Illustrationen.

1. Quaccoe Attah, König von Cap Coast, Westafrika.
2. Karte von der Bucht von Biafra und der Amboises Bay.
3. Abobbi, oder Piraten-Insel (S. 108).
4. Der Palast Imam Barra in Lacknau.
5. Panorama von Hongkong.
6. Alte China-Straße in Kanton.
7. Zeltlager der Missions-Reiseprediger in Nord-Tinnevelly.
8. Ansicht des Palasts und Forts von Agra.
9. Fahrt über die Stromschnellen des Essequibo.
10. Bibelfest in Waikato, Neuseeland.
11. Kumake, Meyer's Station am Berbice.
12. Indianischer Zauberer (S. 444).
13. Hindufrauen auf dem Weg zum Brunnen.
14. Feierlichkeit bei der Einweihung in den Orden der Zauberer.

Quaccoe Attah,
König von Cap Coast, Westafrika.

Vergl. S. 38.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Rückblicke auf das Jahr 1858.

Erster Artikel.

Das türkische Reich.

Das merkwürdige Wort des Propheten Haggai: „So spricht der Herr Zebaoth: Noch einmal, und noch um ein Kleines, so will Ich Himmel und Erde, das Meer und das Trockene bewegen; ja, alle Heiden will ich bewegen," — dieses prophetische Wort nimmt der neutestamentliche Apostel (Hebr. 12, 26) wieder auf und führt es weiter aus, wenn er spricht: „Solches 'Noch einmal' zeiget an, daß das Bewegliche soll verändert werden, als das gemacht ist, auf daß da bleibe das Unbewegliche," oder wie er es nachher nennt, „das unbewegliche Königreich."

Die großen Völkerbewegungen auf Erden und die ihnen entsprechenden Bewegungen im Himmel und vom Himmel aus fiengen an bei der Erwählung und Weihung Israels zum Volke Gottes am Berge Sinai, und hatten kein anderes Ziel, als die Darstellung eines unbeweglichen Reiches Gottes in Mitten der beweglichen, innerlich unhaltbaren Welt- und Völkerreiche der Heiden. Allein durch seinen Unglauben ward Israel selbst verweltlicht und verheidnischt, und der Herr konnte an ihm und in ihm zunächst das Ziel nicht erreichen, zu dem es berufen war. Aber Gottes Treue wird durch der Menschen Unglauben nicht aufgehoben.

Was Er sich vorgenommen,
Und was Er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Deßhalb hat schon Daniel jenseits aller Weltbewegungen und aller Wechsel der Weltreiche im Geiste das endliche Ziel geschaut und

geweissagt: „Aber zu der Zeit wird der Gott des Himmels ein Königreich aufrichten, das ewiglich nicht zerstört werden wird, und sein Königreich wird auf kein anderes Volk kommen. Es wird alle jene [Welt-] Königreiche zermalmen und vernichten; aber es wird ewiglich bleiben." Dan. 2, 44. Den Anfang der Erfüllung dieser großen Hoffnung sieht der viel spätere Prophet Haggai schon ganz nahe: „Noch um ein Kleines," spricht er, wird Solches geschehen. Der Weg aber, auf dem die Macht und Treue Gottes dieß zu Stande bringen wird, ist nach dem prophetischen Wort kein anderer, als einestheils die Erscheinung des „Trostes aller Heiden", des Wunderkindes, „deß Herrschaft ist auf seiner Schulter, und seiner Herrschaft Mehrung und des Friedens ist kein Ende;" anderntheils eine mächtige, alle Völker der Welt ergreifende Bewegung, die nicht eher aufhören wird, als bis auf den Trümmern alles Beweglichen und Veränderlichen das unbewegliche Königreich Gottes auf Erden dargestellt und zu Stande gekommen ist.

Der eine Theil dieser großen Weissagung ist nun längst erfüllt. „Das Kind ist uns geboren, der Sohn ist uns gegeben, der da heißet Wunder-Rath, Gottheld, Ewigvater, Friedefürst." Die Menschwerdung Gottes, sein versöhnendes Opfer, sein hoheprieſterlicher Eingang in den Himmel, seine Krönung zum Herrscher im Himmel und auf Erden ist geschehen, und Er sitzet nun zur Rechten der Majestät seines Vaters, bis daß alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind. Auch der andere Theil des prophetischen Wortes ist seit achtzehn Jahrhunderten in steter Erfüllung begriffen. Die großen Völkerbewegungen auf Erden dauern seit Jesu Eingang ins obere Heiligthum unausgesetzt fort und drängen ihrem Ziele, der Aufrichtung des ewigen Königreichs Gottes, entgegen. Es geht aber damit, wie mit dem Wogen des Meeres zur Zeit der Flut. Wer schon am Ufer des großen Weltmeers gestanden, der kennt die eigenthümlichen Bewegungen der Flutwellen. Ehe sie beginnen, liegt noch ein breiter Saum des Meergrundes vom Gestade an bis weit hinaus trocken da, und es scheint kaum möglich, daß die weit draußen wogenden Meereswasser bis hieher noch reichen und auch diese weite trockene Fläche noch überfluten sollten. Siehe, da naht aus der Ferne eine breitgestreckte, langgedehnte Woge wie eine mächtige Heereskolonne gewaltig heran, als wollte sie wie mit Einem Schritt und im Sturm den noch trocken liegenden Meeressaum erobern und bis zum Ufer dringen.

Aber sie verliert unterwegs die Kraft; sie zerplatzt schäumend auf halbem Wege und sendet nur etliche leckende Wellenzungen noch einige Schritte weiter hinaus; das Meer aber, das so drohend und brausend herangedrungen war, zieht sich wie beschämt zu seinen frühern Gränzen zurück. Zu seinen frühern Gränzen? Nein, um einige Schritte wenigstens ist die große Wassermasse im Ganzen näher gerückt; von diesem gewonnenen Boden aus sendet sie eine neue, zweite Woge heran. Viel weiter als die erste dringt sie gegen das Ufer heraus; aber auch sie zerstäubt und fällt entkräftet wieder zurück. Das Wogenspiel wiederholt sich immer aufs Neue. Du merkst nicht, daß durch jede nachfolgende Welle ein kleines, kleines Gebiet der trockenen Uferfläche erobert wird, und daß die Masse des Meeres langsam, aber sicher vorwärts dringt. Ihr jedesmaliges Zurückweichen täuscht dich; aber zur bestimmten Stunde wird doch endlich das Ziel erreicht, und der ganze weite Saum, auf dem du wenige Stunden zuvor so sicher standest, ist im Besitz des Meeres.

Ist es nicht gerade so mit den großen Völkerbewegungen, die laut dem Worte des Propheten nach dem herrlichen Ziele, nach dem unbeweglichen Königreich Gottes, hindrängen? Mit der Erscheinung des Menschensohnes hat die Flutzeit des Völkermeeres begonnen. Viele Wogen dieses unruhigen Meeres, die gewaltig und brausend einherfuhren, sind auf ihrem stolzen Wege wieder zerplatzt und haben in Schaum geendigt. Dem unkundigen Auge schien es, als blieben die Gränzen des wogenden Völkermeers immer die alten, und wenn eine große Völkerbewegung um die andere ihr Ende erreicht und ihre Woge rückwärts flutet, so dünkt es Vielen, als wenn überhaupt, wie Petrus (2 Petr. 3, 4) schreibt, „Alles beim Alten bliebe, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist." Sie merken nicht, daß die Meeresfluten der Völkerwelt dennoch endlich zum Ziele dringen, und daß „der Herr die Verheißung nicht verzeucht, wie es Etliche für einen Verzug halten; sondern Er hat Geduld mit uns, und will nicht, daß Jemand [oder gar ein ganzes Volk vom Reiche Gottes unberührt bleibe und] verloren werde, sondern daß Jedermann sich zur Buße kehre."

Wer könnte verkennen, daß in unsern Tagen mehr als irgendje die Völker der Erde von einer neuen, großen und allgemeinen Bewegung ergriffen sind? Es ist jetzt nicht blos dieses oder jenes Volk, das ungewöhnlich bewegt ist, sondern alle bedeutenderen Hauptvölker der Erde sind nun in den Strom der Bewegung hineingezogen.

Die große muhamedanische Völkermasse, die Millionen Indiens, das seit Jahrtausenden stillstehende Meer der chinesischen Welt, — sie Alle sind bis in den Grund aufgeregt und die Strömung der Flut hat sie mit ergriffen. Wir sind weder berufen, noch im Stande, zu sagen, wie nahe oder wie ferne das Ziel sei, dem Alles entgegendrängt, — das Ziel der Aufrichtung des Königreichs Gottes auf Erden; aber es ziemt uns doch, mit aufmerksamem Geiste diese Bewegungen ins Auge zu fassen und das Wort des Apostels zu beherzigen, wenn er spricht: „Darum, dieweil wir empfangen ein unbewegliches Reich, so lasset uns Dank beweisen, durch welchen wir mögen Gott wohlgefällig dienen, mit Scham und Furcht." Hebr. 12, 28. 29.

Ja eben das ist die praktische Seite solches Aufmerkens auf die Bewegungen der Zeit, daß wir lernen „Gott wohlgefällig dienen mit Scham und Furcht." Wenn es wahr ist, daß die Völkerflut rasch vollends ihrem Ziele entgegendrängt, daß alles Bewegliche, als das da gemacht ist, soll verändert, zertrümmert und zerscheitert werden, und daß auf seinen Trümmern dann das unbewegliche Königreich sich durch Gottes Hand erheben wird, dann ist es wahrlich für Alle, die noch am Beweglichen hängen, Zeit zur „Scham und Furcht". Wessen Sehnen aber nach dem unbeweglichen Königreiche Gottes stehet, und wer Anfall und Bürgerrecht in demselben sucht, der wickle sich los von Allem, was uns träge, fleischlich und irdisch macht; er beweise Gott Dank, daß auch er in Christo Jesu einen offenen Zugang habe zu jenem Königreiche, und ringe darnach, daß er Gott wohlgefällig diene mit Scham und Furcht.

Die Mission, was immer auch die Stellung sei, die sie beim Aufrichten des Königreichs Gottes anzunehmen berufen ist, — ob es die des Täufers Johannes sei, der dem Herrn den Weg bereitete, oder die eines Bezaleel und Ahaliab, welche das Material zur Stiftshütte zurüsteten, — immerhin ist sie einer der Wege, auf dem wir, in Beweisung des Dankes für die empfangene Gnade, „Gott wohlgefällig dienen mit Scham und Furcht;" und wenn diese Blätter des Missionsmagazins, welche nun mit Gott ihren neuen Jahreslauf beginnen, etwas dazu beitragen dürfen, etliche nachdenksame und dem Reiche Gottes zugewandte Gemüther in diesem Gott wohlgefälligen Dienste zu stärken, Andere dazu einzuladen, so ist das genug, um dem Verfasser alle Mühe und Sorge reichlich zu versüßen.

Nicht leicht ist in der Geschichte der heidnischen Völker, denen die Mission ihre Arbeit zuwendet, ein bedeutungsvolleres, wichtigeres und an Ereignissen reicheres Jahr gewesen, als das eben verflossene war. Wir haben im Lauf desselben wiederholt die wichtigsten Thatsachen hervorgehoben, soweit Raum und Kraft es gestatteten. Es lohnt sich aber wohl der Mühe, in einem besondern Rückblick das Ganze und das Einzelne nochmals zu überschauen. Vieles ist dabei nachzuholen, Vieles in sein rechtes Licht zu stellen. Dabei wagen wir es nicht, überall ein Urtheil über die Bedeutung und den innern Werth dieser Ereignisse mit Sicherheit zu geben. Ach! wer hiezu die Gabe der alten Propheten besäße! Ist es doch auch überhaupt einem kurzsichtigen Menschenkinde unmöglich, die Erscheinungen der Gegenwart, so lange sie noch im Flusse, im Werden und Entfalten begriffen sind, richtig zu beurtheilen. Es ist deßhalb zunächst nur oder vorzugsweise unsre Aufgabe, die Thatsachen zu berichten, wie sie vorliegen. Wenden wir uns vor Allem zu den Zuständen des türkischen Reichs.

Wenn man vom türkischen Reiche redet, so ist man in der Regel geneigt, zunächst an die herrschende Rasse darin, an die Türken oder die Muhamedaner überhaupt zu denken. Allein in dem großen, über drei Welttheile ausgebreiteten Reiche findet sich ein solches Gemisch von Nationalitäten und Religionsbekenntnissen, wie nicht leicht in einem andern Staate der Welt. Es ist aber zum Verständniß der Vorgänge und Zustände in der Türkei nothwendig, davon sich ein deutliches Bild zu machen. Folgende Angaben werden so ziemlich der Wirklichkeit nahekommen.

Was die im türkischen Reiche wohnenden Nationalitäten betrifft, so finden sich:

	in Europa	in Asien	in Afrika
1. Osmanen: . .	2,100,000	10,700,000	Wenige.
2. Slaven: . .	6,200,000	—	—
3. Araber: . .	—	900,000	3,800,000
4. Rumänen: . .	4,000,000	—	—
5. Armenier: . .	400,000	2,000,000	—
6. Griechen: . .	1,000,000	1,000,000	—
7. Albanesen: . .	1,500,000	—	—
8. Kurden: . .	—	1,000,000	—
9. Syrer u. Chaldäer:	—	235,000	—
10. Tataren: . .	16,000	20,000	—

	in Europa	in Asien	in Afrika
11. Juden: . . .	70,000	80,000	—
12. Turkomannen:	—	85,000	—
13. Drusen: . .	—	30,000	—

14. Zigeuner: zusammen etwa 214,000.

Darnach beträgt die Gesammtbevölkerung der Türkei etwa 35 bis 35¼ Millionen Seelen.

Wichtiger noch ist die Zersplitterung dieser Bevölkerung des türkischen Reichs nach Religionsbekenntnissen. Es bekennen sich

	in Europa	in Asien	in Afrika
1. zum Islam: . .	4,550,000	12,650,000	3,800,000
2. zur griech. Kirche:	9,600,000	1,000,000	—
3. zur römisch-katholischen Kirche:*) .	640,000	260,000	—
4. zur protestantischen Kirche: etwa 3000 zusammen.			
5. zur nestorianischen Lehre:	—	100,000	—
6. zur koptischen Kirche:	—	—	80,000
7. zur armenischen Kirche: 2,100,000 zusammen.			
8. zum Judenthum:	70,000	80,000	—

9. zum Heidenthum (Zigeuner): 214,000 zusammen.

Während also im ganzen türkischen Reiche die Zahl der Muhamedaner (21,000,000) die der Christen (14,650,000) fast um die Hälfte übersteigt, finden sich im europäischen Theil der Türkei etwa 2½ mal mehr Christen (10,640,000), als Bekenner des Islam (4,550,000). Jedermann aber kennt die Haltung, welche der Muselman allen andern Religionen, insbesondere dem Christenthum gegenüber, einzunehmen sich für berufen und berechtigt hält. Der Korān ist ihm die alleinige Quelle aller Wahrheit; er ist der Islām d. h. der (wahrhaftige) Glaube; wer ihn annimmt, ist ein Moslēm d. h. ein Glaubiger; wer davon abweicht, ist ein Dschiaur, ein Ungläubiger. Gott aber hat den Moslēm oder Muselman berufen, daß er allen Unglauben in der Welt (Christenthum, Judenthum und Heidenthum) ausrotte, sei es durch Bekehrung der Dschiaurs oder durch ihre Vertilgung. „Bekrieget sie," ruft der Korān seinen Bekennern zu, „bis kein Unglaube mehr übrig

*) Diese zerfallen wieder in Lateiner: 640,000; unirte Griechen: 25,000; unirte Armenier: 75,000; Syrer und Chaldäer: 20,000; Maroniten: 140,000.

ist auf Erden, bis der allein wahre Glaube (Islām) bis an die Enden der Welt herrscht."

Wie aber die Nachfolger Muhameds, theils entzündet von ihrer eigenen wilden Natur, theils angestachelt von den Geboten und Verheißungen des Korān, im Laufe der vierzehn Jahrhunderte seit ihrem Aufkommen, unter den Bekennern des Christenthums in Vorderasien, in Nordafrika und in Europa gewüthet, wie sie ganze christliche Länder verheert und in halbheidnische Einöden verwandelt, wie sie tausende von Kirchen und andern christlichen Heiligthümern dem Boden gleich gemacht oder in Moscheen verwandelt, wie sie jeden Boden, darauf sie traten, mit Christenblut gefärbt haben, das weiß Jedermann, und noch heute singt das christliche Volk selbst in unsern von der Türkei so weit entlegenen Landen: „Bewahr' uns vor des Türken Mord!" Erst allmählig ließen die muhamedanischen Eroberer den unterworfenen Völkern zwischen der Alternative von Bekehrung oder Tod noch eine dritte Wahl übrig, nämlich vollkommene Unterwerfung unter die Willkühr des Muselmān. Was darunter zu verstehen sei, das zeigt der Name Rajah, den jeder Nichtmuhamedaner noch heute im türkischen Reiche trägt. Rajah (arabisch: ra' iyah) bedeutet „weidendes Vieh", insbesondere „wildlaufende Hunde". Und wie der Name, so die Behandlung. Der Rajah war bis in die neuere Zeit nicht Staatsbürger, nicht gleichberechtigt mit dem Moslēm, sondern nur Schutzgenosse, — ein außer dem Gesetz stehender Mensch, der kein gerichtliches Zeugniß gegen einen Muselman ablegen kann, den man ungestraft durch die maßloseste Tyrannei und Barbarei niederdrücken und durch alle Arten von Erpressungen aussaugen darf. An allen Lasten, die der muselmanische Staatsbürger zu tragen hat (Grundsteuer, Hauszinssteuer und andern öffentlichen Abgaben), trägt natürlich der Rajah mit; aber er zahlt außerdem die Kopfsteuer (2—6 Gulden), den Zehnten von Landwirthschaft und Viehzucht, die Kost und Wohnung an türkische Milizen; von ihm treibt man die Kriegsbedürfnisse und die Contributionen für Erhaltung der Milizen ein; er entrichtet eine Steuer für Zulassung des christlichen Gottesdienstes; er hat für die Unterhaltung seines Bischofs und aller seiner religiösen Anstalten zu sorgen; von ihm fordern die Gewalthaber nach Willkühr außerordentliche Privatlieferungen, und wenn öffentliche Bauten ausgeführt werden, so hat der Rajah die Frohnen zu leisten. Dazu kommt, daß von allen eingeführten Waaren der Muhamedaner die Zollsteuer mit drei, der

Rajah mit fünf Procent zu entrichten hat. Beleidigungen eines Rajah gegen einen Moslem können nur mit Blut gesühnt werden; Verführung eines Gläubigen aber zum Unglauben d. h. eines Muhamedaners zum Christenthum bringt Beiden, dem Verführer und dem Verführten, unwiederbringlich den Tod.

So standen die Sachen bis in die neuere Zeit. Fast kein Land der Erde stellte nicht nur dem Lichte des Evangeliums, sondern auch den Forderungen allgemeiner Menschlichkeit größere Schwierigkeiten, unübersteiglichere Bollwerke entgegen, als die Türkei. Und doch was hat der Herr auch in diesem Reiche innerhalb der letzten dreißig Jahre ausgerichtet! „Es ist wahr," sagt der treffliche amerikanische Missionar Dr. Dwight (sprich: Dweit), der sein Leben dem Wohl dieser Völkerschaften geweiht hat, „es ist wahr, menschliche Werkzeuge sind dabei mit thätig gewesen, um die neuen Umwandlungen zum Guten herbeizuführen; aber dieselben waren, verglichen mit den feindlich entgegenwirkenden Kräften, so schwach und ihrer waren so wenige, daß es uns vorkommen will, es sei unverkennbar die Hand Gottes allein, welche Wunder wirkend alle Schwierigkeiten überwunden und so erstaunliche Erfolge zu Stande gebracht hat."

Und welches sind diese Erfolge? Lernen wir dieselben aus einer Mittheilung kennen, welche Dr. Dwight aus Constantinopel an eine englische Zeitschrift (News of the Churches, Juni 1858) eingesandt hat.

„Der erste Erfolg," schreibt er, „fällt schon in das Jahr 1827, und besteht in der Vernichtung der Janitscharen. Es war dieß eine Rotte bewaffneter Fanatiker, die, durch die stärksten Bande religiöser Grundsätze unter sich verbunden, nur Ein Ziel im Auge hatten, — die Fortdauer, Vertheidigung und Erweiterung der muhamedanischen Herrschaft und Religion. Sie widersetzten sich aufs hartnäckigste jeder Reform, glühten von dem alten eingefleischten Haß gegen Alles, was Christen heißt, und hatten sich verschworen, die Rajahs für ewige Zeiten in sklavischer Unterwürfigkeit gegen ihre muselmanischen Herren zu erhalten. Diese furchtbare Rotte, die das Leben eines Christen für werthloser achtete als das eines Hundes, war (den römischen Prätorianern gleich) nach und nach so zahlreich und mächtig geworden, daß sie selbst den Sultanen mit gebietendem Tone die Regierungsmaßregeln vorschrieben. Dabei war es ihre unabänderliche Politik, die Türkei gegen europäischen Einfluß und europäische Bildung vollständig abzuschließen. Mehr als Ein Sultan

verlor seine Krone und sein Leben, weil er es wagte, nicht straks und blindlings ihren Befehlen zu gehorchen, und selbst der große Mahmud war nahe daran, schon im Anfang seiner Laufbahn von diesen wilden Fanatikern in Stücke gehauen zu werden. Wer kann sagen, was die Folgen hätten sein müssen, wären die Janitscharen bei dem furchtbaren, entscheidenden Zusammenstoß im Jahr 1827 Sieger geblieben? Aber sie siegten nicht. Gottes Rath und Vorsehung war wider sie. Er erfüllte das Herz Mahmuds mit Muth und Entschlossenheit und stärkte seinen Arm zu dem Kampf auf Leben und Tod, in welchem drei entsetzliche Tage lang Zehntausende von Janitscharen niedergemetzelt wurden, sei es in offenem Handgemenge, auf den Straßen und Marktplätzen von Konstantinopel, oder sei es durch den Strick des Henkers und das Beil. Der Stand der Janitscharen hatte für immer ein Ende.*)

„Dieß war der Anfang der Reformen in der Türkei. Die Lage der Christen verbesserte sich von da an, und mit den Janitscharen war das größte und unübersteiglich scheinende Hinderniß beseitigt, das der Einführung des Grundsatzes der Religionsfreiheit im Wege stand. Die Anerkennung dieses Grundsatzes war der zweite große Fortschritt zum Bessern.

„Hier muß ich jedoch voranschicken, daß die Christen unter der türkischen Herrschaft zu jeder Zeit ein gewisses Maaß religiöser Freiheit genossen. Sie durften jederzeit ihre eigenen Kirchen haben, ihre Gottesdienste und Ceremonien verrichten, von einer christlichen Religionspartei zur andern übertreten. . . . In die innern Zwistigkeiten der verschie-

---

*) Die Janitscharen (eigentlich Jenkridschari, d. h. neue Krieger) waren vor 1825 das reguläre Fußvolk in der Türkei, anfangs größtentheils aus christlichen Sklaven bestehend, weil die Türken sich nicht zum Dienst zu Fuß verstehen wollten. Sultan Mahmud IV war entschlossen, entweder diese übermächtige Rotte zu bezwingen und zu vernichten, oder zu sterben. Er bereitete Alles im Geheimen vor und befahl endlich im Mai 1826 die Errichtung einer Miliz nach europäischer Art. Darüber entbrannte die Wuth der Janitscharen. Am 14. Juni brach eine Empörung aus; sie stürmten das Haus ihres Oberbefehlshabers und rückten gegen das Serail (den Palast des Sultan) vor. Aber Mahmud ließ die Fahne des Propheten Muhamed, welche alle Bekenner des Islam zu den Fahnen ruft, aufstecken, griff die Meuterer mit den übrigen Truppen an und verbrannte mehr als 8000 in ihren Kasernen. Gegen 18,000 fielen im Kampf und durch Hinrichtungen.
Anm. d. Red.

denen christlichen Religionsparteien hat sich der Türke nie gemischt, nicht etwa aus Freisinnigkeit, sondern aus purer Gleichgültigkeit gegen dergleichen Dinge. Sie haben es öfters selbst in öffentlichen Dokumenten ausgesprochen, daß alle Christen in ihren Augen eben 'Ungläubige' seien. . . Aber es ist anders geworden; eine dem Türken ganz neue Idee hat sich Bahn gebrochen. Die Enthauptung eines armenischen Renegaten (d. h. eines Christen, welcher Muhamedaner geworden und wieder zum Christenthum zurückgekehrt war) in den Straßen von Konstantinopel gab dazu Veranlassung, und der brittische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, war das Werkzeug, die türkische Regierung zu belehren, daß das Gebiet des Gewissens allein Gott zugehört. Der edle Lord gab damals dem Korân eine neue Auslegung, die selbst die weisesten Doctoren des muhamedanischen Gesetzes nie zuvor entdeckt hatten, die aber hoffentlich Keiner von ihnen je wieder vergessen wird, nämlich daß es Gottes und nicht der Menschen Sache ist, religiöse Ketzereien zu bestrafen. Damals hat sich der Sultan selbst förmlich verpflichtet, daß hinfort kein christlicher Renegat den Tod erleiden sollte dafür, daß er die Religion Muhameds wieder verlasse.

„Dieß war freilich noch nicht sehr viel; auch war das Versprechen des Sultans in Worte gefaßt, die man deutlicher und bestimmter hätte wünschen mögen. Aber es war doch ein Keil, der in das abgeschlossene System des Muhamedanismus getrieben war, und viele Muhamedaner selbst waren tiefblickend genug, zu erkennen, daß damit ein Grundsatz eingeführt war, der schließlich dahin führen müsse, sie mit allen ihren christlichen Unterthanen rechtlich gleichzustellen. Und so kam es auch. Am Schluß des letzten orientalischen Kriegs wurde jenes Versprechen des Sultans so weit ausgedehnt, daß darunter alle Fälle einer Bekehrung vom Islâm zum Christenthum mit inbegriffen sind. Die Erklärung des Sultans in seinem Hatti-scherîf (kaiserlichen Erlaß) lautet also: 'Da alle Religionsformen in meinem Reiche frei und ungehindert gelten und gelten sollen, so soll kein Unterthan in der Ausübung seiner Religion, zu der er sich bekennt, gehindert, noch soll er deßhalb auf irgend eine Weise belästigt werden. Niemand soll gezwungen werden, seine Religion zu ändern.' Fuad Pascha aber, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagt in einer erklärenden Note an die Gesandten: 'Die hohe Pforte erklärt hiemit, daß der Entscheid, der zu jener Zeit (d. h. im Jahr 1843,

als der armenische Renegat enthauptet wurde) gefaßt ward, hinfort auf alle Renegaten ohne Unterschied anwendbar sein soll.'

„Die dritte große Veränderung zum Bessern ist die offizielle Anerkennung des Protestantismus als eine der zu Recht bestehenden Religionen des Landes. Dieß geschah im Jahr 1846 durch die weise und energische Vermittlung des Lord Stratford de Redcliffe. Vor dieser Periode war der Protestantismus eigentlich eine geächtete Religion, und die Sachen standen so, daß kein Unterthan des Sultans sich dazu bekennen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als ein verdächtiger und außer dem Schutz des Gesetzes stehender Mensch verhaftet und bestraft zu werden. Denn alle Christen in der Türkei waren verpflichtet, sich unter das Regiment irgend eines der Patriarchen, die im türkischen Reiche ihren Sitz haben, zu stellen; sonst konnte er kein bürgerliches Recht und keinen Schutz der Gesetze ansprechen.*) Bis dahin aber war der Protestantismus ganz unbekannt geblieben, außer soweit die Sendlinge Roms ihn unter den schändlichsten Entstellungen und Verdächtigungen als eine verabscheuungswürdige Form des Unglaubens, die sich in etlichen Theilen von Europa und Amerika vorfinde, dargestellt hatten.

---

*) Gegen die maßlose Tyrannei der türkischen Gewalthaber sind die Rajahs nur dadurch einigermaßen geschützt, daß jede religiöse Gemeinschaft ein sogenanntes Millet (selbstständiges Gemeinwesen) bildet und als solches, der Regierung gegenüber, eine eigene Verfassung hat. Jedes Millet verwaltet seine innern Gemeinde-Angelegenheiten unabhängig für sich; die Regierung kümmert sich nichts darum. Die Verbindung mit der Regierung wird durch ein Mitglied des Millets, das in Konstantinopel wohnt, unterhalten. Für die Griechen, Katholiken und Armenier ist es deren Patriarch oder Erzbischof, für die Juden ihr Großrabbiner. Diese empfangen alle Mittheilungen unmittelbar von der Pforte, und sie sind es, welche der Pforte Vorstellungen, Berichte, Eingaben ꝛc. im Namen ihrer Glaubensgenossen zu machen haben. Die Macht, die diese Patriarchen in Folge davon über ihre eigene Religionsgemeinschaft ausüben, ist unglaublich; denn sobald sie der hohen Pforte einen ihrer Schutzbefohlenen als verdächtig oder als Verbrecher anzeigen, so untersucht jene nicht erst die Wahrheit oder Falschheit der Anklage, sondern vollzieht nur die Strafe. Ehe nun die eingeborenen Protestanten als ein eigenes Millet anerkannt waren, besaßen die Repräsentanten derjenigen Religionsgemeinschaft, aus welcher etwa ein Glied ausgetreten und zum protestantischen Glauben übergegangen war, die unbeschränkte Gewalt, den Abtrünnigen vollständig zu vernichten. Daher die Wichtigkeit jener Errungenschaft, daß nun die Protestanten als ein eigenes Millet anerkannt sind.

Anm. d. Red.

„Die ersten Bekehrungen türkischer Unterthanen [d. h. Armenier oder Griechen] zum Protestantismus geschahen in Folge der Predigt der amerikanischen Missionare zu Beirut im Jahr 1826; aber die Bekehrten standen unter keinem gesetzlichen Schutz, und Einer unter ihnen, ein Armenier, mußte seinen Abfall von dem altväterlichen Glauben sogar mit dem Tode büßen. Im Jahr 1831 begann die Mission unter den Armeniern in der Hauptstadt Konstantinopel, und es stellte sich bald heraus, daß Gott ein großes Werk unter diesem Volke vorhatte. Aber die Stimmung der obern [armenischen] Geistlichkeit und die Haltung der türkischen Regierung war von der Art, daß die Neubekehrten große Vorsicht beobachten mußten und öfters aufs heftigste verfolgt wurden. Da sie unter dem armenischen Patriarchen standen, so brauchte er sie der Pforte nur als unruhige und gefährliche Leute darzustellen, und sofort erhielt er die Vollmacht, sie einsperren zu lassen oder zu verbannen, wie er wollte; und dieß that er oft genug, namentlich wenn bedeutendere Fälle dieser Art zu seiner Kenntniß kamen.

„Im Jahr 1846 brach eine allgemeine Verfolgung gegen die evangelisch-protestantischen Armenier aus, und die Folgen im ganzen Lande waren überaus betrübend. Aber eben dieß gab Veranlassung zu dem bereits erwähnten Einschreiten des Lord Stratford de Redcliffe, das zu dem bedeutungsvollen Ergebniß führte, daß die Protestanten von der hohen Pforte als eine selbstständige religiöse Genossenschaft unter ihrem eigenen Vorsteher anerkannt wurden, in deren Angelegenheiten kein Patriarch noch irgend ein anderer Geistlicher sich zu mischen das Recht habe. Der Vorsteher dieser neuen Religionsgemeinschaft ist ein Laie aus ihrer eigenen Mitte, der dazu ausdrücklich durch einen Ferman des Sultans ernannt wurde.

„Die vierte und letzte Neuerung, die ich noch zu erwähnen habe, ist die Gewährung des sogenannten Tanfimats durch den Sultan, d. h. des Verfassungsgesetzes, durch welches alle christlichen Unterthanen der Pforte mit den Muselmanen gleiche Rechtsstellung erhielten. Die Sache war schon vor vielen Jahren in Anregung gebracht, nun aber endlich mit außerordentlichen Zugeständnissen durch den berühmten Hatti-scherif (oberherrlichen Erlaß) zur Vollziehung gebracht, der am Schluß des letzten orientalischen Kriegs erlassen wurde; und es ist nicht mehr als billig hier anzuerkennen, daß die christlichen Stämme in der Türkei diese

große Errungenschaft vornemlich der festen Ausdauer und den unermüdlichen Anstrengungen des brittischen Gesandten verdanken.

„Durch dieses Verfassungsgesetz verpflichtete sich der Sultan, hinfort keinen Unterschied mehr zwischen seinen muhamedanischen und christlichen Unterthanen gelten zu lassen, sondern in bürgerlichen Sachen sie Alle auf gleichen Fuß zu stellen. Bürgerliche und militärische Ehrenstellen bis zu einem bestimmten Rang sollen gleichmäßig Allen offen stehen; alle Schmähnamen, die bisher von den Muselmanen gegen die Christen gebraucht wurden, sollen verboten sein; Eid und Zeugenschaft von Christen soll in den Gerichtshöfen künftig auch gegen Muhamedaner gestattet sein und Geltung haben; muselmanischer Grundbesitz soll in christliche Hände übergehen können; Soldaten sollen von nun an ebenso gut aus den Reihen der Christen als aus den Muhamedanern rekrutirt werden.

„Man sieht, daß diese vier großen Umwandlungen, die ich hiemit namhaft gemacht, sämtlich in einer innern organischen Verbindung mit einander stehen, und daß alle Einem Ziele zusteuerten, nemlich der vollen Begründung bürgerlicher und religiöser Freiheit in der Türkei!"

So schreibt Dr. Dwight und läßt uns damit einen Blick thun in die erstaunlichen Veränderungen, welche im türkischen Reiche während einer Periode von nicht mehr als 30 Jahren zu Stande gekommen sind. Man kann wohl sagen, es ist das Unglaubliche geschehen. Das Erstaunliche und Außerordentliche dieser socialen Fortschritte in der Türkei wird uns wohl erst deutlich werden, wenn wir sie mit andern ähnlichen Verhältnissen in der Geschichte der Völker vergleichen. Unter allen Nationen befanden sich noch bis vor Kurzem bevorrechtete Stände. Wir wollen nicht an die Spartaner des alten Griechenlands in ihrem Verhältniß zu den geknechteten Heloten, zu den unterworfenen Messeniern erinnern; nicht an den Kampf der bevorrechteten Patrizier des alten Roms gegenüber dem Stande der Plebejer. Treten wir lieber herein in die Neuzeit. In Frankreich nahm vor der großen Revolution der Adel und die hohe Geistlichkeit unerhörte Vorrechte in Anspruch; der sogenannte „dritte Stand", die einfachen Bürger und Bauern, waren im Verhältniß zu Jenen gewissermaßen rechtlos. Welche blutige Kämpfe, welche Zerrüttungen und Erschütterungen des ganzen Staats mußten den Weg bahnen zur Rechtsgleichstellung aller Stände? Selbst in

unsrer kleinen Schweiz mit ihren republikanischen Formen, — wie scharf getrennt standen sich die patrizischen Familien und die übrigen Bürger, die bevorrechteten Städte und die geringgeschätzten Bauern der Landschaft gegenüber, und wie zäh hielten Jene an ihren Vorrechten fest, so fest, daß sie lieber eine politische Trennung als eine sociale Rechtsgleichstellung wollten! Vollends in den katholischen Staaten Europa's, in Spanien, Italien und selbst in Oestreich und Frankreich, wie schutz- und rechtlos standen noch vor Kurzem und stehen zum Theil noch heute die Bekenner der evangelischen Kirche da! Und was sollen wir sagen von den südlichen Staaten des freien Nordamerika? Mit welchem Abscheu weist der weiße Bewohner von Virginien, Louisiana und Georgien den Gedanken von sich, daß ein Neger oder sonst ein Farbiger gleiche Rechte mit ihm haben sollte! Vergegenwärtigen wir uns diese Thatsachen und wenden dann unsern Blick nochmals nach dem türkischen Reiche, wo ein halbbarbarisches, wildes Geschlecht seit Jahrhunderten mit der Vorstellung sich nährte, daß es selbst das Herrschervolk der Erde und der Liebling Gottes, alle andern Nationen aber mit dem Fluch des Allerhöchsten belegt seien; daß der Islām die alleinige Wahrheit, das Christenthum, Judenthum und Heidenthum aber ein fluchwürdiger Götzendienst, ein dem Untergang geweihter Gräuel sei; daß sein Beruf, wie sein Weg zur Seligkeit kein anderer sei als der, die Nationen der Erde zum Islām zu bekehren oder zu vertilgen; — und nun, dieses selbe halbbarbarische Geschlecht schreitet im Widerspruch mit allen seinen tiefgewurzelten, in sein Fleisch und Blut übergegangenen Grundvorstellungen, im Widerspruch mit seiner über Alles hoch gehaltenen, fanatisch verehrten Religionslehre, mit seiner ganzen Geschichte, mit seinen Ueberlieferungen, mit seinem eigensten Grundwesen innerhalb eines kurzen Zeitraums von 30 Jahren zu Zugeständnissen, zu Grundsätzen fort, wie sie nur wenige unsrer abendländischen, hochcivilisirten Staaten praktisch anerkannt haben! Ist das nicht ein wahrhaftiges Wunder, das unsre Tage erleben?

Freilich, wir würden uns täuschen, ja es wäre völlig sinnlos, wenn wir glauben wollten, daß alle jene neuen Grundsätze nun auch wirklich und lebendig in den türkischen Volksgeist eingedrungen und zur vollen Praxis im Lande gekommen seien. Auch Dr. Dwight fährt in seiner Schrift fort: „Große Dinge sind in der Türkei geschehen. Die Dinge stehen nun ganz anders, als sie früher gestanden.

Im ganzen Lande leben die eingeborenen Protestanten im Allgemeinen in vollem Frieden. Die Pforte ist jederzeit bereit, etwaigen Beschwerden Abhülfe zu leisten. Der Sultan und seine Regierung hat den Missionaren allen möglichen Schutz und volle Freiheit für ihre Arbeiten gewährt. Sie durften gehen und kommen durch die ganze Länge und Breite des Landes, wann und wo sie nur wollten. Es ist zweifelhaft, ob sie so viel Freiheit für ihre Thätigkeit in irgend einem andern Staate des europäischen Continents genossen hätten. . . . Immer wieder und wieder hat die Pforte Edikte erlassen, worin die Statthalter der Provinzen den Befehl erhielten, den Missionaren allen nöthigen Schutz zu verleihen. Für das Alles müssen wir uns zum tiefsten Danke verpflichtet fühlen. Aber man denke ja nicht, daß nun wirklich und praktisch vollkommene Religionsfreiheit im Lande bestehe, wie sie in England besteht. Davon sind wir noch weit entfernt. Wir Missionare sind bisher nur unter dem christlichen Theil der Bevölkerung (Armeniern und Griechen) thätig gewesen; ein Anderes ist es mit dem muhamedanischen Theil. Außerhalb der Hauptstadt ist, so viel mir bekannt, noch nicht ein einziger Fall vorgekommen, daß ein Türke sich offen zum Christenthum bekannt hätte, und allem Anschein nach dürften noch Jahre darüber hingehen, ehe dieß geschehen wird. Der Sultan selbst ist offenbar freundlich gestimmt und hat es mit den gegebenen Zugeständnissen ernst und aufrichtig gemeint; aber wenn ein so einsichtsvoller und freisinniger Mann, wie der gegenwärtige Großwessier, noch den Grundsatz festhalten kann, wie er dieß in den letzten Monaten gethan hat, daß ein zum Christenthum übertretender Türke das Land verlassen muß, was soll man erwarten von den unwissenden und fanatischen Pascha's und Statthaltern in den Provinzen, die umgeben sind von einer bigotten Volksmasse? . . . Es ist wahr, der Hattischerif ist eine große Thatsache; aber die Freiheit, die er gewährleistet, steht zum größten Theil eben nur auf dem Papier. Die Vorstellung von einer allgemeinen Religionsfreiheit, namentlich von der Gestattung, frei und ungehindert vom Islām zum Christenthum überzugehen, ist bis jetzt noch nicht in den Geist des Türken eingedrungen."

Missionar Dwight erwähnt, um dieß ins Licht zu stellen, in Kürze eines Vorfalls, den wir hier aus andern Quellen etwas ausführlicher mittheilen wollen.

Fuad Effendi, ein geborener Türke von 24 Jahren, lebte mit seiner zwanzigjährigen Frau, gleichfalls einer Türkin aus guter Familie, in seiner Geburtsstadt Philippi, wo er bei der Regierung ein untergeordnetes Amt verwaltete. Nun lernte er durch etliche armenische Christen das Evangelium kennen, und da er sich bald merken ließ, daß er von der Wahrheit desselben überzeugt sei, entstand unter seinen Freunden und Bekannten eine bedenkliche Aufregung, so daß er sich genöthigt sah, Philippi zu verlassen. Er wandte sich nach Konstantinopel, fand dort bald die amerikanischen Missionare und ließ sich im November 1856 mit seiner gleichgesinnten jungen Frau und seinem kleinen Kinde taufen. Dabei nahm er, um alles Aufsehen zu vermeiden, den englischen Namen Freeman an. Allein die Sache konnte nicht verborgen bleiben. Es war vor Allem die in Konstantinopel lebende Mutter der Frau Freeman, eine bigotte Muhamedanerin, die in die äußerste Wuth gerieth und nichts unversucht ließ, um einen Sturm der Verfolgung gegen ihren Schwiegersohn heraufzubeschwören und wenigstens ihre Tochter und deren Kind zum Islâm zurückzuführen. Ihre Verdächtigungen, die sie insbesondere unter den Frauen angesehener Mosleme ausstreute, hatten endlich den Erfolg, daß die Regierung eine gerichtliche Untersuchung der Sache befahl. „Donnerstags den 8. Sept. 1857," so schreibt der amerikanische Missionar Dr. Hamlin, der die Familie Freeman getauft hatte und sie in seinem Hause beherbergte, „traten zwei Beamte der Pforte in mein Zimmer, um die Sache unsrer jungen, neu bekehrten Freunde zu untersuchen. . . . Nach einer halbstündigen Conferenz mit diesen Herren, wobei die Art der vorzunehmenden Untersuchung auf eine freundliche und befriedigende Weise besprochen wurde, ließ ich Herrn und Frau Freeman einerseits und die Mutter der Letzteren samt einer andern angesehenen türkischen Dame, die ihr als Beratherin beistehen sollte, andrerseits hereinrufen. Auch waren vier unsrer Missionsfamilien anwesend.

„Als die Mutter ihre Tochter in christlicher (d. h. abendländischer) Kleidung, in Hut, Shawl und europäischem Kleid erblickte, gerieth sie in solche Aufregung und in so heftige nervöse Zuckungen, daß es schien, als wolle sie den Geist aufgeben. Es war aber nur Verstellung, und bald genug ward sie vollkommen ruhig und vernünftig. Dann examinirten die Beamten zuerst Herrn Freeman über die Beweggründe seines Uebertritts zum Christenthum. Die Kreuz- und

Querfragen liefen darauf hinaus, zu erfahren, ob er nicht durch eine Noth, durch Schulden, erfahrene Unbill, Mangel an Anstellung u. dgl. zu diesem Schritt getrieben worden sei. Die Antworten unsres Freundes, obschon er sichtbar aufgeregt war, waren klar, bündig und entschieden, und die Herren erklärten sie für befriedigend. Dann kam die Reihe an Frau Freeman, wobei aber Niemand von den Freunden außer mir anwesend sein durfte. Anfangs antwortete sie mit vollkommener Ruhe und mit einer bewundernswerthen, liebenswürdigen Einfachheit; aber nach und nach kam sie durch die Menge der Fragen, die rasch auf einander, ohne eine Antwort abzuwarten, an sie gerichtet wurden, etwas außer Fassung; sie bedeckte ihr Angesicht und brach in einen Strom von Thränen aus. Die türkischen Herren beruhigten sie freundlich und erklärten sich endlich für befriedigt, baten jedoch, daß die Mutter und die andere türkische Dame mit Frau Freeman eine Zusammenkunft allein haben möchten. Wir ließen nun die genannten Personen allein in meinem Studirzimmer. Die beiden Muhamedanerinnen setzten der armen jungen Christin hart zu und versprachen ihr Alles, — Reichthum, Vergnügungen, Ehre, — wenn sie wieder zum Islâm zurückkehrte. Nachdem wir eine halbe Stunde gewartet, sagten die Beamten zu mir: 'Nun ists genug; bitte, öffnen Sie die Thüre.' Wir traten Alle wieder ein. Unsre Freunde waren fest wie ein Fels gestanden, und nun erklärten sich die Herren, welche die Untersuchung geführt hatten, folgender Maßen:

'Wir sind zu der vollen Ueberzeugung gekommen, daß kein Zwang oder Nöthigung hier stattgefunden, und daß die Anklagen der Mutter falsch sind. Es ist der Wille Seiner Majestät des Sultans, und es ist ein festes Reichsgesetz gworden, daß jeder Unterthan ohne alle Ausnahme volle Religionsfreiheit genießen solle. Der Muselman ist nun ebenso frei, ein Christ zu werden, als der Christ ein Muselman werden kann. Die Regierung will darin von keinem Unterschied wissen. Sie will nur erfahren, ob nicht Zwang oder Nöthigung dabei stattgefunden, um dann einem Jeden die vollkommen freie Wahl zu sichern.' Nachdem sie dann nochmals erklärt hatten, daß der Famile Freeman kein Hinderniß im Wege stehe, sich an die protestantische Kirche anzuschließen, und zugleich die Hoffnung aussprachen, daß die arme, alte Mutter sich wohl auch noch beruhigen, und daß man sie mit Geduld und Freundlichkeit behandeln werde, zogen sich die Herren mit aller Höflichkeit und mit der Herzlichkeit

von Freunden zurück, und Alle, mit Ausnahme der umdüsterten und ergrimmten Mutter, giengen mit fröhlichem und dankbarem Herzen aus einander."

„Nach solchen Thatsachen," schließt Dr. Hamlin seinen Bericht, „kann wahrlich nicht ein Schatten von Zweifel mehr übrig bleiben, daß es mit der Religionsfreiheit in der Türkei eine Wahrheit ist." Allein er sollte nur zu bald erfahren, daß er zu sanguinische Hoffnungen nährte. Schon vierzehn Tage später (18. Sept. 1857) schreibt er: „Wir glaubten, die Sache habe ein Ende, und unsre Freude über den glücklichen Ausgang war unbegränzt. Aber es ist anders gekommen, als wir dachten. Die schlaue und unermüdliche Mutter der Frau Freeman ruhte nicht. Sie drängte sich in alle Paläste der vornehmen Mosleme, um die 'andächtigen Weiber' aufzuregen. In jedes Pascha's Frauengemach, selbst in den Harēm des hohen Imāms (Oberpriesters) des Sultans wußte sie sich einzuschleichen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Folge davon war, daß die Entscheidung jener türkischen Untersuchungsbeamten widerrufen und der Befehl gegeben wurde, daß Frau Freeman samt ihrem Kinde von ihrem Manne getrennt und für etliche Tage in das Frauengemach eines angesehenen Muselman gebracht werden solle. Dann habe eine neue Untersuchung stattzufinden, damit die Frage zur Entscheidung komme, ob sie wirklich und freiwillig eine Christin sei oder nicht. Wer die Türken kennt, weiß wohl, was die Folge hievon gewesen wäre. Ein schutz- und hülfloses Frauenzimmer unter solchen Umständen in ein türkisches Harēm bringen hieße eben so viel, als sie in eine Löwengrube werfen. Da nun zu gleicher Zeit der Großwessier Ali Pascha erklärte, daß, wenn die Familie Freeman fortfahren sollte, sich zum Christenthum zu bekennen, dieselbe nicht in Konstantinopel bleiben könne, sondern das Land zu verlassen habe, so zog Herr Freeman es vor, mit den Seinen freiwillig in die Verbannung zu gehen."

Aus späteren Berichten erfahren wir, daß sie nach Malta gegangen sind, wo Herr Freeman in dem von Engländern gegründeten protestantischen Collegium sich zum Evangelisten-Amt unter seinen frühern Glaubensgenossen vorbereitet, während seine Gattin sich mit weiblicher Handarbeit und andern häuslichen Thätigkeiten beschäftigt. „Ich wünschte," schreibt Dr. Dwight, „sie wären in Konstantinopel geblieben, selbst auf die Gefahr hin, sich den schwersten Leiden und

Prüfungen aussetzen zu müssen. Es wäre der Mühe werth gewesen, dießmal zu erfahren, ob die türkische Regierung trotz des eben ausgesprochenen Grundsatzes der Religionsfreiheit wirklich Gewalt gegen sie brauchen würde oder nicht. Hätte sie das, — ja, dann müßten wir allerdings sagen, daß es ihr mit der allen ihren Unterthanen, auch den Muselmanen zugestandenen Religions- und Gewissensfreiheit kein wahrer und aufrichtiger Ernst gewesen sei."

Freeman ist jedoch weder der erste, noch der einzige Türke, der sich in neuester Zeit zum Christenthum gewandt hat. Schon im Jahr 1853 wurde ein Mann mit seiner Familie getauft, der seitdem eine nicht unbedeutende Stellung in der türkischen Mission eingenommen hat. Es ist Selim Aga, ein wohlhabender Kaufmann in Saloniki, dem ehemaligen Thessalonich. Ein eigenthümlicher Traum lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf das Christenthum. Er sah nemlich träumend den Propheten Muhamed selbst, wie er eben als Hoherpriester in einer Moschee seines Amtes pflegte; aber Muhamed würdigte ihn nicht eines Blicks. Als Selim den Traum einem befreundeten Türken, einem strengen und bigotten Muhamedaner, erzählte, erwiederte dieser: „Du wirst noch ein Rajah (Christ) werden." Von da an entstand in seinem Gemüth ein gewisses Interesse für das Christenthum. Er wußte sich zuerst den Psalter, dann auch andere Bücher der heiligen Schrift zu verschaffen, trat mit armenischen Christen in seiner Vaterstadt in näheren Verkehr, lernte die biblische Wahrheit immer mehr erkennen und lieben und war endlich fest entschlossen, seinen neuen Glauben auch öffentlich zu bekennen. Er brach förmlich mit dem Islâm und Allem, was derselbe von seinen Bekennern fordert, beobachtete den christlichen Sonntag und hielt sich, so oft er konnte, zu den Versammlungen der Christen in Saloniki. Allein ein schwerer Sturm bereitete sich vor, zumal da durch seine Vermittlung auch seine Frau, seine Schwägerin und ein türkisches Dienstmädchen zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen waren und gleich ihm von muhamedanischen Gebräuchen sich lossagten. Diesem Sturm glaubte Selim hauptsächlich um der zarten Frauen und seiner vier Kinder willen ausweichen zu müssen. Er eilte nach Konstantinopel und suchte dort die amerikanischen Missionare auf. Aber auch hier war er nicht sicher; denn noch war die Religionsfreiheit damals nicht proklamirt. Seine Freunde riethen ihm, nach Malta zu gehen, was ihm unter Gottes Schutz glücklich gelang.

Hier wurde er von Prediger Lowndes, dem Agenten der brittischen Bibelgesellschaft, noch weiter in der evangelischen Wahrheit unterrichtet und am 3. Februar 1853 mit seiner Frau, seiner Schwägerin und seinen Kindern getauft. Er nahm den abendländischen Namen Edward Williams an. Allein das war nicht genug. Das Evangelium wurde ihm von Tag zu Tag süßer, und wie er sich selbst im Besitz dieser köstlichen Perle selig fühlte, so wurde in ihm das Verlangen, ihren unschätzbaren Werth auch Andern anzupreisen, immer stärker. Er bereitete sich im protestantischen Collegium zu Malta förmlich zum Predigtamt vor, und nachdem er den ganzen Curs theologischer Bildung durchgemacht, ward er feierlich zum Amt, das die Versöhnung predigt, ordinirt. Dieß geschah, wenn wir nicht irren, im Jahr 1856, — eben zu der Zeit, wo der Hatti-scherif des Sultans die Religionsfreiheit im ganzen türkischen Reiche verkündigte. Williams glaubte unter dem Schutz dieses neuen Gesetzes ohne Gefahr nach Konstantinopel zurückkehren und dort seine selige Arbeit beginnen zu dürfen. Er ist noch heute in der türkischen Hauptstadt und predigt allsonntäglich, sowie an einigen Wochentagen, unbelästigt und in unverkennbarem Segen in einer den armenischen Protestanten gehörigen Kapelle vor großen Schaaren das Evangelium. Allerdings ist sein englischer Name eine Art Schild, der seine muhamedanische Abkunft vor der Aufmerksamkeit der großen Menge versteckt; auch sind es zunächst die Armenier und andere Christen der Hauptstadt, die sich bei seinen Predigten einfinden, und denen vor Allem seine Arbeit zugewendet ist; allein es fehlt fast nie an etlichen Muhamedanern, die sich unter den Zuhörern einfinden. Wir erwähnen nur eines einzigen Vorfalls.

Im Juli 1857 geschah es, daß ein protestantischer Armenier eine Unterredung hatte mit einem muhamedanischen Offizier der türkischen Armee. Das Gespräch kam auf religiöse Dinge. Da äußerte unter Anderm jener Offizier: „Ich habe das Neue Testament gelesen; nun möchte ich wissen, was eure protestantische Religion eigentlich lehrt.“ Der Armenier gab ihm eine kurze Auseinandersetzung unsres Glaubens. „Nun,“ erwiederte der Offizier, „das ist gut und schön; aber finden sich unter euch auch Muhamedaner, die euern Glauben angenommen haben?“ „O ja,“ entgegnete Jener, ohne das Gefährliche dieser Aeußerung zu bedenken; „o ja, es ist sogar Einer hier in Pera (Stadttheil von Konstantinopel), der in dem und dem Hause das Evangelium

predigt. Nächsten Sonntag Nachmittag könnt Ihr ihn dort hören, wenn Ihr wollt." „Du lügst," rief der Türke voll Entrüstung, „das kann nicht sein! Doch ich werde selbst hingehen und sehen. Ist es wirklich so, wie du gesagt, so soll dir kein Leid geschehen; ist es aber nicht so, so hau' ich dich in Stücke." — Richtig fand sich der Offizier in Begleitung dreier andern Türken am folgenden Sonntag an dem bezeichneten Orte d. h. in Williams' Kapelle ein. Dieser war von obiger Unterredung benachrichtigt worden, und hatte in der Erwartung, daß der türkische Offizier Wort halten würde, seinen Vortrag mit weiser Berechnung für muhamedanische Zuhörer eingerichtet. Die Predigt gieng ohne Störung vorüber. Nach Beendigung des Gottesdienstes trat Williams zu den vier Herren, wandte sich an den Offizier und fragte ihn höflich, ob er in dem, was er eben gehört und gesehen, irgend etwas Anstößiges wahrgenommen habe. „Nein," erwiederte dieser; „Alles war ganz schön und gut." Darauf fuhr Williams fort: „Wir sind keine Dschiaurs [d. h. Ungläubige oder Götzendiener]. Wir sind Eski Muselmanen [d. h. Muselmanen der alten Schule]." Um dieß zu verstehen, muß man wissen, daß die Muhamedaner alle Gläubigen vor Muhamed, d. h. alle wahren Christen und Israeliten, „Eski Muselmanen" nennen; deßhalb war die Erklärung, wir seien Eski Muselmanen, nicht blos ganz richtig, sondern für einen Muhamedaner auch viel verständlicher, als jede andere Bezeichnung. „Gut, gut!" rief der Offizier; „nun sehe ich, es war nur ein Mißverständniß zwischen jenem Burschen und mir. Er wollte sagen, daß es hier 'alte Muselmanen' gebe. Gut, gut; das ist etwas ganz Anderes!" Williams, der diese Aeußerung nicht ganz verstand, wiederholte dem Offizier: „Ihr seid neue Muselmanen, — wir gehören der alten Schule an. Ihr glaubet an Muhamed, — wir glauben an das Gesetz und das Evangelium." „Gut, ganz gut," rief der Türke, „das sind allewege heilige Bücher, von Gott gesandt, und die sollte man lesen. Ich werde wieder kommen und mehr davon hören." Damit nahm er freundlich Abschied.

Wir wissen nicht, ob der Mann sein Wort gehalten; aber darüber kann kein Zweifel sein, daß viele Türken sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen das Neue Testament lesen und einen geheimen Zug zu dem seligmachenden Wort vom Kreuze in sich tragen. Die türkische heilige Schrift wird mitten in Konstantinopel unter den Augen der Regierung öffentlich feil geboten und von Bibelträgern in allen

Straßen, unter Muselmanen und Christen, zum Kauf angetragen. Herr Bliß, der Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft, schreibt aus Konstantinopel unter dem 4. Mai 1858: „Täglich kommen mir Fälle zur Kenntniß, wo Türken Neue Testamente von unsern Colporteurs gekauft haben. Im Lauf der letzten drei Wochen wurden mehr heilige Schriften in Umlauf gesetzt, als sonst in drei Monaten, ungeachtet eben jetzt der Ramadan (das große muhamedanische Fest) in vollem Gange ist."

„Neulich," so erzählt derselbe Correspondent, „passirte einer unsrer Colporteurs ein türkisches Wachthaus. Da rief ihm einer der Soldaten zu: 'Habt Ihr auch türkische Bücher zum Verkauf?' — 'Ich habe das heilige Buch,' erwiederte er. 'Nun, laßt mich sehen,' rief der Soldat. Der Bibelträger händigte ihm die vier Evangelien in türkischer Sprache ein, die der Mann auch sofort um den vollen Preis, und offenbar mit großer Freude kaufte.

„Ein anderer Bibelträger, der hauptsächlich unter den Türken arbeitet, bringt täglich etliche Stunden in einer Bude nahe bei dem Palast des Seraskiers zu, um heilige Schriften zu verkaufen. Als er nun vor einigen Tagen auch dort war und der vorüberströmenden Menge seine Bücher feilbot, näherte sich schüchtern eine türkische Dame, nahm eine der Bibeln in die Hand und fragte, was darin stünde. Da sie durch die Antwort des Colporteurs nicht ganz befriedigt schien, bat sie um die Erlaubniß, das Buch einem in der Nähe sitzenden Türken zeigen zu dürfen, damit er ihr ein wenig daraus vorlese, und ihr sage, was darin stehe. Das wurde ihr gerne gestattet. Der Türke nahm die Bibel und blätterte einige Minuten darin; dann gab er sie der Dame mit den Worten zurück: 'Das ist kein Buch für Sie. Es ist keines von unsern Büchern. Es ist eines von den Büchern der Ungläubigen.' — 'Aber,' erwiederte die Frau, 'wovon handelt es denn?' — 'Das geht Sie nichts an,' entgegnete Jener, 'es ist ein ungläubiges Buch!' — 'Steht darin etwas von Jesus Christus?' fragte die Dame weiter. Der Türke öffnete das Buch wieder und las ein wenig darin, ohne eine Antwort zu geben. 'Nun,' fragte abermals die Dame, die mit gespannter Erwartung dastand, 'steht etwas von Jesus Christus darin?' — 'Ja,' erwiederte der Türke; 'aber warum wollen Sie das wissen?' — 'Nun,' sagte Jene, 'wenn es das Buch ist, das von Jesus Christus handelt, so wünsche ich es zu kaufen.' — 'Können Sie lesen?' fragte der Türke. — 'Nein,'

war die Antwort, 'aber es kann mir Jemand daraus vorlesen.' Damit nahm sie die Bibel wieder, kehrte zum Colporteur zurück, zahlte den vollen Preis und trug mit sichtbarer Freude das Buch als einen kostbaren Schatz davon."

Noch wohlthuender ist, was der amerikanische Missionar Rigter von einem Besuch erzählt, den er bei dem Haupt einer Sekte von Derwischen (muhamedanischen Mönchen) zu Marsowan gemacht hat. „Er empfieng uns sehr freundlich," sagt er, "und stellte uns seinen kleinen Knaben vor, was ein besonderes Zeichen von Achtung und Freundschaft war. Wir erfuhren nun von ihm, daß er ein Neues Testament und eine Bibel besitze, und daß er Beides sorgfältig gelesen und studirt habe. Er selbst hatte vor mehreren Jahren das Evangelium Matthäi mit eigener Hand abgeschrieben. 'Und was halten Sie denn von der Bibel?' fragte ich. 'Oh,' erwiederte er, 'das würde Tage lang brauchen, wollte ich Ihnen Alles sagen. Das Wort Gottes ist ewig. Man kann es nicht zerhauen, nicht verbrennen, nicht zerstören. Es ist für ewige Zeiten da. Es lehrt uns Christum, das Evangelium der Liebe, — der Liebe zu Gott und zum Nebenmenschen. In Jesu lieben wir einander als Brüder. Es gibt drei Arten von Liebe: erstlich die gewöhnliche Freundschaft; zweitens, wenn man sein Leben läßt für seine Freunde; drittens, die Feindesliebe. Alle diese drei werden in der Bibel gelehrt. Es liegt ein verborgener Schatz im Evangelium, der aber mit der Zeit mehr und mehr ans Licht gebracht werden wird, bis er in der ganzen Welt gekannt und hochgeschätzt wird.' Ich sagte ihm dann, daß in Konstantinopel selbst gegenwärtig viele Türken nach der Bibel fragen und sie lesen, und daß wir die Hoffnung hegen, sie werde bald in Aller Händen sein. Darauf erwiederte er: 'Ich darf nicht frei reden, was ich denke; es könnte mir meinen Kopf kosten.' Später sagte er: 'Ich liebe das Evangelium Johannis, des Jüngers der Liebe; denn er versteht es, die zarte Liebe Jesu am vollsten zu enthüllen. Jenes Eisen dort ist kalt; aber wenn man es ins Feuer legt, so wird es warm und glühend. So ist es, wenn Brüder zusammenkommen; anfangs stehen wir einander als Fremdlinge kalt gegenüber; aber nach und nach werden die Herzen warm von der Liebe Christi.' Beim Abschied umarmte und küßte er uns aufs herzlichste, und mit Thränen in den Augen sprach er die Hoffnung aus, daß wir uns im Himmel wieder treffen werden."

Wir könnten ähnliche Vorgänge in großer Anzahl erwähnen. Der alte und erfahrene amerikanische Missionar Dr. Schaufler sagt in seiner neuesten Schrift über den gegenwärtigen Zustand der Türkei mit Beziehung auf die Mission: „Die ganze Masse der Bevölkerung der europäischen und asiatischen Türkei ist gegenwärtig in einer Gährung begriffen, und Alles drängt einem neuen Zustand der Dinge entgegen, und diese große Bewegung hat einen entschieden religiösen Karakter. . . . Es ist eine Krise, in welche alle Stände und Rassen der Bevölkerung hineingezogen sind; eine Krise, die gleichermaßen in den Städten und in den Dörfern, auf dem offenen Lande und in den unwirthlichen Gebirgen, vom Landmann und Städter, von den Gelehrten, den Staatsmännern, den Soldaten, den Hirten und selbst von den räuberischen Horden und Teufelsanbetern empfunden wird; eine Krise, die langsam und allmählig im Lauf der letzten 25 Jahre angebahnt ward, theils durch die Verbreitung der heiligen Schrift, theils durch politische Vorgänge; eine Krise, in welcher die größte aller Fragen: 'Was dünket euch von Christo? Weß Sohn ist er?' das eine, alles bewegende Gährungselement bildet."

Fragt man nun, durch welche Mittel alle diese bedeutungsvollen Veränderungen in einem Lande, wie die Türkei ist, hervorgebracht worden seien, so dürfte die Antwort nicht eben schwer sein. Wollte man sagen, die Mission habe dieß Alles zu Stande gebracht, so wäre dieß entschieden eine Täuschung. Es ist wahr, sie hat ein großes Werk dort begonnen, aber eben auch nur begonnen. Die Mission in Konstantinopel (durch die Amerikaner) wurde im Jahr 1831 gegründet; sie hatte aber ausschließlich die Armenier, Griechen und Juden im Auge, und von einer Arbeit unter den Muhamedanern war bis vor Kurzem keine Rede. Diese Mission unter den Armeniern war gesegnet, reich gesegnet; allenthalben, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, bildeten sich Gemeinden von Glaubigen. Die Türken kümmerten sich nicht darum. Erst als im Jahr 1846 von Seiten des armenischen Patriarchen eine wüthende Verfolgung gegen die neuen Gemeinden in Gang gebracht ward, wurden die muhamedanischen Behörden auf dieses evangelisch-christliche Werk aufmerksam. Zum ersten Mal erkannte da und dort ein Pascha oder irgend ein anderer Muselman den Unterschied zwischen dem evangelisch lautern Christenthum und dem abgöttischen Wesen der morgenländischen Kirchen. Viele wurden günstig gestimmt gegen das erstere,

und damit begann still und leise ein Sauerteig zu wirken, der seitdem weiter und weiter um sich griff.

Damit verband sich bald ein zweiter Umstand. Während des orientalischen Kriegs benützten die Missions- und Bibelfreunde die augenblicklich obwaltende Gelegenheit und führten unter dem Schutz der brittischen Waffen zugleich mit den Kriegsvorräthen ganze Massen Neuer Testamente in die türkische Hauptstadt und ihre Umgegend ein. Diese Schriften wurden, schon um ihrer Neuheit willen, von Vielen gekauft und gelesen. Aber wer wollte glauben, daß diese so eben erst eingeschmuggelten Bibeln und jene kaum recht begonnene armenische Mission die mächtige und tiefgehende Krise hervorgerufen, von der Missionar Schaufler oben sprach, und daß in Folge davon jene neuen Erlasse der Regierung gegeben worden seien, durch welche auch dem Muselman Religionsfreiheit gewährleistet ward?

Nein, die Ursachen liegen anderswo, so gewiß auch in der Hand Gottes eben jetzt die Mission und die Bibelverbreitung dazu dienen mußte, die Krise zu vermehren und vielleicht, wenn der Herr Gnade gibt, zu einem gesegneten Ausgang zu führen. Lernen wir diese Ursachen kennen.

Die erste derselben, die wir namhaft zu machen haben, liegt in dem sittlichen Zerfall, der seit dem Beginn dieses Jahrhunderts auch unter dem türkischen Volk, insbesondere unter den höhern Klassen, eingerissen ist. Der Verkehr der türkischen Vornehmen und Reichen mit den mancherlei Nationen des Abendlandes, insbesondere mit Frankreich, ist in den letzten Jahrzehnten so lebhaft geworden, daß allmählig nicht nur französische Sitte, Sprache und Bildung, sondern auch der französische Leichtsinn, Unglaube und Materialismus tief und weit in die obern Schichten der türkischen Gesellschaft eindrang. Große Schaaren von jungen Türken besuchen alljährlich die französische Hauptstadt und ihre wissenschaftlichen oder polytechnischen Anstalten, halten sich oft Jahrelang dort auf und kehren mit einem Anhauch des französischen Geistes in ihre Heimath zurück. Die französische Literatur, und zwar gerade ihre leichtfertigsten und verderblichsten Produkte, wie Eugene Sue, Voltaire und Andere, werden in der Türkei jetzt mit ebenso großem Interesse gelesen, als dieß sonst irgendwo der Fall ist. Französische Etikette, französische Liebhabereien, französische Mode, selbst französische Weine, dieser Gräuel des orthodoxen Muselman, brechen sich immer weiter ihre Bahn in die Kreise der türkischen vor-

nehmen Welt. Eben damit aber erleidet auch der alttürkische Geist eine tiefgehende, unglaubliche Umwandlung. Die frühere schroffe Abgeschlossenheit gegen die Dschiaurs macht einer schwächlichen Nachahmungssucht Platz; die strengen Lebensvorschriften des Korān werden im Geheimen verachtet und tausendfach übertreten; der Glaube an die alleinige und vollkommene Wahrheit des muhamedanischen Religionsbuchs geht in einem völligen Unglauben an alles Göttliche und Uebersinnliche unter, und die dem alten Türken heiligsten Stätten, Uebungen und Ordnungen verlieren ihre Heiligkeit, ihren Nimbus. Das ist die junge Generation des türkischen Volks, die wie das „junge Deutschland" oder das „junge Bengalen" dem innersten Geist und Wesen nach sich von dem alten conservativen Geschlecht der früheren Zeiten unterscheidet.

Die nothwendige Folge von dem Allem ist der gründliche Zerfall alttürkischer Sitte, das Abhandenkommen des alten Türkengeistes, eine tiefgehende Abschwächung der früheren, im ächten Türkenthum wurzelnden Nationalkraft. Ein eigenthümlich symbolisches Abbild hievon findet sich in einem seltsamen Umstand, der im April 1857 aus Konstantinopel berichtet ward. „Das Abhandenkommen des Sandschag Scherīf oder der heiligen Fahne des Islām," so schreibt ein Correspondent des Record, „hat kürzlich großes Aufsehen und viel Gerede in der Hauptstadt hervorgerufen. Diese Fahne ist, wie die Muhamedaner glauben, vom Himmel herabgekommen; sie ist der Mittelpunkt ihrer religiösen Verehrung. Niemand kann sie berühren ohne augenblicklichen Tod. Sie kann deßhalb, so urtheilt das Volk, nicht gestohlen worden sein; sie muß vielmehr durch ein unmittelbares göttliches Eingreifen anderswohin verpflanzt oder wieder in den Himmel zurückgenommen sein. Wäre das Letztere der Fall, so schließt das Volk, so hätte es mit dem Islām auf Erden ein Ende. Als deßhalb das erste Gerücht von dem Verschwinden dieser Fahne auskam, glaubte Niemand daran; als aber die Thatsache nicht mehr zu läugnen war, ergieng man sich in den seltsamsten Vermuthungen. Die Einen glaubten, der Sultan habe die Fahne heimlich wegschaffen lassen, in der Absicht, nach Entfernung dieses Talismans der Muselmanen für das Christenthum und die politischen Reformen freien Raum in der Hauptstadt zu haben, ohne gerade offen den Islām angreifen zu müssen. Andere meinten, die Ulema's und die alt orthodoxe Türkenpartei haben die Hand im Spiel; sie hätten die Fahne entfernt, nur um sie anderswo

(in Mekka, Brussa ꝛc.) wieder erscheinen zu lassen und dann einen fanatischen Aufstand gegen die Christen und gegen alle neuen Reformen hervorzurufen, den Sultan, der diese begünstigte, zu entthronen und einen neuen, weniger christenfreundlichen Nachfolger des Propheten mit dem Schwert Muhameds zu umgürten. Da und dort drohte ein Aufstand; bis jetzt ist aber Alles ruhig geblieben."

So schrieb man vor anderthalb Jahren aus Konstantinopel. Wie es sich aber mit dieser heiligen Fahne, diesem Wahrzeichen des Islām und der türkischen Herrschaft, verhalten mag, — das Haar des Simson ist abgeschnitten und seine Kraft von ihm gewichen. Das Osmanenreich ist wirklich und unzweifelhaft der „kranke, sterbende Mann", der nur durch künstliche Mittel noch am Leben erhalten werden kann.

Und dieß führt uns auf eine andere Ursache, durch welche die neuen großen Umwandlungen in der Türkei möglich wurden. Nach menschlichem Dafürhalten wäre es wohl das Wünschenswertheste, daß man den kranken Mann vollends sterben ließe, d. h. daß die türkische Herrschaft in Europa zu Ende gienge, und daß in Folge davon der Muhamedanismus im Großen und Ganzen den Todesstoß erhielte. Allein das scheint noch nicht Gottes Weg und Wille. Die Türkei scheint noch zu einer großen Offenbarung göttlicher Gerichtsherrlichkeit aufbehalten, zu der noch nicht die Zeit gekommen ist. Sie soll noch in ihrem politischen Bestand erhalten werden, und dazu bedient sich der König aller Könige der Eifersucht der europäischen Mächte. Rußland, Frankreich, Oestreich und England würden sich wohl gerne in das schöne Erbe theilen, aber man sieht nicht hinaus, wie man im Frieden unter sich die Theilung vollziehen könne. Deßhalb will man lieber den politischen Bestand der Türkei auch ferner, so wie er ist, aufrecht halten. Frankreich und England insbesondere haben sich zu Schutzherren und Aerzten des kranken Mannes herbeigelassen. Der letzte orientalische Krieg hatte darin und nur darin seinen Ursprung, seine eigentliche Bedeutung. Der Sultan verdankt sein Reich, seine Krone, sein Alles nur dem Schutz der abendländischen Großmächte. Das weiß er, das wissen auch alle seine Räthe und alle einsichtsvollen Männer des Reichs. Wenn nun die Gesandten und Bevollmächtigten dieser Schutzmächte im Namen ihrer christlichen Herrscher Forderungen an den Sultan und seinen Diwān richten, — Forderungen, welcher Art sie auch sein mögen, — wie soll derselbe ihnen

ausweichen oder seine Zustimmung verweigern? Er könnte es nur, wenn er selbst stark genug wäre, sein Recht und Reich zu schirmen gegen fremde Gewalt; er könnte es nur, wenn der alte Türkengeist noch in seinem Volke lebte. Aber dieser Geist ist dahin, und das Haupt des Muhamedanismus muß thun, was die christlichen Mächte fordern; er muß es thun auch wider Willen, und der Gewalt der Umstände weichen.

Die abendländischen Schutzmächte haben in guter Meinung die Stellung benützt, die sie zur Türkei einnehmen, und eben jene Zugeständnisse zu Gunsten der christlichen Bevölkerung des Reichs gefordert, von denen wir oben geredet haben. Die Gleichstellung der Rajahs mit den Muselmanen vor dem Gesetz ward erzwungen; der Sultan hat sie gewährt. Aber er hat eben damit nicht nur die ganze muselmanische alt-orthodoxe Welt bis ins Herz verwundet, sondern er hat sich auch mit den innersten, wesentlichsten Grundlagen des Muhamedanismus, mit dem Grundprinzip des Islām, in offenen und direkten Widerspruch gesetzt. Der Korān setzt den Moslēm zum Herrn der Welt und verweist jeden Nicht-Muselman als Rajah auf die Stufe des verachteten Sklaven, des Hundes; der abgezwungene Hatti-Humaiun aber verlangt die Rechtsgleichstellung der Christen, und während er den Rajah zur Würde des Moslēm erhebt, demüthigt er den Moslēm zur Stufe des Rajah. Der Korān erkennt nur Eine allgenugsame Wahrheit an, — den Islām, und ruft jeden seiner Bekenner zur Bekehrung oder Vernichtung der Ungläubigen auf; der Hatti-Humaiun fordert Anerkennung der Gleichberechtigung auch eines andern Glaubens. Der Hatti-Humaiun zerstört den Muhamedanismus in seinem Grundwesen.

Sollte ein solcher unerhörte Umschwung der Dinge ohne irgend eine Convulsion zu Stande kommen? Es ist unmöglich. Wahr ist, was wir oben darlegten, daß in den obern Schichten der türkischen Gesellschaft religiöse Gleichgültigkeit, französischer Unglaube und sittlicher Zerfall mit Macht eingedrungen ist; aber ebenso wahr ist auch, daß noch eine mächtige alttürkische Partei im Reiche lebt, die nur mit Zähneknirschen diese Demüthigungen erträgt und im Geheimen an einer mächtigen Reaktion arbeitet. Die Ulema's (Vertreter und Ausleger des Korān), die stolzen Würdeträger des Reichs, das Heer und vor Allem die untern Schichten des fanatischen und bigotten Volks, — sie Alle sind wüthend über den Abbruch, der

durch den Zwang der fremden Mächte ihrem Stolz und ihrer Würde geschehen, über den Abfall vom Islâm, zu dem ihr Herrscher, der Nachfolger Muhameds und Träger seines Schwertes, sich herbeigelassen, über den Hohn, der dem Propheten selbst angethan ward. Allerdings, so lange die Heere der Franzosen und Engländer während des orientalischen Kriegs auf türkischem Boden standen, und so lange von ihrem Schutz der Bestand des Reiches der russischen Uebermacht gegenüber abhieng, so lange war von keiner Reaktion die Rede. Aber man fürchtete nicht ohne Grund, daß mit dem Augenblick, da der letzte Franzose oder Britte das Reich verlassen hätte, auch die alttürkische Partei losbrechen und die abgerungenen Zugeständnisse zurücknehmen werde. Es ist dieß nicht geschehen. Die Erschöpfung der Nation hielt sie zurück. Da brach der indische Militäraufstand aus. Es ist bekannt, wie derselbe vor Allem von der muhamedanischen Bevölkerung Indiens ausgebeutet und die Wiederherstellung des muselmanischen Großmogul-Reiches der große Zielpunkt wurde, dem dort Alles entgegenstrebte. Die Augen der ganzen muhamedanischen Welt waren in ängstlicher Spannung auf den Ausgang dieses Kampfes gerichtet. Muhamedanische Emissäre durchzogen nicht blos Indien, sondern auch Persien, Arabien und die Türkei. England hatte mit der Dämpfung des indischen Aufstandes alle Hände voll zu thun; alle seine Kräfte waren dort in Anspruch genommen. War dieß nicht der rechte, der günstige Moment für die alttürkische Partei, mit Einem Schlag Alles zu nichte zu machen, was in den vergangenen Jahren dem Sultan war abgenöthigt worden?

Das Jahr 1858 hat uns die drohenden Bewegungen und sporadischen Ausbrüche des alten, bisher nur mit Gewalt niedergehaltenen, nicht aber verschwundenen muhamedanischen Geistes gezeigt. In der türkischen Hauptstadt selbst, mitten unter den höchsten Würdeträgern des Reichs bereitete sich eine gewaltsame Reaktion vor. Geistliche und weltliche Beamte des höchsten Ranges drängten den Sultan von allen Seiten und in drohender Haltung zu Rückschritten. Unter dem Volk war eine bedenkliche, weit verbreitete Gährung; in den Provinzen arbeiteten einflußreiche Wortführer an einer allgemeinen Erhebung. Der Sultan schwankte. Ein großer Schlag bereitete sich vor. Da trat das unglückliche Blutbad in Dschiddah, der arabischen Küstenstadt, ein. Der dortige französische Consul und eine große Anzahl von Christen wurden von dem fanatischen Pöbel ermordet. Es war eine

Wiederholung der Scenen von Indien. Auch anderwärts brach das vulkanische Feuer aus. In Palästina, in Kreta (Candia), in Bucharest, in Alexandrien, — überall Christenmord und blutige Gewaltthat oder drohende Gährung. Wir bejammern tief diese Gräuelscenen; aber sie waren die Rettung des Ganzen. Diese Ausbrüche kamen voreilig und unzusammenhängend, ohne Plan und einheitliche Leitung. Sie setzten die Führer der Reaktion in Verlegenheit und den Sultan in Schrecken. Man hat England angeklagt, daß es sofort durch seine Kriegsschiffe mit roher Gewalt und aus eigener Machtvollkommenheit die Bevölkerung von Dschiddah bestrafte. Aber es war der einzige Weg, größeres Unglück zu verhindern, die Verschwörer einzuschüchtern, die Plane der Reaktionäre zu durchkreuzen. Für den Augenblick ist die Gefahr vorüber, die Türkei ist in Bande gelegt, der innere Widerspruch ihrer Lage bis auf Weiteres verlängert.

Dieß ist der Stand der Dinge im türkischen Reiche, wie wir es im Jahr 1858 verlassen haben. Was wird uns das neue Jahr bringen? Gott weiß es. Uns aber will es scheinen, daß ein großer, entscheidender Kampf früher oder später kommen muß. Die Türkei wird nicht, sie kann nicht auf dem Wege allmähliger Reform erneuert und wiedergeboren werden; es wird durch Blut und Kampf geschehen. Der Islâm ist durch das blutige Schwert zur Herrschaft gekommen, durch das Schwert wird er überwunden und vernichtet werden. Er war in der Hand Gottes eine Zuchtruthe der abgefallenen Christenheit; aber es wird ihm ergehen, wie es Assur gegangen: „Wenn der Herr all sein [Zucht- und Straf-] Werk ausgerichtet hat [durch Assyrien] an dem Berge Zion und an Jerusalem [durch den Islâm an der Christenheit], dann will ich heimsuchen die Frucht des Hochmuths des Königs zu Assyrien und die Pracht seiner hoffärtigen Augen. Darum daß er spricht: 'Ich habe es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug; daß ich die Gränzen der Völker verrückt und ihre Vorräthe geraubt und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen habe; und meine Hand hat gefunden die Güter der Völker, wie ein Vogelnest, daß Ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man verlassene Eier zusammenrafft.' Mag sich auch die Axt rühmen wider den, so damit hauet? oder die Säge groß thun wider den, so sie zeucht? . . . Darum wird der Herr Zebaoth unter seine Fetten die Darre senden,

und unter seiner Herrlichkeit wird ein Brand angehen, wie eines Feuers Brand. Und das Licht Israels wird zum Feuer werden, und sein Heiliger wird zur Flamme werden, und wird seine Dornen und Disteln anzünden und verzehren auf Einen Tag." Jes. 10, 12—17.

Die Goldküste

und die Basler Mission daselbst.

Es war im Jahr 1826, daß die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel anfieng, ihre Blicke auf die tiefversunkene Bevölkerung Westafrika's zu richten. Sie war von Anfang an gewohnt, bei der Wahl ihrer Arbeitsgebiete mit betender und nüchterner Besonnenheit auf bestimmte, klare Winke des Herrn zu achten, und erst wenn sie erkennen zu dürfen glaubte, daß der Herr selbst rufe und für den Fuß ihrer Sendboten freie Bahn gemacht habe, schritt sie ans Werk; und diese Schritte that sie dann mit getrostem Glaubensmuth, auch wenn nach menschlichem Dafürhalten noch immer große und bedenkliche Schwierigkeiten den Weg zu versperren schienen. Der selige Inspektor Blumhardt pflegte zu sagen: „Sind wir nur des Willens Gottes und Seines Rufes gewiß, so fürchten wir uns vor nichts in der Welt; auch die Mittel zur Ausführung müßten uns, wenn es nöthig wäre, durchs Fenster hereingeflogen kommen."

Im genannten Jahre kamen von zwei Seiten her dringende Einladungen nach Basel, die uns zur Errichtung einer deutsch-evangelischen Mission in Westafrika aufforderten. Die eine gieng aus von der neugegründeten Kolonie Liberia. Es ist bekannt, daß in dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts (1817) in den Staaten von Nordamerika sich ein Verein bildete, der sich zum Zweck gesetzt hatte, für die zahlreichen freien Neger, die sich in der Union vorfanden, und deren Zahl sich damals auf mehr als 200,000 belief, ein größeres Gebiet auf der westafrikanischen Küste zu erwerben und sie dort als freie Kolonisten anzusiedeln. Der erste Versuch auf der Scherbro-Insel, vierzig Stunden südlich von Sierra Leone, wo 88 Ansiedler im Jahr

1820 sich niederließen, nahm einen überaus unglücklichen Ausgang. Alle amerikanischen Agenten der Gesellschaft und viele von den Schwarzen wurden vom Tode hinweggerafft. Erst als im Jahr 1822 Dr. Ayres einen neuen gesündern Landstrich auf dem Cap Mesurado ausfindig machte und für die Zwecke der Gesellschaft zu erwerben wußte, gelang das Unternehmen unter Gottes Segen. Der Distrikt erhielt den Namen Liberia (Land der Freiheit), und die erste Niederlassung ward, dem damaligen Präsidenten der Union zu Ehren, Monrovia geheißen. Im August desselben Jahres langte eine neue Schaar schwarzer Kolonisten unter der Leitung des frommen und energischen Amerikaners Ashmun an. Aber auch jetzt waren die ersten Jahre Zeiten namenloser Drangsal. Die nächtlichen Ueberfälle der Eingeborenen und die Verheerungen des Klimafiebers brachten mehrmals die junge Ansiedlung an den Rand des Untergangs. Erst mit dem Jahr 1825 brach eine günstigere Zeit an. Neue Kolonisten strömten herbei; das Landgebiet erhielt bedeutenden Zuwachs; zwei Kapellen und fünf Schulen wurden errichtet. Mit einer neuen Schaar von schwarzen Ansiedlern kam 1826 eine Buchdruckerpresse an. Die Bevölkerung fieng nach und nach an sich heimisch zu fühlen und die dargebotenen Bildungsmittel zu benützen. Alle Kinder der Kolonisten und zwei Dritttheile der Erwachsenen besuchten die Schulen. Im April 1827 entstand sogar ein Missionsverein unter den Negern der Kolonie, der gleich zu Anfang 45 thätige Mitglieder zählte.

Um jene Zeit (1826) wandte sich Ashmun nach Basel mit der Bitte um die Errichtung einer deutsch-evangelischen Mission in Liberia. Die Kommittee glaubte darin einen Ruf des Herrn zu erkennen. Schon im folgenden Jahre (1827) langten die drei Basler-Missionare Handt, Sessing und Hegele auf jener Küste an; ihnen folgten Wulff und Kißling auf dem Fuße nach. Eine armselige Hütte, mitten in dickem Buschwald, wo die Landesfieber einheimisch waren, diente den Brüdern zur ersten Wohnstätte. Man kannte damals weder die tückische Gewalt des Klima's, noch die angemessenen Mittel, der Gefahr zu begegnen. Wulff war der erste, der dem Fieber zum Opfer fiel. Neben seinem Grabe legte man bald darauf die Leiche des edlen Ashmun zu ihrer ewigen Ruhe. Hegele erkrankte so gefährlich, daß er nach Europa zurückkehren mußte; Sessing begleitete ihn. Nur Handt und Kißling blieben auf dem Kampfplatz zurück. Mit fröhlichem Muthe schritten diese Beiden,

nachdem sie das Klimafieber glücklich überstanden, an die Arbeit unter den Heiden. Aber neue Prüfungen warteten ihrer. Auch Handt mußte mit zerstörter Kraft und Gesundheit Liberia verlassen, und Kißling stand allein da, als im Jahr 1830 Sessing mit drei neuen Brüdern von Basel wieder eintraf. Aber kaum hatten die Letzteren ihren Fuß auf den tödtlichen Boden Westafrika's gesetzt, so sanken sie alle drei ins Grab. Von acht jungen Männern, die in voller Jugendkraft dahin gekommen waren, sind innerhalb dreier Jahre vier zum Opfer gefallen; zwei mußten mit gebrochener Kraft nach der Heimath zurückkehren; die zwei Uebrigen, Sessing und Kißling, waren so entmuthigt, daß auch sie entschlossen waren, diesen Boden zu verlassen. Sie schlossen sich bald nachher an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft an, in deren Dienst Missionar Sessing nach Jamaika gieng, wo er nach langer und gesegneter Arbeit unter den Negern vor kurzer Zeit zu seiner Ruhe eingegangen ist, während Kißling noch jetzt in Neuseeland im Segen arbeitet. Die Kommittee zu Basel aber glaubte nicht weiter es auf sich nehmen zu dürfen, ihre Sendboten wie es schien in den gewissen Tod zu senden, und gab mit tiefer Wehmuth die Liberia-Mission auf. Seitdem haben amerikanische Missionen das Feld in Besitz genommen.

Der zweite Ruf, der fast zu gleicher Zeit die Kommittee in Basel zur Arbeit auf der westafrikanischen Küste einlud, gieng aus von Herrn von Richelieu, dem damaligen Gouverneur der dänischen Kolonie auf der Goldküste.

Vom Cap Palmas an (südlich von Liberia) zieht sich die Küste Westafrika's in gerader Richtung nach Osten, bis sie bei der Bucht von Benin sich wieder südlich wendet und durch diese fast rechtwinklige Umbiegung des Festlandes den weit ausgedehnten Golf von Guinea bildet. Das ganze Gebiet an der Nordküste dieses Golfs heißt Ober-Guinea, während die andere, nach Süden sich erstreckende Küste bis über Benguela hinaus (s. den Missionsatlas der evang. Missionsgesellschaft von Basel, Blatt II und III) den Namen von Nieder-Guinea trägt. Ober-Guinea zerfällt wieder in drei Theile. Das westliche Drittel gegen Cap Palmas zu nimmt die Zahn- (oder Elfenbein-) Küste ein, — ein flaches, einförmiges Gebiet, wo nichts das Auge fesselt, als die üppigen Kokospalmwälder, die unabsehbar sich ausdehnen und viele bedeutende Städte und Dörfer der Eingeborenen in ihrem Schooß verbergen. Fast der ganzen Küste entlang

zieht sich eine breite Lagune, die vom Meere nur durch eine schmale Sandbarre getrennt ist und nur wenige Mündungen in die offene See darbietet. Schlimmer aber ist die unaufhörliche hohe Brandung, die an die Küste schlägt und das Landen fast unmöglich macht. Dieß ist auch der Grund, warum bis in die neueste Zeit keine europäische Niederlassung, mit Ausnahme einer unbedeutenden französischen Faktorei, an dieser Küste sich gebildet hat. „Es ist sehr zu bedauern," sagt der amerikanische Missionar L. Wilson in seinem lehrreichen Buch über Westafrika, „daß bis jetzt kein Versuch zur Gründung einer Mission auf der Zahnküste gemacht wurde. Die Hauptschwierigkeit, die dabei zu überwinden wäre, ist die einer sichern Landung; aber sie kann nicht als unübersteiglich betrachtet werden. Das Volk, das diese Küste bewohnt, ist friedfertig und würde ohne Zweifel die Boten des Evangeliums mit Freuden empfangen und freundlich behandeln. . . . Nach dem gesunden kräftigen Aussehen der Eingeborenen, sowie nach dem allgemeinen Karakter des Landes zu urtheilen, sollte man glauben, daß weiße Leute hier ebenso gut leben könnten, als an irgend einem andern Theil von Ober-Guinea. Ein Missionar, der beim Cap Lahu sich niederließe, würde nicht blos eine große Bevölkerung unmittelbar in seiner Nähe vorfinden, sondern auch mittelst des Flusses und der Lagune leichten Zugang haben zu stark bevölkerten Distrikten an der Küste und im Innern."

Das östliche Drittel von Ober-Guinea gegen die Bucht von Benin zu hat den traurigen Namen der Sklavenküste, so genannt von der Masse von Sklaven, die von diesem Theil der Küste ausgeführt wurden und noch werden. Sie dehnt sich aus von dem Woltastrom im Westen bis zum herrlichen Niger und über denselben hinaus im Osten, und schließt die drei Königreiche von Dahome, Yoruba, und Benin in sich. Welche Bedeutung dieser Theil von Westafrika in Folge der hoffnungsvollen Missionen im Yoruba-Land und in Cameruns, sowie durch die großartigen Unternehmungen am Niger, zu gewinnen angefangen hat, ist bekannt.

Zwischen der Zahnküste einerseits und der Sklavenküste andrerseits liegt mitten inne die Goldküste. Sie erstreckt sich etwa 70 Stunden lang vom Fluß Komba oder Assini an (bei Groß-Bassam) bis zum Wolta-Strom. „Hier findet sich," schreibt Wilson, „eine ebenso reiche Fülle und Mannigfaltigkeit landschaftlicher Reize, als in irgend einem andern Theile der Welt. Hohe Bergketten, die fast vom

Meeresstrand an sanft ansteigen und weit ins Land hinein sich erstrecken, Hügel von verschiedener Größe und allen denkbaren Formen und Umrissen, fruchtbare Ebenen mit wellenförmigen Erhebungen, — das Alles bietet sich der Reihe nach dem Blicke dar, und das Auge kann kaum satt werden vom Anschauen der wechselnden Umrisse der Landschaft oder vom Bewundern der anmuthsvollen Palmen und prächtigen Schirmbäume, die nach allen Richtungen hin das Land bedecken.

„Nicht weniger überraschend ist der allgemeine Karakter der Städte und Dörfer, die sich an dieser Küste dem Auge darbieten. Hier finden sich nicht mehr die runden Hütten, die man an der Pfefferküste trifft, nicht mehr die niedrigen Häuser mit flachen Dächern und mit den hohen Pallisaden ringsum, welche die Wohnungen selbst dem Auge fast verbergen, wie an der Zahnküste; sondern da findest du verhältnißmäßig stattliche, im Viereck gebaute Häuser mit Lehmmauern und manchmal zwei und drei Stockwerke hoch. Das Aussehen dieser Städte wird noch imposanter durch die bedeutenden europäischen Forts, die in unmittelbarer Nähe bei ihnen liegen, und aus deren Mitte da und dort stattliche und die Umgegend weithin beherrschende Kastelle emporragen. Manche dieser Forts könnten wohl eine Vergleichung aushalten mit den tüchtigsten Festungswerken in Europa. Diese ganze Küste war im 17. und 18. Jahrhundert fast buchstäblich mit europäischen Forts besäet. Mir selbst sind nicht weniger als 25 bekannt, so daß also im Durchschnitt je eines auf eine Strecke von drei Stunden kommt. Sie wurden zum Schutz des Handels erbaut, der damals vorzüglich mit Sklaven und Goldstaub getrieben ward. Das erste, das errichtet wurde und zwar durch die Portugiesen gegen Ende des 15. Jahrhunderts, war das von Elmina, das in ihrem Besitze bis 1637 blieb, wo es ihnen durch die Holländer entrissen ward. In den Händen der Letzteren ist es noch bis auf diesen Tag. Drei von den oben erwähnten 25 Forts wurden von den Dänen, zwei von den Preußen, die übrigen von den Holländern und Britten erbaut, und zwar alle im 16. Jahrhundert mit Ausnahme derer von Dix Cove, Anamabo und Akrah. Seit der Abschaffung des Sklavenhandels ist der größte Theil derselben verlassen worden und befindet sich nun in völligem Zerfall. Nur elf werden noch jetzt in gutem Stand erhalten und haben eine Garnison von schwarzen Soldaten mit europäischen Offizieren. Davon gehören vier den Holländern und sieben den

Engländern. Die ersteren, mit Ausnahme von Elmina, das zu den schönsten und stärksten an der Küste gehört, sind fast nur noch Handelsfaktoreien und haben für die Regierung von Holland wenig Werth mehr. Die englischen Forts sind für den Handel viel besser gelegen, und da sie überdieß in trefflichem Stand erhalten werden, so geben sie den Britten ein entschiedenes Uebergewicht an der Goldküste. Ihr größtes und bedeutendstes Fort ist das von Cap Coast.*) Es ist der Sitz des Generalstatthalters und kann als der Mittelpunkt des Handels an diesem Theil der afrikanischen Küste betrachtet werden. Es gehörte einst den Dänen, wurde dann von ihnen an die Holländer verkauft und kam endlich im 17. Jahrhundert in die Gewalt der Engländer. Es nimmt einen nicht unbedeutenden Raum ein, und seine Mauern sind 20 und mehr Fuß hoch und mit mehr als 100 Kanonen besetzt. Das Kastell erhebt sich in vier Stockwerken aus seiner Mitte und bietet dem Generalstatthalter und seinem Gefolge, sowie den meisten öffentlichen Beamten Raum genug zu bequemen Wohnungen dar. Die Garnison besteht aus schwarzen Soldaten aus Westindien oder aus dem Lande selbst und wird von englischen Offizieren befehligt. Die Forts zu Dix Cove, Anamabo und Akrāh sind kleiner und wurden Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet. Von den drei Forts bei Akrāh, die sämtlich ganz nahe bei einander liegen, gehörte je eines den Holländern, den Dänen und den Engländern; vor einigen Jahren aber verkauften die Dänen das ihrige an England, und da die Holländer nur wenig Handel und Einfluß hier besitzen, so steht eigentlich das ganze Gebiet unter der Herrschaft der Britten. . ."

So schreibt der amerikanische Missionar Wilson. Eben diese Goldküste aber war es, auf welche die evangelische Missionsgesellschaft

---

*) Das Titelbild dieses Heftes stellt den eingeborenen König von Cap Coast, Quaccoe Attah, dar, wie er von Prediger Daniel West photographirt wurde. Seine schwarze Majestät sitzt auf einem stattlichen Thronsessel; auf der Stirne trägt er goldgestickte Verzierungen, mit Bändern befestigt, die ohne Zweifel das Diadem vorstellen sollen. Das rechte Handgelenk ist mit einer Reihe massiver Goldspangen, der kleine Finger mit einem Brilliantring, das linke Armgelenk mit goldgestickter Manschette geschmückt. Auch um den Nacken hängt eine schwere goldene Kette. In der Rechten hält er den Elephantenschwanz, als Fliegenwedel, in der Linken eine Art Scepter. Ein reiches seidenes Gewand, in anmuthige Falten geworfen, liegt über dem untern Theil des Körpers.

zu Basel durch den damaligen dänischen Gouverneur Richelieu im Jahr 1826 eingeladen wurde. Etwa auf der Mitte der Küstenlinie liegen die von Wilson genannten und fast an einander stoßenden drei Forts von Akrāh. Das westlichste gehört den Engländern und trägt den Namen Jamestown (sprich: Dschähmstaun); unmittelbar daran angebaut ist holländisch Akrāh, und eine halbe Stunde weiter östlich liegt Christiansborg oder, wie es damals hieß, dänisch Akrāh, das im Jahr 1853, wenn wir nicht irren, an England durch Kauf abgetreten wurde.

Der Schutz der wohlmeinenden dänischen Regierung, die Empfänglichkeit der dortigen Negerwelt für das Evangelium und der Umstand, daß für jetzt keine andere Missionsgesellschaft dieses Feld besetzt hatte, — Alles wirkte zusammen, um die Kommittee zu überzeugen, daß der Herr sie dorthin rufe. Vor Allem aber schöpfte sie aus einer großen und erhebenden Erinnerung, die sich an die Goldküste knüpfte, tröstliche Hoffnungen für das Gedeihen einer Mission auf diesem Boden. Fast ein Jahrhundert früher nemlich (1737) hatte die Brüdergemeinde, diese aufopferungsvolle Diakonissin der todtkranken Heidenwelt, dort den Versuch einer Arbeit unter den Negern gemacht. Aber alle ihre Sendboten, elf Brüder und eine Schwester, sanken ins Grab. Es war dieß eine so erschütternde Erfahrung, daß die Unitäts-Aeltesten-Conferenz die Mission auf der Goldküste endlich wieder aufgab. Graf Zinzendorf aber sang über diesen Gräbern:

Es wurden Viele ausgesä't,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht:
„Das ist die Saat der Mohren!"

Daß diese edle Saat noch aufgehen und viel Frucht der Gerechtigkeit und des Heils tragen müsse, — wenn auch erst nach einem Jahrhundert, — das war der Kommittee zweifellos.

Freilich sollte die Kommittee mit dieser neuen Mission, die sie im Glauben unternahm, für eine lange Zeit ähnliche Erfahrungen machen, wie sie die Brüdergemeinde dort, und wie sie selbst sie auf Liberia gemacht. Von den vier Brüdern Salbach, Schmidt, Holzwarth und Henke, die im Jahr 1828 bei Christiansborg ans Land stiegen, fielen die drei ersteren schon nach einigen Monaten in ein frühes Grab. Im Jahr 1831 folgte ihnen auch Henke im Tode. Der Schlag war erschütternd; aber die Kommittee ließ sich

nicht entmuthigen. Schon im Jahr 1832 landeten drei neue kräftige und glaubensmuthige Sendboten, Andreas Riis, ein geborener Däne, Jäger, der zugleich ein tüchtiger Arzt war, und Heinze. Der Letztere fiel schon nach wenigen Wochen als Opfer des Klimafiebers; Jäger folgte ihm bald. Auch Riis stand dreimal am Rande des Grabes, bis er nach der Weisung der Kommittee auf die Akwapēm-Berge eilte, die etwa 10—12 Stunden landeinwärts sich erheben, und deren frischere Bergluft der europäischen Constitution zuträglicher schien. Und der Herr segnete diesen Gang. Sein Leben war gerettet. Hart bei der Negerstadt Akropong auf dem genannten Gebirge faßte er festen Fuß, baute sich mit eigener Hand eine Wohnung und eröffnete eine Schule. Damit begann unsre Mission auf der Goldküste.

Wohl gieng es noch manches Jahr auf Kreuzes- und Todespfaden vorwärts. Die Brüder Stanger und Mürdter, die mit einer Braut für Bruder Riis im Jahr 1836 eintrafen, fanden schon nach kurzer Zeit, der eine im December 1837, der andere ein Jahr später, ihre Gräber auf den Hügeln von Akwapēm. Riis harrte unentmuthigt und unterstützt von einer trefflichen Gattin im Glauben aus. Schon zeigten sich die ersten hoffnungsreichen Knospen, die einen nahenden Geistesfrühling unter dem Negervolke ankündeten. Aber noch einmal sollte ein Ungewitter, freilich ganz anderer Art, über die junge Saat ergehen. Der edle Richelieu, der die deutschen Friedensboten nach diesem Arbeitsfelde eingeladen, mußte das Land verlassen, und ein neuer Gouverneur von Dänemark traf ein, „der wußte nichts von Joseph." Peinliche Mißverhältnisse, Verdächtigungen und Störungen aller Art waren die Folge. Riis wurde sogar bei der dänischen Regierung in Kopenhagen als ein „gefährlicher Mensch" verklagt, der die Interessen der Kolonie beeinträchtige. Der einsame Missionar fühlte sich der Last der Arbeit, den schwächenden Einflüssen des Klima's und dem Kummer, den ihm jene Anfeindungen bereiteten, kaum mehr gewachsen. Die Kommittee befand sich in einer peinlichen Lage. Sollte sie auch diese Mission, wie die auf Liberia, aufgeben? War der Ruf, der an sie im Jahr 1826 ergangen war, nicht vom Herrn gewesen? Sollte die Negerwelt der Goldküste ihrem eigenen Elend überlassen bleiben? Sie griff zu dem einzigen Auskunftsmittel, das ihr übrig blieb. Riis wurde eingeladen, nach Europa zu kommen, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um mit ihm persönlich die Lage der Dinge berathen zu können. Als

der tiefgebeugte Bruder sich zum Aufbruch rüstete, ungewiß, ob er je wieder zu dieser Stätte der Schmerzen zurückkehren würde, da strömten die Neger weinend und wehklagend herbei, baten ihn flehentlich wiederzukommen, und versprachen, künftig seinen Worten ein williges Ohr zu leihen. Als ihnen Riis ihre bisherige Gleichgültigkeit vorhielt, erwiederten sie: „Du mußt bedenken, daß Du ein einziger Mann bist, wir aber sind ein zahlreiches Volk; Du bist unter uns nur kurze Zeit gewesen, wir aber haben viele Jahre in Finsterniß und Unwissenheit gelebt; Du bist häufig auf Reisen in andere Gegenden gegangen; wir haben Kriege unter einander geführt; Du hast unsre Sprache noch nicht völlig verstanden; mit uns aber wird es dennoch ein Anderes werden, wenn Du nur wiederkehrst. Ists nicht schon viel besser bei uns geworden, seitdem Du zu uns gekommen bist?" Als Riis diese Reden der Neger im Kreise der Kommittee (1840) wiederholte, und als sogar ein Missionar der Brüdergemeinde, der ehrwürdige Passavant, von einem Neger erzählte, der von der dänischen Goldküste nach Surinam (in Südamerika) gekommen sei und von der Liebe und Verehrung seiner Landsleute für ihren „weißen Vater" mit bewegtem Herzen gesprochen habe, da konnten die Väter unsrer Mission nicht mehr im Zweifel sein, was der Herr sie thun heiße. Dazu kamen noch andere günstige Umstände. Der feindselige Gouverneur auf der Goldküste starb. Die dänische Regierung erklärte sich vollkommen befriedigt durch die Erklärungen des Missionars Riis und versprach, die deutsche Mission mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln zu schützen und ihr unbeschränkten Spielraum zu lassen; Riis selbst war mit seiner Gattin freudig bereit, dahin zurückzukehren, und die Zöglinge des Missionshauses sprachen in einer feierlichen Versammlung einmüthig die herzliche Bereitwilligkeit aus, sich auf dieses Feld des Todes senden zu lassen. Der Herr sprach laut genug durch diese Stimmen.

Die Kommittee schritt zu einem neuen und kräftigeren Anfang ihrer westafrikanischen Mission. Riis wurde beauftragt, seinen Weg nach der Goldküste über Westindien zu nehmen und dort aus dem Kreise der Missionsgemeinden der mährischen Brüder, unter der vollen Zustimmung der Unität, eine Anzahl freiwilliger Negerchristen zu sammeln, welche auf Kosten der Basler Missionsgesellschaft sich nach der Goldküste übersiedeln und den Grundstock einer neuen Missionsgemeinde bilden sollten. Aus der großen Zahl, die sich besonders auf

Jamaika dafür anboten, wurden 27 Personen, Männer, Frauen und Kinder, ausgewählt, und diese kamen mit den Geschwistern Riis im Februar 1843 in Akropong an. Fast zu gleicher Zeit traf auf direktem Wege Missionar Widmann, der jetzt noch im Segen dort arbeitet, samt einem Laienbruder daselbst ein. Damit begann eine neue und reichgesegnete Zeit für unsre westafrikanische Mission.

Es ist nicht nöthig, hier die Geschichte dieser Mission im Einzelnen weiter zu verfolgen. Leid und Freude, Tod und Leben, Rückschritte und Fortschritte wechselten hier, wie überall im Reiche Gottes auf Erden. Aber die festen und wie es scheint unzerstörlichen Grundlagen einer großen Zukunft sind unter der Negerbevölkerung der Goldküste gelegt, und der Baum des Lebens ist auf jenem tödtlichen Boden nicht blos gepflanzt, er ist auch unverkennbar gewachsen und erstarkt.

Unter zwei verschiedenen, aber nahe verwandten Negerstämmen ist das Werk gründlich und wachsthümlich begonnen. Der eine ist der Stamm der Akwapēm-Neger auf dem Gebirge mit der Hauptstation Akropong. Seine Sprache ist das Otschi. Von dort aus verzweigt sich die Arbeit weiter über das Gebirge bis tief ins Land hinein und hat bereits auch unter dem Krobo-Stamm Wurzeln geschlagen. Der andere ist der Stamm der Akrāh-Neger auf der Küstenebene, dessen Mittelpunkt das Fort Christiansborg mit der unmittelbar an dasselbe sich anlehnenden Negerstadt Ussu ist, und dessen Sprache das Gâ ist*). Allenthalben haben sich auf den fünf Hauptstationen (Christiansborg, Abókobi, Abude, Akropong und Gjadam), sowie auf mehreren Außenstationen kleinere oder größere Gemeinden gebildet; Kapellen und Schulen sind errichtet, Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen blühen, ein Katechistenseminar für Otschi- und Gâ-Jünglinge liefert eingeborene Gehülfen, und in beiden Sprachen sind Grammatiken und kleine Wörtersammlungen, Lesebücher und Kirchenlieder, vor Allem aber einzelne Theile der heiligen Schrift bearbeitet und im Druck erschienen.**) Wir wiederholen, ein fester, hoffnungsreicher Anfang ist gemacht; aber wir müssen mit Zinzendorf hinzufügen:

---

*) Das â mit dem Circumflex bezeichnet den Nasenlaut, den wir im Deutschen z. B. bei dem Wort „Ahnen" haben, so daß Gâ ausgesprochen wird, wie das französische Gant (der Handschuh).

**) Nach dem letzten Jahresbericht (31. Dez. 1857) befanden sich auf den westafrikanischen Stationen der Basler MG. im Ganzen 15 Brüder und 8 Schwestern,

Ein kleiner Anfang ist gemacht;
Die Erde ist noch sehr voll Nacht.
Ach, brich hervor zu dieser Zeit,
Du Sonne der Gerechtigkeit!

Wir glaubten diese Darlegungen voranſenden zu müſſen, ehe wir den lehrreichen Aufſatz folgen laſſen, den uns Miſſionar Zimmermann, der ſeit 1849 auf der Goldküſte arbeitet, vor Kurzem eingeſandt hat, und der den Eingang zu weiteren Mittheilungen, wie er ſie uns verſprochen hat, bilden ſoll. Zimmermann kennt aus zehnjährigem Aufenthalt an der Küſte, aus vielfachem und lebendigem Verkehr mit den Eingeborenen, aus den Wanderungen, die er im Lande weithin ausgeführt, aus den genauen und aufmerkſamen Beobachtungen, die er angeſtellt hat, das Land und Volk, das er ſchildert, beſſer als kaum irgend ein Anderer. Er wird deshalb Vielen einen wahren nnd dankenswerthen Dienſt thun, wenn er in möglichſt eingehender Weiſe die Schilderungen fortſetzt, deren Anfang er uns geliefert hat. Doch wir laſſen ihn ſelbſt reden.

„Afrika, ſüdlich und öſtlich von der großen Sandwüſte Sahara, das mit Ausnahme Egyptens bisher ſo feſt verſchloſſene, fängt an, geographiſch, ethnographiſch, philologiſch und ſelbſt hiſtoriſch Umriſſe und Geſtalt zu gewinnen in den Augen Europa's, und die Kenntniß deſſelben hat in den letzten zehn Jahren, beſonders durch Miſſionare, Reiſende und die beiden neueſten Nigererpeditionen erſtaunliche Fortſchritte gemacht. Vergleicht man nun die verſchiedenen Schilderungen von Land, Volk, Sprachen ꝛc. unter ſich, ſo ſtellt ſich uns eine eigenthümlich großartige Erſcheinung vor Augen. Was man aus der abgeſchloſſenen Geſtalt des ganzen Welttheils allerdings längſt ſchließen konnte, was aber die frühere oberflächliche Anſchauung des Völker- und Sprachengewimmels, das dadurch zum Gewirre wurde, wieder

---

welche unterſtützt wurden von 12 eingeborenen Katechiſten und chriſtlichen Lehrern und zwei eingeb. chriſtlichen Lehrerinnen; im Katechiſtenſeminar befanden ſich 11 (neuerdings 22) Zöglinge, in den Erziehungsanſtalten 34 Knaben und 48 Mädchen, in den Gemeindeſchulen 66 Kinder. Die Zahl der Kommunikanten belief ſich auf 225, erwachſene Nicht-Kommunikanten 19, Kinder 123 (zuſammen 367 Chriſten); dazu kamen 37 Schüler, die noch nicht zur Kirche gehören, aber chriſtlich erzogen werden, ſo daß am Schluß des Jahres 1857 die Geſamtzahl derer, die zur Gemeinde gehören oder in nächſter Verbindung mit ihr ſtehen, mehr als 400 Seelen betrug, — eine Zahl, die ſeitdem noch geſtiegen iſt.

umzustoßen schien, das tritt jetzt immer gewaltiger ans Licht, nemlich die Gleichartigkeit und Einheit dieser ganzen ungeheuren Länder- und Völkermasse unter sich in ihren Hauptkarakterzügen, wobei Egypten nicht nur nicht auszuschließen, sondern — was auch die heilige Schrift erwarten läßt — als Haupt zu betrachten ist, namentlich wenn wir dasselbe zusammen mit Aethiopien, d. h. die Ebene zusammen mit ihrem Grenzgebirgsland, als Ein Ganzes betrachten. Ich will in dieser Beziehung nur Einiges anführen. Lesen wir hier in Westafrika die Reisebeschreibung eines Dr. Heinrich Barth, Dr. Krapf, Missionar Rebmann, Dr. Livingstone ꝛc., oder die Grammatik einer ost- oder südafrikanischen Sprache, so giebt es in denselben ganze Parthieen, die sich fast wörtlich auf hiesige Verhältnisse anwenden lassen. Hat die Sprachenkunde vielleicht bis jetzt nur erst die Einheit desjenigen großen hamitischen Sprachstammes gefunden, der südlich von der Sahära herrscht, so dürften sich in den Sprachen Aethiopiens und Egyptens vielleicht später die Mittelglieder finden, die diesen großen Sprachstamm mit der Ursprache, dem Hebräischen, verbinden. Wie sehr überdieß noch andere Züge dieses großen Ganzen auf Egypten und Aethiopien als auf ihre Quelle hinweisen, das hat schon Ritter in seiner Beschreibung Afrika's erkannt; und Livingstone wählt, um ein karakteristisches Bild, das ihm begegnete, anschaulich zu machen, einfach einen Abdruck aus egyptischen Alterthümern, der auch genau ein hiesiges Bild darstellt, das wir täglich vor Augen sehen. Die Leichenfeierlichkeiten und ihr geistiger Hintergrund, ferner die Verehrung der belebten und unbelebten Natur, besonders der Flüsse, der Krokodile, der Schlangen ꝛc., selbst die rohen hiesigen Geräthe und hundert andere Dinge erinnern an Egypten. Eine Hyäne wird hier so gut heilig gehalten als in Aethiopien, und was dem Galla und dem Mnika in Ostafrika, was den Kaffern und den Barotse in Südafrika als Lebensregel gilt, das gilt meist als solche auch dem Bewohner des Gâ-Landes und dem Asanteer auf der Westküste.

„Um so mehr fällt es uns, wenn wir nach den Karakterzügen Westafrika's insbesondere fragen, im Anfang auf, scheinbare Widersprüche mit obigen Bemerkungen zu finden. Zwar im Großen und Ganzen ist auch hier Einheit und Gleichartigkeit vorhanden. Es sieht das Auge des Europäers im Anfang überall denselben Karakter des Landes, dieselben Neger; es hört das Ohr überall fast die

gleichen Laute; sobald man aber mehr aufs Einzelne eingeht, wird die Erwartung von einer durchgehenden Gleichartigkeit und Einheit von Land, Volk, Sprache ꝛc. getäuscht, und man sieht dagegen eine wahre Musterkarte der verschiedenartigsten Erscheinungen vor sich. Gleichwie vor dem Auge dessen, der der Westküste entlang zum Kaplande hinabfährt, Berg und Thal, Hügelland und Ebene, dürre Gegenden und Sümpfe oder Flüsse, cultivirte Flecke und scheinbare Urwildniß unaufhörlich mit einander wechseln, so wechseln auch die Völker, Stämme, Sprachen und Religionen; und in der Nähe von Akropong z. B., der Hauptstadt des Akwapēm-Volkes auf der Goldküste, kann man in Einem Tage durch vier verschiedene Sprachen und sechs verschiedene Stämme und Dialekte kommen, von denen erstere völlig so verschieden sind als Deutsch und Englisch, nämlich: Otschi, Kjerepong (mit zwei Dialekten), Gâ (mit zwei Dialekten) und Ewe. Diese gehören nun wohl derselben Sprachfamilie an, aber auch diese reicht kaum über das Yoruba oder Aku hinab, von welchen südöstlich bald eine andere beginnt, während z. B. die Sprachfamilie, welcher das Kimĭka, das Kaffrische ꝛc. angehört, nicht nur an der ganzen Ostküste hinab, sondern auch an der Westküste herauf bis in die Nähe von Fernando Po sich erstreckt. In Sitten und Gebräuchen ferner ist das Gâ-Volk den angrenzenden Otschiern in manchen Stücken weniger ähnlich als dem einen oder andern der von Livingstone entdeckten Stämme in Süd-Centralafrika, z. B. in Beziehung auf die Beschneidung und selbst viel geringfügigere Dinge. In der Sprache hat das Gâ-Volk mit dem Bornu oder Kanuri hoch oben am Niger eine Pluralform des Zeitworts gemein, die von dessen Objekt, nicht vom Subjekt abhängt, während das Otschi nichts dieser Art besitzt und solches überhaupt eine ganz neue Erscheinung in der Sprachwissenschaft ist. Alles aber klärt sich auf zur schönsten Harmonie, wenn wir uns erinnern, daß über die Völkerbrücke bei Suez herüber der Völkerzug Hams hereinströmte, dann das Nilthal herauf und an der Ostküste hinab nach Süden gieng und sich am Kap umwandte, um der Westküste entlang nach Norden herauf zu ziehen, während im Osten einzelne Arme des Hauptstroms sich abzweigten und direkt dem allgemeinen Völkerzuge nach Westen folgend endlich am atlantischen Meere stille standen und sich hier, gedrängt durch nachfolgende Wellenschläge, aufrieben, bis die Schiffe der Menschenräuber und Sklavenhändler ihnen den Weg noch weiter hinüber nach Westen, den Weg nach

Westindien, nach Nord- und Südamerika eröffneten. Diese Strömung geht fort bis auf die neueste Zeit. Die Fellata's oder Fula's drängen immer noch nach der Westküste herab. Vielleicht entdeckt man später denjenigen Stamm Centralafrika's, von dem der kleine Gâ-Stamm sich abriß und vom Norden und Osten, vom Wolta her, sich in die dreieckige Gâ-Ebene ergoß; ja das Ajigbe- oder Ewe-Volk (am Wolta) kennt heute noch theilweise seinen Ursitz im Nordosten von hier, — in Centralafrika. Wir begegnen also, wenn wir vom atlantischen Meer aus der Westküste entlang die Völker, Stämme und Sprachen betrachten, nur deßwegen einer solchen Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Elemente, weil wir auf diesem Wege den Völkerstrom kreuzen, während wohl der Osten Afrika's und vielleicht noch mehr das flache Centrum dieses Welttheils das von Nordost nach Südwest gehende eigentliche Strombette des großen hamitischen Völkerstroms enthält, der von dort aus nur gelegentlich auch einige überflutende Stromarme über die der Küste entlang gehenden Gebirgszüge nach dem Westen herab sandte. Soll ich noch eine Muthmaßung an diese Züge anknüpfen, so wäre es die, daß, wenn einmal Afrika als Ganzes ein Eigenthum des Herrn werden soll, dieß wahrscheinlich mit der natürlichen Strömung von Jerusalem her über Egypten und die vom Muhamedanismus noch uneroberte christliche Bergfeste Abessiniens hin nach Ost-, Süd-, Central- und Westafrika geschehen wird, und daß wir Europäer und Amerikaner, die wir hier auf dieser Küste das Wort des Heils verkündigen, einstweilen nur Pioniersdienste thun und alte Schulden, zum Theil Blutschulden, an Afrika abzahlen.

„Nach dem oben Gesagten finden wir demnach in Westafrika weniger Einheit, Gleichartigkeit und Zusammenhang, als im großen Ganzen, und mehr Mannigfaltigkeit und Wechsel als im Osten und Süden. Es ist daher der allgemeine Karakter der Völkerfamilie, die dasselbe bewohnt, ungeachtet das Land wenig Wechsel darbietet, schwer zu bestimmen. Es besteht dieselbe allerdings von Senegambien an bis beinahe zum Kap der guten Hoffnung ganz aus Negern. Sie stehen Alle auf einer niedern Stufe der Bildung, obgleich nur grobe Unkenntniß sie nicht nur fortwährend als 'Wilde' bezeichnen, sondern sie noch unter diese und fast auf die unterste Stufe der Menschheit stellen kann. Ueberall, wo nicht europäische Bildung bereits eingeführt ist, steht die Bildung am tiefsten an der Küste, nimmt aber zu, je weiter man ins Innere vordringt, was ein deutlicher Beweis ist, daß

die Neger von einer höhern Stufe herabgesunken sind und noch immer sinken, und daß sie ihre Reste der Bildung vom Osten und Nordosten herüberbringen. Wo dagegen europäische Bildung eingedrungen ist, da richtet sich diese nach den sie bedingenden Einflüssen; ist es der Sklavenhandel, ja auch nur bloßer Handel mit Europäern, so sinkt die Bevölkerung neben einem oberflächlichen Anflug von Bildung noch tiefer; ist es aber auch Christenthum und Mission, so thun diese zwar dem allgemeinen Verderben keinen Einhalt, aber es kommt zu einer Scheidung und es bildet sich ein kleines Häuflein, das ein Licht und Salz, ein Sauerteig für die Masse ist. In beiden Fällen jedoch sieht die mit dem Firniß europäischer Civilisation übertünchte Küstenbevölkerung auf die des Binnenlandes herab und es entsteht eine Zwitterbildung, die sich äußerlich am besten durch das Neger-Fränkisch der Sprache (Neger-Englisch, -Portugiesisch, -Französisch, -Spanisch, -Holländisch ꝛc.) und den bunten Mischmasch in Sitten und Gebräuchen, Kleidung, Geräthen, Bauten u. s. w. darstellt und ein höchst unerquicklicher Durchgangspunkt in der Wiedergeburt Afrika's ist. Am weitesten ist diese Zwitterbildung zusamt dem ächten christlichen Bildungselement in den Negerhaufen Sierra-Leone's, Liberia's, Fernando Po's u. s. w. gediehen, und die beiden ersteren bilden die Centralpunkte desselben, weil dort keine eigentliche, naturwüchsige Volksgemeinde besteht, also auch kein afrikanischer Volksgeist den europäischen Einflüssen gegenübertritt. Wieder verschieden gestaltet sich der Karakter dieser europäisch-afrikanischen Bildung da, wo zwar den europäischen Einflüssen ein Volk und ein Volksgeist, eine geordnete Gesellschaft, eine afrikanische Sprache u. s. w. gegenübertritt, aber von den Trägern der europäischen Bildung bekämpft und aufgehoben wird, wo z. B. der Missionar, statt die Landessprache zu lernen, das Englische einführt. Ein kleiner Theil des Volkes nimmt dieß mechanisch an; ein anderer kleiner Theil ists nicht im Stande, tritt aber doch in den neuen Kreis ein und sucht nun, uncontrollirt vom Missionar, für sich auf afrikanischem Boden und in der Landessprache das neue Element ins Leben einzuführen. Dieß ist am stärksten in dem Kreise der wesleyanischen Mission an der Gold- und Sklavenküste der Fall, und führt Zustände herbei, die mit denen Deutschlands im Mittelalter zu vergleichen sind, das Englische an der Stelle des Kirchenlateins gedacht. Der größte Theil jedoch der westafrikanischen Missionare, selbst katholische eingeschlossen, hat erkannt, daß die Erlernung

der Landessprachen ihr erstes Erforderniß, und diese der stärkste Hebel ist, mittelst dessen die Kraft des Evangeliums angewandt werden muß. Dieß ist meines Wissens bei allen übrigen Missionen außer den bereits angeführten der Fall, und selbst das Völkergemisch Sierra Leone's wird hiezu in der Weise einer Pflanzschule benützt. In diesen Kreisen gestaltet sich die gesundeste Bildung. Die Schätze der christlich-europäischen Bildung werden zwar auch einem kleinen Theile der Bevölkerung durch Erlernung einer europäischen Sprache zugänglich gemacht, aber nur zu dem Zweck, um durch diese dem Volk in der Landessprache geboten zu werden. Leider aber ist ein großer Theil der Küste von christlichen Einflüssen noch unberührt, oder die Bevölkerung höchstens vom Sklavenhandel noch mehr verdorben, als sie vorher war.

„Der Einfluß der See auf den Küstenbewohner Westafrika's ist somit ein doppelter; auf der einen Seite nemlich bietet sie ihm in ihrem Fischreichthum die tägliche Nahrung und vermittelt ihm etwa noch, was eben in ächt egyptischer Weise vom Westafrikaner fast nicht benützt wird, den Verkehr mit seinem Nachbar; auf die hohe See hat sich vor Ankunft der Europäer ohnehin kein rein afrikanischer Stamm gewagt. Auf der andern Seite ist dieser Einfluß ein durch die Europäer vermittelter, sofern theils dem Lande eine Masse seiner Kinder entführt und die Küste entvölkert, theils aber auch Handel, Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht, ja selbst die Schifffahrt angeregt werden. Für letztere sind die Kru-Neger am empfänglichsten; doch schrecken auch die Gã- und Fante-Neger nicht vor der See zurück und machen gerne als Köche, Küfer und selbst als Matrosen größere Reisen mit, immer aber um wieder ins Vaterland zurück zu kommen. Eine 'freiwillige Auswanderung', hinter welchem Namen man gegenwärtig den erneuerten Sklavenhandel verbirgt, giebt es an der ganzen Westküste, ja überhaupt an der Küste Afrika's nicht; nur ganze Stämme wandern innerhalb Afrika's, der Einzelne mag wohl fliehen oder verschleppt werden, auswandern wird er nie. Wenn z. B. unsere Gã-Christen, die seit 10, 15 und mehr Jahren in Akropong (unter dem Otschi-Volke) leben, von 'zu Hause' reden, so meinen sie immer noch Ussu oder ihre Heimat an der Küste und umgekehrt. Die Mulatten nur bilden eine Ausnahme; sie sprechen von Europa als ihrer Heimat, auch wenn sie sie nie gesehen haben. Aus diesen und vielen andern Zügen geht klar hervor, wie sehr der Afrikaner an

seiner Heimat, seinem Volke, seiner Familie hängt. Die Trennung ist immer unfreiwillig. Diese patriarchalische Geschlossenheit der Länder, Völker, Stämme, Städte, Familien hat in Westafrika — und wohl in ganz Afrika, soweit es der Hamite inne hat — zur Folge, daß auch in der versunkensten rein afrikanischen Gesellschaft jeder Mensch dem Familien- und Volksorganismus eingefügt ist oder wird. Es giebt kein Proletariat, keine Bettler, keine Waisen, fast keine Wittwen, keine Sklaven, keine Knechte, keine verlorenen Kinder im europäischen Sinne, sondern es liegen noch die patriarchalischen Zustände, wie wir sie in der heiligen Schrift von Abraham an bis auf die Könige Israels geschildert finden, vor, wenn auch sehr entstellt, wie sich dieß aus dem Mangel einer speciellen Offenbarung Gottes und aus dem Umstand, daß diese Heiden bald 4—5000 Jahre ihre eigenen Wege gegangen sind, nicht anders erwarten läßt.

„Ich komme später auf die Schilderung der speciellen geselligen Zustände bei den Stämmen, unter denen wir hier arbeiten, zurück. Vorher noch ein Wort über die Religion der Hamiten Afrika's.

„Schneidet man das alte, wie das neue Egypten und Aethiopien ab, so pflegt man die Religion Afrika's schlechthin mit Fetischdienst zu bezeichnen, und diesen als die niederste und verkommenste Stufe der heidnischen Religionen darzustellen, welcher gegenüber selbst der 'Teufelsdienst' wenigstens noch als verständig erscheint. 'Der Neger,' sagt man, 'nimmt irgend einen Gegenstand, ein Paar Federn, eine Flasche, einige Schnüre Korallen u. dgl. und macht es zu seinem Gott.' Es ist dieß das oberflächliche Urtheil aller derjenigen, die dem Volke selbst sein innerstes Wesen nicht ablauschen wollen. Ist doch beides auch dem Heiden noch ins Herz geschrieben: es ist ein Gott und Gott ist Einer. Pharao trotzte, ungeachtet er beides wußte, und log, wenn er schlechthin erklärte, er kenne den Herrn nicht; so vertraut auch der Neger seinem Dämon oder Naturgötzen, ungeachtet er Einen Gott über demselben weiß, und lügt, wenn er sagt, er kenne Gott nicht. Er erkennt ihn nicht an, und das ist seine heidnische Grundsünde, aus welcher die übrigen in Röm. 1 angeführten Sünden, zuerst als Folge und dann als Strafe und endlich als Verstockung hervorgehen. Ich habe noch keinen Neger kennen gelernt, der den Einen Gott geläugnet hätte, außer etwa einen abtrünnigen Christen, der wieder ins Heidenthum zurückgefallen war. In der hiesigen und den beiden Nachbarsprachen Otschi und Ajigbe oder Ewe giebt es keine Form

der Mehrzahl für 'Gott'; und 'Götze', 'Fetisch', 'Götzenbild' wird mit einem ganz andern Wort bezeichnet. Von Gott wird anerkannt, daß er, selbst ewig und unerschaffen, Schöpfer Himmels und der Erde sei; er wird oft genannt, ja man dankt ihm; man weiß sich im Allgemeinen in seiner Hand; man nennt ihn 'Vater', 'Allvater' ꝛc. Aber — da hört auch der Gottesdienst der Neger auf. Gott schuf Geister oder Dämonen ('Won', Mehrzahl 'Wodsi') und Menschen. Erstere beleben die ganze sichtbare Welt, die gleichsam ihr Leib ist, während der Himmel als Leib und Wohnung Gottes betrachtet wird. Die Erde, die See, jeder Fluß, jeder Bach ꝛc., beseelt gedacht, ist ein Götze oder Fetisch. Ob sich der Neger die Erde im Verhältniß zu dem Himmel und zu Gott als Weib im Verhältniß zum Manne denkt, hörte ich noch nie; wohl aber werden beide zusammen genannt, die Erde nach Gott und jeder andere Naturgeist nach der Erde. Diese Geister sind von Gott geschaffen und regieren die Schöpfung, auch den Menschen durch sie. Es giebt gute und böse, männliche und weibliche, große und kleine, starke und schwache. Einen persönlichen Teufel nimmt der Neger nicht deutlich an. Er kennt Teufel und Erdteufel (in der Mehrzahl), nennt aber auch böse Menschen und Thiere, auch leblose Dinge, z. B. ein Kriegsschiff, das ihm Schaden thut, mit dem Namen Teufel. Gott hat keinen besondern Dienst, also auch keine Priester, wohl aber die Geister und Dämonen. Diese Priester, wie ihr Dienst, zerfallen in viele Unterabtheilungen. Der Ceremonicen ist — wie der Geister selbst — Legion. Fetisch nennt aber der Europäer auch die Amulette, Zaubermittel, religiöse Zeichen, ja selbst Gebräuche, deren wieder Legion ist, und die natürlich bei verschiedenen Stämmen verschieden sind.

„Noch ist zweier religiösen Elemente zu erwähnen, die dem natürlichen Völkerstrome folgend vom Nordosten her in Afrika eindrangen, des Judenthums nemlich und des Muhamedanismus. Ersteres scheint nach Süden herab kaum über die Gränzen Aethiopiens und der Sahära vorgedrungen zu sein, wo jetzt noch viele schwarze Juden wohnen, deren israelitische Abkunft kaum bestritten werden kann; letzterer dagegen drang bis an die Westküste herüber und bis an die Südspitze hinab, bald mit Feuer und Schwert, bald auch ruhig und friedlich Proselyten machend, letzteres besonders da, wo er noch (politisch) schwach ist. Beides geht noch immer ununterbrochen fort, und in Sierra Leone, wie hier, ist es nicht selten, daß man Leute

trifft, welche Mekka gesehen haben. Der Einfluß beider aber, des Judenthums und des Muhamedanismus, reicht viel weiter, als ihre Bekenner kommen, und ist in Religion, Sitten, Gebräuchen, Anschauungen ꝛc. überall sichtbar. Dabei ist wiederum nicht zu verkennen, daß der Muhamedanismus sich eigenthümlich mit dem Heidenthum mischt, während israelitische Anschauung schon von vorne herein mehr mit der afrikanischen verwandt ist. Ich berühre nur Einen Punkt. Die hiesigen Gebräuche, Gesetze ꝛc. helfen zum Verständniß der heiligen Schrift und die heilige Schrift wieder zu ihrem Verständniß, und das Gesetz Gottes kommt nicht nur dem hiesigen Bedürfniß entgegen, sondern ist auch wie für hiesige Zustände berechnet und fällt in hundert Fällen mit afrikanischen Gesetzen zusammen.

„Doch ich kehre zu den uns näher gelegenen Ländern und Stämmen zurück. Wenn man auf einer Karte die Niederlassungen der Europäer an Afrika's Küste betrachtet und mit dem ungeheuren Meeresstrome vergleicht, der den atlantischen Ocean in kreisender Bewegung erhält, so könnte man fast meinen, die Schiffe Europa's und Amerika's hätten sich von diesem Strom willenlos an Westafrika's Gestade treiben lassen; denn da, wo der vom Norden und Nordwesten herkommende Theil desselben mit großer Gewalt an Westafrika's Küste anprallt (vom Kap Verde an bis Fernando Po), sind die meisten europäischen und amerikanischen Niederlassungen und Missionen. Die Gold- und Sklavenküste scheint besonders, wie mit Forts, so mit Missionen am reichlichsten bedacht zu sein. In die Gold- und Sklavenküste haben sich auch die beiden deutschen Missionen Westafrika's getheilt, die Basler und die Bremer (norddeutsche). Zwar auch in Liberia nennt die dort erscheinende Zeitung jeweilen noch Namen, die bei uns von gutem Klange sind, wie 'VonBrunn' und Andere; aber sie erwecken in dem Beobachter dieselben Gefühle wie etwa die Ruinen des Forts 'Brandenburg', das jetzt als einziges deutsches Fort öde und verlassen in den atlantischen Ocean hinausblickt. Doch auch einen Trost haben beide — Liberia, wie das Fort Brandenburg. In Liberia ist die deutsche Mission durch das Aufblühen des freien Negerstaates und der mit demselben verbundenen amerikanisch-afrikanischen Mission entbehrlich geworden, und Brandenburgs Ruine ist vielleicht die einzige, die nicht ein stummer Zeuge des Sklavenhandels ist. Dagegen haben sich nun die oben genannten deutschen Missionen in das geistige Erbe Dänemarks in Westafrika

getheilt; und während dieses sein leibliches Erbe, weil es von früherher mit dem Fluch des Sklavenhandels belastet war, verlor und England es nicht in Besitz zu nehmen vermag*), haben die Deutschen es geistig für den Herrn in Besitz genommen, und das deutsche Missionsheer, das auch der Zahl nach am stärksten in Westafrika ist und keine irdische Stütze, kein deutsches Fort, kein deutsches Kriegsschiff zu seinem Schutze hat, sondern ganz auf den Herrn angewiesen ist, hat bei Besetzung dieser beiden Küsten nichts Geringeres im Sinn, als die Eroberung der beiden größten afrikanischen Königreiche Asanti und Dahôme, mit dem Woltastrom als Operationsbasis und dem rüstigen Gâ-Völklein als Pionieren.

„Die so besetzte Küstenstrecke geht vom Säkumo-Flüßchen, zwei Stunden westlich von Akräh, bis hinab nach dem Fort Keta oder Kwitta mit dem Wolta als Gränzscheide zwischen Gold- und Sklavenküste. Der Westen der Goldküste, das Fante-Land, ist von wesleyanischen Missionaren, der Osten oder die Sklavenküste von der englisch-bischöflichen Mission besetzt. Nur eine Strecke von 40 Stunden haben die deutschen Missionare inne. Von Apolonia bis zum Säkumo (oder Humo) wird die hügelige Küste von einem Zweige des großen Otschi-Volkes, das 5 Millionen Seelen zählen soll, von den Fanteern, bewohnt. Mit dem Gebirge zieht sich dieses Volk gegen Norden zurück, und vom Säkumo oder besser von Akräh bis an den Wolta erstreckt sich die dreieckige Küstenebene, die das kleine, kaum 150,000 bis 200,000 Seelen zählende Gâ-Völkchen besetzt hat. Jenseits des Wolta setzt sich die Ebene fort und ist bis an den Ogun-Fluß hinab von dem großen Ewe-Volke besetzt, dessen Centrum das große Dahôme-Reich bildet, wie Asante das des Otschi-Volkes. Rechts und links aber vom Wolta, gerade da wo die deutsche Mission eindringen will, wohnen zwischen beiden Reichen noch einige kleinere unabhängige Stämme beider Sprachen, gleich den Gäern, unter eigenen Fürsten und lose mit England verbunden.

„Der Küste entlang bietet sich dem Auge des Ankömmlings eine große Ebene dar, dürr und unfruchtbar aussehend, mit wenig Baum-

*) Die englische Regierung hat, seitdem sie die dänischen Besitzungen von Akrah käuflich an sich brachte, bis jetzt vergebens sich bemüht, die eingeborenen Stämme jener Gegend zum Gehorsam und zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu bringen. Anm. d. Red.

schmuck, offenbar in der Urzeit das Wolta-Delta bildend, das jetzt noch mit dem großen Niger-Delta zusammenhängt, früher theilweise unter Wasser stehend, aber jetzt zum großen Theil durch den eigenthümlichen Entwässerungs- und Abtrocknungsproceß Afrika's (s. Livingstone's Reisen) trocken gelegt oder höchstens mit sandbegränzten Salzlagunen*) durchzogen, wo nur die Palmen ihr Leben zu fristen vermögen. Sonst sieht das Auge nichts als mageres Gras und hie und da eine Gruppe niedrigen Gesträuchs, von den weißen Ameisen gepflanzt, deren ältere thurmartige Baue meist der Mittelpunkt solcher Gesträuche sind, während die neuen fast wie menschliche Wohnungen eines wilden Volkes unter ihnen herumstehen, gebaut aus sandigem rothem Lehm, 6—12 Fuß hohe und ebenso breite Pyramiden bildend. Der dem Landwind weit überlegene Seewind nämlich, der neun Monate in jedem Jahre täglich von Südwest her weht und in Wechselbeziehung mit dem an die Ufer schlagenden Meeresstrom zu stehen scheint, läßt kaum einen Samen von den nördlich liegenden Gebirgswäldern in die Ebene herabkommen; nur die harten Palmenkerne werden von den Flüssen in die See hinaus geführt, und diese wirft sie wieder ans Land zurück, wo sie, und nur sie, im salzigen Gestade zu Bäumen heranwachsen. Zwar bläst im übrigen Vierteljahr ein kalter Nordost, der Harmatan, von den Schneegebirgen Europa's zu uns herab; aber er wird bei seiner Strömung über die Sahara so trocken, daß er alles ausdörrt, und führt uns nur Sand und Staub zu, ertödtet aber für eine Zeit das Pflanzenleben so gut als der europäische Winter. Er dauert mit mehr oder weniger Unterbrechung die drei Wintermonate hindurch, Dezember, Januar, Februar; um die Frühlings Tag- und Nachtgleiche haben wir die Sonne über dem Scheitel und die heißeste Zeit; bald aber folgt der Frühregen, der mit den sogenannten Tornädo's anfängt und endlich in starke Regen übergeht, jedoch nie mehrere Tage anhaltend, sondern immer von schönen Stunden und Tagen unterbrochen. Nach diesem, um die Zeit der Sommer-Sonnenwende, wird es kälter; das Wetter ist veränderlich; die Ausdünstungen der durchnäßten Erde, der Sümpfe

*) Lagunen sind langestreckte, hart an der Meeresküste hinlaufende, von dem Meere meist nur durch eine schmale, dünenartige Sandbank getrennte Seen oder Sümpfe, die sich durch den Zusammenstoß der aus dem Innern kommenden Ströme mit dem Meere gebildet haben. Die Gold- und Sklavenküste hat deren sehr viele. Anm. d. Red.

und stehenden Gewässer erzeugen böse Dünste, Nebel und — in ihrem Gefolge — Fieber und Ruhr. Im September beginnt der Spätregen, der weniger heftig, aber oft sehr anhaltend ist, doch mehr im Innern als an der Küste. Die noch reichlich getränkte Erde nimmt nichts mehr auf, und nun schwellen die kleinen und großen Flüsse zu fabelhafter Größe an gleich dem Nil; im October und November fallen sie wieder, denn der Regen nimmt ab, und einige Tage Harmatan im December thun im Austrocknen das Werk von Monaten. Wo im September Krokodile von Mannsdicke lebten und sich im Wasser tummelten, da gräbt man im Januar und Februar oft vergeblich nach Wasser.

„Das ist im Allgemeinen der Wechsel der Jahreszeiten, welche die Kleidung unsers Landes und die Nahrung seiner Bewohner bedingen. Im Harmatan wird fast die ganze Grasebene an der Küste angezündet und abgebrannt, und der trockene, unfruchtbare Küstensaum von 2—5 Stunden in der Breite bietet dann einen trostlosen Anblick dar. Die Erde ist schwarz und ausgebrannt, der Himmel trüb von Staub, Sand und Nebel, die Sonne manchmal blutig roth, und die Thiere ziehen sich zum Winterschlaf oder an die Flüsse und Bäche und Pfützen zurück. Den 'Winterschlaf' im heißen Afrika werden zwar unsre Naturforscher belächeln; allein dann sollen sie mir sagen, wo unsre großen Krokodile hingehen, die in dem kleinen Süßwassersee bei Ussu leben und, sobald dieser leer ist, verschwinden, um bei der Füllung desselben eben so rasch wieder zu erscheinen, während sie noch Niemand wandern sah, auch kein Süßwasser auf viele Meilen weit während des Harmatan übrig bleibt. Nach den ersten Gewitterregen kleidet sich sodann die Ebene in ein liebliches Grün, das bis gegen Weihnachten bleibt und dann bleicht, bis es wieder angezündet wird. In der ersten Regenzeit bringt sie auch, wenn angebaut, eine reiche Ernte hervor, schwerer und seltener in der zweiten. Die Trockenheit und Offenheit dieses Küstengürtels, besonders da, wo keine Flüsse münden, hat jedoch verbunden mit dem anhaltenden Seewinde das Gute, daß die Gâ-Ebene, besonders in der Gegend von Ussu, als der gesundeste Platz auf der ganzen Westküste gilt. Von ihrem Einfluß auf ihre Bewohner später.

„Die zweite Hälfte der Ebene, gegen das Awapem-Gebirg hin*),

*) Das Akwapem-Gebirge erstreckt sich vom Meere westlich von Akrah an, in

trägt einen von der Küste ganz verschiedenen Karakter. Den Bergen entlang bedeckt üppiger Baumwuchs den Boden und weiter gegen die See zu meist hohes Gras, parkähnlich untermischt mit Gruppen üppiger Büsche und Bäume, oder Meilen weit besäet mit den schönen Fächerpalmen, die ihre Blätterkronen in den Lüften wiegen. Diese Palmenwäldchen, dünne wie von Menschenhand gepflanzt, sind gleichsam in regelmäßige Felder abgetheilt durch die, wenn auch oft vertrockneten, Flußbette, welche von Nord nach Süd laufend mit breiten Bändern von Oelpalmen oder Hochwald, hier schlechtweg „Busch" genannt, eingefaßt sind. Wo immer stärkere Bäche oder Flüsse aus den Querthälern des Gebirgs herauskommen, besonders aber da, wo der Wolta das Gebirg durchbricht, stehen kegel- und sargförmige Hügel und Berge wie einzelne Wächter dem Gebirge entlang in der Ebene, oder es erstreckt sich ein Vorsprung des Gebirgs in diese herein, — Inseln und Halbinseln der Urzeit. Die wichtigsten sind der Sai mit etlichen kleinern Nachbarn, der Osudoku, der Noja, der Krobo und der Jõgaga diesseits und der Adaglu mit einigen andern jenseits des Wolta, außer den beiden ersten sämmtlich von sargförmiger, einander sehr ähnlicher Gestalt, und natürliche Bergfesten bildend. Die Fortsetzung der Ebene jenseits des Wolta trägt im Allgemeinen denselben Karakter, nur großartiger wegen der größern Ausdehnung; auch scheint sie wasserreicher. Das ganze Dreieck der Gâ-Ebene, von der See im Süden, dem Akwapēm-Gebirg im Nordwesten und dem Wolta im Nordosten begränzt, hat nemlich außer dem Wolta selbst keinen Fluß noch Bach, der seinen Lauf das ganze Jahr hindurch bis zur See herab fristet, obgleich einige Bergwasser in der Regenzeit oft sehr bedeutend sind. In der großen trockenen Zeit des Harmatan und oft auch in der kürzern, die zwischen beide Regenzeiten fällt, bleiben nur einzelne Lachen und ein unterirdischer Zusammenhang übrig, an der See aber entspricht jedem Bach, wenn auch noch so klein, eine Lagune, durch eine Sandbarre von der See getrennt, oft Meilen weit mit den nächsten Lagunen in Verbindung stehend, von hier bis an den Niger. Füllen sich diese Lagunen mit Süßwasser, so 'bricht der Fluß durch', wie der stehende Ausdruck lautet, und er-

---

einer Ausdehnung von 40—50 Stunden Länge und 2—4 Stunden Breite, bis weit über den Wolta hinüber nach Nordosten zu, und bildet gleichsam die Ufer des alten Wolta-Delta. Anm. Zimmermanns.

gießt sich in die See; verdunstet das Wasser nach und nach, so begegnen sich See und Fluß, die Barre schließt sich, und der Salzgehalt der Lagune wird endlich in Folge der Verdunstung größer als der des Meeres, weßwegen sie den Eingebornen dann als 'Salzpfanne' dient. Mittelst künstlicher Durchstechung von Seiten der benachbarten Städte, welche die Lagunen als Eigenthum beanspruchen, wird ein großartiger Fischfang erzielt. Selbst der Wolta schrumpft in der trockensten Zeit auf vielleicht weniger als den hundertsten Theil seiner Wassermasse zusammen, und die Wasserhöhe ist an manchen Orten in Einem Jahr 30—40 Fuß unterschieden.

„Ganz verschieden von dem Karakter der Ebene ist der des Gebirgs. Es herrscht da ein Wasserreichthum, ein üppiger Pflanzenwuchs, der den Menschen überwältigt, also daß der Unterschied zwischen der Küstenebene und dem Gebirg oft fabelhaft erscheint. Noch mehr ist dieß in den waldbewachsenen obern Flußthälern der Fall. Das Akwapém (d. h. 'Tausend Sklaven')-Gebirg läßt deutlich drei Gebirgszüge, die parallel mit einander laufen, unterscheiden. Leider kann ich nur als Laie etwas über die Formation desselben sagen, da ich kein Geologe bin. Das Gebirg erscheint ziemlich regelmäßig und gleichförmig; schroffe Formen sind selten; wo hie und da sich ein Haupt über die Linie emporhebt oder ein Berg mehr vereinzelt erscheint, herrscht die Kuppel-, hie und da auch die stumpfe Kegelform vor. Zwei Thäler gehen mit obengenannten drei Gebirgszügen parallel, das süd-östliche hie und da gegen die See, das nordwestliche gegen das Densu-Thal mündend. Letzteres soll einst mit einem Arm des Wolta in Verbindung gestanden haben. Nur der Wolta durchbricht das Gebirg, das nach Nordosten hin sich verbreitet und bei Akwamu ('Sklavenheim') in zwei oder drei durch weite Thäler getrennten Zügen den Wolta überschreitet, daher dieser dort eine Reihe von Stromschnellen hat. Gegen die See zu reckt das Gebirg seine Fußzehen öfters in die Ebene hinaus; die Abhänge sind weniger schroff und sehr mannigfaltig, gegen das Densu-Thal hin dagegen ist es mehr mauerartig, als ob im Südosten die Urgewässer ab-, im Nordwesten aber dem Gebirg entlang geflossen wären. Das ganze Gebirge ist mit wenigen Ausnahmen mit Wald bedeckt. Wie dieser zugleich das Brachfeld des schwarzen Bauern ist, werden wir später sehen, wenn ich von den Bewohnern dieses Landes Einiges mittheilen kann."

Pik 13,760 F.
Cameruns BERGE
Pik 5,820 F.
Victoria
Betori
4°
Amboises Bay
Dameh
Mandoteh
Amboises Inseln
Nicot Insel
Amboises Bay
mit den Cameruns.
Kwa Bg.
Fischstadt
Mapage
5°
Rumby Berge
Rio del Rey
Camerun Berge
Mongo-Ma-Loba
13,100 F.
Mongo-Ma-Efinde
5,820 F.
Kokki
Wana
Makembi
Divalla
4°
Bucht von Biafra
Amboises B.
Bimbia
Camerun R.
Clarence
Clarence Pik
10,190 F.
FERNANDO PO
Bucht von Biafra
mit der Insel
FERNANDO PO.
3°

Rückblicke auf das Jahr 1858.

Zweiter Artikel.

Indien.

Wir haben im ersten Heft dieses Jahrgangs unsre Blicke längere Zeit auf dem türkischen Reiche verweilen lassen und den dortigen Stand der Dinge uns zu vergegenwärtigen gesucht. Wir schreiten mit unsrer Umschau weiter in den Osten vor und wenden unser Auge nach denjenigen Lande, das in der neuesten Zeit vor andern die Aufmerksamkeit der europäischen Welt auf sich gezogen hat, — nach Indien.

Das Jahr 1858 wird für die Geschichte dieses großen und bis in seine Grundfesten erschütterten Reiches auf alle Zeiten denkwürdig und von unvergänglicher Bedeutung bleiben. Der furchtbare Militär-Aufstand, der am 10. Mai 1857 zu Mirat seinen blutigen Anfang nahm, dann gleich einer mitternächtlichen Feuersbrunst mit unglaublicher Schnelligkeit und unter entsetzlichen Verheerungen von Station zu Station, von Provinz zu Provinz sich verbreitete und endlich so ungeheure Dimensionen annahm, daß eine Armee von 100,000 wohldisciplinirten, mit fast unerschöpflichen Kriegsvorräthen ausgerüsteten und fanatisch aufgeregten Sipâhis siegesgewiß jenen kleinen Häuflein der Engländer gegenüberstand, die auf hunderte von Meilen von einander getrennt, unvorbereitet, ohne Zusammenhang unter sich, fast vereinzelt um ihr nacktes Leben kämpften, — dieser Militär-Aufstand ist durch Anstrengungen, Aufopferungen und einen Heldenmuth, wie dessen nur die angelsächsische Rasse fähig ist, und wie ihn die Geschichte nur in wenigen Fällen wieder aufzuweisen vermag, zuerst gestemmt, dann in seinem eigentlichen Herd (Delhi und Lacknau) überwunden

und zuletzt auch in seinen Ausläufern und Verzweigungen fast gänzlich vernichtet worden. Der Feldzug der kühleren Jahreszeit (vom November 1858 an) hat ihm den Todesstoß gegeben, und wenn auch da und dort größere Räuberhaufen unter verzweifelten Häuptlingen noch in den Sumpfgebüschen von Rohilkand oder Centralindien den wilden Einzelkampf fortzusetzen geneigt sind, so spricht doch die fast allenthalben wiederhergestellte Ordnung des Landes ebenso sehr, wie die allgemeine Niedergeschlagenheit der tiefer als je gedemüthigten Muselmanen und Bramanen die unwiderlegliche Thatsache aus: „Die größte und verhängnißvollste Rebellion, welche die Welt je gesehen hat, ist durch Gottes rettende Gnade und durch den Muth großer Helden nach anderthalb Jahren beendigt, niedergeschlagen und überwunden!“

Als dieser Aufstand ausbrach, da stand derselbe wie ein großes, unerklärliches Räthsel vor den Augen der Welt da. Tausend Meinungen über die Ursachen seiner Entstehung und seiner raschen und allgemeinen Verbreitung wurden in Zeitungen und Flugschriften ausgesprochen; Sinn und Unsinn, Verstand und Unverstand, Gutmüthigkeit und Bosheit, herzliche Theilnahme und dämonische Schadenfreude führten dabei das Wort. Das Jahr 1858 hat auch darüber weiteres Licht verbreitet. Wir haben in dem Aufsatz über den „indischen Militär-Aufstand“, der im Jahrgang 1857 in diesem Magazin erschienen ist, die Ansicht ausgesprochen, daß „der Bramanismus sich zu einem Verzweiflungskampf gegen die eindringende christliche Bildung aufgemacht habe, . . daß der Wahlplatz und das Schlachtfeld für diesen Kampf die indobrittische Armee sei, . . und daß die Muhamedaner diesem ursprünglich religiösen Kampfe einen politischen Karakter gaben, indem sie den Sturz der brittischen Herrschaft und die Aufrichtung ihrer alten Mogulherrschaft in Delhi als Zweck und Ziel der Empörung aufstellten.“ Miss. Mag. 1857, S. 408. Diese Ansicht, die wir gleich zu Anfang des erschütternden Ereignisses aussprachen, ist seitdem durch viele Thatsachen bestätigt worden.

Es ist wohl der Mühe werth, die Eingeborenen Indiens selbst über die Ursachen dieser Rebellion zu vernehmen. Zwei nicht unbedeutende Dokumente aus der Feder von einsichtsvollen und sachkundigen Eingeborenen liegen vor uns. Das eine ist verfaßt von einem Muhamedaner, das andere von einem heidnischen Hindu. Wir legen auszugsweise beide unsern Lesern vor.

Das erste ist geschrieben von Scheikh Hideiat Ali, der sich „Subadär" und „Sirdär Bahädur" nennt, — vornehme Titel, die unsern Adelstiteln entsprechen. Er stand als eingeborener Offizier in dem Sikh-Bataillon von Bengalen unter dem Oberbefehl des brittischen Capitän Rattray. Seine Familie war seit drei Generationen im brittischen Kriegsdienst, indem sein Großvater zuerst im Jahr 1763 in die Reihen der Sipähi-Armee eintrat. Das Original seiner Schrift ist in der Urdusprache geschrieben, von Rattray wörtlich ins Englische übersetzt und in der Times (April 1858) veröffentlicht. Der Scheikh, ein treu gebliebener Freund der Engländer, faßt zuerst die Hindus in der Sipähi-Armee ins Auge, wobei er vorausschickt, daß sie „sprichwörtlich Narren seien in Sachen ihrer Religion." Das erste Erwachen meuterischer Stimmungen unter den Hindu-Sipahis datirt er zurück bis auf das Jahr 1833, wo eine Armee von indischen Eingebornen nach Kabul (jenseits des Indus) beordert wurde. Hier hätten drei Ursachen zusammengewirkt, um eine große Verstimmung hervorzurufen. Die Hindus nämlich seien gezwungen worden, ihre religiösen Waschungen einzustellen, nicht in Folge eines Befehls ihrer (brittischen) Offiziere, sondern einfach, weil das Klima der Gebirgsgegend zu kalt war. Sie hätten sich ferner genöthigt gesehen, ihre Speise von Muhamedanern zu kaufen, indem nur Muhamedaner Lebensmittel zum Verkauf ausgeboten hätten. Endlich seien sie durch die Berührung mit Fellen todter Thiere verunreinigt worden; als nämlich der Winter kam und die armen Bursche in ihren Zelten vor Kälte gezittert hätten, sei jedem Sipähi von den Offizieren „aus Mitleid" ein Wams von Schaffellen zugetheilt worden. — Die muhamedanischen Sipähis hingegen, die den Feldzug nach Kabul hätten mitmachen müssen, seien dadurch erbittert und verstimmt worden, daß sie gezwungen wurden, gegen ihre eigenen Glaubensgenossen (die Afghanen) zu kämpfen, was im Korän verboten sei. Sie hätten deßhalb in den Schlachten nie nach dem Feind gezielt, sondern immer in die Luft geschossen. Als nun die Sipähis aus Afghanistan nach Indien zurückkehrten, so seien sie von ihren daheimgebliebenen Kameraden als Unreine, die ihre Kaste verdorben hätten, angesehen und behandelt worden. Dabei gibt der Scheikh seltsame Mittheilungen über die Schwierigkeiten, die sich für einen Hindu-Soldaten aus seinen Kastenvorurtheilen, namentlich in Sachen des Kochens und der Mahlzeiten ergeben. Ein Hindu darf nicht blos nicht mit einem Muhamedaner aus der gleichen Schüssel

essen, sondern er schrickt auch mit gleichem Grauen vor dem Zusammenessen mit jedem andern Hindu zurück, der nicht von seiner eigenen Kaste ist. Ein Bramane kann und darf nur mit Bramanen, und auch da nicht mit allen Bramanen essen. Es giebt zehn oder zwölf Unterabtheilungen dieser vornehmsten Kaste, und keine Abtheilung darf die Mahlzeit mit einer andern theilen, oder auch nur essen, was die Andern gekocht haben. Am Ende kommt es darauf hinaus, daß „ein Hindu nichts aus der Hand eines andern Hindu genießt, es sei denn Einer des Andern Bruder oder Vetter." Diese Kastenschwierigkeiten werden am meisten gefühlt in der Armee, in den Gefängnissen und in den Hospitälern.

Die Verstimmung der Sirdārs (vornehmen eingeborenen Beamten) und überhaupt der höhern Klassen der indischen Bevölkerung datire, so sagt der Scheikh, hauptsächlich aus den Jahren 1849 und 1850 her, wo die brittische Regierung zu Saharanpur ein großes Hospital für die Kranken aller Glaubensbekenntnisse habe bauen lassen und in einem öffentlichen Erlaß ausdrücklich befohlen habe, daß alle Kasten, ohne Unterschied, hier gleich behandelt werden sollten. Darin habe man nichts Geringeres erkennen zu müssen geglaubt, als die geheime Absicht der Engländer, allen Hindus ihre Kaste, d. h. ihre Ehre und Würde zu nehmen. Der öffentliche Erlaß sei dann in Folge der allgemeinen Aufregung zurückgenommen worden.

Dann kommt der Scheikh auf die Missionare zu reden; und hier tritt uns der im Lande weit verbreitete Irrthum wieder entgegen, als ob diese schlichten Diener Christi nichts anderes seien, als Beamte der Regierung, deren Ermahnungen man als „obrigkeitliche Befehle" anzusehen habe. „Nach jenen Vorfällen," schreibt er, „riefen die Missionare alle Maulawi's und Panditen (muhamedanische und Hindu-Gelehrte oder Priester) zusammen und fragten sie, warum sie ihre Weiber von dem Verkehr mit der übrigen Welt abschlößen; sie sollten sie frei sich bewegen und ungehindert ausgehen lassen, wie dieß in andern Ländern der Fall sei. Die Padre's (Missionare) sagten ihnen, sie sollten ihre Kinder nicht beschneiden lassen, noch ihnen den Dschano (die Bramanenschnur, ein Kastenzeichen) umhängen; auch sollten sie sie nicht verheirathen vor dem achtzehnten Jahr. Von allem diesem dürfe künftig nichts mehr geschehen ohne die Erlaubniß des Distrikts-Magistrats. Diese Fragen und Bemerkungen brachten eine große Furcht unter Muhamedanern und Hindus hervor. Sie sagten unter

einander: 'Wenn die Regierung auf der Durchführung dieser obrigkeitlichen Befehle besteht, zu was wird sie uns dann noch weiter zwingen? Sie wird endlich unsre Religion und unsre Sitten ganz und gar zerstören!' Viele Personen beider Religionen kamen damals in Kalkutta zusammen, um sich über diese Dinge zu berathen. Auch in den Landbezirken redeten die Missionare mit den Dorfbewohnern in gleicher Weise, so daß Alle mehr oder weniger für ihre Religion besorgt und gegen die Regierung verstimmt wurden; denn sie waren überzeugt, die Missionare hätten nicht wagen dürfen, solche Befehle zu geben, ohne die Zustimmung der Regierung." *)

Hierauf berührt der Scheikh die Einverleibung des Königreichs Audh in das brittische Gebiet. Es habe allenthalben die Meinung geherrscht, daß zwischen der Ostindischen Compagnie und dem König von Audh ein Vertrag bestehe, wornach dieses Reich nie der brittischen Herrschaft einverleibt werden solle. Nun hätten die Leute gesagt: „Wenn die Regierung einen König enthront, der von jeher zu ihren treuesten Verbündeten gehörte, welcher unabhängige Fürst oder König ist da noch seines Thrones sicher? Jeder Sirdär, der noch etwas zu verlieren hatte, fieng an, vor der brittischen Regierung sich zu fürchten und sie zu beargwöhnen; aber sie fühlten, sie seien ohnmächtig und hülflos, da sie keine Soldaten halten durften, und so blieb ihnen nichts übrig, als eine günstige Gelegenheit zur Erhebung gegen die Regierung abzuwarten. . . Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß die Rebellion ihren geheimen Anfang in Kalkutta nahm, als der König von Audh sich dort gleichsam als Staatsgefangener befand. Eben darin liegt auch die Ursache des Aufstands in Khanpur (Cawnpore). Der König von Audh befand sich im Dezember 1856 in Khanpur und verweilte dort zwölf oder fünfzehn Tage. Da hatten die Einwohner der Stadt und die Sipāhi-Garnison Gelegenheit genug, den Aufstand auszuhecken. Die Einverleibung von Audh, zusammen mit den andern Beschwerden, riefen eine allgemeine Mißstimmung in der Armee hervor, und von jener Zeit fieng eigentlich die Meuterei an."

Weiter erwähnt das Schreiben unter den Ursachen der allgemei-

*) Man erkennt leicht, wie der Scheikh die Thatsachen hier entstellt; er spricht aber damit die Auffassung aus, wie die Wirksamkeit der Missionare Vielen seiner Volksgenossen erschien.

nen Aufregung die Verordnung, wornach die Sikhs und Muhamedaner im Heer die Bärte abzuschneiden hatten; ferner des Befehls, daß jeder Sipāhi, der sich anwerben lasse, überall hin zu gehen bereit sein müsse, wohin er beordert werde; und endlich der berüchtigten Patronen, die mit Schweine- und Rinderfett beschmiert waren. „Die letzteren," sagt der Scheikh, „machten die Armee und das ganze Land halb wahnsinnig vor Erbitterung. Die Sirdārs hörten nicht auf, den Sipāhis zu sagen, es sei besser zu sterben, als die Religion aufzugeben. Dieß war der einzige Grund, warum das 19. Regiment zu Berhampur in Meuterei ausbrach, und als dasselbe nach Kalkutta [Barrackpur] beordert wurde, um aufgelöst zu werden, da sprachen sie es überall aus, wo sie durchzogen, sie seien Märtyrer für ihre Religion. Sie sagten: 'Wir haben unser Brod verloren, aber wir sind unsrer Religion treu geblieben. Die Regierung wollte haben, wir sollten die Patronen abbeißen und eben damit unsre Kaste verlieren; aber wir wollten's nicht.' . . Als die Regimenter zu Mirāt vernahmen, daß das 19. Regiment um der Patronen willen aufgelöst worden sei, stand auch bei ihnen der Entschluß zum Aufstand fest. . . ."

Nach weiteren Aeußerungen über minder wichtige oder über persönliche Verhältnisse schließt der Scheikh mit folgenden Worten, die zum Theil ein erfreuliches Zeugniß für den gegenwärtigen sittlichen Stand der brittischen Offiziere in Indien enthalten: „Ich will schließlich noch meine Meinung darüber aussprechen, warum die Stimmung der Sipāhis ihren europäischen Offizieren so ganz und gar verborgen blieb. Früher pflegten die Offiziere eingeborene Frauen zu halten; auch schlossen sie sich mehr an ihre untergebenen Waffengenossen an und gewannen dadurch ihr Vertrauen. Jetzt heirathen sie englische Frauen, und zwischen Offizieren und Sipāhis besteht weniger Verkehr. Die Folge davon war, daß, als der Aufstand ausbrach, Niemand dergleichen geahnt hatte." . . „Ueberdieß," fährt er fort, „sind die Völker Hindostans so bigott und hängen so zäh am Alten, daß sie für nichts Sinn haben, als für das, was ihre Väter vor ihnen gethan haben. Auch muß man sich erinnern, daß die Eingebornen Lügner sind und zwei Zungen haben, — eine für ihre Offiziere, und eine für ihre Kameraden, so daß sie, wenn sie zu jenen kamen, um von ihnen etwas zu erfahren, in schmeichlerischem Tone zu sagen pflegten: 'Wie vortrefflich! Ihr Engländer seid unvergleichlich gescheidt ꝛc.'; aber wenn sie zu ihren Kameraden kamen, sagten sie: 'Ich weiß

wohl, es war Alles nichts als Lüge; aber dem Sahib zu gefallen, hab' ich so und so geredet.' Sie waren dabei immer von der Furcht geängstigt, man habe etwas gegen ihre Religion vor."

So schreibt der muhamedanische Scheikh, einst selbst ein Sipahi von Bengalen. Hören wir nun auch, wie ein Hindu seine Gedanken über die Ursachen des Militär-Aufstands ausspricht. Im Laufe des verflossenen Jahres nemlich erschien ein sehr beachtenswerthes Schriftchen in London, das den Titel führt: „Gedanken eines Eingebornen des nördlichen Indiens über die Rebellion, ihre Ursachen und ihre Heilmittel."*) In der Vorrede, die ein bekannter englischer Schriftsteller in Kalkutta, der Richter Wylie, dem Büchlein voransendet, sagt der Letztere, die Schrift sei verfaßt von einem „wohlbekannten angesehenen Eingeborenen in den Nordwest-Provinzen, dessen Karakter im besten Rufe steht, und der seit langer Zeit schon sich durch seine weise und eifrige Thätigkeit für die öffentliche Wohlfahrt ausgezeichnet hat. Der Verfasser ist ein Mann von loyaler Gesinnung, wohlwollend und einsichtsvoll, und repräsentirt eine Klasse der indischen Bevölkerung, die gerade jetzt doppelt werth ist, gehört zu werden." Die Schrift ist in englischer Sprache, wenn auch oft in Styl und Rechtschreibung fehlerhaft geschrieben, und spricht ihre Gedanken in der Form eines Zwiegesprächs zwischen einem Engländer und einem Hindu aus.

Zuerst wird die Meinung, als wenn Rußland oder der Mogul von Delhi oder der entthronte König von Audh den Aufstand angezettelt habe, als sinnlos abgewiesen. Mit gleicher Bestimmtheit erklärt er, daß man in demselben keineswegs eine nationale Erhebung der indischen Völker gegen die brittische Herrschaft zu sehen habe; es sei ausschließlich ein Militär-Aufstand, der von der Sipâhi-Armee ausgegangen sei, und an den sich dann allerdings alle Unzufriedenen und alles lose Gesindel angeschlossen hätten. Ein lang und tief angelegter Plan sei nicht nachzuweisen und in Wirklichkeit nicht vorhanden. „Asien," sagt er an einer Stelle, „ist ein Land augenblicklicher Anregungen, ein Land der Kleinigkeiten; ein Wort, eine Bewegung, eine kurze Unterredung, ein Brief, ja ein einziger Blick entscheidet hier über das Geschick von Königreichen."

---

*) The thoughs of a Native of northern India on the Rebellion, its causes and remedies, with a preface. London, 1858.

„Gut," läßt dann der Verfasser den Engländer ausrufen; „aber was in aller Welt ist denn die eigentliche Ursache dieses Aufstands? Die brittische Regierung in Indien kann sie nicht finden, noch wissen die Politiker in England, wo sie sie eigentlich suchen sollen."

„Auch werden sie sie nie finden," erwiedert der Hindu; „denn Niemand vermag mit seinen eigenen Augen die Flecken und Gebrechen in seinem eigenen Gesicht zu sehen. Die Regierung hat den Himmel und die Erde durchsucht, um die Ursachen des Aufstands zu ergründen; nur bei sich selbst wollte sie nicht darnach suchen; oder, da man nun wahrscheinlich die Schuld doch bei sich selber zu finden angefangen hat, will man es wenigstens nicht eingestehen."

Den Hauptanstoß und Ausschlag habe die verhängnißvolle Austheilung der mit Fett beschmierten Patronen gegeben; denn die Sipâhi-Armee sei dadurch in dem längstverbreiteten Glauben bestärkt worden, daß die Regierung es auf die Zerstörung der Kaste abgesehen habe; dieß habe sie zur Verzweiflung getrieben. „Die Eingeborenen," fährt er fort, „wollen lieber sterben, als die Kaste verlieren; ein Kastenloser sein in diesem Lande, ist schlimmer als todt sein."

„Aber," wendet der Engländer ein, „hat nicht die Regierung in einer Proklamation um die andere öffentlich und wiederholt erklärt, daß sie nicht die Absicht habe, auch nur in der entferntesten Weise sich in die Kastenvorurtheile der Eingeborenen zu mischen? Warum liest man diese Regierungserlasse nicht?"

„Man liest sie wohl," erwiedert der Hindu, „aber man glaubt ihnen nicht, und zwar einfach darum nicht, weil man sieht, daß die Thaten der Regierung mit ihren Worten im Widerspruch stehen. . . . Hunderte von Thatsachen ließen sich aufführen, die das beweisen, und die dem Volk auch den letzten Zweifel benommen haben, daß es die Absicht der Regierung sei, ihm seine Kaste zu nehmen. In vielen Fällen lag für die Beamten der Regierung gar kein Grund vor, das Gefühl des Volkes durch einen Angriff auf die Kaste zu verletzen, noch hatten sie davon auch nur den leisesten Gewinn; und dennoch thaten sie es."

„Allerdings," entgegnet der Engländer, „es ist wahr, und ich habe es von Anfang an so angesehen, daß es thöricht von der Regierung war, den Eingebornen auch nur einen Vorwand zu dem Verdacht zu geben, als ob sie sich in die Religion der Hindus mischen wollte. Jene maaßlose Duldung der Missionare,

jene unbeschränkte Verbreitung religiöser Traktate, der unverständige Eifer vieler Regierungsbeamten, die die Sache der Mission förderten und den Missionaren ihre offene Unterstützung liehen, und endlich der Umstand, daß die Regierung an den Missionsschulen fördernden Antheil nahm, — das Alles ist sehr zu beklagen."

„Darin, mein Herr," erwiedert der Hindu, „sind Sie in einem, großen Irrthum befangen. Kein Europäer kann sich eine richtige Vorstellung machen von dem Unterschied zwischen den Vorurtheilen eines Hindu in Betreff der Kaste und denen in Betreff der Religion. Geben Sie einem Panditen (indischen Gelehrten) etliche Goldstücke und er wird mit Vergnügen ein Buch schreiben zur Widerlegung seiner eigenen Religion; aber reichen Sie ihm ein Glas Wasser, das Sie vor seinen Augen berührt haben, und wäre es auch nur mit einem hundert Fuß langen Stock, er wird es nicht trinken, und wenn Sie ihm tausend Goldstücke dafür böten! Wenige Nationen der Erde sind so gleichgültig in Sachen der Religion als die Hindus. Ihre Religion hat größere und zahlreichere Umwandlungen erfahren als die von Europa. Es ist absurd zu glauben, die Engländer seien von den Hindus gehaßt um ihrer Religion willen. Die Muhamedaner glauben, der kürzeste Weg zum Himmel sei für sie, einem Hindu den Hals abzuschneiden, einen heiligen Tempel zu zerstören oder am Tage eines muselmanischen Festes eine [dem Hindu heilige] Kuh zu tödten; und dennoch werden die Muhamedaner von den Hindus fast abgöttisch verehrt. Auch die Muhamedaner hassen die Engländer nicht blos um ihrer Religion willen; denn die Bibel wird in ihrem Korān noch höher gestellt als der Korān selbst, und Moses und Jesus werden darin nicht weniger mit Achtung genannt als Muhamed; gleichwohl ist ihr Haß gegen die Christen, gegen die Leute des Buchs [d. h. gegen die evangelischen Christen] tiefer und unauslöschlicher als gegen die götzendienerischen Hindus. Ja, würden die Engländer an die Sendung Muhameds oder an die Heiligkeit der Veda's [der Religionsschriften der Hindus] glauben ohne eine Aenderung in ihrem Benehmen, meinen Sie, sie würden unter den Völkern Indiens dadurch populär werden? Nicht Religion, sondern der Mangel an Religion ist es, was so viel Unheil über dieß Land gebracht hat. Das Volk weiß, daß die indobrittische Regierung eine christliche ist; nun, so handle sie auch offen und ehrlich als eine wahrhaft christliche. Daran wird sich das Volk nie stoßen, es wird

solches nur bewundern. Wer könnte 'Religion' verabscheuen? Es steht in Euern eigenen Schastras [Religionsbüchern], daß Jedermann seine eigene Religion ehren soll. Lassen Sie tausend Missionare kommen, ihre Religion zu predigen, und senden Sie zehntausend Schullehrer auf Kosten der Regierung, oder der Generalgouverneur selbst vertheile hunderttausende von Bibeln; — das Volk wird nicht mit einer Sylbe sich beklagen, obschon es lachen und spotten mag. Aber nehmen Sie sich wohl in Acht, daß Sie nichts mit der Kaste zu thun haben. Hüten Sie sich, daß die Gefangenen in den öffentlichen Gefängnissen nicht eine Speise essen müssen, die von Andern zubereitet ist; hüten Sie sich, daß die Sipâhis nicht Schweine- oder Rinderfett mit den unglückseligen Patronen zum Munde zu führen genöthigt werden. Ich meine, dergleichen Dinge haben doch nichts mit der christlichen Religion zu schaffen."

„Aber wünschen Sie wirklich," erwiedert der Engländer, „daß das Kastensystem, dieser große Fluch Indiens, auf ewige Zeiten erhalten bleibe?"

„Keineswegs," ist die Antwort; „aber die Zähne fallen im Alter von selbst aus, so schmerzlich es in jüngeren Jahren ist, sie mit Gewalt auszuziehen. Der Kastenunterschied muß mit tausend andern Erzeugnissen der Thorheit und Unwissenheit verschwinden, wenn die rechte Zeit dazu gekommen ist. Ihn aber jetzt mit Gewalt ausrotten, das kann nur in Blutvergießen endigen."

Darauf läßt der Verfasser den englischen Gegner in starken Ausdrücken sich darüber aussprechen, wie schwere Blutschuld die Aufrührer auf sich geladen, und wie reichlich dieses blutdürstige, grausame Geschlecht mit Nana Sahib an der Spitze die Vertilgung verdient habe.

„Mein Herr," erwiedert der Hindu, „machen Sie aus Indien nicht, was die Türken aus dem oströmischen Reiche gemacht haben. Seien Sie für Indien das, was die Römer einst dem brittischen Volke waren. Die Römer brachten die Civilisation überall mit sich, wohin sie kamen; aber in die Sitten und Gebräuche der unterworfenen Völker haben sie sich nie gemischt.

„Engländer: Aber Ihre Landsleute haben sich geweigert, Civilisation anzunehmen. Ich wiederhole, wir haben die Perlen vor die Schweine geworfen.

„Hindu: Bitte um Verzeihung, mein Herr; sagen Sie mir

doch, wo hat die brittische Regierung, wenn sie je einen Versuch zur Bildung des indischen Volkes machten, dieß rein und einfach um des Zweckes selbst willen gethan? Nehmen Sie einen Distrikt, welchen Sie wollen, und lassen Sie uns sehen, was zur Civilisation seiner Bevölkerung gethan ward. Nehmen Sie z. B. den von Benares, einen der schönsten Distrikte Indiens mit einer Bevölkerung von zehn Millionen menschlicher Wesen, aus dem die Regierung jährlich ein Einkommen von 25 Millionen Franken bezieht. Dieser Distrikt ist seit 1775 in den Händen der Engländer. Lassen Sie uns nun sehen, was gethan worden ist, um eine Bevölkerung zu civilisiren, die den fünfzehnten Theil derjenigen von ganz Indien bildet.

„Engländer: Ei, befindet sich nicht in Benares ein Regierungs-College [höhere Lehranstalt], ein prächtiges College?

„Hindu: Ja wohl, eines befindet sich dort; aber wissen Sie nicht, daß der Radscha [der eingeborene, aber pensionirte König] von Benares zu dessen Errichtung 250,000 Franken aus seiner eigenen Tasche hergegeben hat? Und glauben Sie im Ernst, daß eine einzige Anstalt dieser Art zehn Millionen Seelen civilisiren könne? Aber wenden Sie den Blick nach der anstoßenden Provinz von Allahabad, die derjenigen von Benares fast an Größe gleichkommt; können Sie mir dort auch nur eine einzige Schule aufweisen, die von der Regierung gegründet wäre?

„Engländer: Ei, ist nicht seit dem berühmten Unterrichtsdekret der Ostindischen Compagnie [im Jahr 1854] etwas für Errichtung von Dorfschulen und für den Volksunterricht gethan worden?

„Hindu: Ja, seit jenem Dekret allerdings; aber was haben sie vorher während eines ganzen Jahrhunderts gethan? Und sagen Sie mir, hat man je an die Unterweisung und Bildung der Sipāhis gedacht? Konnten diese eingeborenen Soldaten nicht innerhalb eines oder zweier Monate das Alphabet lernen und dann ihre vielen müßigen Stunden mit Lesen nützlicher und lehrreicher Bücher ausfüllen, die zu diesem Behuf abgefaßt wären, und daraus einen Schatz allgemein nützlicher Kenntnisse sich erwerben? Wäre es diesen Sipāhis wohl je eingefallen, in einen derartigen Aufstand auszubrechen, wenn sie auch nur eine schwache Kenntniß von den Hülfsquellen Englands gehabt hätten? Hätten sie es je sich einfallen lassen, die Regierung wolle sie durch die Patronen zum Christenthum bekehren, wenn sie auch nur die oberflächlichste Kenntniß der ordinärsten Grundsätze

dieser Religion gehabt hätten? Können Sie von diesen Sipâhis und von dem Volk im Allgemeinen, das so jämmerlich unwissend ist, daß es sich unter der Ostindischen Compagnie eine uralte Dame vorstellt, die die Zügel der Regierung Indiens führe, — können Sie da etwas Anderes erwarten, als was jetzt in der allgemeinen Verwirrung und Verstörung zu Tage liegt? Ich hoffe, daß, wenn je wieder eine eingeborene Armee gebildet werden sollte, dieselbe unter der Bedingung angeworben werde, daß jeder Sipâhi so lange monatlich vier Annas (50 Centimes) und jeder Sowâr (Reiter) eine Rupie (Fr. 2. 50) von seiner Löhnung zu entrichten habe zur Bestreitung einer Regimentsschule und einer Regimentsbibliothek, bis er in einer mit ihm angestellten Prüfung gezeigt hat, daß er fließend und korrekt das Hindi-Alphabet lesen und schreiben kann. Einsichtsvolle und gebildete Feinde sind viel weniger gefährlich als ungebildete und unwissende Freunde. . . . Das Emporkommen und der Untergang einer Nation hängt von der Beschaffenheit der Bildung ab, die sie erhält. Das Geschick einer Nation, wenigstens auf etliche Generationen hinaus, kann leicht vorausgesagt werden, wenn man nur die Beschaffenheit und den Grad ihres Bildungsstandes kennt. Aber nun, trotz aller Dekrete und Erlässe des Direktorenhofs, sind von der Regierung für die Provinz von Benares nicht mehr als 75,000 Franken zum Behuf des Volksunterrichts zu erhalten, und wenn auch das neue Unterrichtsgesetz in volle Wirksamkeit treten sollte und man alle Missions- und Privatschulen dazu nimmt, so kommt doch von der gesammten schulfähigen Jugend nur Einer auf 48 oder nur Ein Knabe auf 400 Einwohner, der irgend welche Schulbildung erhielte. In Preußen sollen neun Zehntel der Bevölkerung Schulunterricht genießen! . . . Die brittische Regierung legt viel zu wenig Werth auf diese Sache. Bonaparte las und beantwortete auf dem Schlachtfeld einen Schulbericht; unser Generalgouverneur läßt das oft Jahre lang anstehen. Aller Eifer, alle Thätigkeit von Privatpersonen ist umsonst, wenn von Oben herab solche Gleichgültigkeit sich offenbart."

Die Entgegnung des Engländers, daß es Sache und Pflicht der Eingeborenen selbst sei, für Erziehung und Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, giebt nun dem Hindu Veranlassung, über den wenig verstandenen Unterschied zwischen englischen und indischen Zuständen und Volksanschauungen näher sich auszulassen, und es ist diese Darlegung zu wichtig, als daß wir sie übergehen sollten.

„Es ist der alte Irrthum," sagt er, „daß Ihr Herren immer und immer wieder englische Ideen und Anschauungen ohne Weiteres auf dieses Land übertragen zu können meinet, und es fällt mir deshalb sehr schwer, Ihnen die Bedürfnisse Indiens klar zu machen. Der politisch-sociale Zustand Englands, wie er zur Zeit Williams des Eroberers war, kann in vielen Beziehungen verglichen werden mit den Zuständen einiger Berg- und Walddistrikte Indiens. William war kraft des Eroberungsrechtes alleiniger Herr und Meister des Landes und vertheilte dasselbe unter seine Vasallen, geradeso wie Maasi [ein muhamedanischer Herrscher in Indien] seine Lehen (Dschaghirs) in diesem unsrem Lande an seine Großen vergab. Das Recht der Erstgeburt sicherte einer Anzahl von Edelleuten, die zu allen Zeiten als die Säulen des Staats gelten, die ewige Fortdauer ihres Grundbesitzes. Was aber die finanziellen Einrichtungen in England betrifft, so legt die Einkommenssteuer Hohen und Niedern so gleichmäßig gleiche Lasten auf, daß Niemand zu klagen oder sich zu beschweren Ursache haben kann. Das Volk besteuert sich selbst von einem Jahr zum andern, oder mit andern Worten, es zahlt den Beamten der Krone so viel, als es zur Sicherung des innern Friedens und zum Schutz gegen äußere Feinde für nöthig hält. Die übrigen Werke allgemeiner Wohlfahrt und öffentlichen Nutzens übernimmt die Nation auf ihre eigene Rechnung. Man hält Versammlungen, berathet, macht Subscriptionen und schreitet dann zur That, wie es einem Volke von ächten Patrioten ziemt, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt. Der König und die Minister in England sind in Wahrheit nichts anderes als die Diener des Volkes und sind ihm verantwortlich im vollen Sinne des Wortes 'Diener'.

„Hier in Indien ist die Sache durchaus anders. Die Radscha's und Badschah's (Könige und Mogule) nahmen die Stellung eines Vaters ein, d. h. sie waren Herren über Person und Eigenthum ihrer Unterthanen, denen sie von der Frucht ihrer Arbeit nur so viel ließen, als sie glaubten, daß ihnen zur Bestreitung ihrer persönlichen Bedürfnisse und Ausgaben unentbehrlich sei. Wenn irgend einer ihrer Unterthanen einen Palast oder eine Brücke baute oder einen Brunnen oder Teich grub, so geschah dieß nur, um seinen eigenen Namen zu verewigen, und nicht um die Nation groß zu machen. Dafür hatten allein die Radscha's und Badschah's zu sorgen. Sie (die Könige) nahmen von den Semindars (den großen Grundbesitzern)

so viel, als diese nur immer leisten konnten; auf die Waaren legten sie Zölle und Steuern, gerade so viel als möglich war, ohne die Waaren vom Markte zu treiben; und wenn ein Staatsdiener Reichthümer aufhäufte, die der Laune dieser 'Väter' zu groß erschienen, so hatte es keine Schwierigkeit, einen Theil davon in den königlichen Schatz überzuleiten unter dem Namen des Dand (Zwangssteuer). So wurden der Ackerbau, der Handel und der Staatsdienst, diese drei großen Portale, durch welche in der Welt der Reichthum einzieht, insgesamt der Besteurung unterworfen. Aber nun thaten auch die Radscha's und Badschah's Alles, was das Wohl des Landes und die Prosperität der Nation erforderte; sie gruben Kanäle, bauten Straßen, führten Brücken über die Flüsse, errichteten Armenhäuser, Spitäler und Unterrichtsanstalten. Hunderte und Tausende von wohlthätigen Anstalten wurden errichtet, und Hunderte und Tausende derselben erhielten ihr nöthiges Auskommen von den Königen und Kaisern, sei es in baarem Geld oder in steuerfreiem Grundbesitz. Das Volk sah dieß als sein Recht und als die unerläßliche Pflicht seiner Herrscher an. Ließen es je diese an befriedigender Erfüllung dieser Pflichten fehlen oder versanken sie in Trägheit und Schwelgerei, so murrte das Volk, klagte laut und brach endlich das Joch des Gehorsams entzwei. Auf diese Weise wurde jederzeit in Indien ein glückliches Gleichgewicht aufrecht erhalten.

„Wie stehen aber nun die Sachen? Ihr Engländer nehmet mehr von den Semindars (großen Grundbesitzern), als unsre Radscha's und Badschah's je thaten; ich kann das beweisen. Die Auflagen der Grundsteuer haben sich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, seit der Zeit Alivardi Khans mehr als verdoppelt. Ihr monopolisiret Opium und Salz; ihr leget eine Stempeltaxe und Gerichtssporteln auf; ihr erhebet von Apothekerwaaren und gebrannten Getränken eine Steuer, und was dergleichen mehr ist, — und doch erfüllet ihr nicht jene Vaterpflichten, durch welche die Namen eines Bhodscha und Vikrand (Radscha's) und die Namen eines Feroze und Akbar (Großmogule) noch für späte Generationen in gesegnetem Andenken bei uns bleiben werden. Das Volk dieses Landes, gewohnt von seinen Herrschern Werke der Wohlthätigkeit und des öffentlichen Nutzens zu erwarten, ist ganz erstaunt und nicht wenig befremdet, zu sehen, wie die Beamten der Regierung fortwährend bald unter diesem, bald unter jenem Namen freiwillige Kollekten anstellen.

Da sendet England eine Armee in den Orient, um der Türkei gegen Rußland beizustehen; sofort sollen die Eingeborenen von Indien zum 'patriotischen Fonds' beisteuern. Einem Beamten fällt es ein, ein Krankenhaus zu gründen; gleich sollen die Eingeborenen dazu Beiträge unterzeichnen. Ein Anderer kommt und will eine Ghat (steinerne Treppe, die zum Fluß führt) bauen; die Eingeborenen müssen in die Tasche greifen und mithelfen. Ein Dritter kommt und will ein Asyl, oder eine Bibliothek oder Schule, oder einen Teich oder Brunnen, oder ein Gemälde, oder eine Statue oder dergleichen stiften; das Volk soll Beiträge unterzeichnen. Es ist wahr, es fällt den Unterzeichnern nicht sehr schwer, die Summen zu zahlen; aber es ist gegen die Sitten und Anschauungen des Volkes und deshalb ihm höchst widerwärtig und anstößig. Es setzt die Regierung in ihren Augen herab. Die Regierungsbeamten mögen doch endlich einmal mit ihren Subscriptionslisten aufhören, und das Gouvernement setze ein Crore Rupies (Fr. 250,000) alljährlich für wohlthätige Zwecke aus!"

„Hilf Gott!" ruft da der Engländer aus; „woher soll das Geld kommen? Die Regierung ist ja ohnehin schon beinahe bankerut."

„Mein Herr," erwiedert der Hindu, „drei Millionen Pfund Sterling [75 Millionen Franken — dieß ist in Bengalen das Einkommen der Regierung] sind nie in die Schatzkammern irgend eines Moguls geflossen, der Indien beherrscht hat! Reichen diese bei Ihnen nicht zu, so ist das Euer Fehler, mein Herr! Machet gründliche Reduktionen, stellet überflüssige Ausgaben ab, hebet überflüssige Anstalten auf, setzet überschwengliche Gehalte herab und machet das Volk glücklich! Die Hülfsquellen des Landes sind unerschöpflich. Mit ein wenig Hülfe von Eurer Seite werden die Eingeborenen im Stande sein, auch so viel mehr noch aufzubringen und Euch zu zahlen, als Ihr nöthig habet!"

So redet der Hindu. Es sind das ernste und einsichtsvolle Worte, die die Regierung von einem Eingeborenen zu hören bekam. Wird man sie beachten?

Der verheerende Gewittersturm in Indien ist vorüber. Er hatte furchtbar gewüthet. Die Wohlfahrt von Millionen ist zerstört; unzählige Menschenleben auf beiden Seiten fielen zum Opfer; ganze

Provinzen wurden verwüstet, und die Grundfesten des Reichs geriethen ins Schwanken. Auch die Mission hat große und schwere Opfer zu beklagen. Eine Reihe edler Knechte und Mägde des Herrn fielen als Märtyrer; Kirchen und Kapellen, Missionshäuser, Schulen und andere Pflanzungen wurden verwüstet; an vielen Punkten wurden die jungen Christengemeinden zersprengt, andere eingeschüchtert und zurückgeschreckt. Fast im ganzen Norden mußte die friedliche Arbeit der Heilsboten eingestellt werden. Es war eine Schreckens- und Angstzeit. Aber der Sturm ist mit Gottes Hülfe vorüber, und die aufgeregten Wogen des Meeres fangen an sich zu beruhigen. Welches sind nun die Wirkungen dieser Heimsuchung auf die Bevölkerung Indiens, welches die Wirkungen auf die Sieger und auf die Mission? Das Jahr 1858 hat uns in dieser Beziehung bedeutungsvolle Antworten gegeben.

Als vor bald 1400 Jahren der große Frankenkönig Chlodwig, selbst noch Heide, in heißer Schlacht (bei Zülpich 496) den heidnischen Alemannen gegenüberstand und der Sieg bereits auf die Seite der Feinde sich zu neigen schien, da beugte sich sein stolzes Selbstvertrauen vor dem Gott der Christen und er rief: „Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen; denn meine Götter verlassen mich; wenn du mir beistehst in dieser Noth, so will ich an dich glauben!“ Der Kampf erneuerte sich; der Alemannenherzog fiel; sein Volk floh und ward fast bis zur Vernichtung in den Staub gelegt. „Schone unser, wir bitten dich,“ schrie das zersprengte und verzweifelnde Volk der Alemannen; „wir wollen ja in deiner Gewalt sein.“ Auch der ferne Ostgothenkönig jenseits der Alpen, Theoderich, flehte: „Laß dir daran genügen, daß der Herzog des Volkes und mit ihm dessen Stolz dahingesunken ist.“ Chlodwig aber, der gefeierte Sieger und mächtige Herr eines großen Reiches, hielt sein Gelübde. Am Weihnachtsfest des gleichen Jahres stand er in der Kirche zu Rheims, dreitausend seiner fränkischen Edeln mit ihm. „Beuge nun, stolzer Sigamber,“ rief ihm der große Bischof Remigius zu, „demüthig deinen Nacken! Bete an, was du sonst verbrannt, und verbrenne, was du sonst angebetet hast!“ Dann ward er getauft, mit dem heiligen Oele gesalbt und mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Zu dem gebrochenen und zerschlagenen Volke der Alemannen aber zog unter Chlodwigs Schutz und Segen der edle Missionar Fridolin, begleitet von seinen irischen Glaubensbrüdern, brachte ihnen den Trost und das Heil des

Evangeliums, durchwanderte predigend ihre Gauen, baute Kirchen, gründete Gemeinden und führte unsre tiefgebeugten Vorväter zu dem Kreuze, wo alle Wunden geheilt werden. Die Zerbrechung ihrer politischen Kraft, die Beugung ihres heidnischen Nationalstolzes und die Täuschung, die sie von ihren Göttern erfuhren, — das Alles hatte sie bereit und willig gemacht, den Trost und Segen des Evangeliums anzunehmen. Eine herrliche Saat ward ausgestreut, und wir, die späten Enkel dieser Väter, genießen nun seit 14 Jahrhunderten die süße und köstliche Frucht.

Ist dieß etwa ein Vorbild von dem, was in unsern Tagen mit der Bevölkerung Indiens, mit den Siegern und den Besiegten vorgegangen ist? Wollte Gott, daß es in allen Stücken so wäre! Doch wir sehen uns die einzelnen Züge des Bildes an.

Als der Aufstand ausbrach, da hatten sich Bramanen und Muhamedaner die Hände gereicht, um die brittische Herrschaft mit Einem Schlag zu vernichten. Das Gelingen schien unzweifelhaft. Die Unzulänglichkeit der vorhandenen brittischen Streitkräfte, ihre Zersplitterung und Zerbröckelung über hunderte von Meilen, ihre Ueberraschung fast an allen Orten zugleich, die Rathlosigkeit und Unmacht der einzelnen Häuflein der Britten, die Ungunst der Jahreszeit, die Entfernung von Europa, — dieß Alles auf der einen Seite; die numerische Uebermacht der Feinde andererseits, ihr politisch-religiöser Fanatismus, das Gelingen der ersten Hauptschläge, der Besitz der bedeutendsten Festungen, der leichte Raub unerschöpflicher Kriegsvorräthe und ungeheurer Schätze an baarem Geld, der Vortheil, auf eigenem Grund und Boden zu fechten, und so vieles Andere gab die Bürgschaft des Sieges. Dazu kam der zuversichtliche Glaube, daß die Britten von ihrem Gott verlassen seien, daß der Fluch des Landes und seiner Götter die Fremdlinge endlich erreicht habe, und daß Schiwa und Wischnu, ebenso sehr als Muhamed, wider sie streiten. Sprach doch eine alte Weissagung, seit Jahrzehnten im Munde alles Volkes, es aus, daß nach Abschluß des ersten Jahrhunderts die englische Herrschaft ein Ende nehmen werde. So standen die Sachen im Jahr 1857. Wie einst die stolzen Alemannen dem bebenden Frankenkönig Chlodwig, so standen Bramanen und Mosleme in Indien bereits siegestrunken und siegesgewiß den überraschten Häuflein der Britten gegenüber. Und wie dort Chlodwig, so schrieen auch die geängsteten Britten in der Stunde unerhörter Noth und Gefahr zu dem

Herrn der Heerschaaren, zu „Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen."

Erst der große Tag, der Alles offenbaren wird, mag auch die tausend und abertausend Gebete und Hülferufe kund machen, die damals von dem blutgetränkten Boden Indiens zu dem Thron der Erbarmung aufstiegen aus den bebenden Herzen von brittischen Männern, Frauen und Kindern, aus der Brust vielgeprüfter Kriegshelden, wie von den Lippen kriegsungewohnter Beamten, Kaufherren und Pflanzer, von Alt und Jung, von Starken und Schwachen, von Gerechten und Ungerechten. Noth lehrt auch den Gottesvergessenen beten, und Anfechtung weiß auch das Weltkind zu lehren, daß es aufs Wort merke. Die brittischen Wohnorte durch ganz Indien bildeten damals eine Gebetskette, welche die geängsteten Gemüther unter sich und mit dem Himmel verband. Unvergeßliche Erinnerungen knüpfen sich an jene Zeit. Wir greifen aus unzähligen Zügen nur einen heraus. Aus dem Lager von Delhi schreibt ein junger Offizier unter dem 4. Aug. 1857 an seine Eltern in England:

„Mein theurer Vater, meine geliebte Mutter! — Durch Gottes Barmherzigkeit bin ich dem schrecklichen Loose vieler unsrer unglücklichen Landsleute hier außen entronnen. Meine arme Phöbe, mein unvergeßliches Weib, ist von diesen Barbaren ermordet worden. Frau Thompson und meine zwei Schwestern sind in Delhi, mein Schwager in Hissar als Opfer ihrer Grausamkeit gefallen. Ich bin ganz krank, wenn ich an Alles denke. Ich selbst war eben in Hissar, als der Aufstand ausbrach. Dort wußten die Rebellen, ehe sie losbrachen, durch eine List uns zu zerstreuen und aus der Festung herauszulocken; dann fielen sie plötzlich über uns her und metzelten Alles nieder. Die drei Frauen, die im Fort zurückgeblieben, und einen Säugling hieben sie nachher in Stücke und warfen dann die Leichen über die Mauer in den darunterliegenden Teich. Mir war es gelungen, aus dem allgemeinen Gemetzel zu entkommen und eben in jenem Teich mich zu verbergen. Ich lag auf dem Rücken im Wasser, so daß nur mein Kopf frei war, von Mittags ein Uhr bis Abends acht Uhr. Ihr könnet euch meine Empfindungen denken, als ich hart neben mir die Leichen herabfallen hörte, und wie dann diese thierischen Blutmenschen selbst kamen, ganz in meiner Nähe ein Bad nahmen und in lautem Gespräch sich ihrer blutigen Schandthaten rühmten. . . . Als ich so im Teiche hinter Schilf und niedrigem Ge-

büsch lag und die Sipahis ringsum hereinschossen, um zu sehen, ob nicht Jemand da sich versteckt habe, da that ich ein Gelübde, daß, wenn ich aus dieser Todesgefahr glücklich entkomme, ich meinem Gott ganz dienen wolle. Ich weiß nicht, wie mirs ist; aber das weiß ich ganz gewiß, ich bin für die Mission bestimmt. Mein Herz und mein Gewissen weisen mich diesen Weg. Sobald diese Rebellion vorüber ist, werde ich etwas zusammensparen, und sobald ich genug beisammen habe, um die Reise nach England und wieder hieher machen zu können, werde ich meinen Abschied nehmen, nach Hause eilen und suchen, mich von unsrem theuren Prediger Villiers ordiniren zu lassen. Dann kehre ich als Missionar nach Indien zurück. Jetzt bin ich ein Bettler. Zwei Hemden und was ich auf dem Leibe trage, sowie 100 Rupies (Fr. 250), die ich vom Lahore Unterstützungsfonds erhielt, sind meine ganze Habe. Ich kann nicht weiter. Gott segne euch Alle. . . ."

Wir kennen den Namen dieses jungen Offiziers nicht, noch wissen wir, ob er den furchtbaren Feldzug vor Delhi überlebt und sein Gelübde zu halten vermocht hat; aber das wissen wir, daß er nicht der Einzige war, der also gebetet hat in der Stunde der Angst. Und nicht blos die Einzelnen oder kleinern Häuflein für sich, sondern die gesammte brittische Bevölkerung Indiens hat sich zum Gebet angemacht. Bestimmte, regelmäßige Gebetsstunden (Morgens von 7 bis 8 Uhr) waren unter Allen, die zu beten verstanden, für ganz Indien festgesetzt, und endlich ward von Oben herab ein allgemeiner Buß-, Fast- und Bettag für alle Christen Hindostans angeordnet. Der ehrwürdige, nun entschlafene Bischof von Kalkutta, Daniel Wilson, schrieb damals in seinem Pastoralbrief an die gesammte Geistlichkeit Indiens: „Unsre Sünden haben den Zorn Gottes entzündet; aber wir trauen es Seiner Barmherzigkeit zu, daß auch für uns das Wort gilt: 'Sein Zorn währet einen Augenblick, und lebenslang Seine Huld.' Ps. 30, 6. Ja, lasset uns mit ernstlichem und bußfertigem Gebet Zuflucht suchen bei dem, der allein helfen kann. Dann wird Er die Meuterer zum Gehorsam zurückführen, die verwundeten Herzen derer, die Schweres erduldet haben, heilen, die Diener des Evangeliums in ihrem schweren Werke stärken, Seiner seligmachenden Wahrheit unter Heiden und Muhamedanern Raum schaffen, und Seine Herrlichkeit offenbaren. . . . Wohlan, ehrwürdige und geliebte Brüder, ich bete für euch, betet ihr für mich!"

Das war, wie dort bei Chlodwig am Tage der Zülpicherschlacht, die erste Frucht des indischen Aufstands, die erste gesegnete Wirkung der unerhörten Trübsal.

Auch im Mutterlande England riefen hundert Stimmen zur Buße auf und zum Gebet. „Die Stimme des Herrn," sagt der Record vom 21. Sept. 1857, „ist unüberhörbar in den Gerichten, die über unsre Landsleute in Indien gekommen sind. Ihr Blut schreit laut zu Gott um Rache über die gräßlichen Mörder, und diese Rache wird unzweifelhaft kommen. Aber ihr Blut erinnert auch uns daran, daß Gott auch mit uns zu rechten hat, so gut als mit den Heiden. Wenn wir glauben, daß Gott ein eifriger Gott ist und Seine Ehre keinem Andern geben will, haben wir uns da nicht vor Ihm in den Staub zu beugen? Er hat in den neuesten Gerichten die Missethaten der Väter und der Kinder bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht; er hat Regenten und Untergebene in heiligem Eifer gezüchtigt. Wenn Er, der Heilige, das ganze indische Reich von uns nehmen und einem Andern geben wollte, wir dürften keinen Mund aufthun. . . . Darum lasset uns knieen und niederfallen, und in gemeinschaftlicher nationaler Buße vor Ihm uns demüthigen." — Auch andere, sonst nicht eben religiös gestimmte Blätter forderten zu gleicher Selbstdemüthigung und zum Gebet auf. Die Daily News schreibt: „Mag dem sein, wie ihm wolle, es ziemt sich nach solchen Erlebnissen, daß die Königin, als das Haupt der Kirche Großbritaniens und Irlands, einen Tag bestimme, wo die ganze Nation in Buße, Gebet und Fasten vor dem Allmächtigen sich demüthige." Und in den gleichen Ton stimmt selbst das große Weltblatt, die Times, unverholen ein. Jedermann aber erinnert sich, wie ganz England am 7. Okt. 1857 vor seinem Gott im Staube lag und an diesem nationalen Buß- und Bettag seine Sünden bekannte, Gottes Gnade anflehte und um Rettung zu dem Herrn der Heerschaaren schrie. „O Herr unser Gott," so betete an jenem Tage die brittische Königin und der Unterthan, der Edelmann und der Knecht, Alt und Jung, „o Herr, wir haben deine Züchtigungen verdient und sind dir ungehorsam gewesen. O Gott, der du vergiebst Missethat, Uebertretung und Sünde, gehe nicht ins Gericht mit deinen Knechten und verbirg dein Antlitz nicht vor uns. Laß uns in deine Hände fallen, und nicht in der Menschen Hände. . . . Ach, laß uns errettet werden aus dieser unsrer Drangsal nach deiner großen Güte, um der Ehre deines

Namens willen, durch Jesum Christ, unsern Heiland." (Siehe die vorgeschriebenen Gebete zu jenem Bußtag.)

Und nicht blos am großen Bußtage, sondern fast unausgesetzt stieg in jenen Zeiten die Stimme des bußfertigen Flehens, wie in Indien, so auch in England, zum Thron der Gnade empor. Das ganze Land war Eine große Gebetskammer geworden, aus der von Alt und Jung der Hülferuf zu Gott drang. Selbst die Truppen, die zur Einschiffung nach Indien allwöchentlich beordert wurden, umgürteten sich mit der Waffe des Gebets. „Ich habe," schreibt unter dem 22. Aug. 1857 der Prediger William Carus Wilson, dieser unermüdliche Freund der Soldaten, „ich habe einen unvergeßlichen Tag an Bord des Transportschiffs 'James Baines', des 'Champion of the Seas' und des 'Golden Fleece' zugebracht und herrliche Erweisungen der Arbeit des göttlichen Geistes wahrnehmen dürfen. Lassen Sie mich von vielen nur Ein Beispiel anführen. 'Nun, mein Freund,' sagte ich zu einem Mann des 97. Regiments, 'kann ich irgend etwas für Euch thun?' Es ist was Ergreifendes, so einen braven, sonnverbrannten Soldaten, der den Feldzug in der Krim mitgemacht, weinen zu sehen; aber er brach in Thränen aus und sagte: 'Sie sind sehr gütig, mein Herr; ich wüßte nur Eines, was Sie für mich thun könnten. Könnten Sie nicht unsern Oberst bitten, daß er uns einen stillen ruhigen Winkel auf dem Schiff verschaffe, wo wir beten und die Schrift lesen können?' Als ich mich deßhalb an den freundlichen Oberst wandte, sagte dieser, er wisse wohl, daß er viele betende Leute in seinem Regiment habe, und er werde mit Vergnügen dafür sorgen, daß diese Bitte erfüllt werde." —

Wir haben bisher das Verhalten der brittischen Nation im Allgemeinen, sowohl in Indien als England, zur Zeit jener großen Gefahr geschildert; nur von Einem Kreise von Männer haben wir nicht geredet, und doch sind gerade sie es, bei denen am meisten auf dem Spiele stand. Wir meinen den Direktorenhof der Ostindischen Compagnie. Haben auch sie vor dem „eifrigen Gott, der da heimsucht die Sünden der Väter und der Kinder bis ins dritte und vierte Glied," in Buße und Gebet sich gedemüthigt? Waren doch sie es, die dazu die meiste und gerechteste Ursache hatten! „Der Alles beherrschende Grundsatz der Compagnie," so sagt eines der bedeutendsten Blätter Englands (News of the Churches, Dec. 1858), „war lange Zeit hindurch kein anderer, als so viel Geld als möglich aus ihren

indischen Besitzungen zu ziehen. Der Gedanke, den Zustand des Volkes, über das sie herrschten, sittlich und religiös zu heben, schien ihnen kaum je in den Sinn gekommen zu sein. Ihr eigenes Christenthum, zu dem sie sich dem Namen nach bekannten, wurde sorgfältig verborgen, und ihre Beamten in Indien wurden genöthigt, ihren christlichen Glauben in den Augen der Eingeborenen herabzuwürdigen, dadurch, daß sie den Götzen Indiens Ehre bezeugen und bei ihren großen heidnischen Festen erscheinen mußten." Hatte dieser Direktorenhof nicht Ursache zur Buße in Sack und Asche?

Aber während ganz England und die ganze christliche Bevölkerung in Indien sich vor dem Herrn in Buße beugte, blieb der Direktorenhof in altem, feigem Trotze aufrecht stehen. In feigem Trotze, sagen wir. Denn er hatte weder den Muth, sich vor dem Herrn der Heerschaaren in aufrichtiger Selbstdemüthigung zu beugen, — auch zur Buße erfordert es Mannesmuth, — noch auch besaß er die Keckheit, in frechem Uebermuth die Nothwendigkeit bußfertigen Gebets von sich zu weisen. Wie Alles, was die Häupter der Ostindischen Compagnie zu thun gewohnt waren, so war auch jetzt ihr Thun und Vornehmen ein feiges halbes Wesen. Der stolze heidnische Sigamber Chlodwig rief in der Stunde der Gefahr vor den Ohren seiner heidnischen Franken zu „Jesus Christus, den sie den Sohn Gottes nennen", und gelobte ihm Gehorsam und Glauben; der Direktorenhof wagte in gleicher Gefahr weder vor den Ohren des christlichen Englands, noch vor denen des heidnischen Indiens den Namen Jesu Christi anzurufen. Die Anordnung eines Buß- und Bettages in Indien mußte ihm abgerungen werden, und als die Proklamation erschien, die den heiligen Tag anordnete, da war sie also abgefaßt, daß auch jeder andächtige Hindu oder Muselman sie ohne Gewissensscrupel in gleichen Worten hätte schreiben können. Der Name Jesu Christi, der verhaßte und gefürchtete, durfte vor den Ohren Indiens nicht genannt werden.

Was war die Folge von alle dem? Chlodwig ward gerettet und erfocht einen großen Sieg; auch die Ehre der brittischen Waffen ward gerettet; wunderbare Siege und Errettungen folgten sich Schlag auf Schlag; England und seine Königin steht, nachdem sie sich vor Jesu Christo gedemüthigt, groß und herrlicher da als zuvor. In den Schmuck der brittischen Königin, die am 7. Okt. 1857 mit ihrem Volke im Staube vor dem König aller Könige lag, ward ein Jahr später ein neues Kleinod, das schönste Juwel eingefügt. Aber die Ostindische

Compagnie? „Und der Herr sprach zu dem, der sein Pfund im Schweißtuch behalten: Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk!.. Warum hast du mein Geld nicht in die Wechselbank gelegt; und wenn ich gekommen wäre, hätte ichs mit Wucher wieder genommen? Und Er sprach zu denen, die dabei standen: Nehmet das Pfund von ihm und gebet es dem, der die zehn Pfunde hat."

Die Abschaffung der Ostindischen Compagnie und die Uebertragung des indischen Reiches an die Königin ist eines der allerbedeutendsten Ereignisse im Jahr 1858.

Wir haben die Geschichte dieser berühmten Handelsgesellschaft, die das größte und schönste Reich der Erde im Lauf von 150 Jahren gewann, in diesen Blättern ausführlich und mit besonderer Beziehung auf die Mission mitgetheilt (S. Jahrgang 1858, Seite 201 ff., 257 ff., 345 ff.). Man muß zugestehen, sie war eine milde Herrin für ihre indischen Unterthanen. So lange der Hauptzweck, den sie unverrückt im Auge hatte, — die Anhäufung von Schätzen — erreicht wurde, so lange war sie die Güte selbst. Sie schützte das Leben, das Eigenthum, die persönliche Freiheit ihrer Völker mit väterlicher Hand; sie schaffte Recht und Ordnung, so weit es ihr möglich war; sie breitete selbst über Frevel und Gräuel den Mantel der Liebe, wenn nur der Handel blühte, die Steuern eingiengen und die Zölle einträglich waren. Diese waren und blieben immer die Hauptsache. Es ist in dieser Beziehung auch sehr karakteristisch, daß die großen Beamten der Compagnie in Indien, in deren Händen die gesamte Verwaltung ganzer Provinzen, so groß als Preußen, lag, bis auf den heutigen Tag den Namen „Steuereinnehmer" (Collektor) tragen. Aber weiter und höher hinauf gab es für sie kein Ziel. Die materielle Wohlfahrt Indiens war ihnen das Höchste, weil es die Bedingung ihrer eigenen Bereicherung war; die sittliche, intellektuelle und religiöse Hebung und Wiedergeburt Indiens kam ihnen nicht in den Sinn. Darnach zu streben war in ihren Augen „Schwärmerei". Was gleichwohl in dieser Beziehung für und in Indien geschah, das geschah trotz der Compagnie oder ward ihr Schritt für Schritt von dem besser denkenden Theil der brittischen Nation abgenöthigt. Selbst die weltherrschenden heidnischen Römer, unter deren ehernem Fuß ein Volk ums andere seine Nationalität einbüßte, trugen wenigstens den

Samen ihrer eigenen Bildung in jedes Land, das ihrem Weltreiche einverleibt ward, und theilten den unterworfenen Völkern durch Gründung von Schulen, durch Verbreitung ihrer Sprache und Literatur ꝛc. geistige Lebenselemente mit, die überall reiche Früchte trugen. Aber die Ostindische Compagnie verschmähte diesen Ruhm, oder vielmehr sie fürchtete sich davor. Drei Dinge waren es, die sie davor zurückschreckten. In erster Linie stand die bedeutende Ausgabe, welche dem Staatsschatz zur Last fallen würde, wenn sie selbst das Unterrichtswesen in Indien in die Hand nehmen sollte. Eine solche Ausgabe wäre ja nur ein Abbruch, der ihrem eigenen Gewinn geschehen müßte. Fürs Andere war es der Vortheil der Compagnie, wenn die Völker Indiens in Unwissenheit erhalten wurden. „Wissen ist Macht," das sahen die Herren wohl ein; warum sollten sie aber die Macht eines Volkes stärken helfen, dessen Schwäche eben in seiner Unwissenheit, dessen Unwissenheit in ihrem Vortheil lag? Endlich stand ihnen noch eine Besorgniß im Wege. Die Frage, welche Art von Bildung die Regierung einführen oder fördern sollte, wenn sie selbst das Unterrichtswesen in die Hand nähme, schien ihr eine äußerst schwere. Zwei Wege standen ihr in dieser Beziehung offen. Sie konnte mit sorgfältiger Fernehaltung und Ausschließung europäischer Bildung die uralte indische Bildung selbst unterstützen und eben damit allen Unsinn und alle Unsittlichkeit des Bramanismus und des Islâm neu beleben und stärken; sie konnte aber auch andererseits die europäische Bildung als einen gesunden Sauerteig durch Schulen und höhere Lehranstalten in den Geist der Nation einführen und damit eine neue, schönere Zeit für Indien anbahnen. Sollte es für die Compagnie so schwer gewesen sein zu erkennen, daß dieser letztere Weg es war, den Gott selbst sie einschlagen heiße? Aber sie konnte dazu aus Feigheit sich nicht entschließen. Es dauerte lange genug, bis sie überhaupt es über sich bringen konnte, etwas für die Bildung Indiens zu thun; als sie aber endlich dazu genöthigt ward, wählte sie den ersteren Weg. Es wurde in Kalkutta ein Prachtbau gegründet, wo altindische Literatur gelehrt werden sollte; in Benares und Delhi erhoben sich glänzende Medressen, in welchen muhamedanische Theologie und Gesetzgebung studirt ward. Dort wurde Sanskrit und die Sanskrit-Literatur, hier der Koran gelehrt. Für das eigentliche niedere Volk ward von Seiten der Regierung nichts gethan. Erst das Jahr 1853 brachte eine große und wichtige Veränderung in dieser Beziehung.

Der Direktorenhof wurde trotz alles Widerstrebens genöthigt, das berühmte Unterrichtsgesetz zu erlassen, wornach die indobrittische Regierung sich verpflichtete, neben der einheimisch-indischen auch europäisch-englische Bildung in Indien einzuführen und das indische Schulwesen überhaupt mit allen Kräften aus Staatsmitteln zu fördern.

Was war es, das die Compagnie bei diesem Plan so sehr mit Besorgnissen erfüllte? Es ist das nicht schwer zu erkennen. Die europäische Literatur und Wissenschaft ist nicht nur durch und durch von christlichen Anschauungen und Ideen durchdrungen, sondern sie enthält auch, abgesehen davon, unzählige Elemente, die nothwendig den hinduischen Aberglauben direkt untergraben müssen. Die heiligen Bücher der Hindus z. B. stellen die Erde als eine Scheibe dar, rund und flach, getragen von einer im Grunde des Meeres ruhenden Riesenschildkröte, und 800,000 englische Meilen im Durchmesser zählend. In der Mitte der Erde liegt der ungeheure, wie Gold glänzende Berg Meru, um welchen die Sonne kreist. Rings um die Scheibe her läuft das weltumgrenzende Gebirge (Lokalokane), innerhalb dessen die sieben Meere und die sieben Erdstriche oder Welttheile liegen. Von den letzteren ist immer einer doppelt so groß als der nächste und jeder von einem besondern Meere umgeben. Die sieben Meere aber bestehen der Reihe nach aus Salz, Zucker, Wein, Butter, Molken, Milch, Wasser. Die heilige Stadt Benares liegt im Mittelpunkt der Scheibe, somit 400,000 englische Meilen vom nächsten Meere entfernt ꝛc. Nun kommt die europäische Wissenschaft der Geographie und zerstört all diesen Unsinn. Wiederum reden die Schastras der Hindus von den vier Yuga's oder Zeitaltern der Welt, von denen das erste 1,728,000 Jahre, das zweite 1,296,000, das dritte 864,000 gedauert hat, während das vierte, in welchem wir jetzt leben (Kali-Yuga, das Zeitalter der Sünde und der Lügen), im Ganzen 432,000 Jahre währen wird. Nun kommt die europäische Wissenschaft der Geschichte und löscht mit einem Mal alle die erträumten Millionen von Jahren aus. Die Hindus lehren, daß die Erdbeben entstehen, wenn die Schildkröte, auf deren Rücken die Erde ruht, sich bewegt; die Sonnen- und Mondsfinsternisse sind ihnen nichts anderes als Versuche feindseliger Ungethüme, Sonne und Mond zu verschlingen; da kommt die europäische Wissenschaft der Astronomie, der Geologie und Physik und fegt all diese Sinnlosigkeiten hinweg. Wie nun? Ist die Einführung europäischer Wissenschaft und Bildung nicht ein Angriff auf

die Religion und die theuersten Schätze der Eingeborenen? Ist dadurch nicht der Grundsatz der Neutralität, zu dem sich die Compagnie von jeher in Sachen der Religion verpflichtet glaubte, beeinträchtigt und gefährdet, und wird nicht ganz Indien sich erheben und den ruhigen Besitz des Reiches in Gefahr bringen?

Dieß waren die Bedenken der Compagnie, als es sich um die Begründung von Volks- und Gelehrtenschulen mit europäischer Bildung handelte. Sie widersetzte sich, so lange sie konnte, und als sie endlich nachgeben und das neue Unterrichtsgesetz genehmigen mußte, hat sie wenigstens folgende Verwahrungsmaßregeln durchzusetzen verstanden: — In den von der Regierung zu gründenden Schulen ist der [christliche] Religionsunterricht strenge ausgeschlossen; die Bibel darf nicht gebraucht werden; es soll nicht einmal gestattet sein, daß eine Bibel in der Schulbibliothek sich finde. Der Antrag der Madras-Bibelgesellschaft, jede Schule Indiens mit einem Exemplar der heiligen Schrift unentgeltlich zu versehen, ward abgewiesen. Ein ausgezeichneter Lehrer in einer höheren Lehranstalt der Regierung (nahe bei Kalkutta) wurde zur Rechenschaft gefordert dafür, daß er mit etlichen Zöglingen der Anstalt auf ihre ausdrückliche Bitte hin in seinem eigenen Hause an den Sonntagen die heilige Schrift las, und er hätte seine Stelle verloren, wenn er damit fortgefahren wäre. Später mußte die Compagnie wenigstens so weit nachgeben, daß eine Bibel in der Bibliothek einer Schule sich befinden darf; aber der Lehrer darf nicht nur nichts vortragen, was auf die Bibel und das Christenthum Bezug hat, sondern er darf selbst etwaige Fragen der Schüler über christliche Dinge nicht in der Schule beantworten; aus den eingeführten Lehrbüchern sind alle diejenigen Stellen, welche auf die christliche Religion sich beziehen, sorgfältig auszumerzen, während die schamlosen Götterlehren und Göttergeschichten der Hindus ohne Schwierigkeit in Büchern und Unterricht dürfen behandelt werden. Dieß war die strenge Klausel, die dem berühmten Unterrichtsgesetz angehängt war.

Aber damit war es nicht genug. Das Gesetz bestimmte, daß nicht nur neue Schulen auf Kosten der Regierung begründet, sondern auch schon bestehende Schulen und Unterrichtsanstalten mit Unterstützungsgeldern (grants-in-aid) aus der Staatskasse sollten gefördert werden, falls sie, was den darin ertheilten weltlichen Unterricht betrifft, gewissen billigen Forderungen entsprächen. Das war zu loben. Aber was that die Compagnie? Die vorhandenen Schulen waren

der überwiegenden Mehrzahl nach *Missionsschulen*. Sollte die Regierung auch *diese* mit Grants-in-aid unterstützen? Das war gefährlich. Ein Rescript gieng von London nach Indien, das die Verwilligung von Unterstützungsgeldern an Missionsschulen geradezu *verbot*. Daß die Beamten der Compagnie, die dem Unterrichtswesen vorstanden, diesem Verbot nicht überall Folge leisteten, das war in der That nicht die Schuld des Direktorenhofs. Wie gerne hätte er seinen Willen auch darin durchgesetzt! — Wie wenig rechter Ernst aber es der Regierung mit der Hebung des indischen Schulwesens und des Volksunterrichts sei, das zeigt eine einfache Zahlenangabe. In *Bengalen* stehen die Dinge folgender Maßen:

Bevölkerung etwa	35,000,000 Seelen;
Grundsteuer, die dieselbe jährlich zahlt .	3,759,000 Pf. Sterl.
Unterstützungsgelder für Schulen jährlich	2,400 Pf. Sterl.

Wahrlich, man muß vor Scham das Angesicht verhüllen, wenn man diese Summen vergleicht. Ists ein Wunder, wenn der Herr die fürstlichen Kaufherren der Compagnie von ihrem Stuhle stieß?

Wir haben nur noch zwei Dinge zu erwähnen, ehe wir von dieser berühmten und mächtigen Gesellschaft scheiden; wir meinen eine ihrer *letzten Depeschen*, die sie nach Indien abgehen ließ, und dann ihre *letzte Sitzung*. Es war begreiflich, daß der Direktorenhof bei dem ungeheuern Druck der Ausgaben, welche der Krieg in Indien mit sich brachte, auf möglichste Sparsamkeit bedacht war. Irgendwo mußte gespart, irgendwo die Last der Ausgaben verringert werden. Aber wo und in welchem Zweig sollte das geschehen? „Wir wünschen," schreiben sie an ihre Beamten nach Indien, „daß Sie *unter keiner Bedingung irgend eine Mehrausgabe in irgend einem Theile von Indien in Sachen des* **Unterrichts** gestatten, ohne zuvor unsre Genehmigung eingeholt zu haben." Das ist in der That bezeichnend. „*Unter keiner Bedingung, irgend eine Mehrausgabe, in irgend einem Theile von Indien!*" Ein englisches Blatt sagt darüber: „Dieser nachdrückliche Befehl und strenge Beschluß erinnert uns an die Geschichte zweier verschwenderischen Eheleute aus der Londoner eleganten Welt, die sich genöthigt sahen, ihre Ausgaben zu beschränken, und die nach langem Kampf, und nachdem sie zu der Einsicht gekommen, daß sie ohne Wagen, Pferde und Bedienten, ohne Salongesellschaften und Theater nicht auskommen könnten, endlich beschlossen, — das *Pfennigmagazin* aufzugeben!"

Ebenso bedeutsam ist die letzte Sitzung des Direktorenhofs vor seiner Auflösung. Es war am 30. August 1858, wo diese mächtige Versammlung, welche seit anderthalb hundert Jahren die Geschicke Indiens leitete, zum letzten Mal zur Berathung sich zusammenfand. Der erste Gegenstand, der behandelt wurde, war die schließliche Bestätigung eines Ehrengehalts, der schon früher dem berühmten Statthalter des Pandschâb, Sir John Lawrence, dem Retter Indiens, der zugleich seinen christlichen Glauben furchtlos unter Hindus und Muhamedanern bekannt und bethätigt hatte, ausgesetzt worden war „in Anerkennung seiner langen und ausgezeichneten Dienste". Da erhob sich aus der Mitte der Direktoren ein Herr Jones und trug darauf an, daß die eben genannten Worte gestrichen werden. „Sir John Lawrence," fügte er hinzu, „ist unzweifelhaft ein Mann von großem Verstand, großer Thatkraft und großer Hingebung. Aber ich kann in seinem Verhalten gegen die Bewohner des Pandschâb nicht die Bezeugungen von Recht und Gerechtigkeit erkennen, die von ihm zu erwarten waren. Er war Einer von denen, die durch ihr Verfahren das Feuer der Revolution angezündet haben. . . . Die Bevölkerung von Indien ist gegen solche Gewaltmaßregeln mit gewaffneter Hand aufgestanden und hat damit nur gethan, was wir selbst unter ähnlichen Umständen auch gethan hätten."

Darauf nahm ein anderer der Direktoren das Wort und sagte: Man habe viel von der Ausbreitung des Christenthums in Indien geredet; aber was für einen Erfolg man denn von solchen Versuchen erwarten könne, wenn man selbst die Grundsätze des Christenthums verletze und Unrecht und Gewalt übe? Die Eingeborenen Indiens hätten als freie Männer nur gethan, was jeder Engländer in ähnlichem Fall auch thun würde. Was aber die Grausamkeiten betreffe, deren man die Sipâhis während des Aufstands beschuldigt habe, so sei das Alles baarer Unsinn, und kein Wort sei daran wahr ꝛc.

So konnten die Herren sich nicht enthalten, noch in ihrer Schlußsitzung ihren bittern Groll gegen einen Mann auszulassen, der trotz aller Befehle des Direktorenhofs seinen Christenglauben nicht feige verläugnen wollte, und ohne dessen Energie Indien für England verloren gewesen wäre. Ja, es war ein willkommener Anlaß, noch einmal und zum letzten Mal dem freien Bekenntniß des Christenthums die Schuld des indischen Militäraufstandes aufzuladen, dagegen die Scheußlichkeiten der lieben, vielgehätschelten Sipoys mit dem Mantel

der Liebe zuzudecken. Es ist wahr, der Satz von den „langen und ausgezeichneten Diensten" des großen Mannes blieb trotz dieser Einwendungen stehen, und der Ehrengehalt wurde bestätigt; aber die Geschichte wird es der Nachwelt noch sagen, daß die Ostindische Compagnie noch in ihrer letzten Sitzung solche Stimmen in ihrer Mitte hören ließ.

Diese berühmte, fast möchte man sagen weltherrschende Macht von fürstlichen Kaufherren ist still und beinahe unbemerkt vom Schauplatz abgetreten. Ein Napoleon I, ein Karl X, ein Louis Philipp sind unter lautem Revolutions- und Waffengetös und unter dem Staunen der Welt von viel niedrigeren Thronen herabgestiegen; der 30. August 1858 ist ohne Geräusch noch Aufsehen vorübergegangen, obschon an jenem Tage ein viel größeres Ereigniß geschah. Es war eine Gerichtsthat Gottes, die für den sinnenden Beobachter ewig denkwürdig bleiben wird.

Der Raum nöthigt uns, die weitern Betrachtungen über die Zustände Indiens auf ein folgendes Heft zu verschieben.

Fernando Po.

Es ist eines der beachtungswerthesten Zeichen unserer Zeit, daß die römisch-katholische Kirche allenthalben ihre Anstrengungen verdoppelt, ja verzehnfacht, um die evangelische Kirche mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, zu beeinträchtigen, zu bekämpfen, zu vernichten. Ein aufmerksamer Beobachter kann es nicht verkennen, daß Rom in unsern Tagen mit der Miene eines siegesgewissen Kämpfers sich aufgemacht hat, von nun an überall angriffsweise vorzuschreiten. In denjenigen Staaten und politischen Gemeinwesen, wo die evangelische Kirche die herrschende ist, wendet sie die Mittel der List und scheinbar harmloser Umtriebe an, um zunächst nur einmal festen Fuß zu fassen. Gleichwie man in einen mächtigen Baumstamm erst einen kleinen Keil treibt, um einen schwachen Riß im festgeschlossenen Holz herbeizuführen, dann

aber immer breitere und wirksamere Keile nachtreibt, so schiebt sich überall und aller Orten mit kecken Ansprüchen erst eine kleine, dann stets wachsende römisch-katholische Bevölkerung zwischen und in die evangelischen Gemeinden hinein, macht sich da breiter und breiter, und läßt unschwer erkennen, daß es schließlich auf Sprengung und Ueberwältigung des evangelischen Elements abgesehen sei. England, die protestantischen Staaten Deutschlands und die reformirten Kantone und Städte der Schweiz geben dafür Zeugniß. Auch auf dem Boden der Mission wiederholt sich dieses Manöver nur allzuhäufig. Wo immer die evangelischen Friedensboten eine Gemeinde aus den Heiden gesammelt und unter viel innerer und äußerer Noth in einen gesegneten Gang gebracht haben, da erscheint sofort auch der römische Priester mit Crucifixen und Rosenkränzen, mit Nonnen und barmherzigen Schwestern, drängt sich als Keil in die jungen, unbefestigten Gemeinden ein, schwärzt die evangelischen Missionare als Irrlehrer und Verführer an, macht den schmalen Weg zur breiten Heerstraße, lockt durch irdische Versprechungen die armen schwachen Gemüther in die „alleinseligmachende Kirche" herüber und richtet in kurzer Zeit Verheerungen an, die nicht wieder gut zu machen sind. Indien, Neuseeland, die Südsee-Inseln, vor Allem die Insel Tahiti reden laut genug von diesen tiefbetrübenden Vorgängen.

Anders schreitet die römische Kirche an solchen Orten vor, wo von vorne herein eine aus Katholiken und Protestanten gemischte und an Rechten sich gleichgestellte Bevölkerung wohnt. Die neueste Zeit hat es nur allzu deutlich geoffenbart, was an solchen Orten die römische Kirche im Schilde führe. Vor Allem soll das in Mitten einer evangelischen Bevölkerung sich vorfindende katholische Element unter eine strengere Abhängigkeit von der Geistlichkeit gestellt, diese selbst aber von den Einflüssen der weltlichen Regierung und den bürgerlichen Gesetzen des Staats unabhängiger gemacht und zu einem Staat im Staate umgewandelt werden. Der gesammte katholische Volksunterricht, sowie die Erziehung und Bildung der studirenden Jugend wird der Aufsicht des Staats entzogen und in die Hände des Klerus übertragen; die Gerichtsbarkeit in geistlichen und kirchlichen Dingen wird ausschließlich dem Bischof und dem Papste zugesprochen. Das ist der Sinn der Konkordate, die in den letzten Jahren da und dort von paritätischen Staaten mit Rom eingegangen wurden. Ist einmal dieser große Sieg gewonnen, so können von da aus die Angriffs-

operationen gegen die evangelische Kirche ohne Schwierigkeit mehr oder weniger offen betrieben werden. Die gemischten Ehen, die Kranken- und Sterbebette, die Kindererziehung und dergleichen bieten dann hiezu Gelegenheiten in Fülle dar.

Am unverholensten freilich tritt die römische Kirche mit diesen ihren Bestrebungen da auf, wo sie selbst die herrschende oder gar die alleinherrschende ist. Die Freiheit des Gewissens als ein Heiligthum Gottes zu ehren, die Rechte, welche dem Katholicismus in protestantischen Ländern gewährt sind, durch gleiche Gegenrechte zu erwiedern, das Alles sind der römischen Kirche fremde, ketzerische Ideen. Italien und Spanien schließen nicht nur jedes evangelisch-protestantische Element durch strenge Gesetze von ihren Gränzen aus, sondern bekämpfen auch jede auftauchende Bewegung dieser Art mit den Mitteln der Gewalt, mit Gefängniß, Galeeren und Landesverweisung. Wohin es mit der evangelischen Kirche in England, Deutschland, der Schweiz und aller Orten kommen müßte, wenn das Papstthum handeln könnte, wie es gerne wollte, das ist unschwer zu sagen. Nicht blos die Dragonaden unter Ludwig XIV in Frankreich, auch die Ereignisse des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland lassen das erkennen. Restitutionsedikte, wie die des Kaisers Ferdinand II, ließen sich leicht wieder ausfertigen, und auch Männer fänden sich wieder, wie Graf Dohna, „der schlesische Seligmacher", der sich rühmte, viel mehr Seelen mit dem Schwert bekehrt zu haben, als der Apostel Petrus mit seiner Predigt am Pfingstfest. Diese Zeiten liegen ja nicht so ferne hinter uns. Die evangelische Kirche ist ein Dorn im Auge Roms; sie ist für Rom mit ihrer lautern Lehre, ihrer weltherrschenden Bildung und ihrem kecken, auch im Märtyrertode freudigen Bekenntniß ein steter thatsächlicher Vorwurf, den es beseitigen muß. Lieber Tod, Verwüstung und Grabesstille unter römischer Herrschaft, als Leben, Bildung und geistige Bewegung unter dem Walten der evangelischen — Ketzerei!

Eine Erscheinung dieser Art boten in den letzten Monaten die Vorgänge auf der Insel Fernando Po dar, von denen wir in den folgenden Mittheilungen näheren Bericht zu geben uns anschicken.

In dem Meerbusen von Guinea, der in weitem Bogen an der westafrikanischen Küste sich ausbreitet, liegen die vier sogenannten Guinea-Inseln zu beiden Seiten des Aequators, und zwar in

Einer geraden Linie mit süd-südwestlicher Richtung. Sie sind Fernando Po (Fernando Po), die Prinzen-Insel, Sao Thome (St. Thomas) und Anno-bom (d. h. Gutes Jahr, weil am Neujahr 1471 von den Portugiesen entdeckt). Die felsigen und gebirgsreichen Eilande sind unverkennbar eine Fortsetzung der mächtigen Gebirgskette, die auf dem gegenüberliegenden afrikanischen Festland mit dem majestätischen, 14000 Fuß hohen Kamerun beginnt und stufenweise in den genannten Inseln aus dem Meere wieder auftaucht. Denn während der Clarence-Pic, dieser höchste Punkt auf Fernando Po, noch beinahe 11000 Fuß erreicht, sinkt die äußerste Höhe von St. Thomas auf 8000, die von Anno-bom bis zu 2700 Fuß herab. Fernando Po und St. Thomas sind die größten und umfangreichsten unter ihnen. Sie sind 7 bis 8 Stunden lang und 4 bis 5 breit, während die Prinzen-Insel halb so groß als St. Thomas, Anno-bom halb so groß als die Prinzen-Insel ist.

Kein Theil von Westafrika bietet einen erhabeneren und großartigeren Anblick dar, als diese Inseln und das gegenüberliegende Gebirgsland von Kamerun. Schon aus weiter Ferne glänzt dem Seefahrer die prächtige Spitze des Clarence-Pic auf Fernando Po entgegen, die sich stolz und kühn über die sie umlagernden Bergrücken erhebt, und deren Abhänge bis hinab zum Meeresrand mit dem üppigsten Pflanzenwuchs in tropischer Fülle bekleidet sind. Aus dem Innern der Insel strömen herrliche klare Gebirgswasser zum Meer herab; in den Thalgründen liefert der außerordentlich fruchtbare Boden die reichsten Ernten an Kaffee, Zucker, Baumwolle und andern tropischen Gewächsen; die unerschöpflichen Urwaldungen bieten treffliches Zimmerholz für den Schiffsbau, und während die ganze Küste von Westafrika fast keinen brauchbaren sichern Hafen besitzt und durch eine fortlaufende Linie von Sandbänken, sowie durch die gefährlichste Brandung gesperrt ist, ladet der treffliche Seehafen an der Nordseite von Fernando Po die seefahrenden Nationen in seinen sichern und wohlgeschützten Schoos ein. Freilich ist das Klima heiß, feucht und ungesund, und die periodischen furchtbaren Tornados (Gewitterstürme) sind der Schrecken jener Meere und Inseln. Aber die Lage von Fernando Po ist so überwiegend vortheilhaft, daß diese Uebel kaum in Frage kommen. Denn abgesehen davon, daß die Schiffe hier einen vollkommen sichern und geräumigen Ankerplatz, treffliches Trinkwasser, eine Fülle von Lebensmitteln und eine auserwählte Stelle für Waaren-

niederlagen, Kohlendepots ꝛc. finden, so liegen überdieß gerade gegenüber auf dem nahen Festland die Mündungen einer ganzen Reihe von wichtigen Flüssen, die aus dem Innern kommen, vor Allem die Mündung des Niger, dieses größten und mächtigsten Stroms von Westafrika, der die Schiffe der Ausländer bis ins Herz des Continents und mitten unter die bevölkertsten Gebiete Afrika's hineinzutragen geeignet ist. Je mehr sich aber neuerdings der westafrikanische Handel entfaltet, desto wichtiger wird diese Insel. Fernando Po scheint zum Emporium der ganzen Guineaküste bestimmt zu sein.

Alle jene Guinea-Inseln wurden im Jahr 1471 von den Portugiesen entdeckt und im darauf folgenden Jahrhundert von ihnen mit Kolonisten besetzt. Auf Anno-bom ließen sich 20—30 portugiesische Familien nieder mit einer großen Zahl von Sklaven, die von dem gegenüberliegenden Festland hieher verpflanzt wurden. Bald aber wurde diese Insel wieder verlassen und ist jetzt nur noch von 5—600 Negern bewohnt, ohne Zweifel den Nachkommen der früheren portugiesischen Sklaven. St. Thomas mit seinen 12,300 schwarzen und weißen Einwohnern, und die Prinzen-Insel mit ihren 4600 Einwohnern blieb bis auf den heutigen Tag in den Händen der Portugiesen. Dagegen wurde Fernando-Po, von den ersten Entdeckern Illha Formosa d. h. schöne Insel genannt, im Jahr 1778 an Spanien abgetreten gegen eine andere Insel an der brasilianischen Küste. Zu verschiedenen Zeiten wurden sowohl von den Portugiesen als von den Spaniern Versuche gemacht, dieses Eiland zu kolonisiren und zu einem Stapelplatz des Sklavenhandels zu machen; aber ohne Erfolg. Man weiß nicht, ob die Ungesundheit des Klima's oder die Feindseligkeit der Eingeborenen, die im Innern der Insel hausen, diese Unternehmungen vereitelte.

„Die eingeborene Bevölkerung von Fernando Po," schreibt der amerikanische Missionar J. L. Wilson in seinem Buche über Westafrika, „beträgt wohl kaum weniger als 20,000 Seelen; sie sind unter dem Namen 'Bubies' bekannt. Sie gehören der reinen Negerrasse an, sind aber in ihren Gebräuchen, ihrer Kleidung und ihrer ganzen Erscheinung mehr den Negerstämmen im Innern von Afrika ähnlich, als denen an der Küste. Sie sehen gesund und kräftig aus, aber die Gewohnheit, sich über und über mit Oel einzusalben, giebt ihnen ein eckelhaftes und schmutziges Aussehen. Man sagt, daß sie nie sich waschen; wenigstens scheint ihre ganze Erscheinung es zu bestätigen,

daß Reinigung mit Wasser für sie ein ganz ungewohnter Luxus ist. Ihr Haar pflegen sie zu flechten und am Hinterkopf in eine Art Bündel aufzuwickeln, was ihnen zugleich als ein stets sie begleitendes Kopfkissen dient. Bedeckung für ihre Blöße haben sie keine, außer einen schmalen Streif von Baumrinde oder Grasgeflecht. Ihre Wohnungen sind nichts als offene Schuppen, so daß sie gegen die Ungunst der Witterung kaum besser geschützt sind, als die Affen in ihren Wäldern. Kaum kann es ein Volk geben, das in der menschlichen Gesellschaft eine niedrigere Stufe einnimmt; und doch sind die Bubies ein gesundes, kräftiges Geschlecht, friedliebend und dienstfertig, und für Unterricht und Bildung ebenso empfänglich, als irgend ein anderer Stamm Westafrika's."

Schon nach drei Jahren (1781) verließen die spanischen Kolonisten die eben erst erworbene Insel wieder. Noch im Jahr 1856 befand sich nicht ein einziger Spanier daselbst. Ja bis zum Anfang dieses Jahrhunderts war überhaupt Fernando Po in Europa kaum dem Namen nach bekannt. Es war dem rührigen brittischen Volke vorbehalten, die Bedeutung dieser Insel für den Handel ausfindig zu machen. Das menschenfreundliche Bestreben, den westafrikanischen Sklavenhandel mit aller Energie zu unterdrücken, lenkte die Aufmerksamkeit der brittischen Regierung zuerst auf dieses fast vergessene Eiland. Im Jahr 1827 miethete sie Fernando Po für eine bestimmte Reihe von Jahren, theils um eine sichere und wohlgelegene Station für die Kreuzerschiffe zu haben, welche in jenen Meeren die scheußliche Sklavenausfuhr überwachen, theils um die den Sklavenschiffen abgejagten und befreiten Neger hier, ähnlich wie in Sierra Leone, anzusiedeln. „Fernando Po," sagt ein englisches Blatt, „liegt ja ganz in der Nähe der Mündung derjenigen Ströme, wo der Sklavenhandel am stärksten betrieben wurde, und da das Klima zugleich gesund schien, so erwartete man von dem Besitz der Insel einen doppelten Gewinn. Die Schrecknisse eines Transports der eingefangenen Sklavenschiffe bis hinauf nach Sierra Leone wurden dadurch umgangen, daß man auf Fernando Po eine Kolonie befreiter Neger und einen 'gemischten Gerichtshof' zur Aburtheilung der eingebrachten Sklavenhändler errichtete, und zugleich konnte die Insel als eine treffliche Operationsbasis dienen, um von da aus Christenthum und Civilisation ins Innere von Afrika zu tragen." — Freilich, so weit die brittische Regierung als solche bei diesem Plan betheiligt war, kam er nie zur

Ausführung. Schon nach sechs Jahren gab die Regierung die Insel und den damit verbundenen Plan wieder auf. Zwar hatte sich während dieser Zeit eine Anzahl befreiter Negersklaven daselbst angesiedelt und gerade über dem schönen Hafen auf der steilen luftigen Höhe des Meeresstrandes wurde eine kleine Stadt gegründet, die den Namen Clarence erhielt. Allein durch den Abzug der brittischen Regierungsbeamten wurden dieselben wieder ihrem eigenen Schicksal überlassen. Nun aber trat die freiwillige Liebe ins Mittel, um das zu vollenden, was die Regierung begonnen hatte.

Als nemlich im Jahr 1841 auf Anregung der englisch-afrikanischen Kolonisationsgesellschaft die erste Nigererpedition unternommen wurde, schlossen sich auch zwei englische Baptistenprediger an dieselbe an, in der Hoffnung, die Sache des Reiches Gottes in diesen bis dahin völlig unbesuchten Gebieten fördern zu können. Sie hatten von ihrer Gesellschaft den Auftrag erhalten, auf Fernando Po die Ergebnisse jener Unternehmung abzuwarten und die günstige Zeit zu ersehen, um von da aus in das Innere des Festlandes einzudringen. Jene erste Expedition ist bekanntlich mißglückt; die Missionare aber sind auf Fernando Po geblieben. Bot ihnen doch theils die junge Kolonie, theils die eingeborene Urbevölkerung der Insel selbst reiche Gelegenheit dar, dem Herrn Seelen zu werben; auch war die gegenüberliegende Küste so nahe und so volkreich, daß Arbeit genug für sie vorhanden war. Unter den Kolonisten von Clarence fanden sie bald ein zur Ernte reifes Feld. Von dort aus machten sie Missionswanderungen zu den armen „Bubies". Sie fanden an ihnen ein kindisch rohes, unbeschreiblich tief versunkenes Geschlecht, das gruppenweise unter Häuptlingen zerstreut lebte, den Fetischen diente, von Zauberern geknechtet war und selbst Menschenopfer unter den Fetischbäumen darzubringen pflegte. Auch auf der nahen Küste von Camerun machten die Missionare Besuche und legten im Lauf der folgenden Jahre zwei Stationen daselbst an: Camerun's und Bimbia. Ihre Arbeit war reich gesegnet. Der neueste Bericht über diese ganze Mission sagt, daß auf den eben genannten Stationen des Festlands (Cameruns und Bimbia) 64 Gemeindeglieder aus den Eingeborenen gesammelt sind, welche unter der Pflege des erfahrenen Missionars A. Saker und seines jüngern Mitarbeiters F. Pinnock, sowie zweier eingeborenen Lehrer (Johnson und Fuller) stehen. „Die Sonntags- und Wochengottesdienste," heißt es in diesem Bericht,

„wurden ohne Unterbrechung gehalten. Der Einfluß, der von der Gemeinde auf die nähere und fernere Umgebung ausgeht, wird täglich fühlbarer und ausgedehnter. Die Negerstädte rings umher werden je länger je mehr mit dem Evangelium bekannt. Ein Häuptling, der im Anfang des verflossenen Jahres getauft wurde, hat sein Haus für gottesdienstliche Versammlungen geöffnet. Oft ist diese seine Wohnung ganz von Zuhörern überfüllt, und die Stimme des Gebets aus dem Munde der Eingeborenen wird darin alle Tage gehört. In der Wohnung eines andern einflußreichen Mannes wurden die Versammlungen nur durch dessen Erkrankung unterbrochen." — Außer dieser direkten Missionsarbeit und dem eifrig betriebenen Jugendunterricht widmet der tüchtige Miss. Saker einen großen Theil seiner Kraft und Zeit der Ausarbeitung eines Wörterbuchs und einer Grammatik in der Landessprache, und der Heranbildung eines eingeborenen Lehr- und Pastorenstandes. Auch werden jeweilen Reisen ins Innere zu den Gebirgsstämmen gemacht, welche den Missionar mit Freuden bei sich begrüßen.

Auf Fernando Po (Clarence) arbeiten zwei Missionare (Diboll und Smith). Die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder beläuft sich bei einer Gesammtbevölkerung von Clarence von etwa 1000 Personen auf 120. Eine Schule zählt zusammen mit der Kleinkinderschule 60 Schüler. Die Sonntagsschule wird von 200 Kindern besucht. Gegen 300 bis 400 erwachsene Leute besuchen regelmäßig den Sonntagsgottesdienst. Neun Personen wurden im Lauf des Jahres 1857 getauft. „Die Bibel," sagt der Bericht, „ist in jedem Hause, und selbst unter den Urbewohnern der Insel ist ein schöner Anfang gemacht." *)

*) Nach einem Census vom 31. Merz 1856 befanden sich in Clarence 105 brittische Unterthanen, d. h. solche Personen, die als englische Bürger anerkannt waren, obwohl nur fünf von ihnen Engländer von Geburt sind. Die meisten von ihnen waren von Sierra Leone, brittisch Akrah und Cap Coast gekommen. Die Zahl der befreiten Neger belief sich auf 238 mit 180 seit ihrer Landung ihnen auf der Insel geborenen Kindern. Da sie durch brittische Kreuzerschiffe den Sklavenhändlern abgejagt und in Freiheit gesetzt worden waren, sprachen auch sie brittisches Unterthanenrecht an; aber die englische Regierung hat dieses Recht leider nie anerkannt. Von den ersten Ansiedlern aus dem Jahr 1827 fanden sich noch 43 Kinder vor. Andere Einwanderer, die unter keine der genannten Rubriken fallen, waren es 416, so daß die Gesammtbevölkerung von Clarence damals sich auf 982 Personen belief. Von den Erwachsenen gehörten 110—115 zur Gemeinde

Unter dem Einfluß christlicher Ordnung und Zucht hob sich die Kolonie bald zu erfreulicher Blüthe. Die brittische Regierung überließ ihr gesammtes Eigenthum auf der Insel der Mission, wodurch die Anfänge derselben bedeutend erleichtert wurden. Auch in äußerer Beziehung wurde Fernando Po immer bedeutender. Handelsschiffe von allen Gegenden stellten sich immer zahlreicher ein. „Die Wichtigkeit von Clarence für den Handel," schreibt Missionar Wilson, „ist in stetem Zunehmen begriffen. Dieser Ort kann mit der Zeit einer der bedeutendsten Märkte der westafrikanischen Küste werden. Er ist bereits der Sammelplatz sämmtlicher Handelsschiffe in der Bucht von Biafra. Das Palmöl, das auf dem Festlande aufgekauft wird, kommt hieher und wird von hier nach Europa verschifft. Hier treffen die Kriegsschiffe zusammen, die in jenen Meeren stationirt sind, und die Postdampfschiffe, welche seit neuerer Zeit zwischen der Westküste von Afrika und England hin und her fahren, haben hier ihren Ziel- und Ausgangspunkt. Sollte sich auf dem Niger und Tschadda ein bedeutender Handel mit dem Innern Afrika's eröffnen, was wahrscheinlich der Fall sein wird, so wird Clarence das große Waarenlager für diesen ganzen Handel bilden. Die Insel selbst liefert gegenwärtig bedeutende Vorräthe von Palmöl für die Ausfuhr. Der hier wachsende Yams (eine nahrhafte Knollenfrucht) wird für den besten gehalten, und wenige Schiffe fahren durch diese Gewässer, ohne hier anzuhalten, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Die Insel hat unerschöpfliche Vorräthe des schönsten Schiffsbauholzes, das einen der wichtigsten Ausfuhrartikel abzugeben verspricht."

Bis zum Jahr 1843 kümmerte sich die spanische Regierung nichts um die Insel. Erst im genannten Jahre kam eine Expedition bei Clarence an, um das Besitzrecht der spanischen Krone auf Fernando Po aufs Neue förmlich zu constatiren. Aber auch damals schien man auf Seiten Spaniens so wenig Werth auf dieses wichtige Eigenthum zu legen, daß nicht ein Spanier, sondern ein Engländer, Capitän Becroft, zum Gouverneur der Kolonie bestellt wurde, der auch bis zu seinem Tode (1847) die Stelle bekleidete. Zu gleicher Zeit wurde

---

im engeren Sinn, während im Grund die gesammte Bevölkerung den Unterricht der Missionare genießt und von ihnen alle Unterweisung in weltlichen und göttlichen Dingen empfängt. Von den Ureinwohnern der Insel, den Bubies, wohnen sehr Wenige in und um Clarence.

durch die Häupter der spanischen Expedition eine Proklamation erlassen, worin im Namen des damaligen Regenten von Spanien „allen Personen in der Kolonie Sicherheit des Eigenthums, persönliche Freiheit und freie Ausübung der Religion garantirt wurde, so lange sie den bürgerlichen Gesetzen gehorsam wären." Nach Becrofts Tode wurde ein holländischer Seemann, Namens Lynslager, zum Gouverneur ernannt, der bis in die neueste Zeit diese Stellung behauptete. Somit hatte sich in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen von Fernando Po im Grunde nichts geändert, außer daß an der Stelle der brittischen Flagge seitdem die spanische wehte. Doch Ein Umstand erfüllte die Missionare jeweilen mit sorglichen Gedanken. Bald nach der Rückkehr der Insel unter das spanische Scepter nemlich erschien eine Anzahl römisch-katholischer Priester, welche Miene machten, eine Mission in Clarence zu gründen und eben damit die evangelische Arbeit der brittischen Missionare zu stören, wo nicht zu zerstören. Allein nach ganz kurzer Zeit verließen diese Mönche und Priester, entmuthigt durch die Ungesundheit des Klima's, die Insel wieder. Man hoffte, es werde dieser erste Besuch auch der letzte sein. Dieß ist aber nicht die Weise der römischen Kirche. Je mehr die protestantische Mission auf Fernando Po aufblühte, mit desto eifersüchtigeren Blicken betrachtete Rom und der spanische Klerus diese Erfolge. Noch zweimal landeten spanische Jesuiten auf der Insel, freilich nur, um jedesmal nach kurzer Zeit wieder muthlos abzuziehen. Im Jahr 1855 ward sogar von der spanischen Regierung an die Stelle des bisherigen Gouverneurs Lynslager ein Spanier gesetzt, dessen schnödes Geschäft früher im Sklavenhandel bestanden hatte; aber auch er trat wieder ab und Lynslager nahm die Verwaltung der Insel aufs Neue in seine Hand.

So standen die Dinge, als am Samstag Abend den 22. Mai 1858 das spanische Dampfschiff „Balboa" im Hafen von Clarence Anker warf. An Bord desselben befand sich Don Carlos Chacon, Generalgouverneur der spanischen Besitzungen in dem Meerbusen von Guinea und Kommandant der spanischen Kriegsflotte in diesen Gewässern, die aus dem Balboa, drei andern kleinen Dampfern und einem Transportschiff besteht. Der vorgebliche Zweck dieser ganzen Flotte besteht in der Unterdrückung des Sklavenhandels, in der Förderung und

Hebung der spanischen Kolonien und — in der Bekehrung der Eingeborenen, d. h. der Zerstörung der protestantischen Missionen. Zu letzterem Ende befanden sich an Bord des Kriegsschiffs Balboa auch sechs Jesuiten.

Kaum hatte sich die Kunde davon in der Missionsgemeinde verbreitet, so erkannten die Missionare auch sofort die Bedeutung dieses Ereignisses. „Wir riefen," schreibt Diboll, „unsre Leute noch am gleichen Abend zu einer Gebetsversammlung zusammen, und in der That, wir erfuhren es aufs Neue, wie köstlich es ist, seine Sache dem Herrn zu befehlen. Br. Saker, der durch Gottes gnädige Führung eben von Cameruns hier angekommen war, richtete Worte der Ermahnung an die Gemeinde, wobei er von dem Spruche ausgieng: 'Seid stille und erkennet, daß Ich der Herr bin.' Auch am folgenden Tag (Sonntag) übernahm er die Predigt. Am Sonntag Abend hatten wir abermals eine außerordentliche Gebetsversammlung. Es herrscht unter Allen eine bange ängstliche Stimmung, und Viele fragen aus bekümmertem Herzen: 'Was wird kommen? Was soll aus uns werden?' Unsre Antwort ist einfach: 'Betet und harret des Herrn.' Herr Lynslager ließ den Br. Saker zu sich rufen und bat ihn inständig, dafür zu sorgen, daß doch nichts in unsern Versammlungen möchte gesagt werden, was die Spanier aufreizen und ärgern könnte. Am Montag rief er auch mich zu sich und erklärte mir, daß, wie er von Don Carlos Chacon vernommen, seine eigene Stellung als Gouverneur der Insel ihr Ende erreicht habe, und daß unsre heutige (Montag) Abendversammlung unsre letzte sein werde! Allein heftige Stürme, die am Dienstag und Mittwoch wütheten, verhinderten die weiteren Schritte. Wir kauften die Zeit so gut als möglich aus, suchten Licht und Stärkung bei dem Herrn und hatten jeden Abend eine Gebetsstunde."

So brach der Donnerstag (27. Mai) an. Noch immer goß der Regen in Strömen herab und Donner und Blitz folgten einander Schlag auf Schlag. Da geschah es, daß die Glocke ertönte und die ganze Bevölkerung von Clarence in die Wohnung des Herrn Lynslager zusammenrief, um die neuen Verordnungen zu vernehmen. Sie lauteten folgender Maßen: —

„Don Carlos Chacon, Ritter des Militärordens von San Hermenegildo, Fregatten-Capitän der spanischen Flotte, Commandant der Kriegsflotte Ihrer katholischen Majestät bei den Inseln Fernando

Po, Anno-bom und Corisco, Generalgouverneur aller der genannten Inseln ꝛc. thut hiemit Jedermann kund und zu wissen:

„1. Die Religion dieser Kolonie ist die der römisch-katholischen Kirche, als die im Königreich Spanien allein herrschende, mit Ausschließung jeder andern; auch ist kein anderes religiöses Bekenntniß geduldet oder gestattet, als dasjenige, welches die Missionare der besagten katholischen Religion vertreten.

„2. Diejenigen, welche sich zu irgend einer andern Religion, die nicht die katholische ist, bekennen, haben ihren Gottesdienst auf ihre eigenen Privatwohnungen oder Familien zu beschränken, und soll daran Niemand theilnehmen, der nicht ein Glied der Familie ist.

„3. Herr Lynslager ist zum Vicegouverneur dieser Kolonie ernannt, bis die weitere Entschließung Ihrer Majestät der Königin von Spanien eintrifft.

„4. Alle übrigen Gesetze und Verordnungen, die bis dahin zum Wohl dieser Kolonie bestanden haben, und die nicht im Widerspruch stehen mit dem hiemit erlassenen Gebot, sollen bis auf Weiteres zu Kraft bestehen.

„Gegeben unter meiner Hand und Siegel, an Bord des 'Balboa', des Schiffes Ihrer katholischen Majestät, der Königin von Spanien, heute den 27. Tag des Monats Mai 1858,

Carlos Chacon."

Missionar Diboll war bei der Verlesung dieses Aktenstückes, durch welches das ganze Werk der evangelischen Mission auf Fernando Po mit Einem Schlag vernichtet werden sollte, gleichfalls anwesend. Er wandte sich mit der Frage an Herrn Lynslager, für wie lange ihnen noch gestattet sein würde, ihre religiöse Freiheit zu genießen, und erhielt zur Antwort, daß ihre Versammlungen von dieser Stunde an ihr Ende erreicht hätten. Von dort eilte Diboll zu dem spanischen Generalgouverneur selbst und bat um Verlängerung der Frist; er konnte aber nichts weiter erlangen, als daß noch Eine letzte Versammlung gestattet ward, und diese müsse noch am gleichen Abend stattfinden.

Die Zeit war kostbar. Der erfahrene und umsichtige Missionar Saker entwarf sofort eine Bittschrift an Don Carlos, legte sie am gleichen Abend der zum letzten Mal versammelten Gemeinde zur Genehmigung vor und übergab sie Herrn Lynslager zur Weiterbeförderung an den spanischen Generalgouverneur. Sie lautet folgender Maßen:

„Mein Herr,

„Im Namen und zu Gunsten der Missionsgemeinde, der ganzen christlichen Bevölkerung, die unsre Gottesdienste besucht, und anderer Einwohner dieser Kolonie wage ich es, unsere gemeinschaftliche Bitte hiemit vorzulegen.

„Durch eine Proklamation vom heutigen Tag ist verordnet worden, daß hinfort die römisch-katholische Religion die einzige in dieser Kolonie sein soll mit vollständiger Ausschließung aller andern Glaubensbekenntnisse.

„Durch diese Verordnung soll die religiöse Freiheit vollständig unterdrückt werden, welche doch von Don J. J. De Lerena, Capitän der spanischen Flotte und Commandant der Brigg Nervion, im Jahr 1843 beschlossen und gestattet, und nachmals im Jahr 1846 von dem spanischen Generalconsul bestätigt worden war. Von diesen beiden Männern, welche von der Regierung Ihrer katholischen Majestät bestellt und bevollmächtigt waren, sowie von dem damaligen Statthalter der Insel, war beschlossen und verordnet worden, daß 'jedem Einwohner persönliche Freiheit, Sicherheit des Eigenthums und freie Ausübung der Religion zugesichert sei, so lange derselbe den Gesetzen der Kolonie sich gehorsam erweise.'

„Da nun die Bewohner der Kolonie unabänderlich und treulich den bestehenden Gesetzen nachgekommen sind, auch keinerlei Ungehorsam gegen diese Gesetze ihnen zur Last gelegt wird, so glauben wir und halten dafür, daß die ohne alle Veranlassung geschehende Entziehung der religiösen Freiheit ein Unrecht ist, um dessen Abstellung wir zu bitten uns erlauben, — ein Unrecht, das jedes erleuchtete und christlich fühlende Gemüth verwerfen muß.

„Ferner ist Ihnen nicht unbekannt, daß die einzige Religion, die bis dahin den Bewohnern dieser Kolonie im Allgemeinen bekannt war, die sogenannte protestantische ist, deren erster und oberster Grundsatz im Gehorsam gegen die Gebote Gottes, wie sie in Seinem heiligen Worte geoffenbart sind, in der Unterwerfung des Herzens unter sein allerhöchstes Ansehen, in der Liebe zu Ihm und in herzlichem Wohlmeinen gegen den Nächsten besteht; sowie daß diese Religion seit langer Zeit hier gelehrt, von Vielen angenommen und treulich geübt, und daß es von ihnen als ein Stück ihrer Gewissenspflicht betrachtet wird, zum Gottesdienst und zur gegenseitigen Ermunterung im Guten regelmäßig sich zu versammeln. Die heutige Verordnung

verbietet diese gottesdienstlichen Versammlungen und erklärt, daß hinfort jeder Versuch, dem Gebot des allerhöchsten Königs des Himmels zu gehorchen, so viel sei, als dem Gesetz dieser Kolonie und dem Gebot Ihrer katholischen Majestät, der Königin von Spanien, sich zu widersetzen. Da wir nun ebenso aufrichtig wünschen und es für unsre Pflicht halten, den Gesetzen dieser Kolonie gehorsam zu sein, so weit sie nicht mit dem Gebote Gottes im Widerstreit stehen, als wir andererseits in unsrem Gewissen gebunden sind, dem Gebot Gottes zu folgen, das uns gottesdienstliche Zusammenkünfte vorschreibt, so sind wir zu der schmerzlichen Wahl getrieben, entweder die Gebote der Menschen oder die Gebote Gottes zu übertreten, was wir doch Beides vermeiden möchten. Deßhalb hieße ein Beharren auf der heutigen Verordnung für uns so viel, als uns aus diesem Lande verjagen. Denn Gott zu gehorchen ist unsere Pflicht, und da wir Gottes Gebot nicht zu halten vermögen, ohne die Verordnung des heutigen Tages zu übertreten, so bleibt uns keine andere Wahl, als dieses Land zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen, wo wir religiöse Freiheit genießen.

„Dieß ist die Lage, in die uns die heutige Verordnung versetzt, und deßhalb wagen wir mit aller Ehrerbietung die Bitte, daß die Vollziehung derselben noch ausgestellt werde, damit die Bewohner dieser Kolonie mittlerweile sich direkt an Ihre katholische Majestät, die Königin von Spanien, zu wenden Gelegenheit haben.

„Und endlich ersuche ich Sie ergebenst im Namen der hiesigen Bevölkerung und in meinem eigenen, diese Bittschrift der gütigen Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs Don Carlos Chacon zu empfehlen, der gegenwärtig im Hafen vor Anker liegt.

Alfred Saker, Missionär."

Auf diese Schrift kam schon am folgenden Tag (28. Mai) die Antwort des Spaniers. Sie war an Herrn Lynslager gerichtet und lautet also:

„Durch Ihre Zuschrift von gestern Abend und das beigeschlossene Bittschreiben bin ich von den Wünschen der Einwohner von Santa Isabel [so nennen die Spanier die junge Stadt Clarence] unterrichtet worden.

„In Erwiederung hierauf bedaure ich erklären zu müssen, daß ich außer Stand bin, den Einwohnern ihre Bitte zu gewähren, indem ich strikte Befehle von Ihrer Majestät empfangen habe, bei denen ich

bleiben muß. Gleichwohl wünsche ich, der Bevölkerung von Fernando Po alle Gunst zu gewähren, die in meiner Gewalt liegt, und bin deßhalb gerne bereit, eine von vier oder fünf der angesehensten Einwohner der Stadt unterzeichnete Bittschrift, worin sie Ihrer Majestät der Königin ihre Wünsche aussprechen, weiter zu befördern, wofern ich dieselbe durch Sie empfange. Bis aber die Befehle Ihrer Majestät in dieser Sache eintreffen, muß es bei der gegebenen Verordnung bleiben. Möge Gott viele Jahre Ihr Leben erhalten.

Carlos Chacon."

Sobald diese Erwiedernng in den Händen der Missionare war, berief Saker eine Anzahl angesehener und vertrauenswürdiger Männer zusammen, legte ihnen den Brief des Don Carlos vor und setzte eine neue Bittschrift auf, welche sofort von ihm selbst, dem Rath J. Wilson, dem Diacon W. Smith und achtzehn Männern von Ansehen und Vermögen unterzeichnet und an Herrn Lynslager zu Handen des Generalgouverneurs gesandt wurde. Darin ist vor Allem ein tiefes Bedauern ausgesprochen, daß der Letztere seine Vollmacht nicht dazu gebrauche, bis zur schließlichen Entscheidung der Königin den Vollzug jener betrübenden Verordnung aufzuschieben. Zugleich wird in der würdigsten Sprache wiederholt, daß das Gebot Gottes ihnen höher stehe, als das der menschlichen Obrigkeit. In der Voraussicht aber, daß sie dadurch der obrigkeitlichen Strafe verfallen und großes Unheil auf sich und ihre Familien ziehen würden, zögen sie es vor, nach irgend einem andern entlegenen Ort an der gegenüberliegenden Küste überzusiedeln. Doch wagen sie es noch einmal, um einen Aufschub von 12 bis 15 Wochen zu bitten und dadurch die Kolonie vor gänzlichem Ruin zu bewahren.

„Ich bedaure tief," erwiederte Don Carlos hierauf, „aufs Neue diese Bitte abschlagen zu müssen. Die einsichtsvollen Männer der Stadt wissen, daß in Spanien und den Kolonien die Ausübung keiner andern Religion gestattet ist, als die der römisch-katholischen. Die Königin könnte, — obwohl es im höchsten Grade zweifelhaft ist, daß sie solches thun wird, — unter außerordentlichen Umständen einem andern Glaubensbekenntniß freie Uebung gestatten. Aber mir ist es unmöglich, die Verantwortlichkeit für einen so wichtigen Schritt zu übernehmen. Ich ehre die Gefühle der städtischen Bevölkerung, und es ist mir sehr schmerzlich, bei den gegebenen Verordnungen verharren zu müssen. Ich kann ihre Auswanderung nach einem andern Ort

nicht verhindern. Ich spreche wiederholt meine Bereitwilligkeit aus, eine Bittschrift an die Königin zu vermitteln; mich selbst aber bitte ich mit neuen Zuschriften in dieser Sache zu verschonen."

„Nun gut," ruft Br. Saker in seinem Schreiben an die Committee in London aus, „wir werden nicht noch einmal an ihn kommen. Die Zeit des Handelns ist nun da. Der Herr Jesus wird unsre Schritte leiten. Beten Sie für uns, daß Alles wohl gelinge."

In Saker's klarem Geiste gestaltete sich rasch der Plan für das, was nun zu thun war. „Lassen Sie mich," schreibt er nach London, „einige Gedanken hinwerfen, wie sie sich mir aufdrängen. Cameruns auf der gegenüberliegenden Küste ist unser, — eine schöne Station, eine offene Thüre zu dem Innern des Landes. Bimbia ist unser, — Raum genug für eine Stadt und für einen ausgebreiteten Handel. Aber es bedarf eines sichern Hafens, wohin brittischer Schutz, brittisches Kapital und brittische Gesetze sich wenden sollten. Ein Kohlendepot für die Schiffe, ein sicherer Ankerplatz für die Handelsfahrzeuge, ein Freihafen für den Handel in den Flüssen, und eine Zufluchtsstätte für die Unterdrückten und die Sklaven, — dieß sind die wichtigsten Stücke, um die es sich handelt, und mich dünkt, sie alle sind erreichbar, wenn anders die brittische Regierung veranlaßt werden kann, mit Hand ans Werk zu legen. Unser Consul*) auf Fernando Po wird dazu eifrigst mitwirken. Er stimmt mit uns in Allem überein. Was aber das Missionswerk betrifft, so wird der Herr Gnade dazu geben. Vom Hierbleiben kann keine Rede mehr sein. Schon früher hat die drohende Lage der Dinge in Vielen den Gedanken erweckt, auszuwandern; jetzt ist die Sache zur Entscheidung gekommen. Vor Allem gilt es, wo möglich für Alle eine neue Heimath zu suchen, wo wir dem Herrn frei und ungehemmt dienen können; dann handelt es sich um Beschäftigung für Alle und wo möglich um fröhliches Gedeihen und Wohlstand."

„In zwei oder drei Tagen," fährt er fort, „werde ich mit dem brittischen Consul mich nach dem gegenüberliegenden Gebirgsland be-

---

*) Der gegenwärtige brittische Consul auf der Insel ist Hutchinson, derselbe, der die zweite Niger-Expedition mitgemacht und neuerdings ein lehrreiches Buch über Westafrika geschrieben hat.

geben, um seine Felsenufer, seine Buchten und Inseln zu untersuchen; von da wo möglich nach Cameruns. In alle dem muß der Herr uns durch die Umstände leiten. Was aber schon jetzt noth thut und unentbehrlich ist, das ist ein kleiner Schoner (zweimastiges Fahrzeug) von 20 bis 40 Tonnen Gehalt zum Behuf der Uebersiedlung in die neue Heimath, der Zufuhr unserer Bedürfnisse und des Verkehrs mit den andern Kolonien. Dieß ist schon jetzt ein wesentliches Bedürfniß und wird es so lange sein, bis die europäischen Postschiffe ihren Anker bei unsrer neuen Niederlassung werfen. Ich werde die benachbarten Flüsse besuchen und mich umsehen, ob da ein solches Fahrzeug zu kaufen ist; sonst müßten wir es von Europa kommen lassen. Die Summe zum Ankauf werde ich durch Aktien aufzubringen suchen. Drei Viertheile wenigstens hoffe ich bei unsern Leuten aufzubringen. . . . Der Herr, unser Gott, wird den Weg vor uns her bahnen, und wir werden Ihm auf der Spur, die Er uns zeigt, freudig folgen."

Mittlerweile war die Stimmung unter den Missionaren und Kolonisten in Clarence eine sehr gedrückte. Die spanischen Priester überwachten mit Argusaugen jede Bewegung unter den Leuten, und selbst bewaffnete Matrosen durchzogen die Stadt, jeden Augenblick bereit, etwaige Widersetzlichkeiten gegen den Befehl des Generalgouverneurs mit roher Gewalt zu bekämpfen. Hatte doch ein böswilliger Widersacher der Missionare das Gerücht verbreitet, daß diese das Volk zum Aufruhr und zur Gewaltthätigkeit aufreizen. Einer der Missionare schreibt in seinem Tagebuch: „Ein spanischer Priester, der ein wenig Englisch spricht, sagte den Leuten, er werde bald kommen und alle ihre Kinder taufen. Viele verbergen sich und ihre Kinder, wenn sie einen Priester kommen sehen. . . . Die spanischen Soldaten und Matrosen treiben sich in der Stadt umher, stehlen aus den Gärten, was sie finden, und nehmen den Leuten ihre Hühner und Enten, ihren Yams und was ihnen einfällt weg. An Bezahlung denken sie nicht. 'Es gehört Alles uns,' sagen sie, 'und in zwei Tagen jagt man Euch Alle fort.'"

Am peinlichsten war das nun folgende Trinitatisfest (30. Mai), — der erste Sonntag, an welchem kein gemeinsamer Gottesdienst stattfinden durfte. Die Witterung war regnerisch und stürmisch. Gleichwohl sammelte Saker etliche wenige Gemeindeglieder, so viele ihrer es wagten, in der nahen Waldeseinöde und hielt unter den überhangenden Aesten der Bäume einen Gottesdienst. Es hätten sich noch

viel mehr Theilnehmer eingefunden, wenn nicht die spanischen Späher an allen Ecken gelauert hätten. Der Tag gieng jedoch in aller Ruhe vorüber, und fast in jeder Hütte hörte man die Stimme des Gebets und des Lobgesangs, da ja nur der gemeinsame Gottesdienst in der Kapelle verboten war.

Am folgenden Tag (Montag) berief Saker auf den Abend die Leute zu einer öffentlichen Zusammenkunft, um über die Schritte zu berathen, die nun zu thun wären. Es durfte natürlich nichts vorgenommen werden, was einem gemeinsamen Gottesdienst gleichsah; war doch diese Versammlung von den spanischen Spionen aufs sorgfältigste umlauert. Deßhalb bat der Missionar die Leute, vor dem Beginn der Verhandlung erst einige Minuten in stillem Gebet zu verharren. Dann legte er die nachfolgenden Punkte zur Berathung und Beschlußnahme vor:

1. Daß Alle, denen die freie Uebung des evangelischen Gottesdienstes eine Herzensangelegenheit ist, so bald als möglich die Insel verlassen.

2. Daß Br. Saker ersucht werden soll, sofort für die Schulkinder ein Unterkommen zu Camerun zu verschaffen und das nöthige Lehrpersonal ihnen beizugeben; dort sollten sie so lange bleiben, bis der neue künftige Niederlassungsort an der Küste schließlich und fest bestimmt sei.

3. Daß mittlerweile jedes Glied der christlichen Gemeinde es sich aufs dringendste möge angelegen sein lassen, den bestehenden Gesetzen von Fernando Po sich gehorsam zu fügen, damit ihnen nie der Vorwurf des Ungehorsams mit Recht könne gemacht werden; und endlich

4. Daß einer der Missionare von allen diesen Punkten dem Generalgouverneur schriftliche Mittheilung machen möge.

Dieß Alles wurde einstimmig angenommen und die Versammlung wieder mit stillem Gebet geschlossen. Missionar Diboll aber, der als Vorsitzender dieselbe geleitet hatte, entwarf sofort folgendes Schreiben an den Vicegouverneur Lynslager:

„Fernando Po, 1. Juni 1858.

„Nachdem wir die Antwort des Generalgouverneurs auf unsere letzte Zuschrift empfangen haben, erlauben wir uns, vor Allem unser tiefes Bedauern auszusprechen, daß uns nicht einmal die geringe Vergünstigung eines Verzugs gewährt ward.

„Wir gestehen Ihrer katholischen Majestät und deren Regierungs-

beamten vollkommen die Macht und das Recht zu, zu beschließen und zu verordnen, was ihnen immer für das Wohl der Völker und Nationen, über die sie herrschen, zuträglich erscheint. Selbst wenn Ihre katholische Majestät und deren Beamte es für recht halten, sogar in das Gebiet des Gewissens sich einzudrängen und die gemeinsame Verehrung des allerhöchsten Gottes zu verbieten, so erklären wir unsern festen Entschluß, uns nicht zu widersetzen oder gegen ihre Gewalt uns aufzulehnen; wohl aber sind wir entschlossen, so bald als möglich und auf immer ein Land zu verlassen, wo es uns nicht mehr gestattet ist, den Forderungen unsers Gewissens gemäß zu handeln.

„Während der wenigen Wochen, die noch ablaufen müssen, ehe wir uns mit unsern Familien und unsrer Habe anderswohin übersiedeln können, werden wir — das erklären wir Ihnen — Gott zu gehorchen bestrebt sein, soweit es immer in unsrer Möglichkeit liegt, ohne die harte und unverdiente Verordnung zu übertreten, durch welche uns ein gemeinsamer Gottesdienst verboten ist. Mit Gottes Hülfe hoffen wir, Niemandem Anlaß zur Klage wider uns, Mann, Frau oder Kind, zu geben.

„Während wir aber hiemit erklären, daß wir Ihrer katholischen Majestät und deren Beamten uns im Gehorsam unterwerfen, bitten wir um Schutz gegen die Priester, welche anfangen, in das Heiligthum unsrer Wohnungen sich einzudrängen. Wir wollen keinerlei Verkehr mit ihnen; wir gestehen ihnen keinerlei Recht über uns zu. Wir erkennen die Königin von Spanien als die rechtmäßige Herrscherin dieses Landes an, und halten uns für verpflichtet, ihr zu gehorchen und sie zu ehren; aber was die Uebung der Gottseligkeit und Wahrheit betrifft, dafür haben wir unsere eigenen Lehrer.

„Im Namen der Bewohner dieser Kolonie, die in öffentlicher Versammlung dieß berathen und beschlossen haben, unterzeichnet

Ihr gehorsamer Diener,

Joseph Diboll, Vorsitzender."

Während diese Zuschrift an den Generalgouverneur abgieng, machte Saker emsige Vorbereitungen für seine Untersuchungsreise. Schon am Mittwoch den 2. Juni trat er dieselbe an. Es war ein düsterer und regnerischer Morgen. Begleitet von dem eingeborenen Bruder Fuller, fünf Jünglingen und zwei Frauen, segelte er Morgens acht Uhr in einem kleinen Fahrzeug, wie es die Eingeborenen für ihre Küstenfahrten zu gebrauchen pflegen, nach der gegenüberliegenden

Küste ab. Bimbia war zunächst das Ziel. Die Ueberfahrt dauerte ungewöhnlich lang. Heftige Regengüsse, jähe Windstöße, abwechselnd mit lautloser Windstille, hielten die Fahrt auf. Das Schlimmste aber war, daß in der Eile und Verwirrung der Abfahrt der Korb mit Lebensmitteln vergessen ward und dahinten blieb. Das bischen Thee und Zucker, das an Bord sich fand, war unglücklicher Weise mit Pfeffer vermischt. Hungrig, durchnäßt und seekrank erreichten die Reisenden endlich Bimbia, Sonntag den 6. Juni. Die Fahrt, die sonst in 12 Stunden zurückgelegt wird, hatte 4½ Tag gedauert.

Nun mußte vor Allem König William, der Häuptling von Bimbia, besucht werden, um von ihm die Gestattung zur Ansiedlung auf einer passenden Stelle der Küste zu erlangen. Frühere Seefahrten an der Küste entlang hatten die Bucht von Amboises als einen besonders günstig gelegenen Punkt erscheinen lassen. Auf Br. Saker's förmliche Bitte fand sich der Häuptling ohne Schwierigkeit willig, dort ein Stück Land, wenn man ein taugliches finden sollte, zu verkaufen. Auch versprach er, Führer mitzugeben, sobald der Missionar sich auf die Untersuchungsreise dahin begeben würde. Da aber das Wetter sehr stürmisch war, begab sich der Letztere mittlerweile auf seine Station Cameruns (östlich von Bimbia), wo er ohnehin Anordnungen zu treffen hatte zur Aufnahme der Schulkinder von Clarence.

Endlich am Montag den 14. Juni, nachdem das Boot bereit gemacht und verproviantirt war, brach Saker von Cameruns wieder nach Bimbia auf. Mit Einbruch der Nacht erreichte man die Barre, eine Art Sandbank, die den Eingang zum Fluß von Bimbia sperrt; hier ward geankert bis zum folgenden Morgen. Die Nacht war stürmisch; das Meer war in gewaltiger Bewegung; die Lage der Reisenden war äußerst unbehaglich. Doch passirte man am folgenden Morgen mit Einbruch der Fluth glücklich die Barre, und Nachmittags landete man wieder bei Bimbia. Nach einem eilig eingenommenen Mittagsmahl brach Saker mit Br. Fuller und einem kundigen Wegweiser zu Fuß auf, um die Bucht von Amboises aufzusuchen, die hinter den westlich vorliegenden Bergen liegt. Mit raschen Schritten durchwanderten sie die Wildniß. Sie hatten die Landzunge zu überschreiten, welche die Bucht von Bimbia von der Kriegsbay scheidet. (s. die Karte.) Bald kamen sie aus der Wald- und Bergeinöde wieder heraus an die Küste der Kriegsbay (War-bay), unter einem 300 Fuß hohen, kühn emporragenden Felsenvorsprung. Die Wanderung

rings um diese Bucht war ausnehmend mühsam. Der Weg führte über zerbrochene Felsblöcke und loses Gerölle, dessen glatte schlüpfrige Flächen und ausgezackte scharfe Ecken deutlich ihren vulkanischen Ursprung erkennen ließen. Am nördlichen Ende der Kriegsbay angekommen, hatten sie aufs Neue eine waldige Halbinsel zu durchschreiten, welche die eben genannte Bay von der Bucht von Amboises trennt. Es gieng somit wieder einwärts in die Wildniß. Der Pfad führte durch Schluchten, über Bäche und Felsenriffe, am Abhang der Berge hin, welche hier dem Meer sich nähern. Die Waldwildniß war finster wie die Nacht; wo aber das Land eben war, da zeigte sich ein äußerst fruchtbarer, mit Zimmerholz und niedrigem Gebüsch reich bewachsener und trefflich bewässerter Boden.

Endlich war die Bucht von Amboises erreicht; aber es war zu spät am Tag, um sie noch genauer zu untersuchen. Die Sonne war am Untergehen; so mußte der Rückweg angetreten werden. Die finstern Wälder waren noch finsterer bei Nacht. Der Führer verlor den Weg. Man mußte sich durch das dichte Niederholz und Gebüsch einen Pfad brechen; man mußte beim Sternenlicht über die Felsblöcke klettern, Abgründe vermeiden, tiefe Schluchten passiren. Unter diesen Mühsalen vergieng ein Theil der Nacht. Sechs oder sieben Stunden lang hatten sich die erschöpften Wanderer weitergeschleppt. Endlich vernahm man das Brausen der See. Zitternd und voll Dankes erreichten sie wieder die Kriegsbucht; aber die Arbeit war noch lange nicht überstanden. „Ueber diese glatten und scharfen Geröllsteine bei dem schwachen Licht der Sterne zu wandern," schreibt Saker, „war unmöglich, und doch mußten wir vorwärts. Erschöpft und mit wunden Füßen erhoben wir uns aufs Neue. Auf den Knieen und mit den Händen arbeitete ich mich zwei Stunden lang über diesen fürchterlichen Weg fort." — Endlich war jener hohe Felsenvorsprung wieder erreicht, an dessen Abhang sie am Morgen zuvor von Bimbia herabgestiegen waren; aber es war zu finster, um den Pfad zu finden, auf dem sie ihn zu erklimmen hatten. So legten sie sich, da sie hier vor der heranbrängenden Fluth gesichert waren, unter Gottes Schutz auf die Steine nieder und versuchten zu schlafen. „Aber," schreibt Saker, „die Kälte war zu groß; Fuller und ich legten uns hart an einander, um uns warm zu erhalten, aber wir konnten nicht schlafen. Nach etwa anderthalb Stunden kündigte im Osten ein schwacher Lichtstreif den nahenden Tag an. Wir brachen auf, und nach ganz kurzer Zeit

fanden wir den Fußpfad und kletterten hinan. Um halb sieben Uhr hatten wir Fuller's Wohnung in Bimbia erreicht." Aber Schuhe, Beinkleider, Hut, Schirm, Alles war zerrissen und zerfetzt; die Hände waren von Dornen zerfleischt und von den scharfen Steinen zerschlitzt.

So endigte die erste Untersuchungsreise. Aber nichts weniger als entmuthigt brachen die kühnen, unermüdlichen Reisenden gleich nach dem Frühstück aufs Neue auf, um die Bucht von Amboises zu untersuchen, aber dießmal zur See in einem Boot. Bei der Nigererpedition im Jahr 1841 hatte Capitän Allen, der Befehlshaber derselben, bereits diese Bucht besucht und Messungen angestellt. Mehrmals hatten die Schiffe der Expedition hinter den Inseln Anker geworfen, die den Eingang vor den Stürmen schützen; aber die Seeoffiziere hatten den Eindruck empfangen, daß zwar der Ankergrund sicher, das Klima gesund und die Nähe der Gebirge der Gesundheit besonders zuträglich sei, daß aber die Bucht keinen sichern Landungsplatz darbiete; denn man konnte vom Verdeck der Dampfschiffe aus ringsum am Ufer nichts als eine heftige Brandung wahrnehmen. „Aber nun," schreibt Saker, „nun da ich eine neue Heimath für unsere Leute bedarf, — eine Heimath mit einer sichern und bequemen Landungsstelle, wo sich ein ergiebiger Handel schaffen ließe, und wohin sich der Handelsverkehr in diesen Meeren ziehen sollte, — siehe, nun läßt uns Gott eine kleine, tief ins Innere hineinreichende Bucht finden, die Er Jahrhunderte lang verborgen hatte, eine Bucht mit einem fast eine Stunde langen, flachen Uferstrand ohne Fels und Stein, fast ohne Wellenschlag, groß genug, um tausend Boote und kleinere Schiffe aufzunehmen, während die davor liegende große Bucht von Amboises eine ganze Flotte beherbergen kann. In diese kleine innere Bucht bläst der Seewind mit aller seiner erquicklichen Frische, während der bei Nacht von den Gebirgen herabströmende Landwind wahrhaft balsamisch ist. . . Hier können, wenn die brittische Regierung unsre Plane sanktionirt und unterstützt, Vorräthe an Kohlen und Lebensmitteln angelegt, Schiffswerfte errichtet und für Alles, was sonst für den Seehandel noth thut, gesorgt werden. Von hier aus kann eine Heerstraße ins Innere gebaut, hier können die Erzeugnisse des Landes in stillem Wasser nach Europa verschifft werden. Hier wird endlich die regelmäßige Postschiffverbindung am ausgedehntesten in Anspruch genommen und am kräftigsten unterstützt werden. Hier wird das Volk des Herrn, unter brittischem Schutz, seinem Gott ohne Belästigung

zu dienen vermögen. Es wird ein Brennpunkt der Civilisation, der Freiheit und des Lichtes werden; es wird wesentlich eine religiöse und vom Licht christlicher Wahrheit erleuchtete Kolonie werden."

So schreibt der würdige und einsichtsvolle Saker, vor dessen Geiste sich bereits das Bild einer großen und für Afrika bedeutungsvollen Zukunft entrollt. Und sollten denn nicht diese Hoffnungen unter Gottes gnädigem Segen sich verwirklichen können? Es ist unverkennbar, daß der Herr der Herrlichkeit, der Seinen Heils- und Liebesrath unfehlbar in der ganzen Welt durchführen und vollenden wird, in unsern Tagen auch über Afrika eine neue große Zeit herbeizuführen sich anschickt. Afrika sitzt seit Jahrtausenden wie eine trauernde, mit schwarzem Schleier verhüllte Wittwe da, umgeben von ihren geknechteten und schwer mißhandelten Kindern, und unter tiefem Leid und Wehe sich sehnend nach dem Tag der Erlösung. Ists nicht, als wenn nun endlich der Retter sich nahte, der da gesandt ist, „den Elenden Freude zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung und den Gebundenen eine Oeffnung; zu predigen ein Gnadenjahr des Herrn und einen Tag der Rache unsres Gottes, zu trösten alle Traurigen; zu schaffen den Traurigen, daß ihnen Schmuck für Asche, und Freudenöl für Traurigkeit, und Feierkleider für einen betrübten Geist gegeben werden? . . . Fremde werden stehen und eure Heerde weiden, und Ausländer werden eure Ackersleute und Weingärtner sein. . . Denn gleich wie die Erde ihr Gewächs hervorbringt und der Garten sein Gesäetes wachsen lässet, also wird der Herr Herr Gerechtigkeit und Lob wachsen lassen vor allen Heiden." Jes. 61. Das Alles wird und muß kommen auch über Afrika. Und wenn wir aus der gewohnten Weise Gottes, wie Er aus kleinen und scheinbar widrigen Umständen oft gerade seine größten und folgereichsten Neuschöpfungen hervorgehen läßt, einen Schluß machen dürfen, so drängt sich unwillkührlich uns die Frage auf, ob nicht gerade jene schmachvolle Störung des schönen Werkes auf Fernando Po durch die spanischen Priester, ob nicht die dadurch veranlaßte Verpflanzung der jungen Gemeinde nach dem Festland, ob nicht endlich die merkwürdige Auffindung eines so trefflichen Hafenortes, vielleicht die ersten Fäden eines Gewebes seien, das die ewige Weisheit und Liebe Gottes zum Heil Afrika's herrlich vollenden wird. Darum

Kleine Heerde, zage nicht;
Jesus hält, was Er verspricht.

Die Untersuchung der trefflichen Bucht wurde im Lauf eines sonnenhellen freundlichen Tages durchgeführt. Die Bucht von Amboises liegt gerade nordöstlich von Fernando Po, und ruht unter dem Schatten der vulkanischen Gebirgsmassen von Cameruns (s. die beigegebene Spezialkarte). Drei Inseln lagern sich am Eingang der Bay, Abobbi oder Piraten-Insel, Dameh oder Ambas-Insel,

Abobbi oder Piraten-Insel in der Bucht von Amboises.

und Mandoleh. Die letztere ist die größeste und bis zu ihrer höchsten Höhe mit trefflichem Zimmerholz bewachsen. Sie sind sämmtlich von einem Negergeschlecht bewohnt, das offenbar von Bimbia herüber gekommen ist und einen Dialekt der dort einheimischen Sprache (das Dualla) redet. Sie erkennen die Oberhoheit des Häuptlings von Bimbia nicht an, und ihre Unabhängigkeit wird gesichert durch die Felsennester, die sie bewohnen, und durch den Umstand, daß das steile, felsige Ufer dieser Inseln nur an sehr wenigen Stellen eine Landung gestattet.

Ist man einmal innerhalb dieser Inselkette, so breitet sich vor dem Auge eine herrliche Meeresbucht von 5 bis 6 Stunden im Umfang aus, die zu allen Jahreszeiten einer ganzen Flotte den sichersten Ankerplatz gewährt. Aber freilich die Ufer rings umher sind steil, felsig und wegen der unaufhörlichen heftigen Brandung beinahe unzugänglich. Als Capitän W. Allen, der im Jahr 1841 die Niger-

Expedition befehligte, in diesen Gewässern Erholung für seine von Fiebern schwer heimgesuchte Schiffsmannschaft suchte, beklagte er wiederholt, daß eine so treffliche Bucht um der starken Brandung und des Felsenufers willen sich nicht zu einer Niederlassung eigne. Er übersah gänzlich die innere kleine Bucht. In seinem Buche über die Niger-Expedition schreibt er: „Der erfrischende Seewind und der kühle Landwind fehlt hier fast nie. Während unsrer häufigen Besuche in der Bucht von Amboises hatten wir reichlich Ursache, uns zu freuen, daß wir dieselbe zu unsrer Hauptstation in diesen Gewässern ausgewählt hatten; denn die ununterbrochene Gesundheit unsrer Mannschaft bewies, daß sie für die europäische Constitution eine der zuträglichsten an der westafrikanischen Küste sei. Die Bucht ist den stärkenden, fast immer wehenden Südwest-Winden ausgesetzt, die in erfrischender Reinheit über den atlantischen Ocean streichen; sie liegt zugleich unmittelbar unter den hochanstrebenden Camerun-Bergen, über welche der Landwind in der Nacht hinstreicht und eine so milde angenehme Temperatur hervorbringt, daß ein ruhiger und erquickender Schlaf und vielleicht auch Sicherung gegen schädliche Ausdünstungen die Folge ist. Wir hatten nur wenige Tornado's (Gewitterstürme), dagegen war das Wetter im Allgemeinen schön, ohne viel Regen." — So scheint die Bucht an Zuträglichkeit für die Gesundheit die Stadt Clarence weit zu übertreffen und in jeder Beziehung für einen Aufenthalt im tropischen Klima geeignet zu sein. Erholte sich doch hier die Mannschaft der Niger-Expedition erstaunlich schnell von den mitgebrachten Sumpffiebern.

Gegen Nordosten zu wird durch eine Linie von Felsen und Felsbänken, die aus dem Wasser sich erheben und an denen sich beständig eine wilde Brandung bricht, die innere kleine Bucht verdeckt. Aber eine sichere und hinreichend breite Oeffnung in dieser Felsenbank gestattet für Boote und kleinere Schiffe den Zugang zu derselben. Man ist erstaunt und überrascht, plötzlich vor sich eine ruhige, stille Bucht zu sehen, die einen Umfang von einer halben Stunde hat und ringsum ein flaches, sandiges, leicht zugängliches Gestade darbietet. Dieß ist die unvergleichliche Stelle, welche Missionar Saker aufzufinden gewürdigt war, und wo er die neue Ansiedlung und Mission zu errichten beschloß. Er gab ihr, zu Ehren der Königin von England, den Namen Viktoria.

Unmittelbar vom Gestade steigen die großartigen Camerun-Berge

empor. Etwa eine Stunde landeinwärts erhebt sich gegen Westen die erste Spitze bis zu einer Höhe von 5820 Fuß über das Meer, während die höchste Spitze, drei oder vier Stunden weiter nach Innen, nicht weniger als 13,760 Fuß erreicht. Die Abhänge der Berge sind mit Waldungen bedeckt, und alte Leute erzählen, daß sie vor vielen Jahren Feuer aus der Spitze hätten ausgehen sehen. Sie hätten es Alle gesehen, sagen die Leute, und die Erde hätte gezittert wie ein Dampfschiff. Damals hätten sie geglaubt, es stürze Alles zusammen und begrabe sie unter den Trümmern. Dieß, zusammen mit dem einheimischen Namen des Bergs, Mongo-Ma-Lobah d. h. Gottes-Berg, läßt vermuthen, daß dieser Berg der „Götterwagen" des berühmten karthagischen Seefahrers Hanno sei, der zuerst in diese Gewässer kam. — Die Abhänge des Gebirgs und die Thäler an ihrer Sohle sind im Allgemeinen von wilden Stämmen bewohnt, die bis dahin wenig Verkehr mit Europäern hatten, aber die gewöhnlichen Eigenthümlichkeiten der Negerrasse an sich zu tragen scheinen.

Von großer Wichtigkeit aber ist der Umstand, daß schon vor Jahren der Häuptling von Bimbia, dem dieser Landstrich gehört, die Oberhoheit über denselben an Oberst Nicols, den Repräsentanten der brittischen Krone, übertragen hat, wogegen diese demselben den großartigen Titel „König William" anzunehmen gestattete, dessen er sich heute noch erfreut. Somit gehört die ganze Bucht von Amboises samt dem umliegenden Lande von Rechts wegen bereits der Königin von England. Auch hat der „König William von Bimbia" ohne Schwierigkeit den Missionaren die ganze innere Bucht für die neu beabsichtigte Niederlassung abgetreten.

Nachdem so Missionar Saker Alles erkundet und in Ordnung gebracht hatte, kehrte er mit einem von Freude und Dank erfüllten Herzen nach Clarence auf Fernando Po zurück, um den Brüdern zu berichten, wie ihn die gute Hand Gottes so gnädig geführt habe.

Aber die Lage der Dinge auf der Insel hatte sich inzwischen nur noch mehr getrübt. Saker fand bei seiner Ankunft im Hafen noch drei weitere spanische Kriegsschiffe. Missionar Diboll aber hatte am 17. Juni, während Sakers Abwesenheit, folgendes Schreiben vom Generalgouverneur erhalten.

„Der Generalgouverneur an den Baptisten-Missionar.

Fernando Po, 17. Juni 1858.

„Nachdem ich aus zuverläßiger Quelle in Erfahrung gebracht,

daß Sie den Einfluß benützend, den Sie über die Bewohner dieser Kolonie auszuüben im Stande sind, unter denselben eine feindselige Stimmung gegen die spanischen Behörden auf dieser Insel hervorrufen und dadurch auf indirektem Wege meine Thätigkeit hier lähmen und hindern, so gebe ich Ihnen hiemit diese erste Warnung und rathe Ihnen, sich künftig jeder Einmischung in meine Maßnahmen zu enthalten, widrigenfalls Sie innerhalb 24 Stunden die Insel in einem der Boote meines Dampfers zu verlassen haben und an der gegenüberliegenden Küste Afrika's werden abgesetzt werden.

„Gott erhalte Ihr Leben noch lange Jahre.

Carlos Chacon."

Was war die Veranlassung zu so harter und roher Drohung? Missionar Diboll hatte versucht, den Glauben und Muth seiner Gemeindeglieder durch Hausbesuche und Privatunterredungen zu stärken und aufrecht zu halten. Anweisungen zur täglichen Hausandacht in jeder einzelnen Familie, namentlich am Sonntag, wurden gegeben. Einmal wurde in einem abgelegenen Theil der Stadt die Abhaltung einer größeren Versammlung versucht. Auch machte Diboll in den Niederlassungen der Ureinwohner, die im Dickicht des Waldes leben, da und dort einen Besuch. Auch sie hörten mit den stärksten Ausdrücken des Bedauerns von dem bevorstehenden Abzug der Missionare und sprachen offen ihren Entschluß aus, sich der spanischen Obrigkeit nicht zu unterwerfen, sondern sich ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Dazu kam noch eine eigenthümlich merkwürdige Fügung Gottes. Gerade auf die Sonntage nemlich fiel in jenen Tagen jedesmal das Leichenbegängniß irgend eines Einwohners der Stadt. Da nun dem Missionar gestattet war, wenigstens die Leichenfeierlichkeiten für die Verstorbenen vorkommenden Falls in der gewohnten Weise zu vollziehen, so boten gerade diese Begräbnisse jedesmal eine providentielle Gelegenheit für den gemeinsamen Sonntagsgottesdienst dar. „Wie merkwürdig ist es," schreibt Br. Diboll, „daß uns der Herr so den Weg bahnt, um den Leuten öffentlich das Wort der seligmachenden Wahrheit zu verkündigen. So darf ich jeden Sonntag unter freiem Himmel und vor einem offenen Grabe das Evangelium predigen. Wie wunderbar weiß der Herr Gnade mit Gericht zu mischen! Möge doch Seine Stimme zu dieser Zeit Seiner Heimsuchung nicht überhört werden!" — „Wir haben," fügt er hinzu, „insgeheim unsre Versammlungen fortgeführt, und dadurch wird das Feuer des Glaubens

und der Liebe brennend erhalten. Diesen Morgen (Sonntag 27. Juni) kam eine Parthie um 4 Uhr, eine andere um 5, eine dritte um 6, und wieder eine um 7 Uhr zusammen."

Es waren dieß dieselben Erscheinungen im Kleinen, wie sie einst Frankreich in den Zeiten der Hugenotten im großen Maßstab gesehen. Eine weise Politik hätte ein Auge zugedrückt, und gethan, als merke sie es nicht. Aber diese Weisheit kennt die römische Kirche nicht. Sie weiß nichts von jener edlen Achtung für das Heiligthum des Gewissens; diese innere geheiligte Welt, wo die Menschenseele es nur mit ihrem Gott und mit keinem Menschen zu thun hat, ist für sie gar nicht vorhanden, und wo sie dennoch ihr unveräußerliches Recht in Anspruch zu nehmen sich unterfängt, da fährt Rom mit roher Gewalt, mit Feuer und Schwert dazwischen. Sie hat aus der Geschichte Italiens, aus dem Elend Spaniens, aus den Hugenottenzeiten Frankreichs nichts gelernt. Was sollte sie auch zu lernen haben? Lieber möge ein Land und Volk für Zeit und Ewigkeit zu Grunde gehen, als daß die Allmacht der Hierarchie und die starre Todesruhe der „katholischen Einheit" durch die Ketzerei des Protestantismus gestört und beeinträchtigt werde!

„Ich habe mit Erstaunen," schreibt Saker nach seiner Ankunft auf Fernando Po an den Generalgouverneur Don Chacon, „die Zuschrift gelesen, die an 'den Baptisten-Missionar' dahier gerichtet ist. . . . Ich habe mit Missionar Diboll, welcher der Lehrer dieser Gemeinde ist, ausführlich die Sache besprochen und bin zu der unzweifelhaften Gewißheit gekommen, daß die Anklage in keiner Weise gerechtfertigt ist. Er hat weder durch Wort noch durch That, weder direkt noch indirekt versucht, das Volk gegen Sie oder die Regierung aufzureizen; er hat im Gegentheil auf alle mögliche Weise sich bemüht, jede Mißstimmung, die durch die plötzliche Einstellung unsres öffentlichen Gottesdienstes unter allen Bewohnern dieser Kolonie hervorgerufen wird, zu beseitigen.

„Der Generalgouverneur möge versichert sein, daß er, was den Missionar oder die christliche Gemeinde betrifft, nichts zu fürchten hat. Es kann Keinem unter uns irgend ein Unrecht vorgeworfen werden, und jeder, der uns heimlich bei Ew. Excellenz dessen beschuldigt, ist ebenso sehr ein Feind Ihrer Regierung als ein Widersacher unsres Friedens. Sollte eine solche Beschuldigung gegen uns nochmals Ihnen hinterbracht werden, so haben wir ein zu großes Vertrauen zu Ihrer

Gerechtigkeit, als daß wir die Verbannung des Missionars ohne Untersuchung und Recht befürchten dürften."

So stehen für jetzt die Sachen. „Ob die ganze Bevölkerung der Stadt ihren Herd abbrechen und aufs Festland übersiedeln werde," sagt die Kommittee in London, „wissen wir nicht; jedenfalls sind nicht weniger als 500 Personen, etwa die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft, bereit aufzubrechen und eine neue Heimath zu suchen, wo die Freiheit des Gewissens und des gemeinsamen Gottesdienstes ihnen gesichert ist." — „Daß die Intoleranz der Jesuiten die Kolonie zu Grunde richten wird," sagt sie an einer andern Stelle, „das stört die verblendete Regierung Spaniens nicht. Wir danken aber Gott, daß Er den Missionaren und ihrer Gemeinde Weisheit, Ruhe und christliche Haltung während dieser ganzen Sache geschenkt hat, und befehlen Ihm alles Weitere, in der vollen Gewißheit, daß Seinem Volke 'alle Dinge zum Besten dienen müssen.'"

Eine Frage bleibt noch zu entscheiden übrig, — die Frage, was die brittische Regierung in dieser Sache thun wird. Zwei Wege stehen ihr offen. Entweder mag sie zu Gunsten der christlichen Bewohner von Fernando Po Einsprache bei der spanischen Regierung thun gegen solche rohe Unbill; oder sie mag den neuen Plan einer Ansiedlung in der Bucht von Amboises unterstützen. Eine bedeutende englische Zeitung, der Record, schreibt schon am 9. August 1858: „Wir freuen uns zu hören, daß die [brittische] Regierung der Sache ihre Aufmerksamkeit geschenkt hat. Laut einer Aeußerung des Unterstaatssekretärs hatte früher einmal die Regierung den Plan, die Insel anzukaufen, weil sie für unsre Operationen gegen den Sklavenhandel so besonders geeignet schien. Es ist sehr zu bedauern, daß die Unterhandlungen sich zerschlugen; denn Fernando Po ist für uns von weit größerer Bedeutung, als irgend ein anderer Platz an der Küste, wegen des bedeutenden brittischen Handels mit dem gegenüberliegenden Festland. Als Sanitarium (Ort zur Erholung für Kranke) wäre die Insel für die europäischen Beamten und andern Ansiedler auf der westafrikanischen Küste von hohem Werth. Sie wäre für Afrika, was für Indien die Berggegenden sind. Ob es nicht für die Regierung wünschenswerth wäre, die Unterhandlungen wegen ihres Ankaufs wieder aufzunehmen, ist eine beherzigungswerthe Frage. Jedenfalls fordert die Rücksicht auf die Interessen derer, die sich im vollen Vertrauen auf brittischen Schutz auf der Insel niedergelassen haben,

gebieterisch eine kräftige Einsprache bei der Regierung von Madrid wider das gewaltsame und harte Verfahren ihrer Beamten. Wir haben keinen großen Glauben an spanische Versprechungen und spanische Dankbarkeit; auch wird es, wo die römische Priesterschaft betheiligt ist, nicht an Entschuldigungen fehlen für die Verletzung von alten Bürgschaften, auf welche sich unsre Regierung stützen zu können scheint. Aber wir haben doch das gute Vertrauen, daß Lord Malmesbury [der Kolonialminister] die Sache mit Entschiedenheit in die Hand nehmen und der Regierung Ihrer spanischen Majestät keine Ruhe noch Rast lassen wird, bis das verderbliche Edict widerrufen und volle Gewissensfreiheit auf der ganzen Insel hergestellt ist." —

So schreibt der Record im August vorigen Jahres. Wir wissen nicht, ob seitdem von Seiten der englischen Regierung wirklich Schritte in dieser Richtung gethan worden sind; dagegen vertrauen wir um so mehr auf die vollkommene und nie fehlende Weisheit unsres Gottes, die auch in diesem Fall Alles so ordnen und wenden wird, daß die Sache Seines Reiches schließlich den Sieg behält.

Missions-Zeitung.

Conferenz von Missionaren in Süd-Indien.

Daß in einem Lande, wie Indien, wo gegenwärtig mehr als 450 Missionare aus 22 verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's arbeiten, unter diesen dem gleichen heiligen Zweck, wenn auch auf verschiedenen Wegen dienenden Knechten Christi das Bedürfniß und der Wunsch erwachen mußte, durch periodische größere Zusammenkünfte sich gegenseitig zu stärken, ihre Erfahrungen, Sorgen und Hoffnungen auszutauschen, und sich über die wichtigsten Grundsätze der Missionsmethode zu verständigen, das war natürlich. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Landes aber war dieß nur dadurch möglich, daß der Norden, das Centrum und der Süden je seine eigene Missionsconferenz habe, die von Abgeordneten der dort arbeitenden Parthieen beschickt würde. Den gesegneten Anfang damit machte Bengalen, wo im Sept. 1855 eine große Zahl von Missionaren aus den umliegenden Provinzen Central-Indiens zu freier Berathung und Beschlußnahme in Kalkutta zusammenkam. Der gedruckte Bericht enthält eine unschätzbare Fülle bedeutungsvollen Materials. Ermuthigt durch den Segen und Erfolg dieser Con-

ferenz traten die Abgeordneten der verschiedenen in den Nordwest-Provinzen arbeitenden Missions-Gesellschaften im Jan. 1857 zu Benares zu gleichem Zwecke zusammen. Auch hier war der Segen der gleiche. Man theilte sich gegenseitig aus den verschiedenen Missionsgebieten die genauesten Berichte über den geistlichen Stand der Gemeinden und über die Bedürfnisse Indiens mit, verständigte sich über den besten Weg zur Förderung der Mission und stärkte sich in dem Bewußtsein brüderlicher Einigkeit und Harmonie, so verschieden auch sonst die kirchlichen Grundsätze oder die nationalen Verhältnisse waren, denen die Einzelnen angehörten. Leider giengen die reichhaltigen Protokolle dieser Conferenz, die eben in Agra gedruckt werden sollten, während des bald ausbrechenden Militäraufstandes sammt der Druckerei in Feuer auf.

Die dritte Conferenz gleicher Art endlich fand im Mai 1858 in Süd-Indien auf den blauen Bergen (Nilagiri's) statt, wo die Abgeordneten von 5 protestantischen Missionsgesellschaften zu Utakamand in brüderlicher Einigkeit sich versammelten. Es fanden sich dabei über 30 Missionare (von der englisch-kirchlichen, von der Londoner, der wesleyanischen, der amerikanischen und der evangelischen Basler Missionsgesellschaft, — nur die lutherischen Leipziger-Missionare fehlten) ein und blieben 14 Tage bei einander. Der Jugendunterricht von Knaben und Mädchen, die Nothwendigkeit der Predigt in der Landessprache ohne Dollmetscher, die beste Art, dem Hindu die göttliche Wahrheit des Christenthums darzulegen und den Einwürfen der Widersacher zu begegnen, die Gründung einer einheimischen christlichen Volksliteratur ꝛc. waren Hauptgegenstände der Berathung. Der bisherige Erfolg in den verschiedenen Missionen und die Mittel, noch größere Erfolge zu erreichen; das Kastenwesen, sein Ursprung, sein Einfluß auf die Eingeborenen, die absolute Nothwendigkeit, ihm innerhalb der Christengemeinden keinen Raum zu gestatten, und die besten Mittel, es zu überwinden; der Zustand der Christengemeinden, ihre sittliche und ökonomische Hebung und ihre Verpflichtung, etwas zum Unterhalt der Mission aus eignen Mitteln beizutragen; der Werth und Einfluß der Regierungsschulen; das Verhältniß der Missionare zu ihren Committeen; die Versorgung der Missionskinder, und viele andere Gegenstände wurden besprochen. Die brüderliche Gemeinschaft aber wurde nicht nur durch das Zusammensein, sondern auch durch tägliche Gebetsstunden und die gemeinsame Feier des Abendmahls kräftig gestärkt.

Aus einem allgemeinen Aufruf, den diese Conferenz an die heimathlichen Gesellschaften und Gemeinden in Europa und Amerika ergehen ließ, entnehmen wir folgende statistische Thatsachen: Es heißt darin:

„Als Frucht der Missionsarbeit im südlichen Indien und auf der Insel Ceylon haben wir aufzuweisen,

„1. Mehr als 100,000 Personen, welche den Götzendienst aufgegeben haben und sich zur christlichen Gemeinde halten, wo sie christlichen Unterricht empfangen;

„2. Mehr als 65,000, welche auf den Namen Christi getauft wurden

und damit sich öffentlich zur Jüngerschaft des Herrn bekannt haben;

„3. Mehr als 15,000, welche als Abendmahlsgenossen im engeren Gemeinde-Verband stehen, und von denen wir glauben dürfen, daß sie wahre Jünger Christi sind;

„4. Mehr als 500 Eingeborene (abgesehen von den Schullehrern), welche als christliche Predigtgehülfen unter ihren Landsleuten wirken, und im Allgemeinen treue und erfolgreich arbeitende Diener des Herrn sind;

„5. Mehr als 41,000 Knaben in den Missionsschulen, welche die heilige Schrift, die sie weise machen kann zur Seligkeit, lesen und verstehen lernen;

„6. Mehr als 11,000 Mädchen, die aus der tiefen Unwissenheit und der unsäglichen Herabwürdigung errettet wurden, welcher so viele Millionen des weiblichen Geschlechts in Indien fast hoffnungslos preisgegeben sind.

„Sehen wir auf diese Erfolge, so müssen wir ausrufen: 'Was hat Gott gethan!' Wahrlich 'das ist der Finger Gottes.' Hier sind handgreifliche Beweise von der Gotteskraft des Evangeliums, — Beweise, die wohl dazu dienen müssen, noch manchen Heiden zu bewegen, daß er seine Götzen wegwerfe und sich zu dem jetzt noch verachteten und gehaßten Namen Jesu wende. Noch ist ein großes Werk im südlichen Indien, diesem frühesten und fruchtbarsten Missionsgebiete, zu thun, und noch Größeres bleibt in Central- und Nord-Indien zu thun übrig. Aber das Bisherige ist ein Unterpfand, daß der Herr auch an Indien Seinen ganzen Rath vollenden wird."

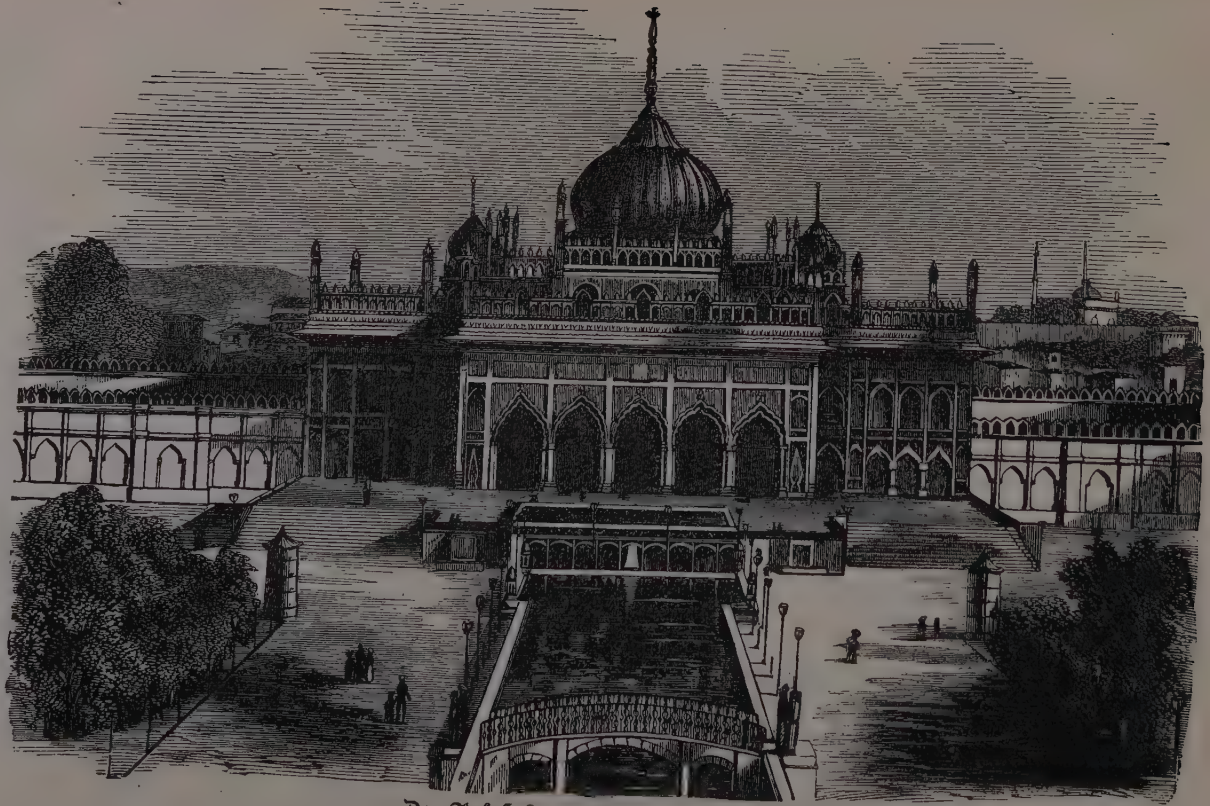
Bevölkerung der Erde.

Nach den scharfsinnigen Berechnungen des Prof. Dietrich in Berlin beträgt die gegenwärtige Bevölkerung der Erde etwa 1,283 Millionen, die sich folgender Maßen vertheilen:

Asien . . .	720,000,000.
Europa . .	272,000,000.
Amerika . .	200,000,000.
Afrika . . .	89,000,000.
Australien . .	2,000,000.

Die Durchschnittszahl der Sterbfälle ist nach allgemeinen Beobachtungen etwa je 1 unter 40 im Jahr. Demgemäß würden gegenwärtig jedes Jahr etwa 32,000,000 Menschen sterben, d. h. ungefähr so viel als die gesammte Bevölkerung der vereinigten Staaten Nordamerika's. Nach diesem Maßstab fallen etwa 87 761 Sterbfälle auf den Tag, etwa 3653 auf die Stunde und etwa 61 auf die Minute. Somit scheidet im Durchschnitt in jeder Sekunde eine Menschenseele aus diesem irdischen Leben, um vor ihrem ewigen Richter zu erscheinen.

Da die Geburten nach allgemeiner Wahrnehmung bedeutrnd die der Sterbfälle übersteigen, so werden wahrscheinlich in jeder Minute zwischen 70 und 80 menschliche Wesen geboren.



Der Palaſt Imam Barra in Lacknau,
erbaut von dem König Saadet Ali von Audh, welcher von 1798 bis 1814 regierte.

Rückblicke auf das Jahr 1858.

Fortsetzung des zweiten Artikels.

Indien.

Das alte Prophetenwort, das der unbekannte Mann Gottes (1 Sam. 2, 30) zu dem untreuen Hohepriester und Haupt Israels gesprochen: „Wer Mich ehret, spricht der Herr, den will Ich wieder ehren; wer aber Mich verachtet, der soll wieder verachtet und geschändet werden," — dieses Wort ist an Eli und an Tausenden nach ihm in Erfüllung gegangen. Wie es sich auch an dem mächtigen Fürstenrath der Ostindischen Compagnie verwirklicht hat, das haben wir kürzlich zu zeigen versucht. Wie Eli, so ist auch er „rücklings vom Stuhl am Thor gefallen." Seinen Stuhl aber hat nach Gottes Wahl und Wohlgefallen ein Anderer eingenommen. Die Krone Indiens ward der Königin von England übertragen. Am 1. Sept. 1858 trat in demselben Ostindienhause in London und in demselben Saale, in welchem sich bisher der Direktorenhof zu versammeln pflegte, um über die Geschicke des größten Reiches der Erde zu entscheiden, der neue Rath zusammen, um von nun an im Auftrag und Namen der Königin die Angelegenheiten Indiens zu verwalten. In die Hände dieses neuen Rathes ist unter Gottes Oberleitung das Schicksal der 180 Millionen Hindostans gelegt. Er beginnt seine Laufbahn und Thätigkeit unter eigenthümlich bedeutungsvollen Umständen. Die furchtbare Rebellion in Indien und der Fall der Ostindischen Compagnie, in deren Erbe er trat, war ganz geeignet, dem neuen Rathe eine große Lehre zu geben. Hat derselbe diese Lehre verstanden und zu Herzen genommen?

In jedem Verwaltungsrath kommt es auf zwei Dinge an: auf die Persönlichkeiten, aus denen er gebildet ist, und auf die Grundsätze, von welchen er sich leiten läßt. Lernen wir bei dem neuen indischen Rath Beides in Kürze kennen.

Derselbe ist zusammengesetzt aus fünfzehn Mitgliedern, von denen acht durch die Krone ernannt, sieben von dem ehemaligen Direktorenhof erwählt sind. Sieben aus ihnen waren früher in Staatsämtern als Civilbeamte, Vier sind aus dem Militärstande entnommen, Einer ist ein Seemann, Einer ein Bankier, und Zwei sind indobrittische Privatmänner (Kaufleute?). Sämmtliche Mitglieder, mit Ausnahme des Bankiers, befanden sich längere oder kürzere Zeit in Indien, sei es in Diensten der Ostindischen Compagnie, sei es als Privatpersonen. Acht standen in der Präsidentschaft Bengalen, drei in der von Bombay, ebensoviele in der von Madras. Mit einer einzigen Ausnahme (Sir John Lawrence aus dem Pandschâb) sind sie allzumal sogenannte „alte Indier", d. h. Männer, die der althergebrachten, verhängnißvollen, unchristlichen Politik der Ostindischen Compagnie huldigen, Männer der berüchtigten „traditionellen Neutralitätspolitik". An der Spitze des Rathes steht der Staatsminister für Indien, der junge, geistvolle, energische, aber leichtfertige Lord Stanley, der zu seinem permanenten Sekretär einen Sir George Clerk ernannt hat. Die Competenz dieses Rathes umfaßt die Besetzung sämmtlicher Militärstellen (Infanterie und Kavallerie) und die Initiative in allen Gesetzesvorschlägen für Indien. Letztere bedürfen der Bestätigung der Königin; das Parlament aber besitzt, wie in allen Angelegenheiten Englands, das Recht der Prüfung, und ihm ist der Rath für alle seine Maßregeln verantwortlich.

Diese Zusammensetzung des neuen Rathes für Indien mit der Berufung Lord Stanley's an dessen Spitze erfüllte die Freunde und Vertreter einer christlichen Politik nicht ohne Grund mit tiefer Besorgniß. Nur die äußere Form der Verwaltung Indiens, nicht aber das innere Wesen schien geändert. Deßhalb begab sich schon am 7. August, also mehrere Wochen ehe der Rath seine Funktionen antrat, eine Deputation der achtungswerthesten Männer Großbrittaniens, zwei Parlamentsmitglieder an der Spitze, zu Lord Stanley, theils um ihm die Wünsche unzähliger Britten in Betreff einer künftigen christlichen Politik in Indien vorzulegen, theils um sich über die Grundsätze zu vergewissern, nach welchen der Staatssekretär künftig

die Angelegenheiten Indiens zu verwalten gedenke. Stanley mußte sich aussprechen. „Die Regierung von Indien," sagte er, „hat sich bisher, so viel ich verstehe, absichtlich von allen Fragen fern gehalten, welche die mancherlei Meinungsverschiedenheiten in Sachen der Theologie betrafen. In Fällen, wo es sich einfach um Vernunft und Gerechtigkeit handelte, — ich nehme diese Worte in ihrem weitesten und einfachsten Sinne, — da hat die Regierung von Indien jedesmal, so oft die Ideen der Eingeborenen im Widerspruch standen mit den allgemeinen, und ich möchte fast sagen, ewigen Regeln der Gerechtigkeit, sich für die letzteren entschieden. Es gibt gewisse Grundsätze, die wahrscheinlich älter sind als alte Glaubensformen, die nun in der Welt existiren, und die ohne Zweifel die meisten Glaubensformen, die nun in der Welt vorhanden sind, überleben werden, — Grundsätze z. B. wie die Gleichheit der Strafe für gleiche Verbrechen. Wenn Verbrechen gegen das Gesetz begangen werden, so sind wir verpflichtet, das Gesetz zur Geltung und Vollziehung zu bringen, selbst im Widerspruch gegen vorhandene Vorurtheile und Volksanschauungen, mit der einzigen Beschränkung, daß man weise und vorsichtig verfahre und eingedenk sei, daß Neuerungen nur langsam und stufenweise vorzunehmen sind. Was ich unter 'Neutralität in Sachen der Religion' verstehe, das ist nicht blos das, daß man jede Religionslehre der Eingeborenen gewähren lasse, es sei denn, daß dieselbe mit den klarsten Regeln der Gerechtigkeit in Widerspruch trete, sondern auch, daß die Regierung keinen Schritt thue, weder direkt noch indirekt, wodurch den Meinungen Europa's auch nur ein scheinbarer Vorzug gegeben würde vor denen, die in Indien herrschend sind. Ich habe es für nöthig erachtet, diese Grundsätze mit großem Nachdruck hier auszusprechen und dabei mehr als sonst nöthig schien zu verweilen, weil, so wahr es auch der Theorie nach sein mag und auch von Ihnen, meine Herren, versichert wurde, daß das Christenthum keinerlei Unterstützung von Seiten der Regierung in Anspruch nehme, dennoch die Geschichte Europa's zur Genüge lehrt, daß in der Praxis das Christenthum vielfach die Hülfe und Einmischung der weltlichen Macht gebraucht hat gegen andere Religionen, — ja, ich darf sagen, daß Bekenner der einen christlichen Sekte die Regierung nur allzu oft zu Hülfe gerufen haben gegen die Anhänger anderer christlichen Sekten."

Wer diese Erklärungen des neuen Staatsministers für Indien

aufmerksam liest, der kann sich des schmerzlichsten Eindrucks nicht erwehren. Das Christenthum ist ihm nur eine Religionsform neben hundert andern Religionsformen, hoch über welchen allen eine allgemeine, ewige Weltreligion stehe, die sich auf „Vernunft und Gerechtigkeit" gründe, und welche, wie sie vor allen Religionen war, so auch sie alle überleben werde. Das Christenthum ist ihm nicht die Wahrheit, die einzige, absolute, ewige; sondern eine wandelbare, temporäre Erscheinung; es besteht aus „Meinungen, die in Europa herrschend sind," und die nicht mehr Recht und Geltung haben dürfen als die „Meinungen, die in Indien herrschen." Auf diese Anschauung von dem Wesen des Christenthums wird dann der Grundsatz der altberüchtigten Neutralität gegründet, wie ihn die Ostindische Compagnie anderthalb Jahrhunderte lang festhielt, und wie ihn auch die neue Regierung festzuhalten entschlossen sei.

Damit man jedoch über die eigentliche Bedeutung und Tragweite dieser philosophischen Auslassungen Lord Stanley's nicht im Dunkeln bleibe, erschien bald hernach ein Memorandum seines neuen „permanenten Sekretärs", des Sir George Clerk, in welchem er die Anschauungen der Regierung in Betreff der religiösen Neutralität und namentlich des indischen Unterrichtswesens weitläufig auseinandersetzte. Dieses ganze berüchtigte Dokument ist von Anfang bis zu Ende nichts anders als eine giftige Auslassung gegen die Mission und die Missionare, gegen die Regierungs- und Missionsschulen und gegen jeden direkten oder indirekten Versuch, die Eingeborenen Indiens zum Christenthum zu bekehren. Ja, er behauptet geradezu, das ganze Unterrichtswesen in Indien sei nichts als „ein tückischer Angriff auf die herrschende Religion der Eingeborenen, im Widerspruch gegen jeden Grundsatz der Ehrlichkeit und brittischen Treue." . . . „Unter den Ursachen, welche die gegenwärtige weitverbreitete Mißstimmung gegen unser Regiment hervorgerufen haben, steht oben an die Furcht vor unsrer schlecht verdeckten Absicht, unsre indischen Unterthanen zum Christenthum zu bekehren, — eine weitverbreitete und wohlbegründete Furcht, — sowie, daß wir als Regierung uns viel zu viel an den Missionsschulen betheiligt haben, ich meine durch unsre Unterstützungsgelder (grants-in-aid) an dieselben und durch die Gestattung, daß Regierungsbeamte die Aufsicht darüber führen und Prüfungen darin vornehmen; sowie durch den Umstand, daß man es zuließ, daß mehrere hohe Civil- und Militärbeamte dazu mitwirkten, das Evan-

gelium auszubreiten, als wären sie Missionsprediger. Dergleichen Dinge sollten künftig durch die strengsten Befehle untersagt und verhütet werden. In einzelnen Fällen sind auch Regierungskaplane beim Unterrichtswesen verwendet worden. Dieß sollte nie und unter keinen Umständen gestattet sein." Ferner wird die Zulassung der Missionare in die Staatsgefängnisse als ein unverantwortlicher Fehlgriff bezeichnet. Diese Besuche, zu denen die Liebe und das Erbarmen antrieb, sind ihm nichts als „ein strafwürdiges Verfahren gegen hülflose, arme Gefangene eines andern Glaubens, die sicherlich früher oder später sich rächen werden für die Erduldung jedes Maaßes von Leiden, das man ihnen über das vom ordentlichen Gericht bestimmte hinaus angethan habe." Selbst diejenigen Beamten werden strenge getadelt, die ihren eingeborenen Dienstboten das Evangelium nahe bringen oder Missionaren den Zutritt zu sich und ihren Hausgenossen gestatten. Der langen Rede kurzer Sinn ist der, daß Sir George Clerk der neuen Regierung Indiens es aufs dringendste anempfiehlt, sich von aller Einmischung in die religiösen Angelegenheiten der Hindus und Muhamedaner zu enthalten, jede Verbindung, direkte oder indirekte, mit „Proselytenmacherei" aufzugeben und zu untersagen, und das Unterrichtswesen so einzurichten, daß nicht sowohl europäisch-christliche Bildung „heimtückischer Weise" den Eingeborenen aufgedrängt werde, was nur den Sturz der brittischen Herrschaft müsse zur Folge haben, sondern daß die alte Volksliteratur Indiens neu belebt und die vorhandenen Elemente einheimischer Bildung zu neuer Kraft entwickelt werden.

Man ist versucht, ein solches Aktenstück, das von Unwissenheit, feindseliger Bitterkeit und süffisantem Unsinn strotzt, für unmöglich zu halten, wenn es nicht eine historische Wirklichkeit wäre. Das also wäre der Gewinn, den der neue Rath aus der großen Lehre gezogen, welche die indische Rebellion und der Fall der Ostindischen Compagnie aller Welt gegeben hat?

Es ist interessant, dem Dokument eines christlichen(!) Staatsmannes von England, das die Rebellion Indiens im Grunde den Missionaren zur Last legt und am liebsten dieses umnachtete Land gegen jeden Hauch christlicher Bildung hermetisch abschließen möchte, ein anderes Dokument gegenüberzustellen, dessen Verfasser ein heidnischer Hindu ist. Es ist ein Schreiben, das am 25. September in der Times erschien, von Dakhena Randschan Mukerdscha

unterzeichnet und aus Kalkutta vom 30. Juni datirt ist. Ein Herr in Schottland nämlich hatte zwei Briefe an diesen einsichtsvollen Hindu gerichtet und dieselben in einer Edinburger Zeitung veröffentlicht. Die Ansichten dieses Herrn sind durchaus missionsfeindlich. Darauf antwortet Dakhena und ersucht zugleich seinen Correspondenten, diese Antwort gleichfalls in derselben Zeitung zu veröffentlichen, was auch geschah. Daraus druckt die Times dieses denkwürdige Schreiben ab.

„. . . Obgleich wir Hindus," heißt es darin, „von der Ansicht der christlichen Missionare abweichen, daß Hindostan eines Tages zur christlichen Kirche sich bekennen werde, so ist es doch unmöglich zu sagen, welche Veränderungen in dem religiösen Glauben dieses Landes Gott innerhalb des nächsten Jahrhunderts herbeizuführen für gut finden mag. Als Jesus von Nazareth anfieng, seine Lehren den einfachen und geringen Fischern von Galiläa vorzutragen, da hätte man den Mann für verrückt gehalten, der vorausgesagt hätte, die vielen Nationen der Erde, die sich jetzt zum Christenthum bekennen, würden nach 1800 Jahren zu dieser Religion bekehrt sein. Die Christen glauben an gewisse Weissagungen, von denen viele, wie sie behaupten, durch spätere Ereignisse bestätigt worden seien; und wer kann berechnen, sagen sie, welche Wirkungen die Arbeiten der Missionare auf die Hindus im Lauf von Jahrhunderten ausüben werden?

„Jedermann die Freiheit zu gestatten, daß er die Gebräuche und Ceremonien seiner Religion ungestört ausübe und nach den Grundsätzen derselben handle, so lange er nicht das Leben, die Person und das Eigenthum seiner Nebenmenschen beeinträchtigt, — das ist die Regel, wornach unabänderlich die brittische Regierung in Indien sich zu richten bestrebte. Da nun der Missionar der Ueberzeugung ist, daß er Gewissens halber die Pflicht habe, den Hindus dadurch wohlzuthun, daß er ihnen dasjenige predigt, was er in Aufrichtigkeit für das Wort Gottes hält, so hieße es seiner Religion Gewalt anthun, wollte die Regierung ihn daran verhindern.

„Der uneigennützige Wunsch der Missionare, das Wohl meiner Landsleute zu befördern, wie solches die zahlreichen Freischulen und Erziehungsanstalten bezeugen, welche sie in Indien gegründet haben und durch freiwillige Beiträge ihrer Glaubensgenossen in Europa und Amerika unterhalten; die Reinheit und Unbescholtenheit des Wandels, den sie führen, und der als eine lebendige Sittenpredigt auf Alle wirkt, welche mit ihnen in Berührung kommen (und ihr Verkehr mit

der eingeborenen Bevölkerung ist häufiger und inniger als der irgend eines andern Ausländers); die Leutseligkeit und das ächte Wohlwollen, womit der Missionar unabänderlich den Hindu grüßt, wenn er ihm begegnet; die ungeheuchelte Theilnahme, die er ihm überall bezeugt; die Tröstungen, die er ihm bringt in Stunden der Angst und des Unglücks, und die Hülfe und väterliche Berathung, die Jeder bei ihm in tausend Fällen sowohl leiblicher als geistlicher Noth findet, — das Alles hat dazu beigetragen, daß von allen Ausländern der Missionar am meisten Liebe und Vertrauen unter uns genießt. Sie sind deßhalb im Irrthum, mein Herr, wenn Sie meinen, 'die Bramanen hätten zusammen mit den fanatischen Muhamedanern Jedem, der ein Christ zu werden wagte, den Tod geschworen.' Wenn Jemand unter uns den Hinduglauben abschwört und das Christenthum annimmt, so ist das der gleiche Fall, wie wenn in Ihrem Lande ein geborener Protestant zum römisch-katholischen Glauben abfällt. Kein Mensch denkt bei Ihnen in Schottland daran, ihn deßhalb umzubringen.

„Die Muhamedaner und die Bramanen können nie herzlich und aufrichtig zusammenstimmen, so lange der Muhamedaner ein Muhamedaner ist; denn der Bramane kann wohl vergeben, aber nie vergessen die massenhaften Schlächtereien, die Entweihung seiner Tempel, die Entehrung der Frauen und die neunhundertjährige zermalmende Tyrannei von Seiten der Muselmanen. Es ist wahr, die Hindus und Muhamedaner haben in den rebellischen Distrikten gemeinschaftliche Sache gemacht gegen die brittische Regierung, nicht weil diese Regierung aus Christen zusammengesetzt ist, sondern weil Jene als eingeborene Unterthanen einer fremdländischen Regierung über gemeinschaftliche Beschwerden zu klagen hatten, an deren Abstellung diese thörichten Frevler verzweifelten. . . . Man sollte die Thatsache nicht aus dem Auge verlieren, daß alle Regierungsbeamten, seien sie Christen oder Hindus, von den Rebellen ganz gleich behandelt wurden, sobald sie als treue Anhänger der brittischen Regierung galten, und es ist anerkannt, daß die Eingeborenen der Nordwest-Provinzen, eben darum weil man ihre Hinneigung zur brittischen Regierung sah, am schlimmsten während dieser Zerrüttungen behandelt wurden, so oft sie den Rebellen in die Hände fielen.

„Sie erwähnen in Ihrem Schreiben des Lord Shaftesbury und anderer Männer der brittischen Hauptstadt und sagen von ihnen,

daß sie alle Mittel in Bewegung setzen, um einen christlichen Kreuzzug gegen Indien in Gang zu bringen. So weit ich die Verhandlungen der Gesellschaften, mit denen dieser Edelmann in Verbindung steht, oder seine öffentlichen Reden gelesen habe, fand ich nichts darin, das diese Beschuldigung irgendwie rechtfertigen könnte. Der Lord und seine Freunde haben niemals die zwangsweise Bekehrung meiner Landsleute zum Christenthum bevorwortet; vielmehr sind diese Männer unter allen Mitgliedern des brittischen Adels jederzeit die ersten gewesen, wo es galt, die Sache der wahren Sittlichkeit, der gesunden Volksbildung und (wie sie aufrichtig meinen) der wahren Religion in Indien zu befördern. Ich kenne natürlich Lord Shaftesbury nicht persönlich, aber ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne meinem dankbaren Gefühl für die unschätzbaren Dienste, die er für Hindostan geleistet, und der Dankbarkeit aller derjenigen meiner Landsleute, welche von diesem Edelmann gehört haben, Worte zu leihen.

„Gestatten Sie mir zu wiederholen, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie glauben, 'daß an allen diesen Scheußlichkeiten im Grunde die Religion Schuld sei.' Ich versichere Sie, mein Herr, daß die Religion in dem Sinne, wie Sie es meinen, mit dieser Rebellion nichts, gar nichts zu schaffen hatte. Sie scheinen die Ansicht zu haben, daß 'die frühere Politik der Ostindischen Compagnie, wornach sie den Missionaren keinen Eintritt in ihr Gebiet gestattete, eine sehr weise war, und daß den Aenderungen, die in dieser Beziehung später eintraten, die einzige Ursache dieser Unglücksfälle zuzuschreiben sei.' Diese frühere Politik, von der Sie reden, war nach meiner festen Ueberzeugung ebenso ungerecht gegen die Missionare als gegen meine Landsleute, sofern sie die ersteren jeder Gelegenheit beraubte, den Pflichten zu genügen, die ihnen ihre Religion auferlegte, was — offen gesagt — eine Beeinträchtigung eines der wesentlichsten Rechte war, die sie als brittische Unterthanen beanspruchen konnten, — eines Rechts, dessen freie Ausübung im Lauf der letzten achtzig Jahre meines Wissens in diesem Lande keinem lebendigen Wesen auch nur den geringsten Eintrag gethan, sondern im Gegentheil wesentlich dazu beigetragen hat, den brittischen Karakter in der Achtung meiner Landsleute zu heben; denn in ihnen (den Missionaren) haben wir die ersten und einzigen Ausländer gesehen, die den Boden Hindostans ausschließlich in der edlen Absicht betraten, unsrem Volke in uneigennütziger Weise wohlzuthun. Wie aber diese Politik auch gegen meine

Landsleute eine ungerechte war, das kann man nur verstehen, wenn man den wohlthätigen und heilsamen Einfluß, den der Verkehr der Missionare mit unsrem Volk auf dessen Sitten ausgeübt hat, den umfassenden Segen, den sie Tausenden meiner Landsleute, welche ohne ihre Liebesarbeit in Finsterniß und Elend geblieben wären, durch unentgeltlichen ausgezeichneten Unterricht gebracht, und endlich den mächtigen Antrieb sich vergegenwärtigt, den sie der Sache des sittlichen und socialen Fortschritts durch das Exempel ihres reinen und gerechten Wandels überall gegeben haben, wo sie sich länger verweilten. Auch lassen Sie uns doch im Auge behalten, daß in einem Lande, wie das unsrige, wo die Regierung eine despotische ist, wo das Volk nichts in Sachen der Verwaltung mitzureden hat, wo es nur in einigen wenigen Städten eine Presse gibt, die überdieß in einer ausländischen Sprache und anerkannter Maßen mit ganz wenigen Ausnahmen im Interesse der Regierung redet, und deren Gebrauch und Nutzen der Masse des Volks gänzlich unbekannt ist, — daß in einem solchen Lande, sage ich, die Anwesenheit einer so unabhängigen Klasse von Männern, wie die Missionare sind, deren heiliger Beruf ihnen das Recht gibt, allen Menschen, hoch oder niedrig, rücksichtslos Gutes und Böses, Fehler und Verdienste vorzuhalten, dem Mißbrauch der Gewalt eine mächtige Schranke entgegenstellt. Die alte Hindu-Aristokratie, deren Stolz und Freude es war, einheimische Künste zu befördern und einheimische Gelehrsamkeit zu heben, ist überall beinahe verschwunden, wo nur die Britten ihre Herrschaft in Indien aufgerichtet haben, und das ist immer die unvermeidliche Folge eines Systems, welches die Kinder eines Landes von allen höheren und einträglicheu Staatsämtern ausschließt, die doch früher nur ihnen gehörten. Dadurch haben die Bramanen ihre Gönner verloren, durch deren Unterstützung sie früher in den Stand gesetzt waren, die vielen Tausende von höheren Sanskritkollegien und von Volksschulen zu unterhalten, in welchen die Armen im ganzen Lande unentgeltlich Unterricht und Verköstigung genossen. Den Missionaren aber, die in einem hohen Maaße die Stelle der gelehrten Bramanen einnehmen und der armen und dürftigen Bevölkerung des Landes in freier Liebe die Erlangung nützlicher und heilsamer Kenntnisse ermöglichen, — ihnen, sage ich, den Eintritt ins Land zu verbieten, hieße ebenso viel, als unser Volk einer Wohlthat zu berauben, die ihm bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge durch nichts Anderes ersetzt werden könnte.

„Aus dem, was Sie in Ihrem Briefe über die Frage sagen, wie Indien regiert werden sollte, geht hervor, daß Sie die Meinung haben, meine Landsleute seien überzeugt, daß die Regierung oder andere einflußreiche Männer Indien auf irgend einem unziemlichen Wege christianisiren wollen. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß dieß ein großer Irrthum ist. Denn Hindostan ist nicht ein Land, das von unvernünftigen Wilden bewohnt wäre, sondern die Hindus sind zu allen Zeiten im Rufe gestanden, daß sie ein verhältnißmäßig gebildetes Volk sind, das trotz der vielhundertjährigen muhamedanischen Mißregierung, unter welcher seine Geisteskräfte gebrochen wurden, doch größtentheils ganz wohl im Stande ist, einen Unterschied zu machen zwischen zwangsmäßigen Angriffen auf seine Religion und zwischen vernünftiger Belehrung. Die Missionare haben nie mit Berufung auf die Regierungsgewalt oder mittelst Zwangsmaßregeln unsre Religion angegriffen; Alles was sie thun, ist, daß sie sich an unsern Verstand und unser Gewissen wenden, und was schadet es uns, ich bitte Sie, sie anzuhören? Wenn da und dort Einer von unsern Landsleuten überzeugt ist, daß die Annahme des christlichen Glaubens für ihn der sicherste und beste Weg zur Erlangung der Glückseligkeit sei, so steht ihm kein physisches oder gesetzliches Hinderniß im Wege, so zu handeln; es ist das eine Frage, die er zwischen sich, seinem Gewissen und seinem Schöpfer auszumachen hat. Warum sollte doch die Nation der Hindus sich in eine wahnsinnige Wuth hineinsteigern, eine Rebellion anfangen und die öffentliche Wohlfahrt in Gefahr bringen, nur darum, weil Einer oder Etliche aus ihrer Mitte aus freiem Willen und Antrieb ihren nationalen Glauben verlassen und die Religion Jesu angenommen haben? Das Geschrei, das die Rebellen gegen die Regierung oder gegen Andere erhoben haben, als ob ihre Religion durch Zwang oder List gefährdet werde, ist ganz und gar hohl und ungegründet, und ich bitte Sie, schenken Sie dem keinen Glauben, und sagen Sie das auch Ihren Freunden. . . ." [Hier folgen dann Lobeserhebungen über die Vortrefflichkeit der Bramanen, die man einem Hindu wohl zu gute halten mag, die wir aber ohne Schaden übergehen können. Dann fährt der Schreiber fort:]

„Die Verehrung des allmächtigen Gottes in seiner Einheit ist der Grundgedanke, der der alten Hindu-Religion zu Grunde liegt; aber die Irrthümer und Verdrehungen von Jahrhunderten haben auf diesem Grund- und Eckstein unsrer Religion die Thorheiten des Pan-

theismus und Polytheismus, des Götzendienstes und Aberglaubens aufgebaut, die — ich sage es mit Leidwesen — jetzt von der Masse des Volks als religiöse Wahrheit angenommen und festgehalten werden. Es giebt nur Wenige, selbst unter den Bramanen, die ihren alten Glauben verstehen, und nur diese Wenige sind es, die sich von den zuvorgenannten Gräueln rein erhalten haben; der großen Mehrzahl der Bramanen aber, die anders denkt, können wenigstens selbst die bittersten Gegner gerechter Weise niemals den Vorwurf der Heuchelei und Unredlichkeit zur Last legen. Was ihren Karakter betrifft, so ist er von der Art, daß jeder Hindu ihnen Liebe und Verehrung zollen muß, und auch unsre Brüder in Europa könnten ihnen ihre Achtung nicht versagen, wenn sie Gelegenheit hätten, ihre Vortrefflichkeit kennen zu lernen. . . .

„Indem ich so versucht habe, nach bestem Vermögen Ihr Schreiben zu beantworten, schließe ich mit dem Gebet, daß Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit uns alle unsre Sünden vergeben, und daß Er den Verstand aller seiner Kinder auf der ganzen Erde so erleuchten möge, daß wir den Irrthum unsrer Wege zu erkennen und die Scheußlichkeit des Verbrechens des Brudermords d. h. des Kriegs zu begreifen im Stande seien. Möge der Vater Aller unsre Herzen so reinigen, daß wir in herzlicher brüderlicher Liebe beisammen leben, einander dazu verhelfen, die Vorschriften der wahren Religion zu lernen und zu üben, und dadurch Den verherrlichen, der uns über alle andern Geschöpfe so hoch erhoben hat, indem Er uns die Gabe des vernünftigen Erkennens und ein Herz, das der Liebe fähig ist, bescheert hat.

„Ich bin Ihr ergebener Diener,

Dakhena Randschan Mukerdscha."

So schreibt ein Heide aus Indien. Es ist wohl der Mühe werth, daß wir dieses lehrreiche Dokument in diesen Blättern aufbewahren zu einem Zeugniß wider all den Sinn und Unsinn, der in dem Memorandum eines Sir George Clerk, sowie in englischen und deutschen Zeitungen über das verderbliche und gefährliche Treiben der Missionare in Indien und über den Haß geschrieben wird, mit dem die Hindus demselben entgegen treten sollen.

Die Antwort Lord Stanley's, mit welcher er die Deputation von Missionsfreunden abwies, und das Memorandum seines Sekretärs,

des Sir George Clerk, durch welches alle besser denkenden Gemüther so tief und schmerzlich verletzt wurden, war weit entfernt, den Muth und die Energie derer zu lähmen, die das wahre Wohl Indiens auf dem Herzen tragen. Das ganze Land ward in Bewegung gesetzt; Versammlungen wurden aller Orten gehalten, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten und aufzuklären; Petitionen an das Parlament kamen in großer Menge in Umlauf und erhielten zahlreiche Unterschriften von den bedeutendsten Männern; die öffentlichen Blätter mahnten an die Gefahr, die nicht nur Indien, sondern auch England drohe. „Am 1. Sept. 1858," heißt es in einem trefflichen Aufruf an alle Britten, „übernimmt die Krone Englands förmlich die Herrschaft über Indien. Die Regierung einer Handels-Compagnie mußte dem oberherrlichen Regiment einer großen christlichen Nation Platz machen. Königin Viktoria ist nun Königin von Indien, wie von England, mit ungetheilter und unmittelbarer Vollmacht. Der brittische Staat hat es nun vor Gott und Menschen zu verantworten, wie er diese schönste aller Provinzen zu verwalten gedenkt, nachdem der König aller Könige so ernste und nachdrucksvolle Warnungen an uns hat ergehen lassen. Die Königin von England trägt ihre Krone zu Lehen als 'Dienerin Christi', wie es ausdrücklich in ihrem Krönungseid steht. Diese Weihe, diese Bedingung ist es, unter welcher ausgesprochener Maßen den Händen der brittischen Könige von Generation zu Generation das Scepter des Reichs und das Schwert der Gerechtigkeit und der Gnade übergeben und die Krone aufs Haupt gesetzt wird.

„Aber der Staatsminister für Indien hat uns in direktem Widerspruch damit gesagt, daß 'das Gebiet der Regierung und das Gebiet des theologischen Glaubens absolut von einander getrennt seien'; und daß nach diesem Grundsatz Indien von den Ministern Ihrer Majestät künftig werde regiert werden. Gegen diesen Grundsatz legen wir Protest ein und berufen uns auf jeden christlichen Britten, sei er Souverän oder Unterthan.

„Wir sind als brittische Bürger nicht gesonnen, bei diesem großen und bedeutungsvollen Wendepunkt auf unsre Treue gegen den König aller Könige zu verzichten. Wir sind nicht gesonnen, unsre christliche Königin so tief unter die heidnischen Obrigkeiten des alten Rom zu stellen, daß wir zugeben sollten, sie sei nicht 'die Dienerin Gottes'. Lieber wollten wir, daß England alle seine Macht verliere, als daß

es aufhöre, 'ein Königreich des Herrn und seines Christus' zu sein. Wir haben aber das gute Vertrauen, daß Königin Viktoria, nunmehr Souveränin von Indien so gut als von England, 'eingedenk, wessen Dienerin sie ist,' nicht freiwillig ihre allerhöchste Sanktion zu Grundsätzen und Maßregeln gebe, durch welche Gott vom Throne gestoßen und an dessen Stelle das Princip der Nützlichkeit gesetzt würde. . . ."

Dieser Aufruf erhielt schon nach wenigen Tagen hunderte von Unterschriften, und es zeigte sich bald, was der energische und entschlossene Wille einer freien und christlichen Nation vermöge. Mit ungewöhnlicher Spannung wartete ganz England auf den Wortlaut der Proklamation, in welcher sich Königin Viktoria vor den Völkern Indiens als ihre neue Herrin ankündigen würde. Denn hier mußte sichs ja zeigen, ob sie sich zu den Grundsätzen der „traditionellen unchristlichen Politik" der alten Ostindischen Compagnie bekenne, wie sie von ihrem Minister Lord Stanley und dessen missionsfeindlichem Sekretär Clerk vertreten waren, oder ob sie, „eingedenk, weß Dienerin sie sei," durch alle Widerstände mit königlichem Muthe durchbreche und auch vor Hindus und Muselmanen ihren christlichen Glauben frei zu bekennen wage.

Eine Proklamation, worin ein Fürst seinen Völkern die Uebernahme der Regierung ankündigt, ist immer ein entscheidendes, überaus wichtiges und folgenreiches Aktenstück. Es wird erwartet, daß darin in bestimmten, scharfen und klaren Worten die Grundsätze angegeben werden, von welchen der Fürst in allen seinen Regierungshandlungen sich leiten zu lassen gedenke. Man kann nicht verkennen, daß für die Königin von England unter den gegebenen Umständen es unermeßlich schwer sein mußte, sich über den Geist und Wortlaut ihrer Proklamation zu entscheiden. Die aufgeregte Stimmung Indiens, die alte Tradition, die Doppelströmung der öffentlichen Meinung in England selbst, — Alles erschwerte ihr tausendfach die Entscheidung. Die Erwartungen waren auf beiden Seiten aufs höchste gespannt. Das Jahr 1858 mußte auch in dieser Beziehung für Indien ein denkwürdiges werden.

Die Königin war im August des vorigen Jahres bei ihrer Tochter, der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, auf Besuch in Berlin. Mitten unter die glänzenden Festlichkeiten des preußischen Hofs und der Hauptstadt, und mitten unter die stillen häuslichen Freuden der hohen Gäste hinein traf aus London der von Lord Stanley

ausgefertigte Entwurf jener Proklamation ein, damit die edle Fürstin ihn genehmige. Er enthielt die Grundsätze, wie sie Stanley gegen die oben erwähnte Deputation ausgesprochen hatte. Aus dem Titel der Königin war der schönste Ehrenname, den die brittischen Fürsten tragen, — „Verfechterin des [christlichen] Glaubens" — weggelassen, um die Heiden und Muhamedaner Indiens nicht zu ärgern; in der Stelle, welche das Verhältniß der Regierung zu den Religionen Indiens aussprach, war die alte traditionelle, unchristliche Politik wieder aufgenommen; die Stellung der Königin als einer christlichen Fürstin war ganz und gar ignorirt. So war der Entwurf. Was sollte die Königin thun? Wir sind gewiß, sie hat, unbeirrt von dem Glanz betäubender Feste, treulich gekämpft, ernstlich gebetet und auf ihren Knieen den König aller Könige um Licht, um Weisheit und Muth angefleht. Und der Herr hat ihr Gnade gegeben. Der Entwurf ward nach London zurückgesandt, und der gesammte Ministerrath mit Lord Derby an der Spitze beauftragt, einen neuen auszufertigen, worin die christliche Ehre Englands und seiner Königin gewahrt wäre. Dafür segne sie der Herr zu tausendmalen und festige die Macht und den Glanz ihrer Krone auf die fernsten Zeiten!

Der neue Entwurf ward nach dem Sinn und Willen der edlen Fürstin ausgefertigt und gieng unter königlichem Siegel und Geheimniß nach Indien. Am 1. November sollte die Proklamation in allen großen Städten des fernen Reiches feierlich verlesen werden. Erst von Indien herüber ist ihr Inhalt auch bei uns bekannt worden.

Versetzen wir uns für einen Augenblick nach Bombay. Vor dem brittischen Regierungspalast oder dem sogenannten Stadthaus, zu welchem breite steinerne Treppen emporführen, breitet sich ein großer freier Platz aus. In weitem Halbkreis um denselben her stehen die stattlichen Wohnungen von Europäern und Eingeborenen, während die Straßen der Stadt von allen Seiten her sich nach diesem schönen Halbrund münden. Ueber alle Paläste, Häuser und Hütten aber ragt der elegante Thurm der englischen Kathedrale empor. Es war am 1. November 1858, daß dieser Platz einen nie gesehenen festlichen Anblick darbot. „Alle Truppen der Garnison," schreibt man von dort, „die ganze Bevölkerung der Stadt, Europäer und Eingeborene, waren zusammengekommen, um die feierliche Erklärung der Rechte und Pflichten Indiens mit anzuhören. Präcis fünf Uhr Abends erschien der Gouverneur (Lord Elphinstone) mit den öffentlichen Beamten

im Staatszimmer. Unter die glänzenden Uniformen des Generalstabs mischten sich die schneeweißen Gewänder der Parsis und Muselmanen, die farbenreichen Turbane und Schärpen der Hindus und die schwarzen Amtskleidungen der Geistlichen, unter denen nicht blos die europäischen Diener der protestantischen und katholischen Kirche, sondern auch die dunkeln Gestalten der eingeborenen Prediger erschienen. Bald setzte sich die ganze Versammlung in Bewegung und schritt in Procession, Lord Elphinstone und die Regierungssekretäre voran, hinaus auf die breite Tribüne, die über den Treppen des Stadthauses errichtet war, und die Feierlichkeit begann. Das Schauspiel, das dem Auge sich von dem Punkte aus darbot, wo der Regierungssekretär mit der königlichen Proklamation in der Hand sich aufgestellt hatte, war ebenso großartig als ergreifend. Rechts und links standen die ersten Beamten und Diener der Regierung in feierlicher Haltung, nächst ihnen die Damen in höchstem Schmuck. Auf den Treppen vor der Tribüne standen die Großen und Vornehmen der eingeborenen Bevölkerung, während auf dem freien Platz, und weiterhin bis in die Straßen hinein, die hier von der Stadt her sich einmünden, eine unabsehbare beturbante Menge wogte, deren mannigfaltige und in allen Farben spielende orientalische Kleidung der ganzen Scene einen eigenthümlich romantischen Karakter verlieh. Die Wohnungen rings umher waren mit bunten Flaggen und Fähnlein und mit den Vorbereitungen zur bevorstehenden Illumination geschmückt. Die Dächer waren besetzt mit Zuschauern, deren lange hagere Gestalten bei der kärglichen Bekleidung doppelt stark gegen den tiefblauen Horizont abstachen. Auf dem im Halbkreis um den Platz laufenden Rundweg waren die Truppen der Garnison aufgestellt. Vor den Stufen des Stadthauses aber stand eine hoch emporstrebende Flaggenstange, eine andere auf der Spitze der Kathedrale, beide wartend auf den Augenblick, wo die königliche Flagge Englands mit dem gekrönten Löwen und dem Einhorn sich entfalten und zum erstenmal über Bombay wehen sollte.

„Der Regierungssekretär, Herr Young, trat vor und las unter lautloser Stille die königliche Proklamation in englischer Sprache, worauf der erste Dollmetscher der Regierung sie im Maharathi vorlas. Die Truppen salutirten, die Musikbanden spielten 'Gott segne die Königin', und im gleichen Moment stieg die königliche Flagge zu der Spitze der Flaggenstange empor, und entfaltete, von einem sanften Luftzug bewegt, unter dem Donner der Kanonen und dem ausbrechen-

den Jubel der Menge, die Löwen Englands, diese Sinnbilder der brittischen Macht."

Der Wortlaut der Proklamation, dieses denkwürdigen Aktenstückes, ist aus den öffentlichen Blättern bekannt. Es ist nicht nöthig, sie hier in ihrer ganzen Ausdehnung wiederzugeben. „Mein Eindruck," schreibt der Correspondent der Times aus Bombay, „ist der, daß diese Proklamation eines der bedeutendsten und folgenreichsten Dokumente ist, die je in diesem Lande erschienen. Sie besitzt eine Einfachheit und Kraft, die trefflich berechnet ist, Achtung einzuflößen und die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie entwickelt in großer Klarheit die Grundsätze, auf denen die künftige Politik Englands in Indien ruhen soll, und zwar mit einer Würde und Weihe, die der Größe dieses bedeutungsvollen Augenblicks vollkommen entspricht. Sie drückt das Siegel königlicher Bürgschaft auf die Politik, die künftig eingehalten werden soll, und die auf den Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit ruht."

Wir übergehen diejenigen Theile der Proklamation, die sich auf rein politische Dinge beziehen. Was aber vor Allem unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen muß, das ist die Erklärung, welche sie in Betreff der religiösen Fragen enthält. Sie beginnt mit den Worten: „Viktoria, von Gottes Gnaden Königin des vereinigten Königreichs von Großbrittanien und Irland, sowie der Kolonieen und der davon abhängigen Länder in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, Verfechterin des Glaubens." Dann erklärt sie die Uebernahme der Regierung Indiens für sich und ihre Nachkommen an der Stelle der Ostindischen Compagnie, setzt den gegenwärtigen Generalgouverneur Canning zum Vicekönig von Indien ein, bestätigt alle Beamten in ihren Würden und Aemtern, erkennt die bestehenden Verträge als zu Recht bestehend an, versichert, daß die Königin keine Vergrößerung ihres Gebiets begehre, und daß sie die Rechte, Würden und Ehren der eingeborenen Fürsten wie ihre eigenen respektiren werde, und fährt dann also fort:*)

„Wir halten Uns den Eingeborenen Unsrer indischen Territorien gegenüber durch die gleichen Pflichten gebunden, die Uns allen Unsren übrigen Unterthanen gegenüber binden, und diese Pflichten werden Wir, unter dem Segen des allmächtigen Gottes, treu und gewissenhaft erfüllen.

*) Wir übersetzen möglichst wort- und sinngetreu aus dem englischen Original.

„Indem Wir mit fester Zuversicht Uns auf die Wahrheit des Christenthums verlassen und mit Dank die Tröstung der Religion anerkennen, weisen Wir gleichermaßen das Recht wie den Wunsch von Uns, Unsre Ueberzeugungen irgend einem Unsrer Unterthanen aufzudrängen. Wir erklären hiemit, daß es Unser königlicher Wunsch und Wille ist, daß Niemand in irgend welcher Weise begünstigt, Niemand belästigt oder beunruhigt werde von wegen seines religiösen Glaubens und der damit verbundenen gottesdienstlichen Uebungen, sondern daß Alle gleicherweise denselben unpartheiischen Schutz des Gesetzes genießen; und Wir befehlen allen denjenigen, die unter Uns in Aemtern stehen, und schärfen es ihnen aufs Bestimmteste ein, daß sie sich von aller Einmischung in den religiösen Glauben und Gottesdienst irgend eines Unsrer Unterthanen enthalten, bei Strafe Unsres allerhöchsten Mißfallens.

„Und es ist Unser fernerer Wille, daß, so weit dieß möglich ist, Unsre Unterthanen, welcher Rasse oder Glaubensrichtung sie immer angehören mögen, frei und unpartheiisch zu solchen Aemtern in Unsrem Dienste zugelassen werden, zu deren gehöriger Verwaltung sie durch Bildung, Tüchtigkeit und Redlichkeit befähigt sind."

Dieß sind die wichtigen, denkwürdigen und inhaltsreichen Worte, deren Aufbewahrung und Erwägung sich wohl der Mühe verlohnt. Darauf folgt noch das süß klingende Wort Amnestie oder Gnade für alle diejenigen, die sich nicht des eigentlichen Mordes an brittischen Unterthanen während der Rebellion schuldig gemacht, und die freiwillig vor dem Schluß des Jahres zum Gehorsam und zur Treue zurückkehren.

„Es ist wahr," sagt der Record, „die Worte, mit denen die Königin 'die Wahrheit des Christenthums' anerkennt, sind fast betrübend mager und trocken, . . . und ihre abstrakte Allgemeinheit gewinnt, den Heiden, Muhamedanern und Parsis gegenüber, in der That nichts an Schärfe und Bestimmtheit durch den Beisatz von den 'Tröstungen der Religion'. Es ist wohlthuend für einen christlichen Britten, seine Königin von den Tröstungen des Evangeliums reden zu hören, aus welchem allein aller wahre Trost kommt. Aber der Trost der 'Religion' hängt ab von der Beschaffenheit der Religion, um die es sich handelt. Was für ein 'Trost' es sei, den die Hindus aus ihrer Religion schöpfen, das zeigen uns die unbeschreiblichen Gräuel ihrer schmutzigen und entsittlichenden Götterlehre. Ihre

Früchte sind in den grausamen Schlächtereien von Khanpur, Fatteghar, Hissar und Delhi zu ersehen. Der 'Trost' der Muhamedaner liegt in einem Paradies voll fleischlicher Sinnenlust, gerade wie der 'Trost' unsrer skandinavischen Voreltern darin bestand, Meth aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde zu trinken. Die Worte 'Tröstung der Religion' sind deßhalb nicht gut gewählt einem Volke gegenüber, das nichts von dem Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi weiß, der den wahren Tröster sendet, den heiligen Geist.

„Noch bedenklicher und einer feindseligen Auslegung fähig lauten die Worte: 'Wir befehlen allen denjenigen, die unter Uns in Aemtern stehen, und schärfen es ihnen aufs strengste ein, daß sie sich von aller Einmischung in den religiösen Glauben und Gottesdienst irgend eines unsrer Unterthanen enthalten, bei Strafe unsres allerhöchsten Mißfallens.' Kann nicht daraus die Deutung und Folgerung gezogen werden, daß hiemit allen Civil- und Militärbeamten, selbst wo sie als Privatpersonen und außer dem Amte erscheinen und handeln, verboten sei, direkt oder indirekt an der Rettung der Eingeborenen mitzuarbeiten?"

„Doch nein," fährt der Record fort, „die Königin selbst hat sich offen zur Wahrheit des Christenthums bekannt und sich als die 'Verfechterin des Glaubens' an Christum erklärt. . . . Sollte sie nun von ihren Beamten verlangen wollen, daß diese den christlichen Glauben verläugnen oder verbergen, auf dessen Wahrheit sie selbst vor den zweihundert Millionen Indiens 'mit fester Zuversicht sich verläßt', dessen 'Verfechterin' sie sich nennt, und aus dem sie ihre 'Tröstungen' schöpft? Aber um alle Mißdeutung abzuschneiden, steht ja geschrieben: 'Wir halten Uns, den Eingeborenen Unsrer indischen Territorien gegenüber, durch die gleichen Pflichten gebunden, die uns allen unsern übrigen Unterthanen gegenüber binden, und diese Pflichten werden wir unter dem Segen des allmächtigen Gottes treu und gewissenhaft erfüllen.' Hat nun ein brittischer Beamter in England volle und unverkümmerte Freiheit, als Privatmann sich an allen christlichen Bestrebungen persönlich zu betheiligen, wie sollte ihm das in Indien verwehrt sein? Offenbar ist der Sinn und die Absicht jener mißdeutbaren Worte in der Proklamation kein anderer als der, daß die eingeborene Bevölkerung darüber beruhigt werde, daß kein Beamter der Krone sich seiner Amtsgewalt zum Behuf der Einmischung in ihre religiösen Angelegenheiten soll bedienen dürfen.

„Auch die Worte, daß die Königin weder das Recht noch den Wunsch habe, ihren indischen Unterthanen ihre 'eigenen Ueberzeugungen aufzudrängen', bestätigen diese Auffassung. Es soll weder die Amtsgewalt noch irgend ein Zwang oder eine List angewendet werden, Indien nach Art der Jesuiten zu bekehren. Die Königin thut damit nichts anderes, als um was die von Lord Shaftesbury entworfene und von Hunderten unterzeichnete Bittschrift sie ersucht hatte, worin es heißt: 'Während die Bittsteller die Ausbreitung der christlichen Religion durch das ganze indobrittische Reich als ihre höchste Pflicht und als das einzige Mittel wahrer Civilisation betrachten, weisen sie jede Zumuthung von sich, die Bekehrung der Eingeborenen auf einem andern Wege zu Stande zu bringen, als durch die einfache Predigt des Evangeliums; und sie bitten, daß mit unmißverstehbaren Worten in Indien bekannt gemacht werde, es sei der Wunsch und Wille der brittischen Nation, daß die Regierung sich jedes Zwangs oder Dranges, jeder Bestechung oder anderer ähnlichen Mittel enthalte, um die Eingeborenen zur Annahme des Christenthums zu bewegen.'

„Endlich sind auch die Worte: 'sich aller Einmischung in den Glauben und Gottesdienst der Eingeborenen enthalten,' fast buchstäblich aus jener Bittschrift entnommen, wo es heißt: 'Um aus den Gemüthern der Eingeborenen jeden Zweifel zu entfernen und jede Besorgniß zu beseitigen, ist es rathsam, allgemein durch eine öffentliche Erklärung bekannt zu machen, daß eine solche strenge Enthaltung von aller Einmischung in ihre Religionen nicht aus bloßen Gründen der Politik oder der Nützlichkeit gefordert werde, sondern daß dieß eben der Geist unsrer Religion verlange, und daß solches in unabänderlicher Gemäßheit mit ihren Vorschriften stehe.' So haben wir nur Ursache uns zu freuen, Gott zu danken und getrosten Muthes vorwärts zu gehen."

So sagt der Record, und wir fügen nur noch hinzu, was der „Baptist Missionary Herald" in seiner Januar-Nummer mit vollem Rechte ausspricht: „Einer der wichtigsten Züge in dieser Proklamation ist der, daß von allen den gewohnten und beliebten Phrasen, mit denen die Ostindische Compagnie ihre religiöse Politik zu bezeichnen pflegte, keine einzige darin sich wiederfindet. Es wird kein Versprechen von 'Neutralität' gegeben; keine Bürgschaft wird ertheilt, 'die Gesetze der Hindu-Schastras und des Korân unverletzt zu erhalten,' wie dieß

ausdrücklich in den Regulationen von 1793 gesagt ist. Es kommt nichts in den Worten der Königin vor, was der Sprache von 1813 ähnlich wäre, wo es im Haus der Gemeinen [Parlament] hieß: 'Die Regierung sei verpflichtet und habe sich verbürgt, der ungestörten Uebung der indischen Landesreligionen ihren Schutz zu verleihen, und es widerspreche der Verheißung solchen Schutzes, wenn man zugebe, daß die religiösen Anschauungen des indischen Volkes durch Verbreitung von Druckschriften bekämpft werden.' Ueberhaupt ist in diesem ganzen denkwürdigen Aktenstück Alles mit weiser und sorgfältiger Absichtlichkeit vermieden, was die künftigen Gesetzgeber Indiens in der Durchführung von heilsamen Neuerungen hindern könnte, wie sie der Fortschritt der Intelligenz und das Wesen einer wahrhaft guten Regierung erheischt."

Wie aber die Beamten in Indien selbst den Sinn der Proklamation auffassen, das zeigt der Erlaß des brittischen Collektors Hathaway in Selim (Salem) in Süd-Indien. Es scheint in jenem Distrikt die Besorgniß unter den Eingeborenen sich verbreitet zu haben, als wenn nun die Regierung doch die Absicht habe, dem Volke seine Kaste mit Gewalt zu nehmen. Diese Furcht sucht der Collektor aufs kräftigste zu bekämpfen und fügt dann hinzu: „Ihre Majestät die Königin hat es deßhalb für passend erachtet, es mit klaren Worten auszusprechen, daß alle ihre Unterthanen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit sollen regiert werden, und daß, so sehr sie sich freuen würde, wenn Alle sich wahrhaft zu demselben Glauben bekehren wollten, zu dem sie selbst sich bekennt, dennoch keiner ihrer Beamten es versuchen werde, sie mit Gewalt zu einer Religionsveränderung zu bewegen. Die Proklamation hindert in keiner Weise weder die Missionare noch andere Personen, auf friedlichem Wege, wie sie bisher gethan haben, die Wahrheiten des Christenthums zu lehren, ebenso wenig als sie die Eingeborenen verhindert, den christlichen Glauben anzunehmen." —

Wenn der orientalische Glanz der Festlichkeiten, welche der denkwürdigen Proklamation auf dem Fuße folgten, ein Zeugniß geben kann von dem Sinn, mit welchem die Eingeborenen von Indien den neuen Wendepunkt ihrer Geschichte begrüßten, so hat jenes große Reich noch nie einen neuen Regenten freudiger und begeisterter willkommen geheißen. Aus Bombay wird geschrieben: „Ueber alle Straßen spannten sich Blumengewinde und Triumphbögen. Tausende

und aber Tausende von farbigen Lichtern zeichneten mit Feuerlinien die Umrisse der Säulenhallen, Fenster und Dächer. Allenthalben las man in Schriftzügen von lauter Lichtern die Worte: 'Viktoria, Königin von Indien, Kaiserin von Hindostan,' oder 'Die Königin, Gott segne sie,' oder 'Leb wohl, Ostindische Compagnie!' Kristallene Kronleuchter hiengen von Haus zu Haus zwischen Feuerguirlanden, und wohin das Auge sich wandte, überall in allen Straßen und Gängen leuchteten durch die mondlose Nacht blendende Lichter in Gelb, Blau und Grün. Die Masse des Volks aus allen Ständen wogte jubelnd und vergnügt im Freien. Die Thore des Forts, die Bastionen und Wälle waren in Flammen eingefaßt; die zahllosen Schiffe im Hafen leuchteten in bläulichem Feuerglanz. Ueber dem Bahnhof erhob sich eine riesenhafte Krone, ausschließlich gebildet aus den farbigen Laternenlichtern, 'Stierangen' genannt, wie sie vorne an den Lokomotiven zu sehen sind, und in wunderbarem Glanze, wie von lauter Riesendiamanten, Saphiren und Emeralden, leuchtete sie in die Nacht hinaus. Ein Jeder, der Millionär wie der Bettler, schien zu wetteifern, wie er in seiner Weise den Tag verherrliche."

Und nicht blos in dergleichen zauberischem Reiz erlöschender Lichter und verwelkender Blumen, sondern auch in gewichtigen Worten sprach sich der Sinn der eingebornen Bevölkerung aus. Am 3. Nov. fand in Kalkutta eine große Versammlung der angesehensten Notabilitäten aus der englischen wie einheimischen Bevölkerung statt, um die bedeutungsvolle Wendung der Geschicke Indiens zu feiern. „Die Befriedigung über die königliche Proklamation," schreibt der Friend of India, „ist durch das ganze Land eine allgemeine und freudige; und so weit wir wahrzunehmen Gelegenheit haben, ist die Freude der Eingeborenen über den Wechsel der Regierung noch größer, als die der Europäer. . . Der beste Ausdruck der herrschenden Stimmung war wohl die Versammlung des 3. Nov. in der Hauptstadt. Man begrüßte mit Freuden das Verschwinden der Ostindischen Compagnie, und war der gewissen Hoffnung, daß mit der neuen Verwaltung und mit den neuen Grundsätzen, die sie vertritt, für Indien endlich die so oft versprochene, aber bisher nie gekommene Zeit der Wohlfahrt anbrechen werde. . . Richter Wylie sprach unter dem lautesten Beifall von der Thatsache, daß das Wort 'Amnestie' zum erstenmal nun in Indien gehört werde, und daß das Christenthum es sei, das allein den Menschen gelehrt habe zu vergeben. Babu Ramgopal Ghose

aber sprach von hinduischer Seite folgender Maßen: 'Wenn ich es vermöchte, so würde ich es durch die ganze Länge und Breite dieses Landes, vom Himalaya an bis zum Cap Comorin, vom Bramaputra bis zur Bay von Cambay ausrufen, daß die Eingebornen nie in einer schmerzlicheren Täuschung befangen waren, als da sie durch ehrgeizige und intrigante Menschen sich zu der Meinung verleiten ließen, als sei ihre Religion in Gefahr; — denn diese Meinung ist es, wie ich glaube, aus der die neueste Rebellion hervorgieng. Sie verstehen den brittischen Karakter nicht (lauter Beifall); sie verstehen nicht den Edelmuth, das Wohlwollen der regierenden Macht, deren höchster Wunsch und Wille es ist, mit gleichem Maaß und Gewicht gegen Alle die gleiche Gerechtigkeit zu üben, sei er wer er wolle. . .'"

Freilich als ein schmerzlicher Mißton klingt in all diesen Jubel die Gegenproklamation, welche die muhamedanische Königin von Audh den Worten der Königin von England entgegenstellte und ins ganze Land ausgehen ließ. „In der brittischen Proklamation," heißt es darin im 3. Punkt, „steht geschrieben, daß die christliche Religion wahr sei, aber daß kein anderer Glaube verfolgt oder bedrückt werden, sondern daß das Gesetz gleichmäßig Allen zu Gute kommen solle. . . . Diejenige Religion ist die wahre, welche Einen Gott anerkennt und von keinem andern weiß. Wo aber in einer Religion drei Götter sind, da können weder Muselmanen noch Hindus, — ja nicht einmal Juden, Sonnen- oder Feueranbeter glauben, daß sie wahr sei. Schweinefleisch essen und Wein trinken, mit Fett beschmierte Patronen abbeißen und Schweinefett in das Mehl und die Kuchen mengen, Tempel der Hindus und Muselmanen zerstören unter dem Vorwand, daß man Straßen baue, Kirchen aufrichten, christliche Prediger in alle Straßen und Gassen senden, daß sie die christliche Religion verkündigen, englische Schulen gründen und den Leuten einen monatlichen Gehalt zahlen dafür, daß sie englische Wissenschaften lernen, während die gottesdienstlichen Orte der Hindus und Muselmanen heutigen Tages gänzlich verlassen stehen; wie können die Leute bei allem diesem glauben, daß man sich nicht in die Religion mischen wolle? Die Rebellion hat mit der Religion begonnen, und um ihretwillen sind Millionen von Menschen umgekommen. Unsre Unterthanen mögen sich nicht täuschen lassen! Tausende sind in den Nordwest-Provinzen ihrer Religion beraubt worden, und Tausende ließen sich eher hängen, als daß sie ihren Glauben verlassen hätten."

Ist das etwa ein Schrei der Verzweiflung um eine verlorene Sache? Die Königin von Audh wendet auf die Lage der Engländer das indische Sprichwort an: „Ein Sterbender wird zur Verzweiflung getrieben." Das Wort gilt ihr selbst und der Sache, die sie vertritt.

Doch es bleibt uns noch eine wichtige Frage zu beantworten übrig, — die Frage: Welchen Hoffnungen für die Entwicklung der indischen Missionen dürfen wir nun, da der Hauptsturm des Aufstandes vorübergerauscht ist, Raum geben?

Es ist wahr, während der Sturm wüthete und die von der Hölle entzündeten Leidenschaften schrankenlos walteten, gieng auch manche christliche Stiftung im Norden Indiens durch die Hand der Meuterer zu Grunde. Kirchen, Kapellen, Schulen, Missionswohnungen, Druckerpressen, — Alles wurde ein Raub der Flammen oder der Zerstörung. Nicht nur viele europäische und amerikanische Missionare samt ihren Frauen und Kindern, sondern auch große Schaaren eingeborner Christen fielen als Opfer. Es ist erschütternd, die Berichte derer zu lesen, die nach hergestellter Ordnung wieder den Schauplatz ihrer frühern Arbeit besuchten und da den Gräuel der Verwüstung trafen. Aber wenn auch unverkennbar der Grimm der Meuterer sich nur zu oft gegen das Christenthum und die Christen als solche wandte, so galt ihre Zerstörungswuth doch vorzugsweise nicht sowohl dem christlichen Princip, als vielmehr der fremdländischen Herrschaft. Wenn auch im Anfang der religiöse Haß das Feuer entzündete, so schlug er doch bald genug in einen politischen Haß gegen die Fremdherrschaft um. Zu den denkwürdigsten und bedeutungsvollsten Zügen in dieser Beziehung gehört das, was die Geschichte der unglücklichen Station Fattehpur uns lehrt.

Dort befand sich der ausgezeichnete brittische Richter Robert Tucker, der jeden Sonntag einer Schaar von mehr als 200 armen Eingebornen — Blinden, Lahmen und Aussätzigen — die Bibel in ihrer Muttersprache vorzulesen pflegte. Eine zahlreich besuchte Schule, in welcher das Wort Gottes gelehrt wurde, hatte von ihm ihren Bestand und ihren Unterhalt. Der ausgestreute Same trug reichliche Frucht. Es sammelte sich im Lauf der Zeit eine kleine Gemeinde, welche unter die Pflege des trefflichen eingebornen Predigers Gopinath Nandy gestellt ward. Da brach der Sturm des Aufruhrs aus. Die

Schulkinder wurden zersprengt; was aus den Christen wurde, weiß Niemand; nur Gopinath entkam mit den Seinen und einem einzigen Christen auf wunderbare Weise. Der edle Tucker selbst weigerte sich zu fliehen. Mit ritterlicher Selbstaufopferung blieb er auf seinem Posten und fiel endlich nach langer und muthiger Vertheidigung unter den Kugeln der Mörder. Alles was den Britten gehörte, ward nun von den Meuterern verwüstet.

An der großen Heerstraße aber, nahe bei der Stadt, hatte Tucker schon vor mehreren Jahren zwei steinerne Tafeln errichtet, auf denen die zehn Gebote und die Stelle Joh. 3, 14—18 in Hindi und persischer Schrift eingegraben waren. Sie standen da als stille Prediger des Gesetzes und des Evangeliums für Alle, die vorübergiengen. Nach dem Sieg der Meuterer in Fattehpur stand ihnen nichts im Wege, nach Herzenslust Alles zu zerstören, was ihnen gehässig war. Schien es nicht natürlich, daß ihr fanatischer Ingrimm sich vor Allem gegen jene Steintafeln an der großen Heerstraße wandte und sie zu Staub zermalmte? Aber sie stehen noch heutiges Tages unverletzt, nachdem der, der sie errichtet, in blutigem Tode untergegangen war. Keine menschliche Macht hat sie behütet, und noch heute reden sie zu den Tausenden, die vorüberziehen, von der Heiligkeit Gottes und von Seiner unergründlichen Sünderliebe.

Sollte dieß nicht ein sinnvolles Zeichen sein von der mächtigen Hut und Bewahrung, mit der der Herr überall in Indien auch mitten im Sturm der Rebellion den Samen des Lebens und das Zeugniß von Seiner heiligen Liebe zu erhalten gewußt hat? Ja, nicht blos gewacht hat die bewahrende Treue Gottes über dem, was schon von edlem Lebenssamen vorhanden war, sondern Er hat diesen Samen auch mitten im Ungewitter befruchtet und gedeihen lassen.

Aus Bombay berichtet J. Sheriff, Missionar der schottischen Kirche, von der Taufe eines Hindu, Namens Teyen Ambu, die am 20. Nov. 1857, also mitten in der Zeit der Rebellion, stattfand. Der Täufling selbst, ein Mann von mittlerem Alter, las unmittelbar vor dem Empfang der Taufgnade inmitten einer großen Versammlung die kurze Geschichte seiner Bekehrung. Darin schildert er mit lebendigen Farben, wie er nach und nach die Thorheit und Scheußlichkeit des indischen Götzenwesens erkannt, aber doch nicht den Muth gehabt habe, mit demselben zu brechen. „Da kam," fährt er fort, „die Rebellion, — und wie schrecklich hat dieselbe es geoffenbart, zu

welchen Gräueln der indische Götzendienst uns fähig macht und erzieht! Was hat zu diesen Scenen unerhörter Grausamkeit, zu diesen gräulichen Thaten des Raubs und Blutvergießens geführt? Was anders, als eben die Religion, zu welcher die Meuterer sich bekennen? Von dieser Zeit an fand ich keine Ruhe mehr; ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, um die wahre Religion zu finden. Endlich traf ich mit einigen Missionaren zusammen, und dieß war der Weg, auf dem mich Gott, in Seiner unendlichen Barmherzigkeit, Vergebung und Frieden finden ließ. . ."

Sollte Teyen Ambu der Einzige sein, bei dem die Rebellion und die sie begleitenden Scenen diese Wirkung hatten?

Wie Bombay, so sah auch Kalkutta mitten in den Tagen der größten Verwirrung einen Mann zu Christo sich wenden, der unmittelbar aus den Gegenden des wüthenden Fanatismus, ja eben aus dem Hauptsitz der Empörung kam. Es war Makka Lal, ein Eingeborner der altberühmten heiligen Stadt Audh (Ayodhya), der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Audh. Sein Vater war Schreiber in einem der Sipoy-Regimenter. Makka Lal, erschüttert und angeeckelt von den Gräueln seiner Umgebung, begab sich mit seiner Mutter auf eine Wallfahrt nach dem Dschagganâtha Tempel in Puri (Orissa), südlich von Kalkutta. Auf dem Wege aber starb seine Mutter. Von Schmerz und Kummer überwältigt, und von den Schrecknissen des Todes und der Ewigkeit geängstigt, wandte er seine Schritte statt nach Puri, nach der Hauptstadt Kalkutta. Müde und erschöpft kommt er daselbst an, und die Hand Gottes führt ihn unter das Vordach der Dreifaltigkeitskapelle, in welcher eben Gottesdienst war. Mit nie empfundenen Gefühlen hört er das Evangelium, läßt sich nach dem Gottesdienst durch einen aus der Kapelle kommenden Schulknaben zum Missionar führen, lernt das Evangelium weiter kennen und wird endlich am 6. Sept. 1857, während in seiner Vaterstadt die Fluten der Rebellion wogten und brausten, in dem Namen des dreieinigen Gottes getauft. Er selbst nahm den Namen Gholam Messih (Knecht Christi) an.

Aber noch mehr thut Gott in Seiner wunderbaren, herrlichen Weise. Unsre Leser wissen, daß die Rebellion ihren Anfang in der Stadt Mîrat nahm und von da aus ihren blutigen Lauf nach Delhi und über den ganzen Norden von Indien fortsetzte. Und eben dort, wo Missionare und Missionsgehülfen, wo Bibeln, Traktate und christliche

Schulbücher wie mit Besen weggefegt wurden, — ebendort thut der Herr durch ein einziges Exemplar der heiligen Schrift, das der Zerstörung entgangen war, ein Wunder der Gnade. Der „Punjaubee" (Pandschabi), eine englische Zeitung, die im Pandschâb erscheint, enthält (Juli 1858) folgende Stelle*):

„Vor etwa sechs oder acht Monaten erwähnten wir das kühne Wort eines Missionars in Amritsar, daß für jeden Christen, den die Rebellen ermorden würden in der Absicht, das Christenthum zu vertilgen, zehn Neubekehrte sich erheben werden, um die Stelle der geopferten Märtyrer einzunehmen. Bereits ist die Zeit gekommen, wo diese Weissagung in Erfüllung zu gehen anfängt, und wir hören mit wahrer Befriedigung, daß die Bewohner eines großen Dorfes in der Nähe von Mîrat in lauterer Aufrichtigkeit Nachfolger Christi geworden sind. Schon vor vielen Jahren taufte der in Mîrat stationirte Regierungskaplan Fischer (Vgl. Miss. Mag. 1858, S. 396 ff.) einen Guru (Haupt einer religiösen Gemeinschaft). Derselbe stand einer Sekte vor, deren besondere Eigenthümlichkeit in dem entschiedenen Widerwillen gegen den Götzendienst und in herzlichem Wohlwollen gegen alle Religionsparteien besteht. Als nun die Meuterei ausbrach, verließ der Guru sein Dorf, ließ aber in den Händen einiger Glieder seiner Sekte ein Neues Testament und etliche christliche Bücher zurück. Diese Leute lasen die Bücher und wurden dadurch von Tag zu Tag mehr für das Christenthum interessirt. Andere spotteten ihrer und hießen sie die Bücher wegwerfen, da die Herrschaft der Engländer ein Ende habe. Jene aber erwiederten, daß in dem Buch geschrieben stehe: 'Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen,' — und fuhren fort zu lesen. Endlich als die äußere Ruhe in der Gegend wieder hergestellt war, kamen sie nach Mîrat zu Missionar Medland, um sich von ihm weiter unterrichten zu lassen. Jeden Sonntag erschienen zehn bis fünfzehn Leute aus dem Dorf beim Gottesdienst und baten endlich dringend um einen Katechisten, der unter ihnen wohnen sollte. Diese Bitte wurde ihnen gewährt; ein verheiratheter Katechist kam zu ihnen, und nun fiengen die Dorfbewohner fast insgesamt mit allem Eifer an, für ihn eine Wohnung

*) Wir vervollständigen den Bericht aus neuern Mittheilungen, namentlich aus einem Schreiben des Baptisten-Missionars Gregson, der kürzlich die Gegend von Mîrat selbst besuchte.

mit eigener Hand zu bauen. Auch die Frauen und Kinder strömten herbei, sich im Lesen und weiblicher Handarbeit unterweisen zu lassen ꝛc., und jetzt steht eine nette Kirche im Ort. Der sonntägliche Gottesdienst ist regelmäßig von 80 und mehr Personen besucht, während das ganze Dorf etwa 500—800 Einwohner zählen mag."

„Auch ein Eingeborner von Delhi," so fährt der Punjaubee fort, „hat kürzlich die Taufe bei den Missionaren in Mirat nachgesucht und sich in dieser Stadt niedergelassen, um die Predigt des Evangeliums in der Nähe zu haben. Ebenso wurden neulich zwei Hindus in Ludianah [gleichfalls ein Hauptsitz der Empörung] öffentlich getauft, nachdem sie allen Bitten und Einreden ihrer Verwandten und Freunde männlich widerstanden hatten." — Auch aus Tschota Nagpur endlich, der Missionsstation der Goßner'schen Missionare, wird berichtet, daß im Lauf des Jahres 1858 mehr als 200 Eingeborne dort um die Taufe gebeten und zu größerm Theil sie auch erhalten hätten. Ist dieß Alles nicht ein hoffnungsreiches Zeichen, daß der Herr den Bogen des Friedens über den verwüsteten Gefilden Indiens auszubreiten angefangen hat?

Wenden wir aber unsre Blicke nach den südlichen Gegenden Indiens, die durch Gottes Gnade von der Geißel des Aufruhrs verschont geblieben waren, so begegnet uns auch dort ein neues bedeutungsvolles Regen und Bewegen der Todtengebeine. Eine der denkwürdigsten Erscheinungen im verflossenen Jahre war die am 4. August im Distrikt von Edeyenkudy (Provinz Tinevelly) gehaltene Versammlung, bei welcher 600 eingeborne Christen (Hindu's) sich zu einem Missionsverein constituirten, um von sich aus das Evangelium in der ganzen Provinz weiter zu verbreiten. Die Versammlung fand im Distrikt östlich von dem Nattar-Fluß statt, und als Zweck des Vereins wurde festgestellt, daß jedes Mitglied sich verpflichte, nach Kräften das Evangelium denjenigen ihrer heidnischen Landsleute nahe zu bringen, die auf dem westlichen Ufer des Flusses wohnen. Zusammengerufen und geleitet wurde die Versammlung von einer aus bekehrten Hindus bestehenden Kommittee; die dabei auftretenden Redner waren ausschließlich gläubige Hindus, und „ihre Vorträge," sagt der Bericht, „waren sowohl nach Form (in reinem, vortrefflichem Tamil), als nach ihrem Inhalt ausgezeichnet." Den Ansprachen folgte eine Kollekte, die nach unsrem Gelde etwa auf 5000 Fr. sich belief. Eine solche Thatsache spricht für sich selbst, und auch der zweifelmüthigste Beobachter des

indischen Missionswerks muß bei solchen Zeugnissen zugeben, daß Gott durch die Predigt Seiner armen Heilsboten Realitäten gewirkt hat.

Ist aber Solches die Wirkung der furchtbaren Heimsuchung, die über Indien gekommen ist, so rufen wir mit dem Propheten: „Herr, unser Gott, deine Hand ist erhöhet! ... Die Todten werden nicht leben, die Verstorbenen stehen nicht auf; ... aber du hast das Volk gemehret, Herr; gemehret hast du das Volk, und bist herrlich geworden, hast erweitert alle Enden des Landes. Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich; wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstlich. Gleichwie eine Kreisende, wenn sie bald gebären soll, so ist ihr angst; so gieng es uns auch, Herr, vor deinem Angesicht. ... Aber deine Todten werden leben, — meine Leichname werden auferstehen! Darum wachet auf und rühmet, ihr Bewohner des Staubes!" Jes. 26, 11 ff.

Fragen wir aber endlich nach den Wirkungen, welche jene erschütternden Ereignisse in Indien auf die Missionsfreunde in der Heimath ausgeübt haben, so wird unser Herz nicht weniger mit Freude und großen Hoffnungen erfüllt. Statt Entmuthigungen, nehmen wir vielmehr allenthalben neue und größere Anstrengungen wahr. Alle diejenigen Gesellschaften in England, Amerika und Deutschland, welche Missionen in Indien besitzen, insbesondere solche, welche im Norden des Reiches arbeiten und große Verluste erlitten hatten, haben ohne Ausnahme mit nie gesehenem Eifer das Werk aufs Neue aufgenommen und nicht nur die verlassenen oder zerstörten Stationen mit neuen und größeren Kräften besetzt oder zu besetzen beschlossen, sondern auch die Seile ihrer Wirksamkeit auszudehnen angefangen. Nie sind so große Ertragaben für Indien eingegangen, nie so viele Missionare in Einem Jahre dahin ausgezogen, als im Jahr 1858. Das Erhebendste aber liegt in dem Umstand, daß diese Missionsgesellschaften gerade denjenigen Punkten, wo am meisten brittisches und amerikanisches Blut unter entmenschten Mörderhänden geflossen ist, die erbarmungsreichste Liebe zugewendet haben. Delhi, Mirat, Lacknau, das ganze Königreich Audh sind vor Andern zu Schauplätzen der neuen Predigt von der rettenden Liebe Gottes in Christo ausersehen worden. Und hier können wir es uns nicht versagen, ein Schreiben des trefflichen Missionars Leupolt mitzutheilen, welcher in den letzten Mo-

naten des verflossenen Jahres von seiner Kommittee (der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft) beauftragt wurde, die ersten Einrichtungen für eine neue Mission in Lacknau (Lucknow), der Hauptstadt des mit Blut getränkten Königreichs Audh, zu treffen. Leupolt ist seit 21 Jahren in Benares, diesem Hauptsitz des Bramanismus, im Segen gestanden. Als die Wogen des Aufruhrs näher und näher heranrückten und in der Stadt Benares selbst die Sipoy-Regimenter in Rebellion ausbrachen, blieb er allein unter den dortigen Missionaren auf seinem Posten mitten unter seinen geängsteten Gemeindegliedern. Nur seine älteste Tochter sandte er mit den andern flüchtenden Missionsfamilien für ein paar Tage in einen benachbarten Zufluchtsort, während sein jüngstes Kind schon zuvor bei einem Schwager, der eine Indigopflanzung in der Nähe hatte, untergebracht war, aber bald hernach das Opfer eines meuchlerischen Ueberfalls wurde. Seine Gattin und seine übrigen Kinder waren in England. Und während von den brittischen Civil- und Militärbeamten in jener schweren Zeit Keiner in die Nachbarschaft sich wagte, um Lebensmittel für die Besatzung herbeizuschaffen, war es Leupolt, der Missionar, der getrost unter die aufgeregten Distrikte hinausgieng und von den Eingeborenen ohne irgend ein Leid den nöthigen Proviant erlangte. Aber auch er hatte ein schweres, unbeschreiblich schweres Opfer zu bringen. Sein jüngstes Kind mußte er als Schlachtopfer der Meuterer ins Grab legen, seine edle Gattin und seine übrigen Kinder waren in England; nur sein Liebling, seine fromme, heldenmüthige Tochter Martha war bei ihm, seiner Augen Lust, seines Vaterherzens Trost und Freude. Am 18. Merz 1858, als die Provinz von Benares längst wieder beruhigt war, durfte er sein holdes Kind zum Brautaltar führen, und selber mit einem Manne (Missionar Heinrich Stern) trauen, der ebenso des Vaters als der Tochter Liebe besaß. Aber schon fünf Wochen hernach, am 26. April 1858, mußte der weinende Vater mit gebrochenem Herzen auch diesen seinen Liebling, die heiß geliebte Tochter, an der sein ganzes Herz hieng, als ein Opfer der Pocken ins Grab legen.

Das war Leupolt's Lage, als er den Ruf erhielt, in Lacknau den Grund zu einer neuen Mission mitten in Feindesland zu legen. Hören wir darüber seinen eigenen Bericht.

„Lacknau, 25. Okt. 1858.

„Im September brachte ich alle meine Sachen in Ordnung, um meine wichtige Reise nach den obern Provinzen anzutreten. Meine

Kommittee hatte nemlich den Wunsch ausgedrückt, daß ich so bald als möglich nach Lacknau abreisen möchte, um daselbst die ersten Einrichtungen und Einleitungen zu einer neuen Mission zu treffen. Ich sollte dort erstens Wohnungen kaufen oder Baustellen aufsuchen, auf welchen man Missionshäuser, Schulen und Predigthäuser bauen könne; sodann sollte ich versuchen, einen Hülfsverein unter den dortigen Engländern zu gründen und eine Subscribtionsliste unter ihnen circuliren, und endlich versuchen, das Evangelium in der Stadt Lacknau selbst zu verkündigen. Diese drei Punkte seien meine Aufgabe. Zweien Gehülfen, Missionar Menge und Storrs, wurde auch geschrieben, mir so bald als möglich zur Seite zu treten.

„Wo der Herr ruft, da muß der Knecht gehen. Ich schickte mich deßhalb zur Reise an; doch vergiengen 14 Tage, ehe ich Alles in Ordnung hatte. Vielleicht wird man fragen, ob denn keine Gefahr war. Nun ja, darum bekümmerte ich mich nicht viel. Das war des Herrn Sache. Doch nahm ich auch meine Waffen mit mir, brauchte sie aber nicht, hoffe sie auch nie zu gebrauchen.

„Der 28. August, der Tag des Abschieds, nahte. Manches Gebet stieg in unsrer eingeborenen Gemeinde auf zum Thron der Gnade um Segen und Heil. Viele Thränen flossen, Thränen des Dankes und der Liebe. Groß und Klein begleitete mich durchs Christendorf, und weinend kehrten — wie man mir schrieb — die Meisten in ihre nun öd und verlassen scheinenden Häuser zurück. Der Herr blicke in Gnaden segnend auf die theure Gemeine! — Wir mußten uns trennen, aber Er bleibt unzertrennlich, ewig liebend, ewig wahr. Ehrwürdig stand der alte Trilok, das älteste Glied unsrer Hindu-Gemeine, vor mir; 25 Jahre hatten wir zusammen gearbeitet. Thränen flossen über seine bejahrten Wangen. 'Die Mutter,' sagte er, 'die Mutter sandte der Herr nach England; die Tochter, die den Fußstapfen der Mutter folgte, nahm der Herr zu sich, und nun wirst auch du abgerufen!' — und nach einer Pause fuhr er schluchzend fort: 'Er aber bleibt bei uns; Er gehe auch mit dir!' — Wenig waren der Worte, die gesprochen wurden; aber tief fühlte das Herz. Nahe an unserm Gottesacker trennten wir uns. Dort ruhen die sterblichen Ueberreste meiner früh vollendeten Martha, umringt von denen ihrer kleinen Geschwister, und werden ruhen bis an den großen Auferstehungsmorgen; aber ihr Geist wird geschäftig sein; er wird so wenig schlummern als der des Moses und Elias. — Ich zollte dem theuern Kind

eine Thräne. Ja dort schläft meine Martha! Der holde Mund, der so oft den leidenden [eingeborenen] Schwestern Trost und Muth einflößte, ist verstummt. Die liebende und milde Hand, die so gut verstand Thränen zu trocknen, ist kalt und steif, und das immer freundliche Angesicht, aus welchem Liebe und Demuth blickten und manches Herz erfreuten, ist dahin; aber ihre Liebe lebt in unsern Christen; ihr Andenken ist ihnen heilig. 'Sie ist nicht verloren für uns,' rief mir eine unsrer Christinnen weinend zu; 'der Herr hat sie nur abgerufen, um dort unsre früh dahin scheidenden Kleinen für den Heiland zu erziehen.' — Ihr ist wohl! Du, Herr, gabst sie uns, sie war Dein, Du nahmst das Deine wieder; deßhalb, armes Herz, was weinest du? Bald gehst auch du zu deiner Ruh. — Doch Du, Herr, hast Alles wohlgemacht; — es weint daher nicht mehr, o Herr, dein armer Knecht; — ists Dir so recht, lieber Herr? — Der Herr war und ist nahe.

„David Mohan, ein bewährter Katechist, und ich eilten davon, und Sonntag Morgens den 29. August vor Sonnenaufgang erreichten wir Allahabad. Zum Morgengottesdienst kamen wir zu spät, da wir drei Stunden brauchten, um über den Ganges zu setzen; aber Herr Muir, Secretär der Regierung, hatte einen Nachmittagsgottesdienst angeordnet, wo wir Alle zugleich am heiligen Abendmahl Theil nahmen. Montags und Dienstags besuchte ich alle die eingeborenen Christen hier, und am Mittwoch Nachmittag hatten wir noch einen Gottesdienst. Die Station ist beinahe wieder hergestellt; doch sind noch viele Ruinen Zeugen von den Gräuelthaten, die hier verübt wurden.

„Von Allahabad giengen wir am 3. September nach Khanpur (Cawnpore). Hier hatte ich mich entschlossen, den Tag des Herrn zuzubringen. Es regnete den ganzen Tag, und wir freuten uns daher, als wir unter das friedliche und gastfreundliche Dach unsres alten Freundes Capt. Brander eintraten. Auch hier hat die Regierung gesucht, mit kräftigem Arm die zerstörten Gebäude herzustellen. Vieles ist geleistet worden; Vieles ist noch zu thun. Hier herrschte, wie Ihr wisset, der Gräuelmensch Nana Sahib und verwandelte eine blühende Station in eine Einöde. Am Sonnabend besuchte ich mit Herrn Brander den Ort, wo sich General Wheler verschanzt hatte. Die Verschanzung bestand nur aus einem kleinen Graben und einem Wall, etwa fünf Fuß hoch. Ein einziges Gebäude gab seinen Bewohnern Schutz. Am 5. Juni 1857 giengen die Europäer in die

Verschanzung, und vom 6. bis 26. wurden sie beschossen; und obschon sie von Tausenden von Feinden belagert wurden, und die Besatzung innerhalb der Verschanzung sehr schwach war, nur etwa 200 Mann, vielleicht nur 150 in Allem, konnte der Feind doch nichts ausrichten. Doch was Muth und Tapferkeit nicht zu Stande brachte, wurde durch Meineid und Treulosigkeit erreicht. Der General wurde bekanntlich bewogen zu kapituliren. Boote wurden bereitet, in welchen alle Europäer nach Allahabad gebracht werden sollten. Am 27. Juni brachte man alle Europäer der Verschanzung nach dem Ganges. Die Boote waren alle bereit, 60—80 an der Zahl, denn es waren über 800 Frauen nnd Kinder mit eingeschlossen. Herr Wheler kam zuletzt. Sobald er aus dem Palankin ausstieg, wurde er niedergehauen; in demselben Augenblick wurden alle Boote in Brand gesteckt, und nun fieng man an zu morden. Ich traf hier zwei Augenzeugen an, die Alles mit durchmachten, aber durch Gottes Güte erhalten wurden. Ihre Söhne wurden ermordet. Viele wurden niedergehauen, Andere durchstochen mit dem Bajonett; kleine Kinder wurden zerrissen. Man warf sie auf den Boden, trat mit einem Fuß auf ein Bein des Kindes, ergriff das andere Bein und zerriß das Kind. — Zweiundzwanzig Schulkinder, lauter Mädchen, wurden auf einem Boote verbrannt. Doch genug davon. Sonderbar ist es jedoch, daß es hier in Indien Beamte giebt, die von allem diesem nichts wissen wollen! Als alle Männer, mit Ausnahme einiger weniger, ermordet waren, kam ein Befehl von Nana, die noch lebenden Frauen zu schonen. Sie wurden in ein Haus gebracht, welches später den Namen Schlachthaus erhielt. Ich besuchte auch diesen Platz. Schwermüthige Gefühle bemächtigten sich meiner, als ich an dem Brunnen stand, der die irdischen Ueberreste so vieler Schlachtopfer in sich faßt. Was hier sich zutrug, wird erst die Ewigkeit klar machen. Viele der Schlachtopfer wurden noch lebend in den Brunnen gestürzt. An der Seite desselben stehen nun zwei Monumente, — eines ein Kreuz, das zweite einem Sarge ähnlich. Das Kreuz enthält die Nachricht von der Ermordung der Europäer hier am 16. Juli 1857. Auf dem andern Monumente stehen auf der einen Seite die Worte: 'Herr, schone deines Volkes und laß dein Erbtheil nicht zu Schanden werden, daß die Heiden nicht über sie herrschen. Warum willst du lassen unter dem Volke sagen: wo ist nun ihr Gott?' Joel 2, 17. Auf der andern Seite steht: 'Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost, denn der Herr

kann auch große Dinge thun!' Joel 2, 21. Vom Kreuze hat man Modelle gemacht; der untere Theil ist von der Thüre, die die Schlachtopfer einschloß, und der obere Theil ist von dem Baum, an dem, wie man sagt, die kleinen Kinder zerschlagen wurden. Ich kann Euch nicht die Gefühle beschreiben, die sich meiner bemächtigten. Gegen 30 meiner Bekannten sanken hier in Khanpur zu den Füßen ihrer Mörder. Auch sah ich den Ort, wo Nana die Flüchtlinge von Fattehpur ermorden ließ. Doch genug hievon; auch dieses ist vom Herrn. Ich will deßhalb schweigen und meinen Mund nicht aufthun; 'Du wirst es wohl machen.' Ps. 39.

„Von hier gieng es Lacknau zu. Der Ganges macht die Grenze des ehemaligen Königreichs Audh. Als wir den Strom passirt hatten und in Audh eintraten, dachte ich an Columbus. Er nahm Besitz von Amerika in seines Königs Namen, und mein Gebet war: 'Herr, mache das Land Dein eigen und gieb Gnade, daß bald seine Bewohner Dich, o Jesu, als ihren Herrn anerkennen.' Langsam gieng unsre Reise vorwärts. Spuren von Havelocks Zuge waren überall sichtbar; jedes Dorf war verschanzt und mußte von ihm genommen werden, und wenn der Feind es nicht mehr halten konnte, so steckte er es in Brand. Das Land ist noch voll von Rebellen, und an einem Orte hörten wir, daß sie nur etwa zwei Stunden von der Straße entfernt seien.

„Endlich nahten wir uns Lacknau. Als wir einfuhren, erblickten wir erst die rechten Zeichen der Verheerung. Man muß selbst sehen, um die Beschreibungen von der Belagerung des 'Bailyguard' und dessen Befreiung zu verstehen. Aus allen Häusern hagelte es Kugeln, und die Wände der Häuser zeugen von dem Kugelregen, der überall, wo sich Europäer sehen ließen, statt fand. Ein Drittel der Stadt liegt in Schutt und Asche, theils von den Insurgenten zerstört, theils von unsern Leuten niedergerissen, und an den Stirnen der Einwohner steht geschrieben: 'Mit uns ists aus!' — Hier war, wie die Einwohner selbst sagen, der große Kampf zwischen Muhamed und Christus. Die Muhamedaner fielen auf diesen Stein (Matth. 21, 44), und zerschellten, und nun fällt der Stein auf sie und zermalmt sie. Aber der, welcher in die Grube führt, führt auch wieder heraus (1 Sam. 2, 6). Der Tag des Heils ist auch für dieses Land gekommen. Alle, die hier in der Verschanzung waren, bezeugen es, daß der Herr allein sie rettete. Man muß hier wiederum mit eigenen

Augen sehen, um Gottes gnädige Bewahrung und allmächtigen Schutz recht zu verstehen. Die Hunderttausende von Feinden vermochten nicht einen fünf Fuß hohen Wall zu übersteigen und 4—500 englische Soldaten zu überwinden. — Die arme Stadt! Schreckliche Thaten wurden hier verübt von den Sipoys und dem schlechten Gesindel. Nicht nur wurden alle Europäer, deren man habhaft werden konnte, ermordet, sondern auch viele der Eingeborenen. Drei Mal wurde die Stadt geplündert. Das Elend war zuletzt unbeschreiblich.

„Um 4 Uhr langten wir bei Herrn Montgomery, dem Ober-Kommissär von Audh, unserm alten und bewährten Freunde an. Er ist ein muthiger Knecht Christi und warmer Freund der Mission. Ich fand ein offenes Haus und Herz. Von den andern Beamten wurde ich mit gleicher Liebe aufgenommen.

„Gleich nach meiner Ankunft machte ich mich an meine Arbeit. Es giebt viele Häuser hier, welche von der Regierung konfiscirt wurden; unter diesen hatte ich die Wahl, zu nehmen welches mir beliebte für die Mission. Ich sah viele, — und wählte mir ein kleines Häuschen, nur etwa 500 Fuß lang und gegen 200 Zimmer enthaltend! Es ist ein Palast; ehe ich Besitz davon nahm, waren 6—800 europäische Soldaten hier einquartirt. In diesem sitze ich nun im obersten Stockwerk und bewohne etliche Zimmer. Dasjenige, in welchem ich dieß schreibe, ist 60 Fuß lang und 18 breit. Auf dem flachen Dache haben wir eine wunderschöne Aussicht. Dieses Gebäude ist nun das kirchliche Missionshaus, und wird es auch, so der Herr will, bleiben. Gebäude für Schulen in der Stadt und Predigthäuser habe ich auch erhalten. So sorgt der Herr! — Ehe die Rebellion ausbrach, konnte kein Missionar auch nur eine Hütte erhalten, und jetzt erhalten wir Paläste, und das umsonst. Das hat der Herr gethan! Der erste Punkt ist also erreicht.

„Am 24. September hatten wir eine Versammlung in unserm Gebäude. Herr Montgomery, das Haupt von Audh, Brigadier Barker und andere Beamte waren zugegen, und wir stifteten den Audh-Hülfs-Missionsverein. Herr Montgomery ist Präsident, Herr Barker Vice-Präsident. Diese Kommittee hielt auch zugleich ihre erste Sitzung. Unser Palast wurde das 'Missionshaus' genannt. Ein Circular wurde geschrieben und bei den hier wohnenden Europäern herum gesandt. Bereits haben wir an freien Beiträgen (Geschenken) 2600 Rupies (Fr. 6500), und jährliche Beiträge Rup. 1600, zu-

sammen 4200 Rupies. — An Geld fehlt es also nicht. Der zweite Punkt ist somit auch zu Stande gekommen.

Es handelt sich nun noch um den letzten Punkt. Sobald ich in Lacknau ankam, sah ich sogleich, daß ich die wichtigsten Plätze für Predigthäuser nur dann ausfinden könne, wenn ich über den größten Theil der Stadt hin an allen Straßen und Ecken predige. Wir fiengen deßhalb unsere Arbeit der Verkündigung des Evangeliums am 14. Sept. im Namen des Herrn an. Es war ein wichtiger Tag für uns in Lacknau. Ob man Gefahr ahnete, weiß ich nicht; aber als wir das erste Mal giengen, begleitete mich Capit. Hutchinson zu Pferde, angeblich um uns predigen zu hören. Daß er zur 'streitenden Kirche' gehörte, war bald zu sehen, denn Waffen hatte er zur Hand, für den Fall, daß sie nothwendig gewesen wären; aber wir bedurften derselben nicht, denn der Herr hat hier Wunder gethan. Seit jenem Tage sind wir beinahe täglich zur Stadt gegangen. Unsere Zuhörerschaften sind groß, sehr groß, ruhig und aufmerksam und auch erstaunt. 'Das heiß' ich,' sagte ein Mann zu einem andern, als er die Versammlung verließ, 'das heiß' ich ein Licht an einem finstern Ort anzünden!' Ein Anderer meinte, alle die Sünden, die wir nennen, hätten alle ihre Kinder von vier Jahren schon getrieben. Ein Dritter dachte und sagte: 'Wenn sie solche Leute wären, wie ich da beschrieben hätte, daß das Evangelium sie mache, so wäre all das Elend nicht über sie gekommen.' — Das hat Gott gethan, muß ich wieder ausrufen. Noch vor acht Monaten wäre es Tod für jeden Europäer gewesen, der sich in den Straßen Lacknau's gezeigt hätte, und tausend Schwerter wären bereit gewesen, ihn zu durchbohren, und jetzt predigen wir das Reich Gottes öffentlich auf allen Straßen und lehren von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten. Apostgsch. 28, 31. Preis und Dank sei dem Herrn! Er hat das gethan! —

„So ist nun auch der dritte Punkt zu Stande gekommen, und ich könnte deßhalb Lacknau verlassen; aber ich kann es noch nicht. . . . In Lacknau ist ein schönes Arbeitsfeld, und da uns die Freunde hier volles Vertrauen schenken, so ist es unsre Pflicht, Alles zu thun, um diesem Vertrauen Genüge zu leisten. Ich werde deßhalb, so Gott will, bis Mitte December hier bleiben und dann meine Weiterreise antreten."

So schreibt Leupolt und solches thut der Herr in Indien.

Uns aber gilt, wir glauben es, das Wort des Herrn Zebaoth: „Ihr werdet es sehen und euer Herz wird sich freuen. Da wird man erkennen die Hand des Herrn an seinen Knechten, und den Zorn an seinen Feinden.... Denn es kommt, daß gesammelt werden alle Heiden und Zungen, daß sie kommen und sehen meine Herrlichkeit, spricht der Herr Zebaoth." Jes. 66.

Missionsliteratur.

Der christliche Heidenbote. Ein Gedicht von Dr. Koenen, Secretär der K. Akademie der Künste und Wissenschaften in Amsterdam. Aus dem Holländischen übersetzt von Albert Knapp. Stuttgart, bei J. F. Steinkopf 1859.

Der Dichter führt uns zuerst auf den Berg der Himmelfahrt, wo der scheidende Herr den Jüngern den Missionsbefehl gibt, und zu Johannes auf Patmos, um welchen die Christen der kleinasiatischen Küste in seinem Verbannungsorte sich versammelt haben. Mit Ueberspringung von 5 Jahrhunderten begleitet er dann den römischen Mönch Augustinus auf seinem Missionszug zu den Angelsachsen, den Beherrschern Englands, und den angelsächsischen Apostel Deutschlands, Winfried, zu seinem (150 Jahre nach Augustins Mission erfolgten) Märtyrertode unter den Friesen. Abermals ein Jahrtausend überspringend zeigt er uns den Engländer Eliot unter seinen Indianern in Nordamerika, die mährischen Brüder Christian, David und Matthäus Stach auf den Eisfeldern Grönlands und den Holländer van der Kemp in den Sandwüsten Südafrika's. Den Schluß bildet die selige Freude der Friedensboten bei Christi Zukunft, da sie die Garben ihrer Aussaat erblicken dürfen. Das Gedicht enthält viel Schönes und gibt den thatsächlichen Beweis, welch' edlen Stoff die Missionsgeschichte der Dichtkunst darbieten würde. Die gebrechlichen Werkzeuge zu verherrlichen, deren sich der Herr für die Ausbreitung seines Reiches bedient, würde der christlichen Poesie schlecht anstehen; dagegen die Gnade zu preisen, welche durch die schwachen Werkzeuge das große Werk vollbringt, wäre ein erhabenes Ziel für Alle, denen der Herr eine Harfe gegeben hat. Man muß es Herrn Koenen danken, daß er hierin vorangegangen ist, und unserem Albert Knapp, daß er das holländische Gedicht den deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. F. G.

Berichtigung.

Durch ein leidiges Versehen ist S. 146 bei der Angabe der Gesammtbevölkerung der Erde eine Versetzung der Namen „Afrika" und „Amerika" mituntergelaufen, so daß demnach zu lesen ist:

Afrika . . . 200,000,000
Amerika . . 89,000,000.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1859.

Inhalt. Der Sonntag und die Bibel.
1. Die göttliche Ordnung. 2. Das Schneegestöber.
3. Neapel.

Der Sonntag und die Bibel.

1. Die göttliche Ordnung.

Längst ehe das jüdische Sabbathgesetz gegeben war, ja längst ehe es überhaupt irgend ein Gesetz auf Erden gab, wurde von dem lebendigen und barmherzigen Gott die selige Ordnung festgestellt, daß der siebente Tag für den Menschen ein Tag der Ruhe und der Rückkehr und Einkehr zu seinem Schöpfer und Herrn sein soll. „Und also vollendete Gott am siebenten Tage sein Werk, das Er machte, und ruhete am siebenten Tag von allen seinen Werken, die Er machte. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn.“ 1. Mose 2. Von der Schöpfung der Welt her ist und bleibt der siebente Tag der für Leib und Seele gesegnete, von der Mühe und Arbeit der Welt ausgesonderte und für den Umgang mit Gott geheiligte Tag. Es ist das eben so sehr eine geschöpfliche als eine sittliche und religiöse Gottesordnung, die man ohne äußerste Gefahr und Beschädigung an Leib und Seele nicht verkehren noch übertreten darf.

Im brittischen Parlament wurde vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Feststellung der Arbeitszeit in den Fabriken ein ausgezeichneter Arzt, Dr. Farre, vernommen. „Ich sehe,“ sprach dieser, „den Sonntag als einen unentbehrlichen Ruhetag an, durch welchen die unsrer leiblichen Natur inne wohnende Kraft der Selbsterneuerung und Wiederherstellung er-

gänzt wird. Ist diese Kraft einmal verloren, so hilft keine Medicin mehr. Wohl stellt die Ruhe der Nacht die Kräfte theilweise wieder her, aber sie reicht nicht aus. Deshalb hat die göttliche Vorsehung einen Tag von sieben als Ruhetag und als Ergänzung der Nachtruhe angeordnet, um die erschöpfte Kraft vollständig wieder herzustellen. Die schädliche Wirkung unausgesetzter und ruheloser Arbeit ist beim Menschen zwar nicht so schnell bemerkbar, als beim Thiere, aber er bricht dann am Ende auch um so rascher zusammen. Die Anordnung eines Ruhetags nach sechs Werktagen ist eine Nothwendigkeit unsrer Natur, und keine willkührliche Erfindung. Die menschliche Natur ist so eingerichtet, daß sie aus sieben Tagen einen zum Ausruhen von geistiger und leiblicher Arbeit bedarf."

Dieser Erklärung stimmte kürzlich ein Verein von Aerzten in Amerika, 25 an der Zahl, worunter ausgezeichnete Namen sich befanden, einhellig bei. „So weit meine Beobachtung geht," sagte Dr. Warren, „habe ich unabänderlich wahrgenommen, daß diejenigen Personen, die am Sonntag aller weltlichen Arbeiten und Sorgen sich zu entschlagen gewohnt sind, im Lauf der Woche das Bedeutendste zu leisten im Stande waren. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß solche Personen in sechs Tagen mehr arbeiten und ihre Arbeit besser machen, als wenn sie alle sieben Tage fortarbeiteten."

Ein französischer Marineminister befahl, die Sonntagsarbeit auf den Schiffswerften der Regierung einzustellen, und gab dabei als Grund an, daß Leute, die am Sonntag nicht ruhen, im Lauf der Woche nicht so viel ausrichteten, und daß deshalb die Regierung durch die Sonntagsarbeit verliere.

Ein Advokat von großem Ruf und Talent sagte zu seinem Freund auf dem Sterbebette: „Sage doch allen jungen Rechtsgelehrten, daß, wenn sie Erfolg haben wollten, sie den Sonntag nicht zur Arbeit brauchen mögen. Sonntagsarbeit ist nicht der Weg zu glücklichem Erfolg. Es ist etwas Eigenthümliches um diese Sache. Meine Sonntagsarbeiten sind mir alle mißlungen. Immer kam etwas dazu, was meine Bemühungen fehlschlagen machte." Die gleiche Erfahrung spricht der berühmte Rechtsgelehrte Dr. J. Wilson aus.

Bei der Explosion eines Dampfschiffes auf der Themse erklärten die Maschinen-Arbeiter, als sie vor Gericht gestellt wurden, die Schuld liege an ihren Sonntagsarbeiten. Die unausgesetzte ruhelose Arbeit habe sie verstimmt und abgestumpft; es sei ihnen am Ende gleichgültig gewesen,

wie die Dinge gehen und was für Schaden aus ihrer Nachlässigkeit entstehe. Im Jahr 1848 kam in England die Sache von mehr als 2000 Arbeitern vor Gericht. Sie hatten mehrere Jahre lang Sonntag und Werktag fortarbeiten müssen. Dafür erhielten sie den Lohn von acht (nicht blos sieben) Tagen. Aber die zunehmende Entsittlichung der Leute und die Erschöpfung ihrer leiblichen Kraft brachte endlich die Wirkung hervor, daß Alles schlecht und hinter sich ging. Das Gericht beschränkte die Arbeitszeit auf sechs Wochentage, und es fand sich bald, daß in dieser Zeit mehr und bessere Arbeit geliefert ward, als vorher in sieben Tagen. Aehnliche Fälle könnten wir in großer Menge aufzählen.

Warum aber gerade unter sieben Tagen Ein Ruhetag? Warum nicht ein Rasttag je unter zehn Tagen? Nun, die Franzosen haben dieses Experiment gemacht in den Tagen der großen Revolution, und der Erfolg hat gezeigt, daß die göttliche Ordnung sich nicht willkührlich durch menschliche Fündlein ändern läßt. Ein Amerikaner erzählt, wie er eine Zeit lang mit einem französischen Arbeiter zusammengewohnt habe, der jene Zeit der Dekaden (oder Wochen von zehn Tagen) noch erlebt hatte. Es war ein Mann von ungewöhnlicher Betriebsamkeit, der nie auch nur eine Minute unbenützt vorübergehen ließ. An einem Samstag Abend äußerte der Franzose sein Bedauern, daß er seine Arbeit, die so dringend sei, bis Montag früh müsse ruhen lassen. Dieß veranlaßte den Amerikaner zu der Bemerkung, ob nicht vielleicht die Dekaden eine zweckmäßigere Einrichtung für den Arbeiter gewesen seien, als unsere Wochen von sieben Tagen. „Nimmermehr," war die Antwort; „just das Gegentheil. Unser Sonntag ist das Rechte, man mag sagen und machen was man will. Als es keinen Sonntag mehr gab, da gab es auch keinen rechten Werktag. Die Ruhe am zehnten Tage oder überhaupt die Feier desselben war nicht geboten, man konnte es damit halten wie man wollte. Die Werkstätten waren nicht geschlossen. Wir arbeiteten, wann es uns gefiel, und manchmal mehr als uns lieb war. Aber in dieser ganzen Dekadenzeit gab es nicht Einen Monat, an dem ich so gute Geschäfte machte, als nachher oder vorher. Ich war seelenfroh, als die Dekaden den Weg alles Fleisches gingen und unsre lieben Wochen wieder in Gang kamen. Nein, mein Herr, der Sonntag, der Sonntag soll leben!"

Ja, der Sonntag, der siebente Tag in der Woche, ist und bleibt ein gesegneter Tag für Jeden, der ihn im Gehorsam der Liebe feiert, und von ihm geht ein Segen aus auch auf die übrigen Tage. Doch ist's nicht das leibliche Ausruhen von Arbeit und Mühe allein, was

uns der Herr für diesen Tag gestattet und gebietet, sondern es gilt auch, wie der alte Name Sabbath eigentlich bedeutet, eine Rückkehr und Einkehr zu unserem Gott aus allen Mühen und Sorgen des Werktaglebens. Dazu sind uns die schönen Gottesdienste am Tage des Herrn gegeben, dazu hat uns Gott Sein theures heiliges Wort in die Hand gelegt, damit Er durch dasselbe mit uns rede, mit uns unser Leben durchspreche und uns aus der Irre zur Wahrheit, aus dem Traum zum Wachen, aus dem Verzagen zum rechten Trost, aus der dunkeln Tiefe zu den ewigen Bergen führe, von denen uns Hülfe kommt. Wohl muß uns die Bibel das tägliche und unentbehrliche Lebensbrod sein, ohne das wir keinen Tag zu leben vermögen; aber der Sonntag und das Wort Gottes gehören doch noch in besonderem Sinne zusammen, noch mehr, als der Sonntag und das Ausruhen von leiblicher Arbeit zusammen gehören. Das letztere hat nur den vollen Segen, wenn das erstere dabei ist. Wie wir aber das meinen, das mag die folgende Geschichte zeigen.

---

2. Das Schneegestöber.

Es war an einem Samstag Abend, daß ein einfacher Wandersmann in dem einzigen Gasthause eines englischen Dorfes einkehrte, und um Herberge und Nachtlager bat. Der Februar hatte eben begonnen, und der Tag war trübe, winterlich und unbehaglich. Jeweilen waren reichliche Schneeflocken herabgewirbelt und hatten das Feld und die Wege in eine weiße Decke eingehüllt. Der Reisende war froh, in der saubern kleinen Wirthsstube ein fröhlich flackerndes Kaminfeuer und freundliche Aufnahme zu finden. Sein frisches jugendliches Wesen, sein anständiges Aeußere, sein freundliches klares Auge, sein ruhiges, nobles Benehmen und überdieß ein kleiner neuer Reisetornister, der dem jungen Mann besonders gut stand, — Alles sprach zu seinen Gunsten. So wies ihm der Wirth bereitwillig das einzige kleine Schlafzimmer an, das für die selten sich einfindenden Gäste im Hause vorhanden war, und zündete in dem daran anstoßenden Gemach, das als Wohnzimmerchen dienen sollte, für ihn ein Kaminfeuer an.

Den Rest des Abends benützte der junge Mann — Frank Hardy war sein Name — dazu, in einem Buche zu lesen, das er aus seiner Tasche zog. Ehe er sich aber nach einem einfachen Nachtessen auf sein Zimmer zurückzog, sprach er gegen den Wirth den Wunsch aus, hier

über den morgenden Sonntag bleiben zu können, da es immer, wie er hinzufügte, sein Grundsatz sei, an Sonntagen wo immer möglich das Reisen zu vermeiden.

Am folgenden Morgen stand er frühe auf und erkundigte sich nach eingenommenem Frühstück, ob im Dorfe oder in der Nähe eine Kirche wäre, wo Gottesdienst gehalten würde. Man wies ihn nach der Pfarrkirche, die in einiger Entfernung auf einem Hügel stand. Dahin begab er sich auch zur bestimmten Stunde. Zum Mittagessen war er wieder zurück. Aber auch Nachmittags brach er wieder nach dem Gotteshause auf, zum nicht geringen Erstaunen des guten Wirths, welcher meinte, ein einmaliger Kirchgang und eine Predigt an einem Tag sei ganz genug für einen guten Christen. Auch ließ der junge Mann sich nicht abhalten durch das immer dichter und trüber sich zusammenziehende Gewölk, das den nahen Ausbruch eines tüchtigen Schneegestöbers ankündigte, wie denn auch bereits große Flocken zu fallen anfiengen.

Eine halbe Stunde später, und das wilde Gestöber war in vollem Umfang da. Die Luft verdunkelte sich, wie wenn die Nacht schon anbrechen wollte, und was man von den Fenstern des Wirthshauses aus noch von einer Straße erkennen konnte, das war bald mit einer dichten tiefen Schneehülle bedeckt.

Noch eine halbe Stunde später, während das Schneegestöber sich zu einem eigentlichen Schneesturm steigerte, fuhr eine offene Chaise, von zwei magern Postpferden gezogen, vor der Hausthüre des Gasthauses an. Es sei unmöglich, weiter zu kommen, sagte der Postillon, und die Reisenden mußten aussteigen. Es waren drei Personen — ein Herr, der in mittleren Jahren zu stehen schien, eine Dame, etliche Jahre jünger, und ihre Tochter, ein zart aussehendes Mädchen von 9 bis 10 Jahren.

„Das ist höchst widerwärtig," rief der Herr, indem er den Schnee von seinem Ueberrock abschüttelte und das Wirthshaus betrat; „unsere Pferde sind erschöpft, uud wir müssen warten, bis das Unwetter vorüber ist." — „Ich denke," fügte er hinzu, indem er sich an den Wirth wandte, „wir können ein Zimmer für uns haben."

Er habe nur ein einziges Wohnzimmerchen für Gäste, erwiederte dieser, und das sei so zu sagen schon besetzt; „aber," fügte er hinzu, „der Gast ist gerade nicht zu Hause, und ich denke, er wird nichts dagegen haben." Damit führte er die Reisenden nach dem Gemach, das an Frank Hardy's Schlafzimmer anstieß und ihm zum Aufenthalt den Tag über angewiesen war.

„Ach, das ist ganz hübsch," rief der Herr, als er in das Gemach eintrat, ohne die Verlegenheit des Wirths zu bemerken. „Besser hier, als draußen im Unwetter!" fügte er hinzu und rührte das Kaminfeuer mit dem Eisenhaken auf, um es zu frischer Glut anzufachen. Mittlerweile half die Wirthin der Dame und ihrer Tochter sich ihrer Mäntel und Shawls entladen, und nach wenigen Minuten hatten sich die unerwarteten Gäste in dem Zimmerchen zurechtgemacht; die Chaise war unter einen Schuppen gezogen und die Vorleder zugemacht, die Pferde waren in einem benachbarten Stall untergebracht und der Postillon wärmte sich am Feuer in der Küche.

Der Schnee wirbelte immer stärker und dichter herab, und die Reisenden verlangten etwas zu essen. Sie hätten noch kein Mittagsmahl eingenommen, sagten sie, denn sie seien auf dem Weg nach einer Stadt drei Stunden von hier, und da habe das Unwetter sie überfallen. Unter diesem Schneegestöber aber in einer offenen Chaise weiter zu fahren, selbst wenn die Pferde frisch wären, davon könne keine Rede sein; sie müßten deßhalb eben bleiben, wo sie seien, bis das Wetter sich aufheitere.

Sie saßen noch bei dem in Eile bereiteten Mahl, als Hardy zum Gasthaus zurückkehrte. Er war ganz bedeckt mit Schnee. Während er nun denselben sich von den Kleidern schüttelte und klopfte, trat der Wirth zu ihm, erzählte ihm von der Ankunft der Reisenden und entschuldigte sich, daß er ihnen habe das kleine Wohnzimmer einräumen müssen, das doch bereits von ihm, seinem geehrten Gaste, in Anspruch genommen sei. Allerdings wäre Hardy gerade jetzt wohl lieber allein und in der Stille gewesen, als zusammen mit Fremden und zwar mit solchen, die am Sonntag reisen; allein er sagte das nicht. Befand er sich doch in einem Wirthshaus und hatte eigentlich doch kein Recht, das einzige ordentliche Gastzimmer, das im Hause sich vorfand, allein in Anspruch zu nehmen, wenn die Noth auch Andere nöthigte, eine Unterkunft zu suchen. Ueberdieß war er nicht blos in einer heitern, fröhlichen Stimmung, sondern auch zur geselligen Mittheilung aufgelegt, und deßhalb trat er, ohne den leisesten Zug von Mißstimmung zu zeigen, mit freundlichem Angesicht in das Gastzimmer.

Die neu angekommenen Fremdlinge waren augenscheinlich Leute von guter Erziehung und feiner Bildung; und obwohl auch sie viel lieber allein gewesen wären, so wußten sie doch, daß Hardy das erste Recht auf das Zimmer hatte, und baten um Entschuldigung für ihre Unbescheidenheit, mit der sie sich in sein Besitzrecht eingedrängt hätten. Der

junge Mann erwiederte die Worte des Fremdlings mit gleicher Höflichkeit, zog sich dann so viel möglich in eine stille Ecke des Gemachs zurück und beschäftigte sich mit seinem Buch, das der stete Begleiter seiner Wanderungen war, während seine Stubengenossen ihre Mahlzeit vollendeten.

Das Schneegestöber wurde eher stärker als schwächer. Die Dame fieng an in immer größere Unruhe und Mißstimmung zu gerathen, während ihr Gemahl wiederholt seinem Verdruß über diese Verzögerung ihrer Reise in ungeduldigen Worten Luft machte. Mehrmals verließ er das Zimmer, um mit dem Postillon sich zu berathen, kehrte aber endlich mit den Worten zurück: „Der Mann sagt, es sei unmöglich, noch an diesem Abend weiter zu kommen; die Pferde sind bereits erschöpft und die Straßen werden ganz unfahrbar sein, wenn der Schneefall in der Weise wie jetzt auch nur noch eine halbe Stunde fortdauert."

„Das ist sehr unangenehm," erwiederte die Dame; „aber bei solchem Wetter ist es rein unmöglich, weiter zu reisen. Unsere kleine Helene würde es nicht ertragen können, und —"

„Aber was ist zu machen?" unterbrach sie ihr Gemahl, offenbar etwas ärgerlich.

„Nun," sagte die Dame, „ich denke, wir können hier wohl übernachten."

„Wir werden wohl müssen," erwiederte Jener, „aber —"

In diesem Augenblick trat der Wirth wieder ins Zimmer, um den Tisch abzuräumen. Der Fremde theilte ihm seinen Entschluß mit, hier zu übernachten. Aber hier stellte sich eine neue Verlegenheit ein. Das einzige anständige Schlafgemach im Hause war bereits von Hardy besetzt. Der letztere errieth leicht, warum der Wirth mit der Antwort zögerte, und erbot sich sofort, das Schlafzimmer abzutreten und die Nacht auf einem kleinen Kanapee zuzubringen, das in dem Wohnzimmer stand, in welchem sie sich eben befanden. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen, und von nun an war ein freundlicher Verkehr zwischen den beiden Parthieen eingeleitet.

Das Unwetter draußen hielt noch immer an. Das Kaminfeuer wurde geschürt, die Fensterläden geschlossen. Etwas später brachte die Wirthin nach englischer Sitte den Thee und die vier Reisenden setzten sich vertraulich um den Tisch. Man stand sich nicht mehr fremd gegenüber, und die Unannehmlichkeiten des Tages waren fast vergessen über dem seltsamen Zusammentreffen an diesem fremden einsamen Orte. So sehr man aber auch gegenseitig sich gefällig zu erweisen bemüht war, so

bestand doch unverkennbar nach Innen eine weite Kluft zwischen Hardy und den neu angekommenen Gästen. Der erstere war, was auch sonst seine äußere Stellung im Leben sein mochte, ein ernster, feingebildeter, nachdenksamer Christ; auch der ältliche Herr und seine Gemahlin waren feingebildete Leute, aber damit hörte die Aehnlichkeit zwischen beiden Parthieen auf; sie waren Kinder dieser Welt und versunken in die Eitelkeit und Gedankenlosigkeit des Weltwesens. Wer nun unter uns selbst schon zum Glauben an Jesum durchgedrungen ist, und dann auch einmal für eine Zeit lang, besonders an einem Sonntag, sich mitten in die Gesellschaft eitler Weltkinder versetzt sah, der wird nachfühlen können, wie es unsrem jungen Hardy an jenem Abend zu Muthe war. Gerne hätte er in kindlicher Treue gegen seinen Herrn und in dem herzlichen Verlangen, seinen Mitgästen zu einigem Segen zu sein, das Gespräch auf Dinge gelenkt, die zu einem Sonntag Abend besser gepaßt hätten, als was jetzt ihre Gedanken und Zungen beschäftigte; aber bescheiden und fast schüchtern wie er war, fürchtete er, er könnte dadurch die Leute nur zurückstoßen. Und wie nun eine oder zwei Stunden so dahingegangen waren, fieng Hardy an, sich immer unbehaglicher, ja unglücklicher zu fühlen, und er wünschte, seine Einsamkeit wäre nicht gestört worden. Auch die andern Reisenden fiengen nach und nach an, sich nicht ganz heimisch zu fühlen. An den Schritten der Zeit schienen Bleigewichte zu hängen; das Gespräch wurde schlaffer, eintöniger, abgebrochener. Bücher gab es hier keine, wenigstens im Zimmer nicht, außer dem Buche, das Hardy in seiner Tasche mit sich zu führen pflegte, und einer großen, wohlerhaltenen, offenbar wenig gebrauchten Quartbibel, die auf einem kleinen Ecktischchen lag und dort gleichsam das Gestell bildete, auf dem eine niedlich gearbeitete hölzerne Theebüchse stand.

„Das ist ein verzweifelt langer Abend," seufzte endlich der ältliche Herr; „könnten wir denn nicht etwas vornehmen, um die Zeit zu tödten?" Er sah sich im Zimmer um, und wie glänzten seine Augen, als er plötzlich — nicht etwa die große Quartbibel, sondern noch unter derselben ein altmodisches Schachbrett sammt der Lade mit den Schachfiguren entdeckte. Sofort zog er es unter der Bibel hervor, brachte es herbei und legte es mit sichtbarem Vergnügen auf den Tisch zurecht.

„Prächtig! prächtig!" rief er aus, während er die Figuren herausnahm; „wer hätte in einem solchen abgelegenen Dorfwirthshaus ein vollständiges Schachspiel erwartet?" — „Sie spielen natürlich Schach?" fügte er hinzu, indem er sich zu Hardy wandte.

„Ich kann nicht Nein sagen," erwiederte der junge Mann; „denn ich habe noch als Knabe das Spiel gelernt und auch seitdem gelegentlich zur Erholung gespielt."

„Vortrefflich!" rief der Herr aus; „wir könnten nicht besser diesen langweiligen Abend zubringen. Lassen Sie uns zusammen ein Spiel machen, und die Damen mögen zusehen." Damit fieng er an die Figuren aufzustellen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," entgegnete Hardy etwas verlegen, „heute Abend kann ich nicht spielen."

„Wirklich?" sagte betroffen der Herr und sah fragend seinen jungen Mitgast an.

„Nun," fuhr Hardy etwas befangen und doch offenbar erleichtert fort, „schon in meiner frühesten Kindheit lehrte man mich, den Tag des Herrn so zu feiern, wie es dem Gebot Gottes gemäß ist. Ich hatte eine liebe treue Mutter; sie ist nun in einer bessern Welt; aber so lange sie hienieden lebte, zeigte sie mir durch ihr eigenes Beispiel, wie viel Frieden und Segen auf einer treuen Sonntagsfeier ruhe, und als sie auf ihrem Sterbebette lag, nahm sie mir das Versprechen ab, — und ich habe ihr dieß Versprechen mit Freuden gegeben, — an diesem Tage nie etwas vorzunehmen, wovon ich das Gefühl hätte, daß es wider die göttliche Ordnung dieses Tages wäre, oder wovon ich wüßte, daß ich sie damit betrüben würde, wenn sie noch am Leben wäre. Dieses Versprechen hab' ich bisher zu halten mich bemüht, und werde es mit Gottes Hülfe auch immer halten."

„Daran thun Sie auch ganz recht, glaube ich," erwiederte der Herr mit einem gewissen Ton der Beschämung, und damit raffte er die Figuren wieder zusammen, that sie in die Lade und schlug den Deckel zu. „Es thut mir leid, daß ich den Vorschlag machte. Ich habe keine religiösen Skrupel dieser Art, aber ich habe Achtung vor denen, die ihrem Gewissen Gehör geben und darnach handeln. Aber es muß Ihnen doch auch zuweilen, — verzeihen Sie, daß ich so offen rede, — überaus langweilig vorkommen, sich einen Sonntag um den andern mit nichts als Religion zu beschäftigen."

„Das sind meine allerliebsten und glücklichsten Tage, diese Sonntage," erwiederte der junge Mann; „denn obgleich im Anfang nur Kindespflicht und das Andenken an eine theure, unvergeßliche Mutter meine Hauptschutzwehr waren gegen die Sonntagsentweihung, wie ich es nennen muß, so habe ich doch seitdem aus eigener Erfahrung die Wahrheit jenes

vielleicht holperigen, aber doch deßhalb um nichts weniger wahren Verses kennen gelernt, wo es heißt:

Nur die Gemeinschaft mit Gott kann geben
Süßeste Freuden, so lange wir leben;
Nur die Gemeinschaft mit meinem Gotte
Gibt mir auch starken Trost im Tode."

Ein leiser Seufzer von den Lippen der jungen Tochter folgte dem Hersagen dieses Verses, und als Hardy sie ansah, nahm er Thränen in ihren Augen wahr. Auch bemerkte er jetzt erst, wie überaus zart, bleich und gleichsam durchsichtig das liebliche Kind aussah, und er wunderte sich nicht mehr über die ängstliche Sorgfalt, mit der die Eltern die junge Tochter behandelten.

Es trat eine peinliche Stille ein, als Hardy geendet hatte. Das Gespräch von religiösen Dingen war offenbar nicht nach dem Geschmack jenes Herrn und seiner Gemahlin; sie waren von der Welt und weltlich gesinnt. Gleichwohl lag etwas Wohlmeinendes in ihrem Wesen und Benehmen, und vielleicht um das Anstößige wieder gut zu machen, womit sie unabsichtlich die religiösen Gefühle des jungen Mannes, der ihnen so freundlich das Schlafzimmer abgetreten hatte, glaubten verwundet zu haben, machte der Herr einen Vorschlag, der unsrem Hardy ebenso unerwartet als unbegreiflich war.

„Wir müssen darauf denken, uns die Zeit zu vertreiben," sagte der fremde Herr; „wie wäre es, wenn wir eine Bibel oder zwei aufzutreiben suchten und mit einander laut ein Kapitel läsen, jedes einen Vers?"

„Meinst du's im Ernst?" rief die Dame mit einer Bewegung des Erstaunens.

„Vollkommen, liebes Weib," erwiederte Jener; „wenn anders unser Freund nichts dagegen hat, — und ich sollte fast meinen, er habe nichts einzuwenden."

Hardy hatte natürlich nichts dagegen. Man zog die Glocke. Eine Bibel wurde verlangt zum großen Erstaunen des Wirths, dem dergleichen nicht wohl vorgekommen war. Die alte Quartbibel wurde hervorgezogen, und Hardy zog sein Neues Testament aus der Tasche, das sein unzertrennlicher Reisegefährte war. Nach wenigen Minuten, während draußen das Wetter noch immer an die Läden schlug, saß die kleine Reisegesellschaft rings um den Tisch und las der Reihe nach Vers um Vers aus dem Worte des Lebens.

Eine Stunde, — zwei Stunden vergiengen, und nicht ein Kapitel

blos, sondern viele wurden gelesen. „Nun," rief der ältliche Herr, als er die große Bibel zusammenlegte, „das war doch am Ende kein so langweiliger Abend; die Zeit ist vergangen, man weiß nicht wie, und hätten wir ein Gebetbuch, so könnten wir auch noch —"

„Ei," rief Hardy, dessen Seele voll Lobens und Dankens war, „wir können auch ohne Buch beten."

„Ja, Sie vielleicht," entgegnete Jener; „und wenn es Ihnen nichts macht, die Abendandacht zu leiten, so —"

Man kniete nieder nach guter englischer Sitte, und der junge Mann ergoß sein Herz vor Gott in herzlicher Danksagung, sowie in brünstiger Bitte für sich und seine Mitgäste. Man erhob sich wieder von den Knieen, und kein Auge war trocken geblieben. Bald darauf trennte man sich; die Dame mit ihrer Tochter zog sich in das Schlafzimmerchen zurück, während die beiden Herren im Wohnzimmer auf Lagern, die man in der Eile auf dem Kanapee und auf dem Boden zurecht gemacht hatte, die Ruhe suchten.

Als der Morgen anbrach, hatte das Unwetter aufgehört. Die Sonne beschien eine in tiefen Schnee gehüllte Landschaft. Die Reisenden boten sich herzlich die Hand zum Abschied. Der junge Wanderer schnallte den Tornister auf den Rücken und trat zuerst die Weiterreise an, um nie wieder mit den drei Fremdlingen zusammenzutreffen; eine Stunde später fuhr auch die Chaise weiter.

---

3. Neapel.

Sieben oder acht Jahre giengen vorüber. Wir finden uns in den Süden Italiens versetzt, in die Stadt der Paläste, nach Neapel. Es war wieder Sonntag Abend. Die Hitze des Tages war vergangen und ein kühlender Seewind wehte sanft und erfrischend vom Meere her. Die wunderbare Schönheit der Landschaft, die milde, weiche Luft, der unbeschreibliche Reiz der Natur, die geschichtlichen Erinnerungen des Landes, — das Alles zieht Jahr aus Jahr ein unzählige Fremdlinge dahin. Die Mehrzahl stammt aus der brittischen Nation. Viele kommen hieher, um für die wankende Gesundheit neue Stärkung und für den geschwächten Leib neue Lebenskräfte zu suchen.

Die englisch-bischöfliche Kapelle, unter dem Schutz der brittischen Gesandschaft erbaut, hatte heute viele Kirchgänger in sich beherbergt; aber nun waren die Gottesdienste und ebendamit für die Meisten auch Alles vorüber, was ihre Religion ausmachte. Die Theater waren offen und viel

Volks strömte dahin. Die meisten Kaufläden standen offen; die Kaffeehäuser wimmelten von redseliger Gesellschaft. Auf den öffentlichen Spaziergängen drängten sich fröhliche, lachende Müßiggänger; elegante Wagen mit Livreebedienten, stattliche Pferde mit feinen Reitern und Reiterinnen bewegten sich auf allen Straßen. An den offenen Fenstern, auf den blumenbekränzten Balkonen standen junge muntere Gestalten; Musik, Gesang, fröhliches Lachen und Plaudern schallte überall von den Häusern und Straßen her. Mitunter mengte sich schmutziges Elend und noch schmutzigere Sünde.

Zwei Herren begegnen sich an diesem späten Abend auf der Straße. Sie grüßen einander und ziehen dann Arm in Arm und in munterem Gespräch weiter. Ihre Sprache ist englisch; es sind Söhne des fernen Albions.

„Denken Sie," sagte der Eine, „heute sah ich Einen unsrer alten Freunde in der Kapelle, und er lud mich ein, diesen Abend eine Stunde mit ihm zuzubringen. Er war erst letzte Woche angekommen und hat ein elegantes Quartier auf dem Corso bezogen. Ich gehe eben zu ihm wollen Sie mich begleiten?"

„Nun, ich habe nichts Besonderes vor," entgegnete der Andere; „aber Sie haben vergessen, mir den Namen unsres neu angekommenen Freundes zu nennen."

„Ist wahr," rief der Erste; „nun, Sie kannten ja Herrn George Fuller?"

„Ah, vortrefflich!" erwiederte der Andere; „mit Dem stand ich ja ganz intim. Ich gehe mit Ihnen. Zwar hab' ich ihn seit acht oder neun Jahren nicht mehr gesehen, aber um so mehr freue ich mich, ihn wieder zu finden. Er ist ein prächtiger Mensch, — allezeit aufgelegt, offenherzig, ein trefflicher Gesellschafter, ein Mann von Welt, dem die Religion nicht eben besondere Skrupeln macht, — ganz wie ich sie liebe. Aber was hat ihn hieher gebracht?"

„Er hat eine kränkliche Tochter, sagte er mir; und da ihr eine Luftveränderung nöthig war, ist er eine Zeitlang auf Reisen gegangen, und will nun den Winter in Italien zubringen. Frau Fuller und die leidende Tochter sind mit ihm, — hier sind wir an seiner Wohnung."

Der Begleiter wollte jetzt erst Bedenken gegen sein unberufenes Mitgehen machen; aber Jener zog ihn mit sich. Sie traten in ein elegantes Zimmer, — Salon, wie man es nennt. Ein Herr und zwei Damen saßen beim hellen Lampenschein um den Tisch. Die jüngere unter ihnen

mochte etwa 17 oder 18 Jahre zählen. Man sah ihr nicht eben an, daß sie kränklich sei; die Luftveränderung, der Reiz des Reiselebens und die Neuheit der Umgebungen hatte in das junge Leben, an welchem so eben noch der Tod zu nagen schien, neue Frische, neues Leben gehaucht.

Die Beschäftigung, bei welcher die eintretenden Freunde den kleinen Familienkreis trafen, war eine eigenthümliche und nicht wenig befremdliche und seltsame. Auf dem Tische lag vor Jedem eine Bibel; man las in die Runde, ein Jedes einen Vers, und sprach jeweilen über das Gelesene. Die ältere Dame war etwas betroffen und sah verlegen aus, als die Freunde eintraten. Es folgte eine kurze herzliche Begrüßung. Die Beiden wurden den Damen vorgestellt und dann gebeten, Platz zu nehmen.

„Ich fürchte aber, wir stören," sagte der Eine, indem er einen verwunderten Blick auf die offenen Bücher warf, die auf dem Tische lagen.

„Durchaus nicht," erwiederte Herr Fuller; „ich habe Sie ja, mein Freund, heute Abend erwartet; und Ihr lieber Begleiter ist mir doppelt willkommen, da ich so ganz unerwartet die Freude habe, ihn hier wieder zu sehen."

„Aber," entgegnete Jener, „ich fürchte wenigstens, wir haben Sie in einer Privatbeschäftigung unterbrochen oder gestört," — und damit warf er einen neuen bedeutungsvollen Blick des Erstaunens auf die offenen Bücher.

„Sie stören uns durchaus nicht," wiederholte Herr Fuller, setzte aber lächelnd hinzu: „wenigstens nicht nothwendig." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Sie sind erstaunt über dem, was Sie sehen; aber ich sagte Ihnen schon diesen Morgen, daß ich Sie nicht als einen Fremden betrachten werde, sondern als einen lieben alten Hausfreund, der uns allezeit willkommen ist. Und zu alten lieben Freunden sage ich auch jetzt, wie ich schon vor zehn Jahren, obwohl in anderer Weise, zu sagen pflegte: Kommet, haltet mit uns."

Für einen Augenblick weidete sich Herr Fuller in der Stille an der sichtbaren Verlegenheit, die sich über die Gesichtszüge der beiden Freunde lagerte. Er hätte ihnen in mildem, strafendem Ernste sagen können: „Wenn ich Sie zum Kartenspiel für heute Abend eingeladen hätte, wäre Ihnen das auch so befremdlich vorgekommen? Warum kommt es Ihnen nun so seltsam vor, wenn ich Sie zum Bibellesen einlade?" Aber so sagte Herr Fuller nicht. „Meine liebe Helene," sagte er, „bring' Bibeln für unsre Freunde; sie werden gerne mit uns halten."

Den Beiden war es wunderlich zu Muthe. Es mochte ihnen vor-

‚kommen, als seien sie in eine Falle gerathen, oder ihr alter Freund, der einst mit ihnen in alles Weltwesen verstrickt gewesen war, wolle sie zum Besten halten. Aber sie sagten nichts und fügten sich in das Seltsame. Die folgende halbe Stunde wurde in einer Weise zugebracht, wie sie wahrscheinlich nie in ihrem ganzen Leben eine verlebt hatten.

Die Bibeln wurden geschlossen, und Frau Fuller zog sich mit ihrer Tochter zurück, um die drei Herren allein zu lassen. „Sie wundern sich über das, was Sie gesehen haben," begann Herr Fuller, indem er sich zu seinen Freunden wandte.

„In meinem ganzen Leben ist mir nichts der Art begegnet," erwiederte der Hausfreund, offenbar in einem Ton, als wisse er nicht, soll er sich darüber lustig machen oder seinen Freund ein wenig ausschelten, daß er ihnen einen Streich gespielt habe.

„Lassen Sie mich Ihnen eine Erklärung geben," sagte Herr Fuller in mildem, freundlich ernstem Ton; und nun erzählte er den Beiden kurz und einfach das merkwürdige Zusammentreffen in dem Dorfwirthshaus während des Schneegestöbers, von dem wir oben berichtet haben. „Ich schied am folgenden Morgen," so schloß er seine Erzählung, „von dem jungen Manne, der uns recht lieb geworden war, dachte aber nach unsrer Ankunft in der Heimath wenig mehr — oder wenigstens eine Zeitlang wenig mehr — an jenen merkwürdigen Februar-Abend. Es vergiengen Tage und Monate, da ward Helene, meine Tochter, bedenklich krank. Das Kind war nie kräftig gewesen, und wir fürchteten das Schlimmste. Während der Krankheit aber war das Gemüth des theuern Kindes in furchtbarer Weise aufgeregt und beunruhigt. Sie sprach von sich selbst in Ausdrücken, die mich damals aufs Aeußerste befremdeten. Sie nannte sich eine verdammungswürdige Sünderin, ein Kind des Zorns, das wider Gott sich empört und seine Gnade verscherzt habe. Sie redete mit leidenschaftlicher Gemüthserregung von einer Gefahr, von einer großen Gefahr, die ihr und uns drohe, — von der Gefahr des zukünftigen Gerichts. Ich war beunruhigt, geängstigt; aber ich konnte diese sonderbaren Phantasien, wie ich sie nannte, nicht verstehen, bis ich durch einige Aeußerungen, die meinem lieben Kinde entfielen, an jenen Februar-Abend im Dorfwirthshaus erinnert wurde. Weiteres Fragen und Nachforschen brachte uns zu der Einsicht, daß unser Kind seit jener Zeit in großer Bekümmerniß um das Heil ihrer Seele gewesen sei."

„Ich kann mir denken," fuhr Herr Fuller fort, „daß Ihnen diese Sprache fremd, seltsam und schwärmerisch klingt; aber ich muß Ihnen

meine Geschichte in meiner eigenen Weise vollends erzählen. Helene war in großer Angst und Bekümmerniß um die Rettung ihrer Seele, und hatte doch Niemand um sich, der ihr mit Rath und Hülfe in dieser Herzensnoth beigestanden wäre. Sie hatte vor ihrer Krankheit versucht, die Stimme des Gewissens zu betäuben und über ihre Angst zu lachen; aber in den Tagen ernster Erkrankung kam das Alles wieder über sie wie ein Gewappneter. 'Vater! Mutter!' rief sie, als wir an ihrem Krankenlager standen und sie zu beruhigen versuchten, 'ich gehe verloren, — verloren auf ewig! Und ihr —' Sie hielt inne, aber der angstvolle, verzweifelnde Blick, den sie auf uns warf, ließ uns ihre Gedanken errathen. Sie wollte sagen: 'Und ihr habt noch zu meinem Verderben geholfen!'"

Die Erinnerung an diese Zeit bitterster Angst und Selbstanklage schien den Erzähler ganz vergessen zu machen, daß er von diesen tiefsten und heiligsten Geheimnissen zu Leuten rede, die dafür kein Verständniß, sondern nur Spott und Hohn hatten. Aber er fuhr, während die beiden Herren mit steigender Verwunderung zuhörten, nur mit noch größerem Ernste fort: „Es war ein Glück und eine große Gnade für uns Alle, daß die Krankheit unsres theuern Kindes nicht sofort mit dem Tode endigte. Gott schonte ihrer; ja, Er that noch mehr. Er führte uns in Seiner Gnade einen Mann zu, der diese Schreckniße des Herrn aus eigener Erfahrung kannte, und der uns zugleich auf den Weg des Friedens, zu dem Lamme Gottes wies, das der Welt Sünde getragen hat. Mit der wiederkehrenden Kraft kam auch neues Licht, neues Leben, nicht für Helene allein, sondern ich darf hinzufügen, auch für uns. Unsre Augen wurden aufgethan. Durch den guten Geist unsres Gottes und durch die Unterweisung Seines Worts kamen wir zu der Erkenntniß, daß wir bisher uns selbst gelebt hatten, während doch Gott so oft uns mahnte, einlud und in uns drang, Ihm zu leben. Der entscheidende Schritt ward gethan, die große Kluft überschritten, und das Evangelium unsres Herrn Jesu Christi wurde für uns 'eine Kraft Gottes zur Seligkeit'.

„Wundern Sie sich nun noch," fuhr Herr Fuller fort, „daß von jener Zeit an die Bibel unser theuerster Schatz wurde, und daß wir, theils in dankbarer Erinnerung an jenen gesegneten Sonntag Abend in dem Dorfwirthshaus, theils und noch mehr um des beseligenden Genusses und Trostes willen, der daraus fließt, es zu unsrer unveränderlichen Uebung gemacht haben, an den Sonntag Abenden das Wort Gottes zu lesen? Oder wundern Sie sich noch, daß ich in Dank und Liebe für

die uns widerfahrene Barmherzigkeit es froh und freudig ausspreche: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen?" —

Die beiden Freunde hatten in den folgenden Tagen wunderliche Geschichten von ihrem alten, einst so lustigen Freund Fuller zu erzählen. Es sei nicht mehr ganz richtig in seinem Kopf, und an den Abenden, sogar an den Sonntag Abenden, werde in seiner Familie eine trübselige Bibellektion gehalten. Man sprach davon an den Spieltischen, man spottete in den großen Abendgesellschaften, man war gewiß, Herr Fuller habe den Verstand verloren. Unser Freund aber ließ durch das Alles sich nicht beirren; er gieng still und ruhig seinen Weg. Traf er gelegentlich mit seinen Landsleuten zusammen, so entwaffnete sein und der Seinigen freundliches, liebenswürdiges, feines und edles Wesen jeden Spott. Wenn, wie man sagte, die Religion diese Leute verrückt gemacht hatte, so war es wenigstens, das konnte man nicht leugnen, eine höchst liebenswürdige Verrücktheit. Nach und nach fanden sich an den Sonntag Abenden etliche schüchterne Besucher ein. Gleich und Gleich findet sich zusammen. Es stellte sich heraus, daß Manche im Stillen den Herrn suchten und nach ewigem Heil sich ausstreckten. Bald waren die „trübseligen Bibellektionen" nicht mehr auf die Drei beschränkt, und ehe Herr Fuller und die Seinen Neapel, diesen Ort des Sinnengenusses, wieder verließen, durften sie noch in reichem Maaße etwas davon erfahren, daß es in Wahrheit „eine Gemeinschaft der Heiligen" gibt, deren Glieder sich allenthalben finden. Für die leidende Tochter aber war die balsamische Luft des südlichen Italiens durch Gottes Barmherzigkeit eine Arznei geworden, die für die darauf folgenden Jahre neue Kraft und Lebensfrische in das zarte Gefäß ihres Leibes gegossen hatte.

Redactor: Dr. A. Ostertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.

Panorama von Hongkong.

Nach einem von Chinesen verfertigten Gemälde, im Besitze des Herrn Rechnungsraths Stoßrer in Stuttgart.

1. Oestliche Einfahrt.
2. Jardine Matheson's Haus.
3. Anstalt der französischen Lazaristen (Missionspriester).
4. Morrison's Hügel.
5. Weg nach Tschak-tschu.
6. Happy valley (glückliches Thal), Begräbnißplatz der Europäer.
7. 8. Hospitalhügel mit dem Hospital für Matrosen.
9. Spring Garden (Privatwohnungen).
10. Hospital der Katholiken, dahinter ein katholisches Dorf.
11. Katholische Kapelle.
12. Militär-Hospital.
13. Hauptquartier, Residenz des englischen Generals.
14. Kaserne des englischen Militärs.
15. Englische Kathedrale.
16. Government's office (Amthaus der Regierung).
17. Parade- und Exercierplatz.
18. Residenz des englischen Gouverneurs.
19. St. Paul's College, zugleich Wohnung des anglikan. Bischoffs.
20. Postgebäude.
21. Gerichtshof.
22. Katholische Kirche.
23. Gefängniß.
24. Mubameranische Moschee, dahinter ein Dorf.
25. Büreau der Peninsular und Oriental Dampfschiffahrtsgesellschaft.
26. Unionskapelle und englisches Missionshaus.
27. Amerikanisches Missionshaus.
28. Chinesisches Quartier.
29. Wohnhaus der deutschen Missionare.
30. Polizeistation.
31. Insel Tschong-tschu, westliche Einfahrt.
32. Insel Lau-tau.

Die Insel Hongkong.

(Nach den Mittheilungen des Missionars Lechler.)

Von allen Theilen des ausgedehnten chinesischen Reiches ist in dem letzten Jahrzehnt keiner so bekannt und in den öffentlichen Blättern so häufig erwähnt worden als die kleine Insel Hongkong. Ist sie doch auch der erste und einzige Punkt China's, der als freies und unbestrittenes Besitzthum in die Hände einer europäischen Macht übergegangen und zugleich zu einer Kolonie von Ausländern geworden ist. Und gleichwie diese scheinbar so unbedeutende und öde Insel der wichtigste Stapelplatz des europäischen Handels in jenen Gewässern und der werthvollste Stützpunkt der politischen Verhandlungen mit dem Reiche der Mitte geworden ist, so wurde sie auch der geistige Mittelpunkt, von wo aus die evangelische Mission ihre Zweige und Ranken über das ganze südliche und östliche Küstengebiet China's auszubreiten angefangen hat. Auch die evangelische Missionsgesellschaft in Basel hat zugleich mit ihrem Schwesterverein in Barmen dorthin ihre ersten Sendboten abgeordnet; von dort aus haben diese Knechte des Herrn unter mancherlei Gefahren, Leiden und Mühsalen den Samen des Lebens in das gegenüber liegende Festland getragen und im Innern des Sanonkreises (s. den Basler Missionsatlas) blühende Gemeinlein gegründet. Der jüngste englisch-chinesische Krieg, dessen Verheerungen zunächst eben auf die Umgebungen von Hongkong sich beschränkten, hat die Basler und Barmer Missionare allerdings von ihren gesegneten Arbeitsstätten im Innern wieder verjagt und für einige Zeit sie genöthigt, auf der Insel Hongkong eine sichere Zufluchtstätte zu suchen; aber er hat auch nach kurzen blutigen Zwischenfällen zu einem Friedensschluß geführt, wie ihn selbst die kühnsten Hoffnungen kaum zu erwarten wagten.

China, ganz China ist nun in Wahrheit für das Evangelium geöffnet; der christliche Missionar darf nun ungehindert das ganze Reich nach seiner Länge und Breite (die von den Taiping-Rebellen besetzten Gebiete ausgenommen) mit der Botschaft des Friedens durchziehen, und allem Volk des Landes ist nach dem Buchstaben des Gesetzes volle und unverkümmerte Freiheit gegeben, den Namen Christi, des Gekreuzigten, zu bekennen. Wohl mögen für einige Zeit noch die aufgeregten Volksgeister diese Freiheiten, obgleich sie durch die Verträge gesichert sind, zweifelhaft und gefährlich machen; aber die Wogen werden sich legen, die empörten Gewässer sich ebnen und verlaufen, und die Tauben mit dem Oelzweig des Friedens werden fröhlich ihren Zug in alle Gauen des Landes beginnen. Möge dann Hongkong für die südlichen Provinzen China's dasselbe werden, was einst die schottische Insel Jona (jetzt Icolmkill) für die Länder der heidnischen Germanen war, — ein unerschöpflich fruchtbares Mutterhaus von Aposteln und Evangelisten, ein Licht und Feuerherd des lautern Wortes der Wahrheit, ein Brunnquell des Lebens, von welchem erfrischende Bächlein über den ganzen Umkreis des chinesischen Südens und Ostens sich ausbreiten.

Von den beiden Missionaren Hamberg und Rud. Lechler, welche im Jahr 1846 von Basel auszogen, um auf Hongkong eine Mission zu beginnen und von dort aus ins Innere vorzudringen, ist der erstere nach reichgesegneter Arbeit am 13. Mai 1854 in die ewige Ruhe eingegangen. Sein Arbeits- und Leidensgefährte Lechler hat, ungebeugt durch die schweren und erschütternden Schläge, die ihn und die eben erst aufblühende Mission trafen, in Glauben und Treue mit dem dritten brüderlichen Mitarbeiter, Phil. Winnes, der im Mai 1852 von Basel aus in Hongkong eingetroffen war, vier weitere Jahre fortgewirkt, bis auch er unter Krankheit und Erschöpfung völlig zusammenzubrechen in Gefahr war und sich genöthigt sah, in der Heimath Erholung und neue Kräfte zu suchen. Er traf im Juli 1858 bei uns ein. Durch ihn aber ist uns das ferne China mit all seiner fremdartigen Sitte und Weise und unsre eigene Mission dort mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Schwierigkeiten und hoffnungsreichen Aussichten gleichsam in unmittelbare Nähe gerückt, und es ist uns oft zu Muthe, als seien wir selbst mitten auf den Schauplatz der dortigen Arbeit hinübersetzt. Von besonderem Werthe sind uns die Mittheilungen, die wir von seiner Hand über die

Insel Hongkong und die Geschichte der dortigen Missionen erhalten haben, und wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir aus denselben die zusammengehörigen Züge von Zeit zu Zeit zu einem Gesammtbild zu verarbeiten versuchen. Für dießmal lernen wir aus seinen Schilderungen die Insel Hongkong selbst näher kennen.

Die Mündung des Tschu-kiang oder Perlenstroms bildet eine tief ins Land gehende weite Meeresbucht, welche die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks hat. Nahe bei der Spitze des Dreiecks im Norden liegt die Hauptstadt des südlichen China, das volkreiche Kanton. Die Grundlinie des Dreiecks aber bildet das Meer; sie zieht sich von der im Westen liegenden Halbinsel Macao nach der im Osten liegenden Insel Hongkong. Die Entfernung der letzteren von Macao mag 13—14, die von Kanton aber 25—27 Stunden betragen. „Ehe Hongkong in englischen Besitz übergieng," schreibt Lechler, „hatte sie auch nicht die geringste Bedeutung für das chinesische Reich; kaum daß einige elende Fischerhütten oder kleine Dörflein darauf sich befanden. Die Gesammtzahl der Bevölkerung mochte sich etwa auf 7000 Einwohner belaufen, die überdieß zum größten Theil in ihren Fischerbooten auf dem Meere sich aufzuhalten pflegten. Die Insel ist nur etwa drei Stunden lang und halb so breit. Ein Gebirgskamm von Granit mit hohen Kuppen durchzieht sie der ganzen Länge nach und verhindert ihren Anbau, so daß nur an wenigen Stellen angebaute Felder oder Gärten sich finden. Die Berge sind kahl und ganz mit Granitblöcken übersäet, die das Alter geschwärzt hat. Spärliche Zwergfichten wachsen zwischen ihnen hervor, während im Uebrigen die Bergabhänge mit einer hohen Grasart bedeckt sind, welche die Chinesen zur Feuerung benützen. Von dem gegenüber liegenden Festlande ist die Insel nur durch eine schmale Wasserstraße getrennt, welche den Namen Li yü mun d. h. Karpfenfisch-Thor trägt. Durch dieses Thor aber läuft man von Osten her in einen der schönsten Häfen der Erde ein, der durch die Insel selbst und durch das gegenüber liegende Festland gebildet wird. Seine Vorzüge bestehen darin, daß man sowohl von Osten als von Westen ein- und auslaufen kann, daß das Wasser tief genug ist, um die größten Schiffe zu tragen, und daß die hohen Berge Schutz gewähren gegen

die heftigen Stürme, welche draußen im chinesischen Meer und sogar in dem Hafen von Macao oft so große Zerstörungen unter den Fahrzeugen anrichten. Doch kennt man auch hier die Schreckniſſe, die der wilde Anprall eines Sturmes herbeiführt. Schauerlich namentlich ist der sogenannte Tai-fung, der die Schiffe im Hafen wie Nußschalen hin und her schleudert, sie von ihrem Ankergrund losreißt und gegen das Ufer treibt, wo sie an den Felsen zerschellen. Er bewegt in seiner Wuth die Häuser in ihren Grundfesten, deckt die Dächer ab und begräbt nicht selten ganze Familien unter den Trümmern ihrer Wohnungen. Doch sind die Verheerungen, die er hier anrichtet, bei Weitem nicht so groß als in Macao und Kanton, wo die Häfen offener und weniger geschützt sind. Früher diente dieser schöne Hafen nur den Seeräubern zur Zufluchtstätte, und die durch dieselben gefährdete Meeresstraße von Hongkong war ein Schreckensort für manchen friedlichen Küstenfahrer, der mit seiner für den Markt von Kanton bestimmten Ladung angefallen und eine leichte Beute der Piraten wurde.

„Mit dem Jahr 1841 aber brach für die Insel eine neue Epoche an, als sie in Folge des sogenannten Opiumkriegs in die Hände Englands übergieng. Die Besitznahme geschah am 26. Januar des genannten Jahres und zwar durch Sir George Bremer. England hat sich dadurch eine unabhängige, überaus wichtige Stellung in China gesichert; aber es wollte die Vortheile, die es hiemit für sich und seinen Handel errungen hatte, in liberaler Weise auch andern Nationen zu gut kommen lassen. Hongkong wurde ein Sammelpunkt für Leute aus allen Gegenden der Erde, die sich hier niederließen, um unter dem Schutz der brittischen Regierung Handel und Gewerbe zu treiben. Rasch und wie durch Zauber erhob sich am nördlichen Ufer der Insel eine Stadt, die den Namen Viktoria erhielt; und wie staunten die Chinesen, als sie sahen, wie man breite Straßen anlegte, auf denen Wagen und Pferde einander ohne Schwierigkeit ausweichen konnten, während die Straßen der chinesischen Städte meist so enge sind, daß selbst Fußgänger Mühe haben durchzukommen. Wie bewunderten sie die stattlichen Gebäude, die Stockwerk an Stockwerk emporstrebten; wie seltsam ward ihnen zu Muthe, als Felsen gesprengt, Hügel abgetragen und die Schuttmassen ins Meer geworfen wurden, um neues Land und neue Bauplätze zu gewinnen. Noch jetzt wird die Stadt immer vergrößert. Nicht blos auf dem schmalen

ebenen Küstensaum dehnt sie sich nach Ost und West ununterbrochen aus, sondern auch an den Hügeln empor ziehen sich Schritt für Schritt die neuen Häuser und Straßen, während dem Meer selbst durch Ausfüllung der kleinen Buchten immer neue Bauplätze abgewonnen werden. Denn bereits beläuft sich die Bevölkerung, die fortwährend aus allen Gegenden herbeiströmt, auf nicht weniger als 70,000 Seelen."

So schreibt Missionar Lechler. Ehe wir aber die Zustände Hongkongs und der Stadt Viktoria näher kennen lernen, lassen wir ihn die ersten Eindrücke schildern, die der neue Ankömmling beim Eintritt in diese fremdartige Welt empfängt. „Läuft man nach langer und ermüdender Seereise endlich in den Hafen von Hongkong ein," sagt er, „so wird das Schiff sogleich von einer Menge kleinerer Boote umringt, welche wetteifern, die Passagiere ans Land zu schaffen. Steigst du nun vermittest der Schiffsleiter in eines dieser Boote hinab, so findest du dich sofort in eine Atmosphäre versetzt, die ganz neue Eindrücke auf deine Geruchsnerven ausübt und sich wesentlich unterscheidet von dem Theergeruch, der auf europäischen Schiffen vorherrscht, und an den du auf einer Reise von mehreren Monaten gewöhnt wurdest. Es ist ein Duft des Weihrauchs, den du einathmest. Siehst du dich um, von wannen er komme, so wirst du abermals überrascht durch den Anblick eines Lichtes, das am hellen Tage aus den Ritzen eines verborgenen Gehäuses hervorschimmert. Neugierig, wie man beim ersten Eintritt in ein neues Land ist, verfolgst du die Spur und versuchst es, ein kleines Thürchen auf die Seite zu schieben, welches das Geheimniß verhüllt. Und indem du es öffnest, tritt es dir zum ersten Mal mit überwältigender Lebendigkeit ins Bewußtsein, daß du in einem Heidenlande angekommen bist. Jenes Gehäuse nämlich ist der Götterschrein, der sich in jedem chinesischen Fahrzeug findet und je nach den Dimensionen des Schiffes größer oder kleiner ist. Ein überaus schmerzliches Gefühl durchbebt den Missionar beim ersten Anblick dieser Götzen, bei dem ersten Zusammentreffen mit dem heidnischen Wesen, welches zu bekämpfen er im Namen seines Gottes gekommen ist; und wie er auf der einen Seite vom innigsten Mitleid ergriffen wird gegen diejenigen, welche Kinder dieser heidnischen Finsterniß sind, so fühlt er auch auf der andern Seite zum ersten Mal recht kräftig, daß es eine satanische Macht ist, welcher gegenüber zu treten er sich nun anschickt. Gerne möchte er im ersten Drang des Herzens

ein Wort reden zu den armen Kindern des Landes, mit denen er im Boote sitzt; aber er kann nicht, seine Zunge ist gebunden, und fast ist er versucht zu zweifeln, ob er je die wunderlichen Töne und Laute dieser Sprache werde nachzuahmen und die Zunge dieses Landes zu reden im Stande sein. Die tiefe Bewegung des Gemüths aber, von der der neue Ankömmling ergriffen wird, bleibt den chinesischen Bootsleuten nicht verborgen; sind sie doch scharfe Beobachter. Um so schmerzlicher aber ist es dann, die frivole Miene wahrzunehmen, mit welcher etwa ein chinesischer Bootsmann den Fremdling angrinst und in leichtfertigem Ton mit gebrochenem und seltsam verstümmeltem Englisch ihm zuruft: This belong joss pigeon, was so viel heißen soll als: Das sind unsre Götter!

„Ein jedes chinesische Fahrzeug hat einen solchen Götterschrein. Die Gottheit aber, der sie geweiht sind, ist die berühmte Himmelskönigin, die Schutzpatronin aller Seefahrer dieses Landes. Ihre Geschichte erinnert unwillkührlich an die vielen Heiligen-Legenden der römischen Kirche, namentlich an die Wunder der Jungfrau Maria, die ja gleichfalls den Ehrentitel der 'Himmelskönigin' führt. Folgendes wird von ihr erzählt: — Geboren in der Provinz Fok-kien, war sie die Tochter einer einfachen Familie, deren männliche Glieder Schiffer waren. Schon frühe bemerkte man an dem Mädchen ein ungewöhnlich andächtiges und in sich gekehrtes Wesen, dessen Grund man in einem geistigen Verkehr mit den Göttern finden zu müssen glaubte. Zur Jungfrau herangewachsen, weigerte sie sich in den Stand der Ehe zu treten, und wünschte ihr Leben ganz mit religiösen Uebungen zuzubringen. Eines Tages, als drei ihrer Brüder jeder mit seinem Boote auf der See waren, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, durch welchen die drei Schiffer in augenscheinliche Lebensgefahr gebracht wurden. Während nun draußen der Sturm tobte, befand sich die Schwester der Nothleidenden zu Hause und verfiel plötzlich in einen bewußtlosen Zustand, jedoch ohne daß die Eltern anfangs etwas davon bemerkten. Als man es aber nach einiger Zeit gewahr wurde, versuchte man sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Wirklich erwachte sie auch wieder, aber mit großer Bekümmerniß darüber, daß man sie gestört habe; denn nun sei ihr Werk unvollendet geblieben. Die Eltern wußten sich die Sache nicht zu erklären, bis am folgenden Morgen zwei der Söhne zurückkehrten und von der Gefahr erzählten, in welcher sie sich während des Sturmes befunden hätten;

wie ihnen aber plötzlich eine Gestalt, die ihrer Schwester ganz und gar ähnlich gesehen habe, erschienen sei und das Steuerruder zuerst des einen ihrer Boote und dann des zweiten regiert habe, bis beide glücklich ans Land gebracht waren. Der dritte Bruder aber sei auf der hohen See zurückgeblieben und mit seinem Boote von den Wellen verschlungen worden. Nun erst merkten die Eltern, was der bewußtlose Zustand ihrer Tochter zu bedeuten hatte, und brachen in lautes Wehklagen aus, daß sie die Schuld trügen, daß nicht auch ihr dritter Sohn aus den Wellen gerettet ward. Nach dem Tode dieser Jungfrau wurde sie zur Göttin erhoben und erhielt den Titel 'Himmelskönigin'; es werden ihr aber unzählige solcher Erscheinungen nachgerühmt, durch welche sie allerlei Nothleidenden Hülfe und Rettung brachte. Ihre Verehrung ist sehr allgemein in China, und außerdem daß sie auf jedem Fahrzeug einen Schrein hat, sind ihr auch unzählige Tempel auf dem Festland geweiht.

„Die genannten Schreine sind in der Regel mit zierlichem und vergoldetem Schnitzwerk geschmückt. Vor dem gleichfalls vergoldeten Bilde, das in demselben sich befindet, steht die Weihrauch-Urne, zu deren beiden Seiten brennende Lichter und zugleich stets drei Tassen Thee als Opfer stehen. Bei besonderen Anlässen werden dann reichlichere Opfer gebracht. Häufig befinden sich auch noch andere Götzen auf den Booten, und wunderliche Schriftzeichen zeigen entweder ihre Namen an oder sprechen die Bitten aus, welche die Bootsleute ihren Göttern vorzubringen haben. Eine der häufigsten Inschriften heißt: 'Mögest du mir günstigen Wind senden und mein Geschäft gewinnreich machen.' Jeden Morgen und jeden Abend werden vor dem Götterbild Rauchkerzen angezündet und Goldpapier verbrannt, in der Hoffnung, daß der unsichtbare Geist des hier verehrten Wesens gehörige Notiz von der Ergebenheit seiner Schutzbefohlenen nehme und auch seinerseits dem auf ihn gesetzten Vertrauen entspreche. Besonders aber findet bei der Abfahrt vom Lande ein namhafterer Cultus statt, indem das gewöhnliche Opfer mit einer lärmenden Musik von Trommeln und Gongs (metallenenen Handpauken) begleitet wird. Oft wenn im Hafen von Viktoria mehrere Boote zugleich die Anker lichten, ertönt von allen Seiten ein solches Getöse, daß man eher denken sollte, es würden dadurch die Götter verscheucht als zu gnädigem Wohlgefallen bewogen. Malerisch nehmen sich im Abenddunkel die brennenden Papierstreifen aus, welche in unzähliger Menge von

Die Insel
Hongkong.

den Schiffen herab ins Meer fliegen; aber um so schmerzlicher ist es zu wissen, daß dieß die Gebetsfeuer der Chinesen sind."

Doch wir betreten nun unter dem Geleite unsres lieben Führers, des Missionars Lechler, und mit Hinweisung auf das unter seinen Augen ausgeführte Panorama, das auf unsrem Titelbild dargestellt ist, die Stadt selbst. Sie liegt, wie schon berührt, auf der Nordseite der Insel, am Fuße des Viktoria Pik, der als die höchste Kuppe des Gebirgskammes sich nahe an 2000 Fuß über dem Meere erhebt. Die Stadt theilt sich in zwei Theile, — in das chinesische und das europäische Quartier; jenes findet sich auf unserm Bilde zur äußersten Rechten (Nr. 28), woran sich dann von dem amerikanischen Missionshaus an (Nr. 27) das europäische Quartier anschließt, welches von Jahr zu Jahr sich weiter nach Osten zu (auf dem Bilde nach links) ausdehnt. „Da wo jetzt das chinesische Quartier liegt," schreibt Lechler, „befand sich ursprünglich nur ein Dorf von etlichen armseligen Fischerhütten, das die Chinesen Kiun-tai-lu nannten, — ein Name, mit dem sie auch jetzt noch die ganze Stadt bezeichnen. Auf der Südseite des Pik (s. das nebenstehende Kärtchen) liegt ein kleines Dorf, das von den Chinesen Hiong-kong d. h. duftender Strom genannt wird, und nach welchem die Engländer der ganzen Insel den Namen Hongkong gegeben haben, ohne Zweifel weil sie dort zuerst landeten. Die Stelle aber, wo Besitz von der Insel genommen wurde, ist da, wo jetzt das chinesische Quartier steht. Auf regelrechte Anlage einer Stadt konnte natürlich anfangs wenig Rücksicht genommen werden, zumal da der Boden so hügelig und ungleich ist; doch wurde gleich zum Anfang eine 50 Fuß breite Straße ausgesteckt, die sich der Küste entlang von einem Ende der Stadt bis ans andere zieht und beinahe zwei Stunden lang ist. Später wurde dieselbe in geringerer Breite fortgesetzt und läuft jetzt in einer Erstreckung von etwa acht Stunden um die ganze Insel. Ein Engländer hat einmal aus Privatvergnügen an Einem Tage zweimal die ganze Insel auf dieser Straße umwandert. Rücksichten auf den Handelsverkehr veranlaßten die Kaufleute, ihre Magazine und Comptoirs so nahe ans Meeresufer als möglich zu bauen, während sie ihre Wohnhäuser Gesundheits halber auf den Anhöhen errichteten. Eines der schönsten Magazine ist das der Firma Jardine Matheson und Comp. (s. Nr. 2 zur äußersten Linken auf dem Panorama). Unter den frühesten Gebäuden, die sich erhoben, ist die katholische Kirche (Nr. 22),

welche anfangs ziemlich frei stand, im Laufe der Zeit aber gleich vielen andern Gebäuden dicht von Häusern umringt wurde, so daß dieselbe jetzt sich in einer Straße befindet, in welcher lauter Tischler ihre Werkstätten haben. Auch um Matheson's Wohnung her hat sich ein ganzes Dorf angebaut, das den Namen Sau-kam-pu hat. Allmählig wurden kleinere Hügel abgetragen und einlaufende Buchten damit ausgefüllt, — ein Verfahren, das immer noch fortgeht. Dadurch wurde ebenes Land gewonnen, das mit unglaublicher Schnelligkeit überbaut ward, wobei es denn auch möglich wurde, regelmäßigere Straßen anzulegen. Im Jahr 1852 fand eine große Feuersbrunst im chinesischen Quartier statt, und nun drang die Regierung darauf, daß bei dem Neubau möglichste Regelmäßigkeit beobachtet und breite Straßen angelegt wurden. Jetzt laufen durch die Stadt drei mit dem Ufer parallele Straßen, die weiter gegen Osten auf zwei und zuletzt auf eine sich beschränken. Die Regierung hat große Summen darauf verwendet, überall, wo den Berg hinauf Wohnungen entstanden, auch gute Wege anzulegen, Abzugskanäle für das zur Regenzeit in großer Masse vom Berg herabströmende Wasser zu bauen und durch Brücken allenthalben den Verkehr herzustellen. Der gesammte Grund und Boden wurde von der Regierung in gleichmäßige Parzellen (Bauloose) getheilt, und diese werden als Bauplätze im Aufstreich verkauft. Der Ertrag davon, sowie die Grundsteuer, bildet die Haupteinkünfte, welche die Insel abwirft. Durch die strengen Maßregeln aber, welche die Regierung zur Handhabung der Reinlichkeit ergriff, hat sie es dahin gebracht, daß auch das chinesische Quartier geordnet und anständig aussieht, während wenigstens die chinesischen Kaufleute selbst es aus eigenem Antrieb sich angelegen sein lassen, ihren Läden ein hübsches und zierliches Aussehen zu geben. Jeder Hausbesitzer ist überdieß gehalten, ein Wasserfaß vor seiner Wohnung zu halten für den Fall, daß Feuer ausbräche, während von der Regierung selbst an verschiedenen Plätzen große eiserne Wasserbehälter für denselben Zweck eingerichtet sind. Löschanstalten sind jedoch auf Hongkong, wenigstens im Chinesen-Quartier, von geringem Werth. Die chinesischen Wohnungen sind so leicht gebaut und haben so viele Bretterwände, daß das beste Löschmittel im Niederreißen der Häuser besteht; es ist auch unglaublich, wie bald nach einem Brande wieder neue Gebäude erstehen. Die Bauart der gewöhnlichen chinesischen Häuser ist sehr einfach. Es sind in der Regel eben nur drei Mauern, die von Back-

steinen aufgeführt und mit einem Ziegeldach bedeckt sind; man sieht weder Zimmerdecke, noch Fußboden, und das Licht kommt nicht durch Fenster, sondern durch die Thüre, welche die ganze Vorderseite des Hauses bildet. Diese Thüren bestehen nicht aus Flügeln, sondern aus acht beweglichen Brettern, die man des Morgens herausnimmt und Abends wieder einsetzt. Hat ein Haus mehrere Stockwerke, so ist natürlich auch die Einrichtung etwas verschieden. Es gibt zwei- und mehrstöckige Häuser in der Stadt, während die Wohnungen in den Dörfern in der Regel nur einstöckig sind. Die kleinen, schlechtgebauten Wohnungen der Chinesen sind übrigens oft bis ins Unglaubliche übervölkert. Das Bedürfniß nach behaglicher Einrichtung kennt der Chinese in der Regel nicht, da sein ganzes Streben nur auf Erwerb gerichtet ist. Ein Hauseigenthümer sucht deßhalb so viel Raum in seiner Wohnung zu vermiethen, als nur immer möglich ist, und nicht selten kann man den Hausherrn in einer der durch das ganze Haus eingerichteten kleinen Zellen finden, wo nur sein Bett Platz hat.

„Das chinesische Quartier hat seine eigene Eintheilung. Da ist ein Fischmarkt, ein Fleischmarkt, ein Gemüsemarkt, ein Holzmarkt. Die Namen der Straßen sind ächt chinesisch: Straße des allgemeinen Friedens, Straße des emporkommenden Reichthums ꝛc. Da sind Straßen, wo ganze Reihen von Läden ihre Waaren in Seide und Baumwolle ausstellen, und dem Ufer entlang stehen große Magazine, die mit Reis und andern Lebensbedürfnissen angefüllt sind. An den Straßenecken oder sonstigen öffentlichen Plätzen sieht man Wahrsager sitzen, welche die Bedeutung eines geworfenen Looses erklären, oder die glückbringenden Tage bestimmen, oder andere Künste des Aberglaubens treiben. Eine nicht geringe Anzahl von Häusern in diesem Quartier sind leider den beklagenswerthesten Zwecken gewidmet; es sind die Opiumkneipen und die Bordelle, von denen die letzteren unglücklicher Weise namentlich von den hier eintreffenden europäischen und amerikanischen Matrosen besucht werden. Uebrigens haben sich im Chinesenquartier auch viele Europäer angesiedelt, obwohl in der Regel nicht eben respektable Leute, meistens Gastwirthe oder Branntweinverkäufer. Leider gibt es in Hongkong eine furchtbare Anzahl von Grog-Schenken (Grog = Rum mit Wasser vermischt), und das Unwesen, das besonders an Sonntagen von Europäern mit Saufen und Unzucht mitten unter den Chinesen getrieben wird, ist wahrhaft

empörend, und gehört zu den schwersten Verantwortungen, welche die Christen, den Heiden gegenüber, auf sich laden.

„In Mitten der chinesischen Stadt steht die englische Missionskapelle, die an den Abenden, wo Gottesdienst darin gehalten wird, in der Regel sehr voll ist. An vier Abenden in der Woche wird dort Heidenpredigt gehalten, wozu sich eine ganz gemischte Zuhörerschaft einfindet. Am Sonntag ist Gottesdienst für die eingeborene Gemeinde. In der letztvergangenen Zeit durften auch wir deutsche Missionare dieselbe zu unsern Gottesdiensten für die Hakka's benützen.

„Was das europäische Quartier von Viktoria betrifft, so sind die Chinesen davon natürlich nicht ausgeschlossen; vielmehr hat sich eine große Menge derselben in allen Straßen angesiedelt, namentlich solche, welche ausschließlich Geschäfte mit den Europäern machen. Da sind Straßen von Curiositätenhändlern, Porzellanverkäufern, Schuhmachern für Europäer; da sind Tischler, welche europäische Möbeln liefern, Blechler, Sattler, Drucker, Buchbinder, Uhrmacher, Bäcker und andere Handwerker. Es werden etwa 80 verschiedene Gewerbe von den Chinesen hier getrieben. Unter den Kaufleuten und Krämern sind wohl Manche, die in Beziehung auf ihr Geschäft sehr geschätzt sind; aber von chinesischen Kaufleuten ersten Ranges ist noch Keiner nach Hongkong gekommen, und auch diejenigen geringeren Ranges, welche hier wohnen, betrachten Hongkong doch nicht als ihre Heimath, sondern nur als ihren Geschäftsort. Sie würden eine große Schande auf sich zu laden meinen, wenn sie ihre Frauen mit hieher nehmen wollten, da sie sehen, wie die Straßen von Viktoria von Weibern der allerschlechtesten Art wimmeln. Wenigstens ist es Thatsache, daß keine respektable chinesische Kaufmannsfamilie hier wohnt. Die chinesischen Fleischer, Fisch- und Gemüsehändler haben ihre Läden auf dem Centralmarkt und auf andern Marktplätzen. Auch Fruchthändler sind häufig. Die Bäcker bereiten ihr Brod häufig mit Maismehl, und weil ihr Sauerteig in der Regel schlecht ist, wird das Brod sauer und ungesund. Die chinesischen Baumeister sind eigentlich keine ungeschickten Leute; denn obschon der Chinese wenig Sinn für Erfindung hat, so besitzt er doch große Fertigkeit im Nachahmen. Dabei herrscht aber immer seine heidnische selbstsüchtige Natur vor; er denkt weder an die Person, für die er arbeitet, noch an die Arbeit, wie sie ausfällt; er hat nur sich selbst und seinen Profit im Auge. Seine Arbeit hat deßhalb zwar den Schein einer überraschenden

Aehnlichkeit mit dem ihm vorgelegten Muster, aber bei näherer Untersuchung findet man, daß sie an wirklicher Güte, Solidität und Dauerhaftigkeit weit hinter europäischer Arbeit zurücksteht. Der Baumeister, welcher einen Vertrag gemacht hat, ein Haus nach englischer Weise um eine bestimmte Summe herzustellen, wird, wenn man ihn nicht überwacht, alles Mögliche thun, um nur rasch und wohlfeil fertig zu werden; er wird vielleicht nur an den in die Augen fallenden Stellen Mörtel zwischen den Backsteinen anbringen, oder so viel Sand in den Kalk mengen, daß die Masse nicht festhält. Die Zimmerleute schlagen die Schrauben lieber mit dem Hammer ein, weil dieß leichter geht; und wenn dann, was nicht selten geschieht, das Haus einstürzt, so wissen sie schon Mittel zu finden, um einem Schadenersatz zu entgehen. Die Arbeiten in Elfenbein sind weit berühmt. Die Gold- und Silberarbeiter sind außerordentlich geschickt. Die Eisen-, Zinn- und Kupferschmiede können fast Alles machen, was man haben will; Einer hat sogar nach bloßer Beschreibung ein kleines Modell einer Dampfmaschine zu Stande gebracht. Die Maler copiren sehr gut; ihre Bilder auf Reispapier sind berühmt und überall bewundert; im Perspektiv- und Schattenzeichnen aber stehen sie weit zurück. Die Schreiner arbeiten gut, und ihre Möbeln werden weithin versendet. Die Sänften- und Lastträger bilden eine eigene Klasse; sie stehen in großen Schaaren an den Straßen, wartend, bis Jemand sie dinge. Mit größter Leichtigkeit und für geringfügigen Lohn kann man da eine Menge dienstbarer Geister herbeschwören, meistens Hakka's, die ein freundliches Wort mit den überschwenglichsten Hochachtungsversicherungen erwiedern, wobei man jedoch ihre schwache Seite in Beziehung auf Verwechslungen zwischen Mein und Dein nicht aus dem Auge verlieren darf.

„Die Wohnungen der Europäer sind natürlich nicht in chinesischem Styl gebaut. Es giebt eine Menge sogenannter Bangalo's, einstöckige Wohnungen mit vorragendem, von Säulen gestütztem Dache, wodurch eine Veranda gebildet und das direkte Einfallen der Sonnenstrahlen in die Zimmer verhütet wird. Doch gibt es auch viele mehrstöckige Wohnungen; aber auch bei ihnen ist auf die Bedürfnisse des Klima's Rücksicht genommen. Die hervorragendsten Gebäude sind die englische Kathedrale, die Kasernen, die Wohnung und Kanzlei des englischen Gouverneurs, das St. Pauls Collegium, welches zugleich Residenz des anglikanischen Bischofs ist, der Gerichtshof, das Bureau der

Dampfschifffahrtsgesellschaft, die katholische Kirche ꝛc. (s. das Panorama). Konsuln von allen mit England befreundeten Nationen residiren auf Hongkong, und ihre Wohnungen sind durch ihre Nationalflaggen bezeichnet. Die europäischen Kaufleute in Viktoria sind natürlich meistens Großhändler, deren Schiffe im schönen Hafen schwimmen. Doch gibt es auch englische Kaufläden, wo man alle Bedürfnisse, obwohl zu ziemlich hohen Preisen, befriedigen kann. Da sind Uhrmacher, Juweliere, Modehändler, Apotheker, Auktionäre ꝛc. An Aerzten ist kein Mangel, aber für einen einzigen ärztlichen Rath wird ein Pf. Sterling (25 Fr.) gezahlt. Die Zahl der Regierungsbeamten ist groß; Advokaten gibt es in Menge. Es werden drei Wochenzeitungen in der Stadt ausgegeben (Abonnementpreis per Jahr 30 fl.), während außerdem ein Tagblatt erscheint (20 Dollar per Jahr). Andere periodische Blätter werden gratis vertheilt und erhalten sich durch die Einrückungsgebühr von Anzeigen ꝛc. Man hat auch versucht, eine chinesische Zeitung herauszugeben, welche allerlei nützliche Belehrungen für das Volk enthielt; allein obgleich man das Blatt den Chinesen fast geschenkt hat, fand es doch keinen Anklang und mußte wieder eingehen.

„Die Straßen der europäischen Stadt tragen europäische Namen, wie Pottingers-Straße, Gützlaffs-Straße ꝛc. Auf dem Paradeplatz exerziren die Soldaten oder machen ihre Spiele zum Zeitvertreib. An den Sommerabenden ist Musik, und die europäische Bevölkerung findet sich zahlreich dazu ein, besonders die Kinder mit ihren chinesischen Ammen. Auch die Chinesen sehen gerne den militärischen Uebungen zu, während die Musik sie weniger zu interessiren scheint. Am Sonntag sind alle europäischen Läden geschlossen, nicht so die chinesischen. Die Herrschaften lassen sich dann im Palankin zur Kathedrale tragen; die Träger aber warten außen im Freien, bis der Gottesdienst vorüber ist, um dann ihre Lasten wieder nach Hause zu befördern. Dieß geschieht Vor- und Nachmittags. Abends ist dann wieder Gottesdienst in der Unionskapelle bei Beleuchtung. Die Muhamedaner haben ihre eigene Moschee, welche von den vielen in Hongkong lebenden Malayen besucht wird. Auch Araber wohnen dort, aber wenige. Die Parsi's und Hindu's verrichten ihre Andachtsübungen zu Hause oder gar nicht. Erstere machen großartige Handelsgeschäfte in Hongkong; die Letzteren sind meist Dienstboten. Die auf Booten lebende Bevölkerung ist ungemein groß; sie sind aber Alle aufs genaueste

einregistrirt und zahlen eine Taxe an die englische Regierung. In der Regel finden sie ihr Auskommen durch den Transport von Leuten oder Waaren von einem Ort zum andern. Die Polizei wird sehr strenge gehandhabt, besonders seit dem Ausbruch des letzten Kriegs. Kein Chinese durfte sich nach 8 Uhr Abends auf der Straße blicken lassen ohne brennende Laterne und einen Paß; im Uebertretungsfalle wurde er arretirt und mußte die Nacht auf der Polizeistation zubringen. Ich selbst erlebte einmal den Spaß, von einem freilich etwas betrunkenen Polizeidiener in Haft genommen zu werden, weil ich in chinesischer Kleidung gieng und keinen Paß hatte. Ich konnte nicht umhin, dem Manne, der ein geladenes Gewehr trug, auf die Station zu folgen, wurde aber mit vielen Bitten um Entschuldigung wieder entlassen, und der Mann erhielt einen Verweis. Uebrigens lebt auf der Insel viel loses Gesindel, Landesflüchtige, Mitglieder der Dreiheitgesellschaft, Diebe und Seeräuber, und deßhalb kommen trotz aller Wachsamkeit der Polizei oft Gewaltthätigkeiten vor, und es sind schon sorglose Spaziergänger am hellen Tage auf offener Straße angefallen und in unglaublicher Eile ihrer Uhr oder Börse beraubt worden. Ehe man sichs versieht, haben die Bösewichter sich in der wogenden Menge verloren." —

Auch in die allgemeinen klimatischen Verhältnisse der Insel, sowie in den Umfang ihrer Erzeugnisse eröffnet uns Lechler einen Blick. „Man kennt auf Hongkong," sagt er, „eigentlich nur zwei Jahreszeiten, — den Sommer, der im April beginnt, und den Winter, der im Oktober seinen Anfang nimmt. Den Uebergang von der kühlen winterlichen Jahreszeit in den Sommer bildet der Regenmonat März, während dessen in der Regel ein sanfter Landregen anhält, also daß alle Bäche und Flüßchen anschwellen und das Wasser von allen Hügeln und Bergen herab in kleinen Rinnsalen zum Meere strömt. Während dieser Zeit werden in Folge der warmen Feuchtigkeit leicht Kleider, Bücher und andere Gegenstände schimmlicht und verdorben, wenn man nicht die helleren Tage benützt, diese Sachen in der Sonne wieder austrocknen zu lassen. Auch im Mai rechnet man mehr Tage mit als ohne Regen, während im Dezember und Januar kaum zwei bis drei Regentage auf den Monat fallen. Der Sommer selbst ist sehr heiß, namentlich in der Stadt, indem der hohe Gebirgskamm die kühlenden Südwinde abhält, während andererseits die brennenden Sonnenstrahlen an den Bergabhängen abprallen und

eine wahre Ofenglut ausströmen. Da ist dann Alles in dünne weiße Kleidung gehüllt, und viele Chinesen gehen halb nackt; doch ist das weibliche Geschlecht immer sehr anständig gekleidet. Die größte Hitze dauert von Mai bis September, wird aber oft unterbrochen durch starke Regengüsse und heftige Gewitter, wie denn auch der oben erwähnte Tai-fung (Sturm) nur im Sommer vorkommt. Die schönste Jahreszeit ist der Winter, wo man heitern Himmel, reine Luft und kühlen Wind hat. Schnee und Eis gibt es in Hongkong nie. Letzteres wird auf Schiffen von Amerika gebracht und in der Stadt verkauft, um in der heißen Zeit die Getränke zu kühlen. Reiche Leute stellen wohl auch einen Eisschemel in ihre Schlafkammer, um die Luft kühl zu erhalten. Die Nordostwinde sind im Winter oft sehr kalt, so daß die Chinesen sich in Pelze hüllen und die Europäer am Kohlenfeuer ihrer Kamine sich wärmen. Doch fällt der Thermometer im Winter selten unter 8° Reaumür (über Eis), während er im Sommer gewöhnlich nicht über 26° steigt. Die mittlere Temperatur im Sommer mag 23°, im Winter 13° Reaumür betragen.

„Obschon die Insel sehr felsig ist, so entstanden doch in und bei der Stadt allmählig schöne Anlagen und zierliche Blumengärten. Die Regierung hat Forchenbäumchen und Bambus pflanzen lassen, und Privatpersonen haben Gärten angelegt, in denen man neben tropischen Gewächsen auch unsre heimatlichen Pflanzen antrifft. Die Aloe sah ich in einem üppigen Stamm blühen und die Jucca rubricincta ihre weißen Glocken in prächtiger Pyramidenform entfalten. Die Volcameria wächst als Unkraut; den Oleander, die Hortensia, die Asklepias sieht man überall. Bekannt ist der chinesische Aster (Aster sinensis), welcher die Stelle unsrer Dahlien vertreten muß. Die Reseda, das Kapuzinerlein, die Monatrose und Narzisse lächeln uns als alte Bekannte entgegen; der Jasmin verbreitet seinen starken Duft neben den in reichen Farben blühenden Geranien. Die Syringe (Flieder) breitet sich wie ein Eichbaum aus; die Akazie schießt in üppiger Kraft und Fülle empor. Von Eichen habe ich mehrere Arten gesehen, obwohl mit andern Blättern, als wir sie bei uns gewohnt sind; nur die Frucht ließ den Baum erkennen. Die liebliche Tempelblume mit ihrem außerordentlich feinen Geruch entfaltet ihre weißen Blüthen zwischen dem breiten länglichten Blatt auf saftigem Stamm; die üppige Lotus ergötzt das Auge mit ihrem kolossalen Kelch auf hohem Stengel, der aus dem tellerförmigen Blatt empor-

wächst und seine Nahrung blos aus dem Wasser zieht, in welchem die Knolle schwimmt. Die Camellia oleifera, von den Chinesen Theeblume genannt, erquickt das Auge mit ihren weißen oder rothen Blüthen. Die Theestaude selbst kommt in Hongkong zu keinem rechten Gedeihen, da sie nur in der Provinz Fok-kien recht daheim ist. Besonders lieblich aber sind die Orangebäumchen, welche in den verschiedensten Arten ihre goldenen Früchte zwischen dunkelgrünem Laube tragen und namentlich in Zwerggestalt sehr gesucht sind.

„Unter den Früchten ist zu nennen die Ananas, die Mango, die Banane, die Kokosnuß, der Granatapfel und viele andere im Abendland unbekannte Obstarten, die jedoch alle auf dem gegenüber liegenden Festland viel besser gedeihen. Neuerdings hat man angefangen, auch Kaffeepflanzungen anzulegen; doch wird die Zeit erst lehren, ob sie die Mühe lohnen. Als Gehege für solche Anlagen dienen die stacheligen Kaktus. Einige Gemüsearten liefern Grünes für die Küche und wohl auch Kartoffeln, Bataten (süße Kartoffeln), Yams, Salat, Bohnen, Kohl, Spinat ꝛc. Doch was die Insel an Lebensmitteln hervorbringt, ist höchst unbedeutend, und sie hängt in dieser Beziehung gänzlich vom Festland und der von Außen kommenden Zufuhr ab. Daher die Noth und unglaubliche Theurung, als während des letzten Kriegs die chinesischen Behörden auf dem Festland keinem Boote mehr gestatteten, nach Hongkong herüber zu kommen, um es mit Lebensmitteln zu versorgen.

„Für die Thierwelt ist auf der Insel kaum noch Raum da. Die Luft allerdings schwärmt von Moskito's, gegen deren peinliche Angriffe auch der ärmste Chinese sein Nachtlager mit dem Moskito-Netz zu schützen sucht. Bei ihm besteht es dann freilich aus gröberen Stoffen, während die Betten der Reicheren mit einem feinen Gaze umhängt sind. Singvögel sind selten; dagegen gibt es Habichte in Menge, und oft sieht man sie ihre Mahlzeit aus dem Wasser holen. Auch die Möwe treibt sich im Hafen umher. Sperlinge und Schwalben zwitschern allenthalben in ihren wohlbekannten Tönen. Fasanen nisten auf den Bergen; dort treiben auch noch vereinzelte Rehe und Tigerkatzen ihr Wesen. Schlangen gibt es viele, und ich habe deren von 6 Fuß Länge gesehen. Sie werden von den Chinesen gegessen, weßhalb man sie jeweilen auf dem Markte kaufen kann; auch Katzen und Hunde und sogar Ratten dienen den ärmeren Volksklassen zur Nahrung."

Was die religiöse Seite des chinesischen Lebens betrifft, so werden wir wohl später Gelegenheit haben, von derselben Hand, der wir die gegenwärtigen Mittheilungen verdanken, einige tiefer eingehende Grund- und Karakterzüge darüber zu geben. Es sei für jetzt genug, mit einigen wenigen allgemeinen Zügen die religiösen Anschauungen der Chinesen anzudeuten. Wie bei allen gebildeteren Völkern der Heidenwelt, so findet sich auch bei den Chinesen neben dem gemeinen Volksglauben eine philosophische Religionslehre, d. h. ein Versuch, auf dem Wege philosophischen Denkens das Geheimniß der Entstehung der Welt und des Uebels in derselben zu erklären und zugleich die Mittel zu finden, durch welche dieses Uebel zu überwinden wäre. Der chinesische Weise kommt dabei, wie dieß bei allem blos menschlichen Denken nicht anders möglich ist, nicht über den sogenannten Dualismus, d. h. die Annahme von zwei ursprünglichen, gleich ewigen Grundkräften, hinaus, von denen die eine die bewegende, schaffende und bildende Kraft oder das geistige Prinzip (im Hakka-Dialekt Jong, im Mandarin Jang), die andere die ruhende, träge Masse oder die Materie (Jim oder Jin) sei. Durch das Einwirken der bewegenden Kraft auf die starre Materie entstand nach chinesischer Anschauung eine Kreisbewegung, die anfangs langsamer, allmählig aber immer rascher vor sich gieng, bis nach und nach aus diesem Wirbelsturm der beiden Grundprinzipien die einzelnen Theile der jetzt bestehenden Welt ausgeworfen und gestaltet wurden. Himmel und Erde, Licht und Finsterniß, Sonne und Mond, Berge und Wasser, Thiere des Feldes und Vögel des Himmels, Mann und Weib giengen auf diese Weise hervor, und in allen diesen Erscheinungen stellte sich wieder der Urgegensatz von Jim und Jang, von schaffender und empfangender Kraft, von Bewegung und Ruhe dar. So lange nun in allen diesen so entstandenen Elementen der Welt ungetrübte Harmonie und ungestörte Ordnung herrscht, so lange waltet auch Friede, Heil und Glückseligkeit. Die Störung der Harmonie und Ordnung ist die Ursache alles Uebels in der Welt. Der Mensch aber, in welchem gleichsam alle Nerven des allgemeinen Naturlebens zusammenlaufen, kann entweder durch Ungerechtigkeit, Zorn und Mangel an Anstand die allgemeine Harmonie stören und dadurch die Welt in Verwirrung bringen, oder er kann durch ein vollkommenes Leben nach den Gesetzen des Himmels jene Ordnung wieder herstellen und befestigen. Confuzius, der große Reformator China's, ist es, der die

Regeln des tugendhaften Lebens, diese Bedingung des allgemeinen Weltglückes, festgestellt und in seinen Schriften für alle Zeiten fixirt hat. Sie sind in die fünf Kardinaltugenden zusammengefaßt: Liebe, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Wahrheit. In der Beobachtung derselben besteht die Religion der Chinesen.

Es leuchtet aber auf den ersten Blick ein, daß diesem System das eigentlich karakteristische Wesen der Religion fehlt, nämlich die Beziehung des Menschen zu einem persönlichen Gott, der über ihm ist, und die Rücksicht auf ein Leben nach dem Tode. Confuzius selbst hat ausdrücklich seine Schüler von dem Nachdenken über die jenseitige Welt hinweg und ausschließlich auf das diesseitige Leben verwiesen. Auf die Frage, was er von dem Leben nach dem Tode zu sagen wisse, gab er zur Antwort: „Wir wissen noch zu wenig von diesem Leben, was sollten wir von dem Zustand nach dem Tode wissen können?" Damit hat er sein Volk zu einer Art von tugendhaften Materialisten gemacht und ihm an der Stelle einer Religion eine bloße Sitten- und Anstandslehre gegeben.

Aber wie wäre es möglich, daß ein Menschenherz, ja daß ein ganzes Volk den Schrei des Gewissens, das von einer jenseitigen Welt der Vergeltung und von einem Gericht nach diesem Leben unüberhörbar redet, ganz und für immer sollte in sich ersticken können? Auch das chinesische Volk vermochte das nicht; und da sein großer Philosoph und Reformator Confuzius es darin im Stiche ließ, fiel es einer fremden, ausländischen Religionslehre, dem Buddhismus, zu, der von Indien herüber zu ihm kam und die ungeheure Lücke auszufüllen versprach. Der Confuzianismus lehrt die Chinesen tugendhaft und anständig leben, der Buddhismus will sie lehren, auch selig zu sterben. Der Letztere, mit seinen Fabeln von Himmel und Hölle, von Gericht und Vergeltung, von Weltverachtung und Selbstkasteiung, hat, so fremdartig auch das Alles dem chinesischen Wesen ist, dennoch so sehr in die ganze Denk- und Anschauungsweise des Volkes sich eingedrängt und sich mit derselben vermengt, daß nicht leicht ein Chinese, vom geringsten Landmann an bis hinauf zum Kaiser, ein reiner Nachfolger des Confuzius sein wird ohne alle Beimischung des Buddhismus. Daher die unzählige Masse von Götzen und Götzenbildern, die dem Chinesen ursprünglich fremd waren; daher die Vergötterung der Heroen, der großen Weltweisen und Staatsmänner; daher das ganze verworrene Labyrinth von abergläubischen Cultus-

formen, die dem nüchternen Karakter der Chinesen sonst so widersprechend sind.

Doch wir kehren zu Hongkong zurück, und es dürfte hier nicht uninteressant sein, die chinesische Religion nach ihrer äußeren, volksmäßigen Erscheinung, wie sie sich im täglichen Leben der Eingeborenen darstellt, an unsrem Auge vorübergehen zu lassen. Wir senden aber diesen Schilderungen ein Wort von Dr. Williams, diesem gründlichen Kenner der chinesischen Volkszustände, voran, — ein Wort, das der Beachtung wohl werth ist.

„Im ganzen chinesischen Cultus," sagt er, „findet sich nichts von jener Vergötterung der rohen Sinnenlust, durch welche, wie dieß in so vielen andern heidnischen Ländern der Fall ist, im Namen der Religion die gräulichsten Ausschweifungen der menschlichen Natur gerechtfertigt und legitimirt, die geistigen Kräfte des Volkes aber entnervt und die Herzen verunreinigt werden. Unter den chinesischen Göttinnen findet sich keine Venus oder Lakschmi. Keine Wehklage um Thamuz, wie bei den Phöniziern, kein schamloses Preisgeben, wie im Tempel der assyrischen Mylitta, keine schandbaren Uebungen, wie im indischen Durgadienst, sind je von den chinesischen Priestern angeordnet oder sanktionirt worden, noch werden in ihren Tempeln feile Buhldirnen, wie in den indischen Pagoden, oder öffentliche Lustdirnen, wie in den Götterwohnungen zu Korinth, gehalten. Die philosophisch-religiösen Spekulationen der Chinesen über das zwiefache Prinzip von Jim und Jang sind niemals ausgeartet in den scheußlichen Lingam-Dienst, wie ihn Indien hat, oder in die schamlose Verehrung des Amur-kem, wie er abgebildet ist auf den Ruinen des alten ägyptischen Thebä. Wohl sind die Chinesen ein leichtfertiges Volk in Wort und That; aber sie haben das Laster nie mit religiöser Weihe umgeben, noch je versucht, die Knechte der Lust noch tiefer hinab zu führen auf der Straße des Verderbens, indem sie etwa diese Straße durch die Hallen eines Tempels hindurch geleitet oder unter den Schutz einer Göttin gestellt hätten. Ihre Göttersagen wissen nichts von jenen ekelhaften Liebesgeschichten der Götter, von denen die indische Mythologie auf so empörende Weise wimmelt. Im Gegentheil, sie preisen und vergöttern, den alten Römern gleich, die Keuschheit und Herzensreinigkeit als ein Mittel, durch welches Leib und Seele der höchsten Vollkommenheit näher gebracht werden. Das Laster wird so viel möglich ebenso sehr dem Blick entzogen, als es

aus dem Bereich der Religion bleibt, und man kann getrost sagen, daß in keiner chinesischen Stadt je ein Schild von so schlimmer Bedeutung sich ausgehängt findet, wie jene Inschrift an dem ausgegrabenen Hause in Pompeji, die dem Vorübergehenden zurief: 'Hier wohnt die Glückseligkeit!'"

Doch wir begleiten den Missionar Lechler auf seinem Gang durch Viktoria. „Beim Eintritt in die Stadt," schreibt er, „fallen dem Fremdling sogleich an den eleganten chinesischen Kaufläden die großen Streifen rothen Papiers auf, über welchen eine Garnitur von rothem Zeug samt künstlichen Blumen mit Blättern von Flittergold aufgehängt ist, und auf denen stets das kolossale Schriftzeichen 神 zu lesen ist. Dieses Zeichen wird Schin ausgesprochen, welches 'Geist' heißt und die Gegenwart eines überirdischen Wesens anzeigen soll. Der Gott aber der Kaufleute ist Tschau-tsoi-ya, der Gott des Reichthums. Sein Cultus besteht, wie überall, in der Aufstellung der Weihrauch-Urne, der Lichter und der drei Theetassen. Morgens aber, wenn der Laden geöffnet wird, nimmt der Kaufmann zuerst sein Rechenbrett, dessen sich die Chinesen statt der Rechentafel und Kreide bedienen, um ihre Rechnungen zu machen, in die Hand und rasselt mit den kleinen, an dünne Stäbe gereihten, beweglichen Kugeln, um seinem Schutzgott zu bedeuten, daß er wünsche, heute gute Geschäfte zu machen, bei denen es große Rechnungen gebe; zu dem Ende möge der Patron seine Schuldigkeit thun und viele Kunden in den Laden senden. Zu weiterer Aufmunterung wird ihm dann das Morgenopfer gebracht, — und nun mögen die Geschäfte des Tages beginnen.

„Gehen wir weiter und betrachten uns die chinesischen Apotheken etwas näher. Schon ihre Aushängeschilder sind vielversprechend. Da ist 'die Apotheke zur Lebensverlängerung', dort 'die Apotheke zur Wiederkehr des Lebensfrühlings', und was ähnliche glänzende Namen sind. Drinnen aber findest du die stark gewürzten 'Lebensbeschützungspillen', deren Hauptbestandtheil die vielgepriesene Kraftwurz aus der Mantschurei ist. Bärengalle und Tigerschmalz sind hochgeschätzte Mittel; daneben chinesische Rhabarber, Kampfer und andere auch uns bekannte Elemente. Die Gottheit dieser gelehrten Herren ist ein Medikus aus alter Zeit, den ich einmal auf einem Gemälde dargestellt sah, wie er eben einem Drachen Arznei gab, während ein Tiger zu seinen Füßen sich krümmte. Da die Apotheker meistens auch Aerzte sind, so verehren sie auch noch den Fa-to, der ein so geschikter Doktor

war, daß er nicht allein Kopfleidenden das Gehirn herausnehmen, auswaschen und wieder einsetzen konnte, sondern auch Todte wieder ins Leben zu rufen vermochte. Auch die Künstler und Handwerker haben wieder ihre eigenen Götter, und es sind der verschiedenen Gottheiten mit ihren mancherlei Funktionen so viele, daß man eine lebendige Anschauung davon bekommt, daß es 'viele Götter und viele Herren' gibt.

„Wir treten aber in einen eigentlichen Tempel ein. Gleich am Anfang des chinesischen Quartiers bemerken wir ein auffallendes Gebäude, dessen geschweiftes Dach samt den barocken Verzierungen von Drachen und andern Ungethümen uns ankündigt, daß es gottesdienstlichen Zwecken geweiht ist. Vor der Thüre liegen zwei große Steinfiguren — sie sollen Löwen vorstellen — auf hohen Fußgestellen. Die beiden Thorflügel sind mit zwei plumpen menschlichen Gestalten in buntester Kleidung bemalt. Sie stellen die Schutzgötter der Thüren und Thore dar. Es sind zwei hohe Beamte aus der Vorzeit, denen die Aufsicht über die Thore des kaiserlichen Palastes anvertraut war. Sie entdeckten eine Verschwörung wider das Leben des Kaisers, wofür sie später vergöttert wurden und nun an allen Thüren und Pforten abgemalt sind. In den Tempel selbst einzutreten, hat in China nicht die geringste Schwierigkeit. Der Weg führt uns durch eine Reihe von Vorhallen, Hallen und Höfen. Wir finden uns in ein wahres Pantheon versetzt, wo in allen Nischen und Winkeln die verschiedensten Gottheiten stehen. Wir lesen da die Namen 'Gott des Feuers', 'Gott des Bodens und Feldes', 'Göttin der Barmherzigkeit' ꝛc. Und wie bei manchen katholischen Kirchen, so fehlt es auch hier innerhalb des Tempels nicht an einem Kramladen, wo Rauchkerzen, Goldpapier, Lichter und andere zum Opfer nöthigen Dinge feilgeboten werden. Dem Kramladen gegenüber ist auch eine Apotheke eingerichtet, und der Doktor sitzt davor, um Jedem, der sich ihm anvertrauen will, den Puls zu fühlen und dann nach Bedürfniß ihm ein Recept von lebenerhaltenden Kräutern zu verschreiben. Dort in einer Seitennische steht ein kleines Tischchen, das wir nicht übersehen dürfen. Ein alter Chinese mit großer Brille sitzt davor und blättert in einem Buche. Es ist der Wahrsager und Zeichendeuter. Ein altes Weiblein hat soeben ihr Opfer gebracht und ein Loos gezogen, um zu erfahren, ob eine Sache, die sie vorhat, gelingen werde oder nicht. Der Wahrsager soll nun das Loos erklären und deuten.

„Endlich erreichen wir den Ort, wo die beiden Hauptgottheiten, denen der Tempel eigentlich geweiht ist, sich befinden. Es ist der Gott der Wissenschaft und der Gott des Kriegs. Beide sind menschlichen Ursprungs, und ihre Geschichte ist in den Annalen China's erzählt. Sie haben sich theils durch natürliche Begabung, theils durch Vortrefflichkeit des Karakters den Ruhm ihrer Zeit und der Nachwelt erworben, und sind nun vergöttert. Der Gott der Wissenschaft wird natürlich vorzugsweise von den Gelehrten verehrt. Nun gibt es freilich auf der Insel nicht viele Doktoren der Philosophie; aber auch der chinesische Kaufmann und selbst der Handwerker strebt wenigstens nach Wissenschaft und legt dadurch, daß er jeweilen diesem Gotte ein Opfer bringt, seine Achtung vor derselben dar. Ist doch in China die Wissenschaft und Gelehrsamkeit der einzige Weg zu Ehren und Würden, — ein Weg, der Jedem, auch dem Aermsten unter dem Volke, offen steht. Populärer jedoch ist der Gott des Kriegs, nicht weil die Chinesen ein kriegerisches, kampflustiges Volk wären, sondern weil dieser Gott zugleich ein Muster von Treue und Rechtschaffenheit war. Ihn hat aber auch eine der Geheimgesellschaften des Reichs, die sogenannte 'Dreiheitsgesellschaft', zu ihrem Patron erwählt, deren ausgesprochener Zweck es ist, die gegenwärtig herrschende Mantschu-Dynastie vom Throne zu stoßen und eine national-chinesische Regentenfamilie an deren Stelle zu setzen. Auch in Hongkong hat sie viele Anhänger; doch kümmert man sich hier wenig um ihre politischen Grundsätze, so lange sie nichts gegen die englische Regierung unternehmen. Ich gieng eines Tages gerade an dem Tempel vorüber, als das Geburtsfest dieses Kriegsgottes gefeiert wurde, nnd wie erstaunt war ich über den außerordentlichen Aufwand, den ich die Chinesen bei Darbringung ihrer Opfer machen sah. Ganze Lasten von Opferkuchen wurden herbeigetragen, und nicht nur große Schüsseln voll Fleisch, Geflügel, Schinken ꝛc., sondern auch ganze gebratene Schweine schleppte man herbei. Mein Erstaunen machte aber bald ganz andern Gefühlen Platz, als ich hörte, daß nicht nur alle diese Opfergaben wieder weggetragen und theilweise von den Opfernden selbst verzehrt werden, sondern daß namentlich die gebratenen Schweine von den Schlächtern für ein kleines Trinkgeld für diesen Zweck nur ausgeliehen, dann aber, wenn sie ihren Dienst gethan haben, wieder zurückgenommen und auf dem Markt verkauft werden. Da ist mir das Wort des Apostels (1 Kor. 10, 25 ff.) deutlich geworden, wo er

sagt: 'Alles was feil ist auf dem Fleischmarkt, das esset, und forschet nichts um des Gewissens willen. . . . Wo aber Jemand würde zu euch sagen: Das ist Götzenopfer, so esset nicht, um deßwillen, der es anzeiget, und um des Gewissens willen.'

„Es ist oben der Drachen Erwähnung gethan worden, deren Abbildung sich häufig an Tempeln und andern Gebäuden findet. Das Sinnbild und die Verehrung des Drachen in China ist sehr alten Ursprungs. Schon zu Anfang der chinesischen Geschichte wird erzählt, daß Ta-yu, der Nachfolger des Kaisers Schun, zwei lebendige Drachen gehalten habe, mit deren Fütterung ein Minister eigens beauftragt war. Die Chinesen betrachten dieses Thier als den König unter den unvernünftigen Geschöpfen, und es ist ihnen Sinnbild der Majestät, weßhalb der Kaiser ein Drachenbild mit fünf Klauen auf dem Mantel trägt, ebenso die Mandarinen, obwohl nur mit vier Klauen. Das Antlitz des Kaisers heißt das Drachengesicht. Die Chinesen haben unter ihren Naturgöttern diesem fabelhaften Thiere eine Hauptstelle angewiesen, und zwar glauben sie, daß über jedem Dorfe ein Drache wohne, um es zu beschützen. Ein Gebirgszug China's wird namentlich als Lagerstätte des Drachen angesehen, und wo der Chinese mit seiner abergläubischen Phantasie in der Form eines Bergs oder Hügels die Gestalt eines Drachen wahrzunehmen glaubt, da ist er fest überzeugt, daß da Glück und Segen wohne. In Pukak [dem Dorfe im Innern des Sanonkreises, wo die Basler-Missionare arbeiteten] glaubten die Leute, daß der Drache unmittelbar hinter dem Dorfe seinen Kopf habe, welcher durch eine kleine waldige Anhöhe bezeichnet war; dann kam eine kleine Hochebene, die der Drachenhals hieß, — und hier wird der Boden nie umgebrochen, aus Furcht, man möchte dem Drachen den Hals abschneiden; auch wurde uns Missionaren anfangs nicht erlaubt, dort in der erfrischenden Höhe spazieren zu gehen, während man allerdings später keine Einwendungen mehr dagegen machte. Vom Drachenhals an schlängelt sich dann, nach der Phantasie unsrer Pukak-Leute, der Leib des Thieres das ansteigende Gebirge hinan, bis man das Ende seines Schwanzes auf dem Gipfel des höchsten Berges in der Umgegend wahrzunehmen glaubt. Auch bei der Wahl der Grabstätten wird im Kleinen darauf gesehen, daß 'links ein Drache sich schlängle', d. h. daß das Land etwas wellenförmig sei, während 'rechts der weiße Tiger sich lagert', d. h. eine größere Anhöhe soll sich zur rechten Seite des Grabes hin-

ziehen. Stirbt der Kaiser, so heißt es: 'Er hat den Drachen bestiegen und die lange Reise angetreten.' 'Du bist ein alter Drache,' ist ein sehr großes Compliment, womit man etwa einem gelehrten Herrn Ehre erweist. Auf dem Kien-lün oder Himalaya sollen die Drachen sterben. Eine Windsbraut wird dem Drachen zugeschrieben, und eine Wasserhose heißt: 'Der Drache trinkt Wasser.' Es sind schon Erdstürze vorgekommen, wobei Dorfschaften versanken und ein See an deren Stelle trat; auch dieß wird dem Drachen zugeschrieben, und der Ausdruck lautet: 'Der Drache hats weggeblasen.' Der Erfinder der Schreibkunst wird als auf einem Drachen vom Himmel kommend dargestellt. Der Gott der Apotheker reicht einem nach Luft schnappenden Drachen Arznei. Auf den Dächern der Tempel sind zwei Drachen von gebranntem Thon aufgesetzt, und auch sonst sieht man Abbildungen dieser fabelhaften Wesen auf Gemälden, Porzellangeschirr und sogar auf den Fächern.

„Doch wir verlassen den Tempel des Kriegsgottes und wandern durch die schöne Königsstraße (Queen's Road) nach Westen zu, wo uns an dem Bergabhang eine Menge chinesischer Grabmäler ins Auge fällt. Es ist der Begräbnißplatz der Chinesen. Bekanntlich ist die Verehrung der Verstorbenen ein Hauptpunkt in der chinesischen Religion. Ein Chinese gibt eher alles Andere auf, als die Anbetung seiner Vorfahren. Confuzius nämlich, der bekannte Reformator und Religionslehrer seines Volkes, hat es als die heiligste Pflicht für Jeden aufgestellt, daß er seine Eltern nicht blos während ihrer Lebzeiten ehre und versorge, sondern sie auch, als die Urheber seines Lebens, nach ihrem Tode in dankbarem Andenken behalte, ja ihnen Opfer darbringe und sie, obwohl sie todt sind, doch eben so bediene, als wären sie noch am Leben. Dieser Ahnendienst findet an drei verschiedenen Orten statt, nämlich im Hause der Familie selbst, am Grab und endlich in der Ahnenhalle. Die Chinesen sind der Meinung, daß der Mensch aus sieben materiellen und drei geistigen Seelen bestehe. Beim Tode kehren die ersteren zur Erde zurück, während die letzteren an die eben genannten drei Orte sich vertheilen. Stirbt deßhalb Jemand, so werden zuerst Opfer im Hause veranstaltet. Diese bestehen aus lauter Nahrungsmitteln, wie sie von lebenden Menschen genossen werden, und das Schreckliche des Todes soll den Hinterbliebenen dadurch gemildert werden, daß sie sich denken dürften, der Geist ihres Vaters oder ihrer Mutter weile noch unter ihnen und

habe Wohlgefallen an den vorgesetzten Opfergaben. Am Abend, ehe die Leiche aus dem Hause geschafft und zu Grabe getragen wird, finden im Trauerhause noch besondere Feierlichkeiten statt, die von den Priestern vollzogen werden. Diese müssen nämlich Gebete verlesen, die an Buddha gerichtet sind, um der Seele den Eingang in den Himmel zu verschaffen. Ehe aber dieselbe bis zum Ort der Glückseligkeit gelangt, muß sie, so glauben die Chinesen, erst acht Thore passiren, was die Priester durch eine sinnbildliche Handlung darzustellen suchen. Sie haben zu dem Ende einen achteckigen, mit Papier überzogenen, inwendig hohlen Cylinder. Jede Seite desselben stellt eines jener acht Thore vor. So oft nun der Priester die himmelwärts wandernde Seele in Folge der hergeplapperten Gebete eines der Thore durchschreiten läßt, schlägt er eine Seite des papierenen Achtecks ein. In der Regel dauern die Gebete die ganze Nacht hindurch, bis alle Seiten des Cylinders eingeschlagen sind, und doch scheinen die armen Leute selbst dann nicht ganz beruhigt zu sein, ob auch die Seele wirklich in den seligen Zustand eingegangen sei; denn nun erst sorgt man dafür, daß sie auch jenseits noch mit allen möglichen irdischen Lebensbedürfnissen versehen werde. Es wird nämlich eine große Masse Goldpapier verbrannt, von dem man glaubt, daß es in der andern Welt sich in klingende Münze verwandelt. Es werden mehrere Anzüge von Kleidern, Haus- und Küchengeräthe, Tragsessel, Wagen und Pferde, Boote, Sklaven, und endlich ganze Häuser — natürlich Alles von Papier — verbrannt, in der Hoffnung, daß es jenseits in lauter kostbare Realitäten sich verwandle und den Verstorbenen zu Gute komme. Damit aber Alles auch an den rechten Mann komme, wird eine Schrift aufgesetzt, welche ein genaues Verzeichniß der verbrannten Gegenstände enthält, und dieselbe an die betreffende Person adressirt. Die Priester unterschreiben und versiegeln sie im Beisein von Zeugen, und nun wird auch dieses Papier den Flammen übergeben, und Niemand zweifelt daran, daß nun Alles richtig an Ort und Stelle gelange. Was für ein Trost aber ist es für die Hinterbliebenen, auf diese Weise auch noch für die Verstorbenen sorgen zu können. Zu bestimmten Zeiten werden diese Opfer bei den Gräbern wiederholt, wobei diese selbst immer aufs Neue hergerichtet werden. An solchen Tagen kann man ganze Schaaren von Menschen zu dem chinesischen Begräbnißplatz wallfahren sehen, wo dann an jedem Grabe ein Opfer gebracht wird.

„Ahnenhallen gibt es in Viktoria nicht, weil die Chinesen, die größtentheils vom Festlande herübergekommen sind, sich nur zeitweise hier aufhalten. Sie haben ihre Ahnentempel in ihren betreffenden Heimatsorten, wohin sie zur Zeit der Ahnenfeste zurückzukehren pflegen. Wir können aber diese kurzen Notizen über den Cultus der Chinesen nicht besser schließen, als indem wir noch die Uebersetzung eines Gebetes beifügen, dessen sie sich gewöhnlich bei den Opferfesten zu bedienen pflegen, und das einen betrübenden Blick thun läßt in die tiefe Finsterniß, unter welcher China seufzt.

Chinesisches Gebet.

An diesem glücklichen Tage, in dieser günstigen Stunde werfen wir uns nieder, um anzubeten. Ueber uns ist der Himmel hoch ausgespannt, unter uns dehnt sich die Erde weit aus, und wir Menschen haben einen Tisch bereitet, um Weihrauch anzuzünden. Der Weihrauchkerzen sind es viele; o möget ihr Geister kommen und eure Ehrensitze einnehmen. In dicken Wolken steigt der Weihrauch empor; o möget ihr Geister kommen und uns beglücken. Fein ist der Duft unseres Weihrauchs; darum ihr Geister kommet gewiß und lasset uns sehen eure wirksame Kraft. Eure gläubigen Verehrer N. N. von N. N. beten an und laden euch ein. Ihr Geister des Himmels und der Erde, der Sonne, des Monds und der Sterne, die ihr im unendlichen Raume ab- und zugehet, abermals laden wir euch anbetend ein. Den Sternenfürst des Ostens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Kap yet begränzt ist, und der durch die Kraft des Holzes regiert; den Sternenfürst des Westens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Kang sin begränzt ist, und der durch die Kraft des Metalles regiert; den Sternenfürst des Nordens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen kwui Nyim begränzt ist, und der durch die Kraft des Wassers regiert; den Sternenfürst des Südens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Piang ten begränzt ist, und der durch die Kraft des Feuers regiert; den Sternenfürst der Mitte, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Sut ki begränzt ist, und der durch die Kraft der Erde regiert: — Ihr fünf Sternenfürsten der fünf Gegenden und fünf Wege, die ihr durch die Kräfte der fünf Elemente regiert, möge der Weihrauch euch lieblich sein, und jeder zu seiner Stelle herkommen; abermals laden wir euch ein. Der zuerst das Land umbrach, indem er das Gesträuch weghieb, Pak Kung samt seiner Gemahlin, seinen Kindern und

Enkeln, kommet und nehmet Platz, jeder nach seinem Rang; abermals anbetend laden wir euch ein. Der große General, der mit neun Kühen den Boden umbrach, den grünlichen Drachen, der links regiert, und den weißen Tiger, der rechts Gewalt hat, — auch ihr Geister werdet kommen und einnehmen euern Platz; abermals anbetend laden wir euch ein. Die meiner eigenen Familie Halle bewohnen, der Ahn des Stammes und der Urväter Schaar, samt Großvätern und Großmüttern, die da wohnen in dem Geistersitz, alle die in demselben Familienbecken von ihrem Blute gereiniget wurden, als sie bei ihrer Geburt zur Erde fielen, Tanten, Schwestern, Basen, samt allen Verwandten, in deren Adern des Stammvaters Blut geflossen, — möge der Weihrauch euch lieblich sein, und ein jedes kommen zu seiner Stelle; abermals anbetend laden wir euch ein. Die dienstbaren Geister, welche das Haus umschweben, der Fürst über den Brunnen und den Herd, samt dem Drachen, der die Gegend bewacht; abermals anbetend laden wir euch ein. Die Geister unserer Berge und die Königin des Bodens, die Geister des Glücks und der Tugend, der Drachengeist, der Drachenvater, die Drachenmutter, die Drachenkinder und Drachenenkel, sechs mal sechs ist ihre Zahl, 36 Drachen, kommt, setzt euch alle nach der Reihe; abermals anbetend laden wir euch ein. Wenn wir einen Geist einladen, so sollen es alle zehntausend Geister wissen. Wenn ein Geist der Einladung folgt, so mögen alle zehntausend Geister zugleich mit herbei kommen. Ihr, die ihr im Himmel wohnet, fahret daher auf den Wolken, und nehmt euch Storchen zum Gespann. Ihr, die ihr auf der Erde wohnet, besteiget eure Pferde und spannet sie an. Ihr Geister des Wassers, schaukelt euer Schiff, und treibt es mit Rudern geschwind. Von allen Tempeln kommet jetzt herbei, und lasset die Kunde unsrer Einladung weithin erschallen. Zertheilet die Wolken, und labt euch am Dufte des Weihrauches, den wir jetzt verbrennen. Kommet uns zum Glück, kommet uns zur Wohlfahrt, und laßt es uns Alles gelingen. Sind es der Geister so viele, daß es an Plätzen gebricht, so setzt euch nur enge zusammen, und zanket euch nicht. Eure Verehrer haben sich mit ehrfurchtsvollem Herzen bereitet, und Weihrauch, köstliches Gold und Lichter von Wachs dargebracht. Ein wackerer Hahn, der seinen Kopf hoch zu tragen pflegte, und Fleisch von dem fetten Schweine sind auf dem Tisch. Bereit stehen die gesalzenen Fische des Meeres samt dem gelben Getreide und lieblichen Weine. Auch perlendes

Wasser von den hohen Bergen haben wir geholt und starken Thee daraus gekocht, alles haben wir zugerichtet mit Fleiß und Eifer. Nun öffnen wir die Flasche Wein, und schenken einen Kelch euch ein. Den ersten Kelch, den opfern wir euch ganz. [Hiebei wird der Wein auf die Erde gegossen.] Den zweiten Kelch begleiten wir mit köstlicher Brühe. [Nun wird der zweite Kelch und etwas Brühe auf die Erde gegossen.] Zwei Kelche habt ihr schon gesehen, zwei Kelche auch gekostet; nun schenken wir wiederum ein, und lassen in die Runde es gehen. Zwölf ist der Monate Zahl, zwölf sollen es der Kelche sein, die wir zum Opfer euch bringen voll duftenden köstlichen Weins. Drei Kelche sollen geheiligt sein, um eure Ankunft bei uns zu feiern, und wenn ihr wieder gehet, so begleiten wir euch mit drei Tassen schmackhafter Brühe. Neiget das Haupt und schmecket den menschlichen Wein. Hebet auf eure Häupter und beschützet die Menschen der Welt. Fürs erste kommet und beehrt uns, indem ihr die Gaben empfanget; fürs zweite kommet und beschützet uns, und gebt uns, was jeder begehrt. Das ganze Haus mit samt dem Vieh soll Ruhe haben für und für. Der Alten Glück sei unbeweglich, wie der grüne Berg. Die Jungen im Geschäftsdrang, wo sie gehen auf Brücken und dem Weg entlang, möge bescheinen euer Glanz und eure Hülfe. Möge uns Reichthum stets blühen. Mögen die Heerden des Viehes und der Schweine gedeihen, und das Geflügel sich mehren, daß die Mütter vorn und hinten stets umringt seien von Kindern, daß ihr Gewicht sich täglich mehre um 1000 Pfund und in jeder Nacht um 800, und wenn wir des Morgens hundert Stücke auslassen, mögen des Abends 50 Paare unversehrt zurückkommen. Ferner bitten wir euch, daß ihr beschützet, die sich den Studien widmen, daß ihre Namen glänzen auf dem goldenen Verzeichniß. Die sich mit Handel befassen, die wollet ihr beschützen, und jeglichem geben zehntausend Strang Münze. Die den Acker bauen, die wollet ihr beschützen und das Getraide anhäufen, daß es zehntausend Scheunen erfülle. Abermals gießen wir Wein ein; kommet, esset der würzigen Speise, bis ihr satt seid, und trinket des Weines, bis ihr trunken seid. Machet euch lustig und seid froh. Oeffnet eure Beutel und nehmet in Empfang, was wir euch darbringen. [Nun wird das Goldpapier verbrannt.] Was wir jetzt verbrennen, ist, eh' es durchs Feuer gegangen, nur einfach Papier, aber nachdem es verbrannt ist, wird es zum feinsten Golde, und mehrt sich so viel, daß man die Erde da-

mit bedecken könnte. Ob's hundert sei oder mehr, — ihr Geister, theilt euch jetzt drein. Ein Strang, zwei Strang, ihr Geister, rechnet es unter euch aus. Jeder Geist soll etwas haben, keiner soll zu kurz kommen. Nicht sollen die Starken an Kraft mehr nehmen als ihnen gebührt, noch sollen die Schwächern ausgehen mit leerer Hand. [Nun wird Wein auf die Asche des verbrannten Goldpapieres gegossen und gesagt:] Wir begießen das Gold mit geheiligtem Weine, wir gießen darauf Wein und Brühe. Wenn ein Tropfen zur Erde fällt, so wissen es alle Geister. Mögt ihr uns nun bewahren vor allem Bösen und vor allen Gefahren, daß wir nie in Processe verwickelt werden, daß nicht wilde Thiere uns gefährden, welche ihr ferne von uns treiben möget, und ihnen eine Gränze setzen, daß sie nie zu uns kommen. [Nun werden die Opfer auf der Hand vor dem Altar hin und her bewegt, wobei sie sagen:] Des Weins ist so viel als das Wasser des Oceans, und das Fleisch ist euch gethürmt wie der Himalaya. Für tausend Geister reicht es hin, ja zehntausend können es nicht aufzehren. Wir wollen aber nicht mehr viele Worte machen und sagen euch Lebewohl. Das Fleisch ist nun erkaltet, und weg ist all sein Duft; der Wein ist auch veraltet, und dahin ist all sein Duft. Kehret nun wieder zurück, ein jeglicher an seinen Ort, und wir wollen die geschmacklosen Ueberbleibsel des Opfers abräumen. [Sofort erhebt sich Alles von den Knieen. Das abgelesene Gebet wird mit anderem Goldpapier verbrannt und Feuerwerk wird angezündet. Die Gong mit der Klarinette und andern Instrumenten macht großen Lärm. Dann kommt nur noch die Ceremonie des Verabschiedens, indem sich Alle dreimal auf die Kniee werfen und den Kopf neunmal auf die Erde stoßen. Die Opfergaben werden abgetragen, und nun wird das Ganze beendigt mit einer Schmauserei, wobei die frommen Verehrer sich mit dem materiellen Stoff begnügen, den die Geister übrig gelassen haben.]

Es dürfte uns schließlich nicht uninteressant sein, aus den Mittheilungen unsrer chinesischen Missionare Einiges über die Fest- und Feierzeiten der Chinesen zu erfahren; und hier kommt uns ein Bericht zu gute, den der allzufrüh entschlafene Missionar Hamberg uns schon im Jahr 1853 zusandte. Er geht dabei aus von der Zeiteintheilung überhaupt, wie sie in China gebräuchlich ist. „Die

Jahresrechnung der Chinesen," sagt er, „fängt schon 2637 Jahre vor Christi Geburt an; dabei wird aber nicht wie bei uns einfach nach Jahren gezählt, sondern nach Cyklen (Zeitkreisen) von je 60 Jahren, so daß demnach das gegenwärtige Jahr 1853 nach chinesischer Zeitrechnung das 50. Jahr des 75. Cyklus ist. Die chinesischen Jahre sind allerdings eigentlich Sonnenjahre; doch weil ihre Monate immer Mondmonate sind oder sich nach dem Monde richten, so hängt der Anfang eines neuen Jahres von der Stellung sowohl der Sonne als des Mondes ab. Mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Wassermanns fängt das Jahr an, und der erste Neumond, der dem 15. des Wassermanns am nächsten steht, wird der erste Tag im neuen Jahr. Die chinesischen Monate sind abwechselnd groß und klein, d. h. sie haben bald 30, bald nur 28 Tage; da aber ein Jahr von solchen Monaten nur 355 Tage umfaßt, so wird je im dritten Jahr ein besonderer 'Nachmonat' eingeschaltet, z. B. ein 'Nachmärz', 'Nachauguſt' ꝛc., wodurch das Jahr 13 Monate erhält, aber ebendadurch wieder mit dem Lauf der Sonne in Harmonie kommt.

„Obgleich nun eine solche Berechnung nicht so regelmäßig ist, wie die unsrige, wo man sich ausschließlich nach der Sonne richtet und den Mond nachkommen läßt, so gut er eben kann, so hat sie doch für ein großes Volk, wie das chinesische, etwas Zweckmäßiges, ja für jeden Menschen etwas Angenehmes. In Europa hat man beinahe aufgehört, den Mond als Zeichen der Zeit zu betrachten; man hat keinen eigentlichen 'Mond' d. h. Monat mehr. Das Sonnenjahr ist in 12 Theile getheilt ohne Rücksicht auf den Mond, und die Masse des Volks kennt nur die Tage der Woche von einem Sonntag zum andern; aber um den Tag im Monat zu wissen, muß man nothwendig einen Kalender haben, und nur Wenige verstehen oder beobachten den Lauf des Mondes. In China ist es ganz anders. Hier werden zwar die wichtigeren Punkte des Jahres auch durch die Sonne, dagegen die Monate und Tage nur durch den Mond bestimmt. Man kennt hier die Woche nicht, auch nicht den siebenten Tag der Ruhe; aber man hat an bestimmten Tagen des Monats, z. B. am 1. bei Neumond und am 15. bei Vollmond, Festtage, die vom Volke gefeiert werden. Die Tage stehen in genauer Beziehung zu dem Mond; man kann nicht blos von dem Tag des Monats auf den Mond schließen, wie bald er aufgeht, und wie seine Erscheinung ist, sondern auch von der Gestalt des Mondes, von dem Zu- und Ab-

nehmen seiner Scheibe, auf den Tag des Monats. Man wird dadurch gleichsam mehr mit dem Monde vertraut und schätzt ihn als einen großen Naturkalender. Eine Sonnenfinsterniß kann demnach nur am ersten Tag eines Monats eintreten, wo der Neumond die Sonnenscheibe passirt; eine Mondsfinsterniß kann nur am 15. geschehen, wo der Schatten der zwischen Sonne und Mond befindlichen Erde den Vollmond verdunkelt. Der Chinese freilich weiß bei einer Sonnenfinsterniß sich nur mit dem alten abgeschmackten Ausdruck zu behelfen: 'Der Himmelshund frißt die Sonne', und der Kaiser läßt für einen solchen Fall an alle hohen Beamten den Befehl ergehen, daß sie Trauerkleider anlegen und für die Rettung der Sonne aus der großen Gefahr beten. Wenn zu der Stunde, wo die Sonnenfinsterniß eintritt, sich Wolken am Himmel sammeln, so daß man dieselbe nicht beobachten kann, so wünscht man dem Kaiser Glück, daß der Himmel, bewegt durch seine großen Tugenden, ihn mit dem Anblick dieser traurigen Ereignisse verschont habe.*)

„Anstatt der 24 Stunden, in welche wir einen Tag samt der Nacht einzutheilen pflegen, rechnet der Chinese nur 12 Zeitabschnitte, von denen somit jeder so lang als zwei unsrer Stunden ist. Sie beginnen mit der Mitternacht (Nachts 11 bis 1 Uhr), und die chinesischen Bezeichnungen der einzelnen Zeitabschnitte sind durchaus populär. 'Der Hahn kündigt den Morgen an' (Nachts 1—3 Uhr); 'man sieht einen Streifen am Himmel' (3—5 Uhr); 'die Sonne geht auf' (5—7); 'Frühstückszeit' (7—9); 'Vormittag' (9—11); 'Mittagszeit' (11—1); 'Mittag vorüber' (1—3); 'Nachmittag' (3—5); 'die Hühner gehen zur Ruhe' (5—7); 'erste Nachtwache' (7—9); 'zweite Nachtwache' (9—11 Uhr); — das sind ihre Stundennamen. Eine solche chinesische Stunde ist dann wieder in acht kleinere Theile (Kih) abgetheilt, die unsern Viertelstunden entsprechen;

*) Was hier Miss. Hamberg von der Annehmlichkeit dieser Mondsmonate sagt, ist unter gewissen Verhältnissen gewiß unläugbar; aber die Sache hat, abgesehen von den Schwierigkeiten, die diese Jahreseintheilung für die Kalenderrechnung in sich schließt, auch eine religiöse Seite, die nicht zu übersehen ist. Diese Abhängigkeit von dem Mond hängt in der Regel mit heidnischer Naturvergötterung zusammen, und kaum hat etwas zur Bekämpfung und Ueberwindung zahllosen heidnischen Aberglaubens und heidnischen Naturdienstes innerhalb der Christenheit mehr beigetragen, als die Abschaffung der Mondsmonate und die Einführung unsrer jetzigen Jahresrechnung. Anm. d. Red.

aber das Volk kennt die genauere Zeit nicht, hat auch keine Uhren, obwohl die Reicheren dergleichen von den Fremden zuweilen sich kaufen. Sonnen- und Wasseruhren finden sich allerdings in den größeren Städten."

Was nun die religiösen Festzeiten der Chinesen betrifft, so zählt Hamberg gegen 60 derselben auf, welche auf verschiedene Monate und Tage vertheilt sind. Die Gottheiten, denen sie gelten, sind theils große Staatsmänner, Kriegshelden, Gelehrte, Aerzte ꝛc., welche der Chinese in seinem großen Respekt zu Göttern erhoben hat, theils Schutzgeister der Natur, des Hauses, der Familie, der Gewerbe ꝛc., theils endlich gelten die Feste den bedeutenderen Wendepunkten des Jahrs und seiner Zeiten. Wir hören von einem Fest der Göttin der Barmherzigkeit, der Himmelskönigin, des Gottes der Frauen, der Kinder, der Architekten, der Staatsmänner, des Gottes der Pferde, des Feuergottes, des Gottes der Musik, des Gottes der Ackerleute, des Reichthums, der Städte, der Thüren und Gränzen, des Gottes der Pocken, der Blinden, der Schiffer; es gibt ein Fest des Frühlings- und des Herbstanfangs, ein Fest der Sommer- und der Winter-Sonnenwende, und auch die Götter des Ofens oder des heimatlichen Feuerherds (die Penaten der Römer) haben ihre besondere Festfeier. Bemerkenswerth ist, daß auch ein Fest, aber auch nur eines sich findet, an welchem ein Gott um die Vergebung der Sünden angerufen wird. Es ist ganz dem Wesen solcher Naturvergötterung entsprechend, daß der Cultus durchaus aller Weihe und alles höheren Ernstes entbehrt. Schwelgerische Mahlzeiten, das Abbrennen von Feuerwerk, lärmende Musik, belustigende Schauspiele und dergleichen bilden neben dem gewöhnlichen Räuchern, Goldpapierverbrennen und Darbringen von Opfern überall die Hauptsache. Am Feste der Göttin des Glücks und des langen Lebens zieht Alt und Jung auf die Höhen und Berge, und die Kinder lassen buntfarbige, seltsam gestaltete Papierdrachen in die Lüfte steigen; am Tage des Schiffergottes sammeln sich die Bootsleute in reichverzierten und mit bunten Wimpeln geschmückten Kähnen auf den Flüssen und feiern das Fest durch ein fröhliches Wettrudern. Bei andern Festen werden dramatische Spiele auf Schaubühnen unter freiem Himmel aufgeführt, um Götter und Menschen zu ergötzen. Am Tag vor dem Frühlingsanfang zieht das ganze Volk ins Freie hinaus, und der erste Beamte leitet den Zug, um den Frühling zu empfangen, während die Kinder, in phantastischen Kleider-

putz gehüllt, auf den Schultern hinausgetragen werden. Am Tage des Festes selbst bringt das Volk einen Ochsen und einen Mann, beide von Thon gemacht, um zu bezeichnen, daß nun der Ackerbau beginne; der Beamte gibt dem Ochsen einige Streiche, und endlich werden die Thonbilder vom Volke mit Steinen zerschlagen. Der Kaiser selbst faßt an diesem Tage (freilich in der Regel durch einen Stellvertreter) den schön geschmückten Pflug, und der Stier wird über den Acker geleitet, bis drei Furchen gezogen sind, worauf die Prinzen fünf und die hohen Beamten neun solcher Furchen ziehen, bis zuletzt das Feld von den Bauern fertig gepflügt ist. Dem entspricht das Fest des Herbstanfangs, an welchem die Kaiserin, begleitet von ihren Töchtern und Hofdamen, hinauszieht zum Altar des Entdeckers der Seidenzucht, dort nach Darbringung der Opfer einige Maulbeerblätter sammelt, und zwar die Kaiserin in goldenen, die Prinzessinnen in silbernen Gefäßen, und die kaiserlichen Seidenwürmer füttert. Dann wird noch etwas Seide aufgewickelt, und die Ceremonie ist beendigt. Der Neujahrstag, der immer in den Februar fällt, wird „erster Morgen" genannt. Schon fünf Tage vorher werden Vorbereitungen zum Feste gemacht, und fünf Tage nachher geht die Feier noch fort. Am ersten und zweiten Tag enthält man sich der Fleischspeisen, Schwärmer werden unter lärmender Musik abgefeuert zur Vertreibung der bösen Geister, die Ahnen angebetet und die Freunde unter Glückwünschen besucht. Alles Vergangene ist nun abgethan, und ein Jeder fängt von vorne an. Allerlei kurze, nicht eben geistreiche Sprüche werden auf rothes Papier geschrieben und an Wänden und Thüren angeklebt, wie: „Heute mit Musik und Trommeln grüßen wir das neue Jahr;" anderswo steht: „Wo man jetzt hinblickt, gehen die Leute in köstlichem Schmuck;" wieder an einer Stelle liest man: „Der Frühling füllt die ganze Welt, und Glück erfüllt das Haus;" und was dergleichen mehr ist. Die ersten zehn Tage des Jahres werden nach Thieren genannt, z. B. Hühnertag, Hundstag ꝛc., nur der siebente heißt „Menschentag". Ist dieß etwa eine dunkle Erinnerung an die Schöpfungsgeschichte? Der Vollmondstag des ersten Monats (der 15.) ist das bekannte „Fest der Blumenlaternen". Die Kaufläden und Häuser werden Abends mit buntfarbigen Papierlaternen geschmückt; solche Familien aber, welche im Laufe des Jahres mit einem neugeborenen Knaben vermehrt worden sind, feiern den Abend besonders durch Einladung ihrer Freunde und Verwandten, durch Abbrennen von

Feuerwerk und Weintrinken. Die Laternen bleiben dann in dem Hause bis zum nächsten Jahrestag hängen, wo sie schließlich verbrannt werden. Der letzte Tag des ersten Monats ist der Eröffnungstag der chinesischen Schulen. Da bringen dann die Knaben Zuckerbrod und Früchte, die sie unter tiefen Verbeugungen dem Confuzius darbringen, dessen Bild in jeder Schule sich findet. Da der heilige Mann aber selbst nichts davon genießt, so werden die Süßigkeiten schließlich von den glücklichen Schülern verzehrt.

Endlich erwähnen wir aus Hambergs Bericht noch das Fest „der Kleiderverbrennung", das auf den 1. Tag des 7. Monats fällt und bis zum 15. desselben dauert. Allerlei Kleider, Strümpfe, Schuhe, Mützen ꝛc. werden von farbigem Papier gemacht nebst verschiedenen andern Gegenständen, welche sämtlich verbrannt werden. Dadurch sollen sie in wirkliche Kleider, Geräthe ꝛc. zum Gebrauch der verstorbenen Verwandten verwandelt werden. Die Sage, auf welcher dieses eigenthümliche Fest beruht, erinnert unwillkührlich an die griechische Mythe von Herakles, der den Höllenhund aus der Unterwelt holt, und von Orpheus, der seine Gemahlin aus der Tiefe wieder zu gewinnen bemüht ist. „Die Sage ist nämlich," schreibt Hamberg, „daß ein junger Mann aus Liebe zu seiner Mutter in die Unterwelt hinabgegangen sei, um sie von dort zu erlösen. Leider aber erfuhr er dort, daß seine Mutter so schlecht gelebt habe, daß sie jetzt zur Strafe in der Unterwelt in einen Hund verwandelt worden sei. Darauf habe er den Hund aufgesucht und ihn mit sich in die Oberwelt gebracht. Allein beim Weggehen ließ er die Thüre der Unterwelt offen stehen, und nun folgte ihm eine ungeheure Menge abgeschiedener Geister, die in China häufig als 'Teufel' bezeichnet werden, und füllten die obere Welt der Lebendigen. Weil nun aber, wie die Chinesen meinen, die Teufel sehr arm und nackt sind und Hunger und Kälte leiden, so opfert und verbrennt man für sie die Kleider ꝛc., um sie zu beruhigen und von Schadenthun abzuhalten." —

Dieß sind einige Züge aus dem Leben des Volkes, unter welches unsre Brüder mit der Botschaft des Heils getreten sind, und das nun in Folge des neuen Friedensvertrags für die Predigt des Evangeliums durch die ganze Länge und Breite des Reiches zugänglich geworden ist. Wir hoffen später aus den Mittheilungen Lechlers Näheres über die Anfänge unsrer chinesischen Mission zu geben.

Missions-Zeitung.

Bevölkerung der Erde.

In dem Januarheft von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" gibt Dieterici, Direktor des statistischen Bureau's in Berlin, eine äußerst lehrreiche Uebersicht über die „Bevölkerung der Erde nach ihren Totalsummen, Rassen-Verschiedenheiten und Glaubensbekenntnissen."*) Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir Einiges daraus auszugsweise hier mittheilen. Es ist begreiflich, daß die Bevölkerungen von außereuropäischen Ländern nur annähernd konnten bestimmt werden; immerhin aber sind die Berechnungen mit so viel Scharfsinn und Sachkenntniß gegeben, daß bedeutende Fehlgriffe in der Zahlenangabe nicht wahrscheinlich sind.

Die Bevölkerung von Europa, bei der wir uns nicht länger verweilen, stellt sich nach Dieterici auf 272,304,552 oder in runder Summe auf 272 Millionen.

Schwieriger sind die Berechnungen bei Asien. Dieterici nimmt sie zu 775 Millionen an, die sich folgender Maßen vertheilen:

Sibirien	7 Mill.
Das chinesische Reich**) .	400 "
Ostindien	171 "
Hinter-Indien	15 "
Indischer Archipelagus .	80 "
Japan	35 "
Tatarei mit Turkestan, Bucharei, Chiwa . .	8 "
Persien	13 "
Afghanistan	4 "
Beludschistan	2 "
Arabien	5 "
Asiat. Türkei mit Dschidda	15 "
Summe:	755 Mill.

Die wenigsten Anhaltspunkte bietet Afrika dar. Dieterici nimmt bei diesem Erdtheile im Durchschnitt auf die Quadratmeile etwa 400 Menschen an, was bei der Ausdehnung Afrika's, welche zu 543,580 Quadratmeilen angenommen ist, 217,428,000 Einwohner ergeben würde. Als runde Summe aber wird eine Bevölkerung von 200 Millionen angenommen.

Für Amerika wird nach einer „innern Wahrscheinlichkeit" eine Bevölkerung von 59 Millionen festgesetzt, wobei die freien Indianer, Patagonier ꝛc. zu 319,600, — die Be-

*) Im Februarheft des Miss. Magazins S. 116 haben wir einen kurzen, überdieß mangelhaften Auszug daraus mitgetheilt, wie er sich in einem andern Blatte fand. Die Petermann'sche Zeitschrift selbst war uns damals noch nicht in die Hände gekommen.

**) Nach dem Census von 1812 betrug die Bevölkerung von China 362,447,183 Seelen; nach dem neuesten Census aber war sie auf 414,686,994 gestiegen. Anm. der Red.

völkerung der Polargegenden (Eskimo's, Grönländer) zu 10,000 Seelen berechnet werden.

Endlich wird für Australien im Allgemeinen die Summe von 2 Mill. angenommen, darunter Neu-Seeland mit 130,000 aufgezählt ist.

Die Resultate in runden Summen wären demnach:

Europa	272 Mill.
Asien	755 =
Afrika	200 =
Amerika	59 =
Australien	2 =
Summe:	1288 Mill.

Daran knüpft Dieterici weitere Untersuchungen über die Rassenverschiedenheiten der Gesammtbevölkerung der Erde.

Er unterscheidet zuerst nach Retzius nur zweierlei Rassen: Menschen mit länglichen ovalen Schädeln und solche mit breiten kurzen Schädeln. Zu den ersteren werden in Europa die Völker germanischen und celtischen Ursprungs (157 Mill.), in Asien die Hindu's, Chinesen, arische Perser, Araber, Juden und Tungusen (610 Mill.), in Amerika der bei Weitem größte Theil der neuen Einwanderer (58 Mill.), in Australien die eingewanderten Kolonisten und ein großer Theil der Ureinwohner (1 Mill.) gerechnet. Zu den letzteren dagegen sind zu zählen in Europa die Ungarn (Samojeden, Finnen, Esthen, Liven, Magyaren ꝛc.), die Türken, die slavischen Nationen und die Letten (115 Mill.); in Asien 145 Mill.; in Afrika die ganze Bevölkerung (200 Mill.); in Amerika 1 Mill. und eben so viele in Australien. Darnach fänden sich auf Erden etwa 1026 Mill. mit länglicher, und 262 Mill. mit breiter Schädelform.

Außerdem unterscheidet Retzius Menschen mit aufrecht geradem Gesicht, und solche mit zurücktretender Stirn und hervortretendem Unterkiefer; beide kommen sowohl unter denen mit länglicher, als unter denen mit breiter Schädelbildung vor. Zu den ersteren gehören sämmtliche Europäer (272 Mill.); in Asien die Hindu's, die arischen Perser, die Araber, die Juden, Türken, Samojeden, Jakuten, Cirkassier (224 Mill.); ferner die Einwanderer von Amerika, sowie seine Ureinwohner, ebenso die australische Bevölkerung. Zur zweiten Klasse dagegen sind zu zählen: die Chinesen, Malayen, Mongolen und Tungusen in Asien (531 Mill.) und mit geringer Ausnahme ganz Afrika.

Nach Blumenbach unterscheidet man bekanntlich nach der Hautfarbe ꝛc. fünf Rassen. Darnach würde sich die Bevölkerung der Erde folgender Maßen eintheilen:

1. Kaukasische Rasse, weiß: — in Europa die gesammte Bevölkerung mit Ausschluß der Lappen und Finnen (etwa 270 Mill.); in Asien die Araber, Türken, ein Theil der Perser, Afghanen und Beludschen, ein Theil von Sibirien, von der Bevölkerung von Ost- und Hinterindien etwa 2 Mill. (zusammen etwa 36 Mill.); in Afrika (Nordafrika, Kap und andern europ. Kolonien) etwa 4 Mill.; in Amerika die ganze Bevölkerung ohne die Indianer (58 Mill.); in Australien 1 Million. Zusammen 369 Millionen.

2. Mongolische Rasse, gelb, mit geschlitzten Augen und hervortretenden Backenknochen: — die Chinesen (400 Mill.), der größte Theil Ost- und Hinter-Indiens (100 Mill.),

Tatarei mit Bucharei und Chiwa (8 Mill.), ein Theil von Persien, von Beludschistan und Afghanistan (9 Mill.), ein großer Theil Sibiriens (5 Mill.), — zusammen 522 Millionen.

3. Aethiopische Rasse, schwarz, mit krausem Haar, hervortretenden Kiefern, wulstigen Lippen, stumpfer Nase: — ganz Afrika mit Ausschluß der oben genannten Kaukasier, 196 Millionen.

4. Amerikanische Rasse, kupfer- und lohfarben, röthlich-braun, schwarze Haare, von breiter, aber nicht platter Gesichtsbildung, meist mit stark ausgeprägten Zügen: — sämmtliche Indianer in Amerika (1 Mill.)

5. Malayische Rasse, von brauner Farbe, mit schwarzem Haarwuchs, breiter Nase und großem Mund: — indischer Archipelagus (80 Mill.), ein Theil der Bewohner von Ost- und Hinterindien (84 Mill.), Japan (35 Mill.); endlich ein Theil der Bevölkerung von Australien (1 Mill.); zusammen 200 Millionen.

Endlich versucht Dieterici, die Vertheilung der Gesammtbevölkerung der Erde nach den Religionsbekenntnissen durch einen „ungefähren Anschlag" näher zu bestimmen. Er nimmt folgende Verhältnisse (obwohl nicht mit Zuversicht) an:

1.	Christen	335 Mill.
2.	Juden	5 =
3.	Asiatische Religionen, Buddhismus, Bramanismus, Parsis ꝛc. .	600 =
4.	Muhamedaner	160 =
5.	Heiden (d. h. solche die auf der niedrigsten Stufe stehen) . . .	200 =
	Summe:	1300 Mill.

Nach Konfessionen theilen sich die Christen wiederum in:

Griechisch-katholische etwa	76 Mill.
Römisch-katholische . .	170 =
Protestanten	89 =

„Die Missionare in aller Welt," so schließt Dieterici seinen Aufsatz, „sind in überwiegender Zahl [?] protestantische, aus England, Nordamerika und Deutschland."—

Die Sprachen Indiens.

In dem Januarheft des Ch. Miss. Intelligencer findet sich ein beachtenswerther, ziemlich ausführlicher Aufsatz über die Sprachen Indiens, aus welchem wir die wichtigsten Angaben in Kürze wiederzugeben versuchen. Es ist dieß um so angemessener, da noch immer selbst unter Gebildeten die Vorstellung herrschend ist, als wenn jenes ungeheure Reich mit seinen fast 200 Millionen Einwohnern nur Eine Sprache besitze. Wir verweisen dabei auf den Atlas der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, und insbesondere auf die Karte von Vorder-Indien, wo sich ein Spezialkärtchen über die Vertheilung der Sprachen und Dialekte in Indien findet.

Indien hat drei große Bergketten: den Himalaya, welcher Hindostan von dem centralasiatischen Hochland scheidet; die westlichen und östlichen Ghats, welche an den beiden vom Meer bespülten Küsten der Halbinsel hinablaufen und an der Südspitze Indiens zusammentreffen; und endlich das Vindhya-Gebirge, welches, fast parallel mit dem Himalaya, quer durch das Land hinstreicht und die Nordspitzen der beiden Ghatlinien mit einander verbindet, so daß die beiden

Ghats und das Vindhya-Gebirge die drei Seiten eines Dreiecks bilden. Dieselben umschließen das wichtige Hochland des Dekkan, das eine Durchschnittshöhe von 2000 Fuß über dem Meere erreicht und eine schwache Abdachung gegen Osten hat. Zwischen dem Vindhya und Himalaya aber breitet sich die üppige, dichtbevölkerte Thalebene des Ganges aus, der vom Pandschab an im Nordwesten bis hinab nach Calcutta strömt und das Land in unerschöpflicher Fülle befruchtet.

Die Völkerfamilien nun, welche dieses ausgedehnte Gebiet bewohnen, sind folgende:

1. Die Bergstämme Indiens. — Sie bewohnen hauptsächlich das Vindhya-Gebirge und die südlich an die Westghats anstoßende Berginsel der Nilgerries (blauen Berge), sowie die untern Terrassen des Himalaya. Sie sind ohne Zweifel die Urbewohner Indiens, welche von den nachmals eingewanderten Hindustämmen überwunden und aus der Ebene in die unwirthlichen Gebirge gedrängt wurden. Sie stehen auf einer äußerst niedrigen Stufe der Bildung, haben keine Literatur, und unterscheiden sich in allen Stücken wesentlich von den übrigen Einwohnern des Landes. Es wäre unmöglich, diese zahlreichen kleinen und zerbröckelten Stämme (man schätzt sie auf wenigstens 50) aufzuzählen, wie sie auch nach ihren Sprachen und Sitten zu großem Theil noch gänzlich unbekannt sind. Die Badaga's, Toda's, Kodaga's und Kurumber der Nilgerries sind durch die dort arbeitenden Basler-Missionare uns näher bekannt worden; sie sprechen wie die benachbarten Bergstämme ein verdorbenes, rauhes Patois des Canaresischen, Tamil und Malealim. Dem Namen nach sind auch die Gonda's und Khonda's von Gondwana mit ihren blutigen Menschenopfern bekannt geworden. Am wichtigsten aber wurden die Kols (Coles), welche, drei bis acht Millionen zählend, der Hauptschauplatz der gesegneten Arbeiten der Goßner'schen Missionare (namentlich in Tschota-Nagpur) sind. Zu ihrem Stamm gehören wohl auch die Santhals, die Mundaris, die Hariyer ꝛc., aus denen neuerdings die indobrittische Regierung ihre Armee zu rekrutiren begonnen hat. Die Zahl der von all' diesen Stämmen gesprochenen Sprachen, die zum größten Theil noch nicht grammatisch bearbeitet sind, ist nicht anzugeben. Nur in der Sprache der Santhals (Vindhya-Gebirg) und der Lepcha's und Khassia's (Himalaya) sind einzelne Stücke des N. Test. gedruckt.

2. Die süd-indische Volksfamilie. — Sie gehört unzweifelhaft der mongolischen Rasse an und ist vielleicht durch das Industhal in Indien eingedrungen, wie denn das Brahui, das an den Mündungen jenes Stromes gesprochen wird, große und unverkennbare Aehnlichkeit hat mit den in Süd-Indien gesprochenen Sprachen. Diese Volksfamilie ist vornemlich dem Dämonendienst ergeben und hat in ihren religiösen Gebräuchen viel Verwandtschaft mit den Schamanen im asiatischen Rußland. Ihre Sprachen sind durchaus verschieden von den aus dem Sanskrit abgeleiteten, die im Norden Indiens einheimisch sind. Die Gesammtbevölkerung zählt etwa 33 Millionen und hat außer untergeordneten Dialekten vier ausgebildete Sprachen, welche unverkennbar zu Einer Familie ge-

hören. Es ist das Tamil, das Telugu, das Canaresische und das Malealim. Auch besitzen sie eine reiche und hochgebildete Literatur, die früher und älter ist als die bramanische, und (wenigstens was das Tamil betrifft) ein vom Sanskrit völlig abweichendes Alphabet hat.

Die genannten vier Sprachen sind aber keineswegs blos Dialekte; es sind vielmehr ganz verschiedene, selbstständige Sprachen. Das Telugu ist von dem Tamil so verschieden, als das Dänische vom Deutschen, oder als das Spanische vom Portugiesischen. Das Tamil ist die am weitesten verbreitete und klangreichste Sprache im Süden, und muß wohl als die Repräsentantin aller Uebrigen angesehen werden.

Ob das Singalesische (auf Ceylon) zu dieser oder der folgenden Sprachfamilie gehöre, ist noch nicht unter den Sprachforschern entschieden; doch scheint eher das Letztere der Fall zu sein.

3. Die nord-indische Volksfamilie. — Sie ist zwar die am spätesten eingewanderte, aber zugleich die zahlreichste und bei weitem wichtigste, sowohl in religiöser, als in sprachlicher Beziehung. Denn der Zahl nach gehören 147 Millionen zu ihr; nach ihrer Religion ist sie die Trägerin des Bramanismus, und endlich in sprachlicher Beziehung sind aus ihr zehn Sprachen hervorgegangen, die sämmtlich aus Einer Wurzel entsprungen sind.

Die Bevölkerung von Nord-Indien hat Eine gemeinsame Abstammung mit all' den Völkerstämmen, die von Island an durch Europa und Westasien hindurch bis Calcutta hinab die Länder besetzt haben. Es ist die sogenannte arische oder indogermanische Volksfamilie, die in Hochasien (am Hindukusch) ihren Stammsitz hat, und von welcher ein Theil nach Westen und Nordwesten seine Wanderungen nahm, um Westasien und Europa zu füllen, der andere aber durch die Gebirgspässe von Afghanistan über den Indus nach Nordindien zog, um das üppige Gangesthal und die Küstenebenen der Halbinsel zu besetzen. Es sind dieß die eigentlichen bramanischen Hindu's, deren ältester Wohnsitz (etwa 2500 Jahre vor Christo) an dem obern Lauf des Ganges, in dem sogenannten Arjavarta, zu suchen ist. Von hier aus breiteten sie sich über die übrigen Gebiete von Hindostan fast bis hinab in den Süden aus.

Die Ursprache dieser Volksfamilie war das Sanskrit, welches nach Sir W. Jones „vollkommener ist als das Griechische, wortreicher als das Lateinische, und unendlich biegsamer und durchgebildeter als Beide." Wahrscheinlich war es nie eine lebende Volkssprache, sondern nur die Sprache der Bücher, während es nachweisbar eine Zeit gab, wo drei sogenannte Prakrits d. h. minder durchgebildete Idiome des Sanskrit (darunter das Magadha oder Pali, diese heilige Sprache des Buddhismus) vom Indus an bis an die Mündungen des Ganges gesprochen wurden. Aber auch diese Prakrits sind längst verschwunden aus dem Munde des Volks. Dagegen haben sich aus dem Sanskrit nicht weniger als zehn moderne Sprachen herausgebildet, die nun die herrschenden Landessprachen Nordindiens geworden sind. Von diesen ist das Hindi bei weitem die bedeutendste. Es ist die Muttersprache

von 67 Millionen und zweigt sich in 18 verschiedenartige Dialekte ab. Daran schließt sich das Bengali mit seiner reichen modernen Literatur; das Oriya, die Sprache der Provinz Orissa, die den Tempel des Dschagganatha in sich schließt; das Assamesische; das Nipali; das Kaschmiri; das Sikh oder Pandschabi mit einer religiösen Literatur, die ihren Ursprung in den reformatorischen Bestrebungen des Hindu Nanuk hat; das Sindhi mit seinen beiden Dialekten Multani und Katschi, wozu auch noch vielleicht das Marvari, die Sprache von Radschputana, zu zählen ist; das Gutscherathi; und endlich das Maharathi, letzteres die einzige Sanskritsprache, die sich im Dekkan festgesetzt hat.

4. Das muhamedanische Volkselement. — Auf zwei verschiedenen Wegen hat sich der große Strom muhamedanischer Einwanderung über Indien ergossen; der eine ist der Seeweg, indem von Arabien her fortwährend ganze Massen von Bekennern des Islam in das Dekkan einströmten, vornehmlich um die Macht der Herrscher des Neisam (Heiderabad) und des Meisur-Landes zu stärken; der andere und unverhältnißmäßig bedeutendere ist der Landweg, indem vom Nordwesten her über den Indus die Mongolen oder Turkomannen hereindrangen und die große Mogul-Dynastie gründeten, welcher sich dann die übrigen muhamedanischen Fürsten unterwarfen. Vergebens bemühten sich die Eroberer, ihre eigene ausländische Sprache den überwundenen Völkerschaften Indiens aufzudrängen. So geschah es, daß das Persische, das als Sprache des Hofs, der Gerichtshöfe und des Feldlagers herrschend war, sich nach und nach mit dem Hindi verschmolz, wodurch eine neue künstliche Sprache, das Hindostani (auch Urdu genannt) entstand. Dieses Hindostani, mit seiner regelmäßig gebildeten grammatischen Form und seinem selbstständigen Wortreichthum, ist wohl die neueste Sprache der Welt; denn die Geschichte sagt uns, daß sie definitiv erst unter dem Kaiser Akbar (1555) fixirt wurde. Es ist dieß ein sehr denkwürdiges Beispiel von der dem Islam innewohnenden Lebens- und Gestaltungskraft, die es vermochte, eine ganz neue Sprache zu schaffen, und außerdem noch vier andern Sprachen (Türkisch, Persisch, Afghanisch, Malayisch) das arabische Alphabet aufzunöthigen. Das Hindostani ist übrigens nirgends die eigentliche Volkssprache, außer in den Nordwestprovinzen, wo es sich Seite an Seite mit dem Hindi findet, und in den muhamedanischen Quartieren der großen Städte. Es ist gleichsam das Französische von Indien, und wird, außerdem daß es die Sprache von den 25 Millionen Muselmanen Indiens ist, auch von sehr Vielen in den großen Städten gelernt, um dadurch mit den brittischen Beamten zu verkehren.

Nach diesen übersichtlichen Bemerkungen zählen wir nun im Einzelnen die Sprachen Indiens auf:

1. Das Singhalesische, gesprochen auf Ceylon von 1,170,000 Einwohnern, mit einer reichen einheimischen Literatur; Anfang der Mission 1812; Missionare 44; eingeb. Christen 13,041; christliche Literatur: Bibel, englisch-kirchliches Gebetbuch, verschiedene Schulbücher und Trak-

tate. Auf Ceylon wohnen außerdem noch 538,580 Tamulen, die vom Festland eingewandert sind.

2. Tamil, gesprochen von 11 Mill. 837,000 Einw., mit reicher und hochgebildeter einheim. Literatur; Missionsanfang 1706 (durch den hallischen Miss. Ziegenbalg); 141 Missionare; 77,820 eingeb. Christen; christliche Literatur: Bibel (seit 1727), Gebetbuch, Lieder, viele Originalwerke und Uebersetzungen.

3. Telugu, gespr. von 13 Mill., einheimische Literatur beschränkt, obwohl mit vielen Uebersetzungen aus dem Sanskrit; Missionsanfang 1805; Missionare 22; eingeb. Christen 540; christl. Literatur: Bibel, ein Theil des Gebetbuchs, mehrere Schulbücher und Traktate.

4. Malealim, gesprochen von 2,562,000, ohne einheim. Literatur; Missionsanfang 1816 (Basel 1839); Missionare 32 (Basel 13); eingeb. Christen 12,220; christl. Literatur: Bibel, engl. Gebetbuch, Schulbücher, Traktate. Es befinden sich im Malealim-Sprachgebiet (Travancor) auch 70,000 syrische Christen, deren Kirchensprache das Alt-syrische ist.

5. Canaresisch, gesprochen von 6,260,000 Einw., mit etlichen einheimischen Originalwerken und Uebersetzungen aus dem Sanskrit; Missionsanfang 1810 (Basel 1834); Missionare 26 (25 von Basel); eingeb. Christen 2285; christliche Literatur: Bibel, englisches Gebetsbuch, viele Traktate und Schulbücher.

6. Das Tulu, das mitten unter dem Canaresen-Volke eine für sich bestehende Sprache ist und von etwa 150,000 Einwohnern gesprochen wird, aber keine einheimische Literatur hat, ist durch die Basler Missionare bearbeitet worden, und das N. Test., sowie einige Theile des A. Test. sind in diese Sprache übersetzt.

7. Die Sprachen der Bergstämme, Kols, Bhils, Santhals, Gonds, Badaga's, Toda's ꝛc., zusammen etwa 9 Millionen Seelen, wovon die Kols allein mehr als 4 Millionen zählen; diese Sprachen sind größtentheils noch nicht bearbeitet; unter den Kols ist seit 1845 eine Mission mit 6 Missionaren und 3300 eingeb. Christen; unter den Stämmen der blauen Berge (Nilgerries) arbeiten seit 1846 die Basler Missionare.

8. Hindi, gesprochen von 67 Millionen, reiche einheimische Literatur; Missionsanfang 1814; Missionare 45; eingeb. Christen 2031; christliche Literatur: Bibel, Gebetbuch, Lieder, Schulbücher, Traktate ꝛc.

9. Bengali, gesprochen von 26 Millionen; reiche einheimische Literatur, auch moderner Art, Zeitungen ꝛc.; Missionsanfang 1799; Missionare 88; eingeb. Christen 13,321; christl. Literatur: Bibel, Gebetbuch, Lieder, Bücher aller Art.

10. Oriya, gesprochen von mehr als 5 Millionen; ohne einheim. Literatur; Missionsanfang 1822; Missionare 11; eingeb. Christen 906; christl. Literatur: Bibel, Traktate ꝛc.

11. Assamesisch, ein verdorbenes Bengali, gesprochen von etwa 900,000; Missionsanfänge 1841, Missionare 10; wenig eingeb. Christen; ein Theil der Bibel übersetzt.

12. Nipali (oder Gurkha), gesprochen von etwa 2 Mill. hauptsächlich Muhamedanern; ohne einheimische Literatur; ohne Missionare; ein Theil der Bibel übersetzt.

13. Kaschmiri, gesprochen von 3 Mill.; ohne einheimische Literatur;

ohne Missionar; einige Theile der Bibel übersetzt.

14. Pandschabi (Sikh), gesprochen von 10 Mill., mit einigen einheimischen Religionsschriften; Missionsanfang 1834; Missionare 19; eingeborene Christen 83; christl. Literatur: Bibel, Traktate ꝛc.

15. Sindhi (mit sehr verschiedenen Dialekten), gesprochen von 3,345,000; reich an Poesieen; Missionsanfang 1850; Missionare 6; eingeborene Christen 6; übersetzt sind einige Theile der Bibel.

16. Gudscherathi, von 4,838,000 Einw. gesprochen; mit vielen Volkssagen; Missionsanfang 1813; Missionare 7; eingeborene Christen 105; christl. Literatur: Bibel, Schulbücher, Traktate ꝛc.

17. Maharathi, von 14,306,000 gesprochen; mit ziemlich reicher einheimischer Literatur; Missionsanfang 1813; Missionare 34; eingeborene Christen 540; christl. Literatur: Bibel, Gebetbuch, Traktate ꝛc.

18. Puschtu (Afghani), ein Dialekt des Arabischen, gesprochen von 850,000; reich an historischen und poetischen Ueberlieferungen; Missionsanfang 1855; Missionare 2; eingeborene Christen 10; übersetzt sind Theile der Bibel, Traktate ꝛc.

19. Hindostani, von den Muhamedanern und sonst gesprochen, mit sehr reicher einheimischer Literatur, ohne besondere Missionare; übersetzt ist die Bibel, das Gebetbuch und viele andere Werke.

20. Persisch, Hofsprache vieler einheim. Fürsten; mit reicher Literatur. Die Bibel, das Gebetbuch und viele christliche Schriften sind übersetzt. —

Sonach beläuft sich die Gesamtzahl der Missionare in Indien auf 498, wobei zu bemerken ist, daß die eingeborenen ordinirten Prediger, etwa 90 bis 100 an der Zahl, mit eingerechnet sind; die Zahl der eingeb. Christen beträgt 126,326, und die Bibel ist bis jetzt vollständig in 13, theilweise in 7 Sprachen Indiens übersetzt; einzelne Stücke des N. T. außerdem in 3 Sprachen der Bergstämme.

Studenten-Vereine in England und Irland.

Wir meinen damit weder wissenschaftliche, noch politische Vereine, noch auch Landsmannschaften, wie sie auf deutschen Universitäten Sitte sind, sondern religiöse Gemeinschaften, oder wie sie in Großbrittanien sich nennen, Gebetsvereine (prayer Union). Es besteht auf der Universität in London ein Gebetsverein von Juristen (Lawyer's Union for private prayer), der im Jahr 1852 seinen Anfang nahm und im vorigen Jahr (1858) bereits 135 Mitglieder zählte. Auf der Universität in Cambridge besteht der Gebetsverein gläubiger Studenten nach seinem (neunten) Bericht von 1858 aus nicht weniger als 300 Mitgliedern. Aehnliches ist der Fall in Oxford. Von allen diesen englischen Universitäten nun ist eine große Zahl von jungen Männern in die Missionslaufbahn eingetreten.

Es ist uns jedoch nur von der Universität in Dublin (Irland) möglich, Näheres über den dort bestehenden Studenten-Gebetsverein mitzutheilen. Von dieser Hochschule allein sind seit 1824 nicht weniger

als 23 junge Männer, die ihre akademische Laufbahn mit Ehren vollendet hatten, nach Indien als Missionare ausgegangen und stehen dort noch größtentheils in gesegneter Arbeit unter den Heiden. Aus der Mitte des genannten Gebetsvereins aber, der erst im Jahr 1854 sich förmlich bildete, sind innerhalb eines Zeitraums von 4 Jahren, sechs Mitglieder in die Heidenmission ausgezogen.

Dieser Verein nun richtete im Juli vorigen Jahres an alle diejenigen Missionare in Indien, welche von der Universität Dublin ausgegangen waren, folgende Zuschrift:

„Trinity College, Dublin.

„Geliebter Bruder,

„Der Ausschuß des Gebetsvereins der Dubliner Universität hat seit längerer Zeit das Bedürfniß gefühlt, mit denjenigen Graduirten dieser Hochschule, die in auswärtige Arbeitsgebiete übergegangen sind, in nähere Verbindung zu treten.

„Wir glauben, daß ein solcher unmittelbarer Verkehr für beide Theile gesegnete Folgen haben dürfte. Die von hier ausgegangenen Missionare können an uns, die wir noch daheim sind, unmittelbar den Aufruf ergehen lassen, zu ihnen zu kommen und ihnen in ihrer großen Arbeit zu helfen, und vielleicht dürften dadurch Etliche unter uns veranlaßt werden, im Dienste des Herrn gleichfalls in die Heidenwelt hinauszuziehen. An dererseits mögen die Missionare selbst in ihrer Arbeit sich ermuntert und gestärkt fühlen, wenn sie wissen, daß sie bei uns nicht vergessen sind, daß vielmehr von ihrer eigenen Universität, wo auch sie einst zum Dienst am Evangelio sich vorbereitet haben, viele Gebete unablässig zum Herrn emporsteigen, um auf ihre Bemühungen einen Segen von Ihm herabzuflehen, des Heilands Tröstungen für alle ihre Trübsale und Prüfungen zu erbitten, und den König der Herrlichkeit um die Beschleunigung des Tages anzurufen, wo die Macht der Finsterniß durch den Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit überwunden sein, und der Herr allein auf Erden voller Gnade und Wahrheit regieren wird. . . .

„Unser Verein ist vor vier Jahren gegründet worden. Seitdem sind aus unsrer Mitte vier Mitglieder als Missionare ausgegangen, und zwei weitere werden wahrscheinlich noch diesen Monat nach Indien ausziehen. Obschon nun unser brieflicher Verkehr, gemäß den Statuten unsres Vereins, zunächst auf die eigentlichen Mitglieder desselben beschränkt sein soll, so schien es uns doch wünschenswerth, daß auch alle diejenigen, die schon vor der Gründung unsres Vereins von unsrer Universität als Missionare ausgegangen sind, eingeladen werden sollen, Mitglieder desselben zu werden, sich mit uns jeden ersten und dritten Sonntag eines Monats zum Gebet und zur gegenseitigen Fürbitte zu vereinigen, mit uns in brieflichen Verkehr zu treten und uns von Zeit zu Zeit Mittheilungen zu machen über den Fortgang des Werkes Gottes unter den Heiden, über das Bedürfniß nach mehr Arbeitern und über andere Gegenstände, die ihnen wichtig erscheinen mögen.

„Dadurch sollen einerseits unsre Brüder draußen getröstet und versichert werden, daß sie an dem Orte, wo sie einst herbergten, nicht ver-

gessen sind, anderntheils werden sie Gelegenheit haben, uns zu größerem Ernst und Eifer in der Sache des Herrn Jesus zu ermuntern.

„Ich bin deßhalb beauftragt, Sie zu bitten, Mitglied unsres Vereins zu werden und sich mit uns zu vereinigen im Gebet um eine Ausgießung des heiligen Geistes über die finstern Oerter der Erde, sowie über die streitende Kirche daheim und draußen.

„Die Zahl unsrer Mitglieder beläuft sich auf 120. Der Herr hat uns gesegnet, und wir sind der getrosten Zuversicht, daß Er uns noch reicheren und überfließenden Segen vorbehalten hat. Unsre Zusammenkünfte waren in der letzten Zeit zahlreicher besucht und von größerem Ernste begleitet als früher; aber dennoch bedürfen wir noch viel mehr des gnädigen und befruchtenden Regens von Oben.

„Möge Gott Sie in überfließendem Maaße segnen. Wir glauben sagen zu können, daß durch Gottes Gnade ein wahrer Missionsgeist auf unsrer Universität sich zu regen angefangen hat. Beten Sie mit uns, daß eine noch viel größere Zahl von uns gewürdigt werde, in den Weinberg des Herrn draußen zu gehen und auf dem Felde zu arbeiten, das da reif ist zur Ernte. Möge Indien bald ein Diadem voll Schönheit in der Hand der Erlösers sein, und möget Ihr, theure Brüder, obgleich Ihr jetzt noch mit Thränen säet, dennoch mit Freuden eure Garben bringen am Tage Seiner Erscheinung. Der Herr sei mit Euch in allem Eurem Vornehmen und segne Euch aus Zion. Das ist das innige Gebet Ihres im Herrn verbundenen

Charles Wright."

Werden die religiösen Vereine auf unsern deutschen Universitäten, aus deren Mitte bis jetzt noch so Wenige in die Missionslaufbahn übergegangen sind, aus diesen Mittheilungen nicht Muth und Freudigkeit schöpfen, ihren Brüdern auf der Dubliner Universität nachzueifern? Vielleicht fühlt sich einer oder der Andere dieser Vereine gedrungen, mit dem Gebetsverein in Dublin in brieflichen Verkehr, sei es in lateinischer oder englischer Sprache, zu treten, und durch dieses Mittel auch den eigenen Eifer zu stärken. Für solchen Fall geben wir hier die Adresse: „To the Secretary of Foreign Correspondence; Dublin University Union; Religious Society's Rooms 22, Trinity College, Dublin."

Süd-Afrika.

Die Boers (holländischen Bauern) der transvaalischen Republik in Südafrika. — Aus früheren Mittheilungen (vergl. Miss.-Mag. 1858 S. 154 ff. 194.) ist bekannt, daß die Boers jenseits der Gränze der brittischen Kap-Kolonie eine eigene Republik gegründet haben, die von der englischen Regierung am 16. Januar 1852 durch einen förmlichen Vertrag anerkannt wurde. In demselben verpflichteten sie sich ausdrücklich, keinerlei Sklaverei bei sich zu dulden. Allein dessenungeachtet ist es weltbekannt, daß die Boers immer und immer wieder unter den eingeborenen Stämmen eigentliche Sklavenjagden anstellen, wie sie denn auch wenige Monate nach Abschluß jenes Vertrags Dr. Livingstone's Station Kolobeng über-

fielen, 60 Erwachsene tödteten und ganze Schaaren von Weibern und Kindern mit sich in die Sklaverei wegschleppten.

Es war natürlich, daß die Missionare der London Miss. Gesellschaft, welche sich aufs treueste der armen Stämme annahmen und sie zu christlicher Bildung zu erziehen bemüht waren, sich die bitterste Feindschaft der Boers zuzogen. Schon längst waren beunruhigende Gerüchte in Umlauf über beabsichtigte Feindseligkeiten der Boers gegen die Missionsstationen und die unter ihrer Pflege stehenden Betschuanenstämme (Batlapi's ꝛc.). Am 14. Sept. 1858 nun eröffnete der Präsident der Republick, Pretorius, den Volksrath mit einer Rede, in welcher er unter Anderem sagte:

„Es gewährt mir große Befriedigung, berichten zu können, daß unsre Beziehungen zu der brittischen Regierung, sowie zu unsern Freunden und Landsleuten des [benachbarten zweiten] freien Staats [von holländischen Boers] fortdauernd befriedigender Natur sind. . . .

„Es wird aber nothwendig sein, meine Herren, daß Sie bei der gegenwärtigen Gelegenheit zum Beschluß kommen über eine Sache, die mit dem Frieden und Wohlstand unsres geliebten Vaterlandes in engster Beziehung steht. Ich meine die Anwesenheit der Arbeiter der Londoner Missionsgesellschaft unter den benachbarten wilden Stämmen, mit denen wir gegenwärtig einen Spahn haben. Sie werden darüber zu entscheiden haben, ob es rathsam sei, die Missionare der genannten Gesellschaft noch länger auf ihren Stationen dießseits des Vaalflusses zu dulden oder nicht. Ich fühle mich gedrungen, meine Meinung, die auf glaubwürdige Berichte sich gründet, dahin auszusprechen, daß die Fortdauer ihres Aufenthalts innerhalb unsres Gebiets für den Frieden und Wohlstand unsres Landes, dessen Wahrung mir aufs innigste am Herzen liegt, gefahrbringend ist. Wir haben direkte Beweise in Händen, die es unwidersprechlich bezeugen, daß sie die Anstifter politischer Aufregung sind, deren Endziel nichts anderes als Krieg und Blutvergießen ist; aber abgesehen davon kann uns auch die allgemeine Geschichte von Südafrika überzeugen, daß überall, wohin diese Missionare den Fuß setzten, Aufruhr und Feindseligkeiten in ihrem Gefolge waren, daß die Grausamkeit und Barbarei der Eingeborenen immer wieder von ihnen aufgestachelt wurde gegen die Civilisation, und daß ein Stamm wider den andern gehetzt ward zu gegenseitigem Schaden und Elend!“

Ein solches Zeugniß wider die Mission ist wohl der Aufbewahrung und Einregistrirung werth, allerdings weniger deßhalb, damit man endlich einmal den wahren Karakter der Missionare, dieser „gräulichen Feinde der Civilisation“, kennen lerne, als vielmehr damit man etwas erfahre von der in der ehrenwerthen transvaalischen Republik herrschenden Aufklärung. Doch haben wir Deutsche uns noch für folgenden Passus in der Rede des würdigen Präsidenten zu bedanken. „Die deutschen Missionare auf jenen Stationen,“ sagte er, „geben nicht nur mir, sondern auch den unter ihrer Leitung stehen-

den Eingeborenen die größte Befriedigung. Ich möchte Ihnen, meine Herren, empfehlen, daß diejenigen Stämme, welche christlichen Unterricht wünschen sollten, mit deutschen Missionaren versorgt werden mögen."

Es ist begreiflich, daß die deutschen Missionare, welchen keine politische Macht zum Rückhalt dient, den Boers weniger gefährlich erscheinen, als die Engländer, von welchen sie eine Appellation an den Gouverneur im Kapland zu gewärtigen haben.

Was der Präsident Pretorius im Volksrath aussprach, das fand auch bald seinen Widerhall in dem „Staatscourant", dem offiziellen Zeitungsorgan der transvaalischen Republik. Dort heißt es im November 1858: „Die Zeit ist vorüber, mit diesen treulosen Wilden zu spielen. Wohl sind die feindlichen Stämme zahlreich, wohlbewaffnet und voll Selbstvertrauen; aber wir zweifeln nicht, daß das Commando [eine bewaffnete Truppe], das wir gegen sie auszusenden genöthigt sind, mit ihnen so zurechtkommen wird, daß von einer künftigen Geschichte der Batlapi's nicht mehr die Rede zu sein braucht. Friede muß es um jeden Preis werden; und da nichts als die völlige Ausrottung und Vernichtung dieser heillosen Wilden denselben sichern kann, so sind wir der guten Zuversicht, unsre Leute werden das schon zu machen wissen."

Darauf antwortet nun freilich eines der ersten politischen Blätter der Kapstadt: „Wir hören, daß eine große Bitterkeit in der transvaalischen Republik gegen die Missionare der London MG. herrscht, welche seit 40 Jahren mit so viel Eifer und Segen in jener Gegend gearbeitet haben. Die Namen Moffat und Livingstone sind in Aller Munde. . . . Sollte aber die Republik irgend etwas gegen das Evangelium in Südafrika unternehmen, so ist kein Zweifel, sie wird in Stücke zerschlagen werden urd mit der transvaalischen Bauern-Republik wird's ein Ende haben. Thaten der Finsterniß können nicht länger im Finstern begangen werden, und das Innere von Südafrika fängt an, die Aufmerksamkeit von Männern auf sich zu ziehen, die ebenso gut zu fechten als zu beten verstehen."

Neuerdings haben diese Boers den Missionaren, welche nach den von Livingstone entdeckten Ländern am Zambesi abgeordnet worden, den Durchzug durch ihr Land verweigert, — ein Verfahren, zu dem sie auch nicht das entfernteste Recht haben. Die Kommittee der London MG. hat sich sofort an den Kolonialsekretär gewandt, und es wird sich zeigen, wie Livingstone einst ausrief: „wer den Sieg behält, sie oder wir?"

Die Mission in China.

Unter allen protestantischen MG. war die Londoner MG. die erste, welche ihre Sendboten nach China sandte. Vor 42 Jahren (1807) traf ihr erster Missionar, Dr. Morrison, in den ausländischen Faktoreien vor den Thoren von Kanton ein. Ihm folgten Männer, wie Milne, Medhurst und Andere. So lange China noch für alle Ausländer verschlossen war, hielten sich dieselben in Java, Pinang, Singapur und Malakka auf, theils um christliche Bücher, nament-

lich die heilige Schrift, für das chinesische Volk vorzubereiten, theils um unter den zahlreichen Chinesen, die sich an den genannten Plätzen aufhielten, zu missioniren. Als aber im J. 1842 wenigstens fünf Hafenstädte den Ausländern eröffnet wurden, gründete die London MG. in dreien derselben, nämlich in Kanton, Amoy und Schanghai, eigene Missionen. Predigt des Evangeliums, Unterricht der Jugend und unentgeltliche ärztliche Hülfleistung waren die Mittel, durch welche sie dem Volke nahe zu kommen suchten. An allen drei Orten bildeten sich blühende Gemeinden. Die chinesische Uebersetzung der heiligen Schrift wurde durch die vereinigte Thätigkeit der Missionare Morrison, Milne, Medhurst und Stronach vollendet und viele theologische und wissenschaftliche Schriften im Chinesischen verfaßt. Am wichtigsten und folgereichsten aber war die Erfindung beweglicher chinesischer Schrifttypen, mittelst welcher die Bibel nun um geringe Kosten und in gefälliger Form gedruckt werden kann. Bisher nemlich mußte jede einzelne Seite der Bibel besonders auf Holzblöcke geschnitten werden, wodurch natürlich der Druck eines chinesischen Buches ungemein vertheuert wurde.

Seit dem Jahr 1842 wuchs die Zahl der Gemeindeglieder auf 1000 Seelen.

Durch den neuesten Friedensvertrag mit China nun ist für die Mission zweierlei gewonnen worden: einestheils freier Zutritt der Missionare in alle Theile des ungeheuern Reichs, anderntheils gesetzliche Sicherstellung aller Eingeborenen, welche das Christenthum annehmen. In dieser großen Thatsache erkennt die London MG. eine Aufforderung Gottes, die Zahl ihrer Missionare in China, die sich auf 14 beläuft, zu verdoppeln. Zu dem Ende hat sie schon vor einiger Zeit einen besonderen „China-Fonds" eröffnet, der bereits auf 10,000 Pfund Sterling (Fr. 250,000) gestiegen ist. Allein diese Summe reicht für die Reisekosten, die Ausrüstung und die erste Anlegung und Gründung neuer Stationen noch nicht zu; und so hat diese Gesellschaft am 15. März d. J. im Palast des Lord Mayors in London eine Versammlung gehalten, um diese Angelegenheit ihren Freunden noch dringender an's Herz zu legen. Der Lord Mayor selbst präsidirte; die angesehensten Männer der Hauptstadt, darunter Graf Schaftesbury und mehrere Parlamentsglieder, nahmen thätigen Antheil daran. „Es ist kein Mangel an Männern," sagte Graf Schaftesbury, — „an Männern, die eben so willig, als eifrig und tüchtig für das Werk sind; was aber fehlt, das ist Geld." — „London allein," sagte ein anderer Redner, „steuert jährlich für wohlthätige Zwecke in der Heimat die Summe von 25 Mill. Franken, und nicht einmal die Hälfte (Fr. 11,475,000) für die Missionen im Ausland; sollte es so schwer sein, die Mittel aufzubringen, um die Zahl unsrer Missionare in China zu verdoppeln?"

Das Ergebniß dieser Versammlung war, daß während derselben weitere 6085 Pf. Sterl. (Fr. 152,125) für den chinesischen Fonds gesteuert wurden.

Der Friedensvertrag von Tien-tsin.

Unter den Ereignissen, welche das Jahr 1858 für alle Zeiten denkwürdig gemacht haben, ist der Friedensvertrag von Tien-tsin wohl eines der bedeutendsten und folgereichsten. Durch diesen Vertrag ist das größte Reich der Erde, und eben damit ein volles Drittheil der ganzen jetzt lebenden Menschheit nach tausendjähriger Abgeschlossenheit zum erstenmal dem allgemeinen Weltverkehr, dem Handel, der Länder- und Völkerkunde, und was wichtiger ist als alles Andere, der freien und ungehinderten Verkündigung des Evangeliums geöffnet worden. Hiemit aber ist das letzte, bis dahin isolirte Glied der großen Menschenfamilie (denn Japan mußte dem Vorgang China's nothwendig auf dem Fuße folgen) in den lebendigen Organismus des Ganzen eingefügt. Für Jahrtausende glich das chinesische Reich in Mitten der übrigen Völker und Staaten einem künstlich unterbundenen Gliede, wo der Kreislauf des Bluts, der den übrigen Körper belebt, und das Telegraphennetz der Nerven und Sehnen, welches alle übrigen Gliedmaßen in stetem Lebenszusammenhang erhält, ganz und gar unterbrochen war. Das unterbundene Glied führte ein Leben für sich, ohne von dem Strom der Lebensbewegungen des übrigen Leibes berührt oder mitbewegt zu werden. Der Vertrag von Tien-tsin hat die uralten und durch Alter fast unlösbar gewordenen, künstlichen Bande aufgelöst und hinweggenommen, und eben damit dem mächtigen Lebensstrom, der die übrige Menschheit bewegt, auch in dieses erstarrte Glied den freien Zugang eröffnet. Was für Elemente und Kräfte werden es nun sein, die durch die neugeöffneten Adern und mittelst der freigewordenen Lebensnerven in jenes Glied einströmen? Werden es gesunde und heilende Kräfte sein, oder verderbliche Giftstoffe? Und

wie rasch oder wie langsam wird der Proceß des Ein- und Durchströmens in alle Theile des Gliedes vor sich gehen? Das sind Fragen, welche die Zukunft lösen wird. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß schon jetzt Beides, der Balsam aus Gilead, wie der verderbliche Giftstoff, an den Gränzen China's reichlich aufgehäuft ist und im Begriffe steht, wie ein lange gestauter Strom überflutend durch die geöffneten Schleusen einzudringen. An der Kirche Christi, die den Balsam zu bringen berufen ist, und an ihrer Treue, Emsigkeit und Hingebung wird es liegen, ob die neue Aera, die nach Gottes Rath für China angebrochen ist, ihm das Leben oder den Tod bringen wird.

Je wichtiger aber dieser große Wendepunkt erscheint, der für die Geschichte des chinesischen Reiches eingetreten ist, desto mehr lohnt es sich der Mühe, daß wir uns theils mit den vorbereitenden Umständen bekannt machen, durch welche derselbe herbeigeführt wurde, theils den Inhalt und die Tragweite des Friedensvertrags selbst kennen lernen, mit welchem die kriegerischen Operationen sich abschlossen.

Kanton, die zweite Hauptstadt des chinesischen Reichs, fiel am 5. Januar 1858 in die Hände der verbündeten Truppen Englands und Frankreichs. Der entschlossene und gewaltige Yeh selbst, dieser Oberkommissär der beiden südlichen Provinzen Kuang-tung und Kuang-si, fiel den Engländern in die Hände und sitzt nun als Kriegsgefangener einsam und in sich gekehrt in Kalkutta. Man erwartete mit Recht, daß der Fall jener bedeutenden, reichen und für den Kaiser so überaus wichtigen Handelsstadt, deren Eroberung durch die verachteten „Barbaren" dem Stolz der Chinesen unmöglich erschienen war, die kaiserliche Regierung geneigt machen würde, auf billige Unterhandlungen einzugehen; aber man täuschte sich. Die Sprache, welche der Hof zu Peking gegen die Ausländer führte, war um nichts weniger stolz, anmaßend, verächtlich; selbst die untergeordneten Beamten wiesen mit unbegreiflichem Uebermuth die Forderungen der Verbündeten von sich. Es wurde den Bevollmächtigten Englands und Frankreichs über allen Zweifel klar, daß die Unterhandlungen nicht mehr im Süden vor Kanton, sondern nur vor den Thoren Pekings selbst und unmittelbar mit dem Kaiser zu führen seien und nur so zum Ziele führen. In den ersten Tagen des März wurde im Kriegsrath beschlossen, mit den Schiffen nach dem Pei-ho zu segeln, an dessen großem Seiten-

kanal die kaiserliche Hauptstadt liegt. Am 28. März erreichte die Flotte die Stadt Ningpo, einen der fünf Hafenplätze, die schon seit dem Jahr 1842 den Engländern geöffnet sind. Hier war es, daß die Missionare, welche in Ningpo und in dem etwas nördlicher gelegenen Schanghai seit einer Reihe von Jahren in Geduld und Liebe arbeiten, die Gelegenheit wahrnahmen, um an Lord Elgin, den brittischen Generalbevollmächtigten, folgende Adresse zu richten: —

„Mylord — Wir, die unterzeichneten protestantischen Missionare von Großbrittanien, wohnhaft in Ningpo und Schanghai, erlauben uns, Ew. Excellenz das Vergnügen auszudrücken, das in uns der Umstand erweckt, daß in diesem bedeutungsvollen Augenblick die Unterhandlungen mit China von Ihrer Majestät der Königin von England Ihren Händen anvertraut worden sind. Wir ergreifen die Gelegenheit, die Ihre Ankunft in diesem Seehafen uns darbietet, um Sie des vollen Vertrauens zu versichern, das wir in Ihre Einsicht und Erfahrung setzen, und die zuversichtliche Hoffnung auszusprechen, daß die Beziehungen unsres Vaterlandes zu dem chinesischen Reiche bald auf eine bessere und festere Grundlage werden gegründet werden.

„Da wir hieher gekommen sind, um eine heidnische Bevölkerung im Christenthum zu unterweisen, so sind wir nicht ganz unbetheiligte Beobachter dessen, was jetzt vorgeht. Unsre Stellung muß durch die gegenwärtigen Ereignisse wesentlich berührt werden. Die kriegerische Haltung, welche unsre Nation in Folge politischer Nothwendigkeit anzunehmen sich veranlaßt sah, könnte in den Gemüthern des uns umgebenden Volks Vorurtheile erwecken und den Chinesen Anlaß geben, den Zweck unsres Kommens zu mißdeuten. Auf der andern Seite wäre es möglich, daß wir in Folge der bevorstehenden Ereignisse in viel weitere Kreise Zugang erhielten, und dadurch Gelegenheit fänden, die Wahrheit des Evangeliums auch in den großen Städten des Innern zu verkündigen.

„In dem Vertrag von Nanking [1842] war nichts gesagt zu Gunsten der Duldung des Christenthums im chinesischen Reiche, so daß zu jener Zeit jeder Eingeborene, der durch protestantische Missionare bekehrt wurde, der Gefahr ausgesetzt blieb, als Anhänger einer verbotenen Religion der Strafe zu verfallen. Der später geschlossene französische Vertrag erlangte wenigstens Duldung für 'Tien-tschu-kiau' d. h. für die römisch-katholische Religion. Protestantische Bekehrte sind allerdings vielleicht gleichfalls sichergestellt durch jenes kai-

ferliche Dekret, das die römisch-katholische Religion gestattete. Aber in Anbetracht dessen, was England bereits in seinen Verträgen für die Förderung religiöser Freiheit in Europa [z. B. in der Türkei] gethan hat, scheint es nicht unangemessen zu erwarten, daß es auch in China für die eingeborenen protestantischen Christen die gleichen Rechte fordern und erlangen werde, die den katholischen gewährt sind.

„Wenn deßhalb in dem neuen Friedensvertrag, der in Aussicht steht, eine Klausel eingefügt werden sollte, welche sich auf Religionsfreiheit bezieht, so möchten wir uns den Wink erlauben, daß zur Bezeichnung der protestantischen Religion das chinesische Wort 'Je-su-kiau' (Religion Jesu) gebraucht werden möge, im Unterschied von dem Ausdruck 'Tien-tschu-kiau' (Religion des Herrn des Himmels), womit die katholische Religion bezeichnet wird. Dieser Unterschied in den Bezeichnungen ist auch bereits in einheimischen chinesischen Büchern angewendet worden, wenn von ausländischen Religionen die Rede ist, sowie in dem Memorial, das der französische Bischof Mouly im Juni 1854 an den Kaiser von China gerichtet hat.

„Sollte es den kaiserlich-chinesischen Truppen gelingen, die Nanking-Rebellen [die Taipings] zu vernichten, so ist nicht unwahrscheinlich, daß eine allgemeine Christenverfolgung die Folge sein wird. Die Religion, zu welcher jene sich bekannten, kann als politisch-gefährlich betrachtet werden, und die Gemeindeglieder der protestantischen Missionare könnten als Helfershelfer und Mitschuldige der Rebellion gelten, und als Feinde des Reiches behandelt werden. Die Aehnlichkeit ihrer Bücher und Lehren mit den unsrigen hat vor ganz wenigen Monaten Veranlaßung gegeben zur Verhaftung und langen Gefangenschaft Zweier unsrer Christen, welche von Schanghai aus die innern Distrikte bereisten, um das Evangelium zu verbreiten. Der jetzige Augenblick scheint somit ganz geeignet, auch für das protestantische Christenthum eine Bürgschaft und Sicherstellung zu erwirken.

„Es ist aber unser angelegentlichster Wunsch, nicht blos daß unsre Christen vor Verfolgung gesichert seien, sondern auch daß es uns selbst gestattet sei, frei ins Innere des Landes zu reisen und dort uns niederzulassen. Während der letzten paar Jahre haben wir, in Erfüllung unsrer Missionspflichten, ungehindert viele große Städte besucht, die nicht im Vertrag von 1842 genannt sind, obwohl wir freilich öfters in Folge davon von den einheimischen Behörden in derber Weise

der Uebertretung jener Bestimmungen angeklagt wurden, über welche zwischen ihrer und unsrer Nation gegenseitige Uebereinkunft getroffen worden sei. Das Gebot, nicht über die fünf Hafenstädte hinaus ins Innere zu gehen, ist bereits ein todter Buchstabe geworden; allein es wäre für uns in Zukunft doch viel befriedigender, wenn wir mit gutem Recht, und nicht blos als Geduldete, ins Innere reisen dürften. Während wir einerseits von dem heißen Wunsche erfüllt sind, unsre Arbeiten weithin über das ganze Land auszudehnen, sind wir andererseits genöthigt, dieselben auf viel engere Gränzen zu beschränken, als die katholischen Sendboten Frankreichs oder Portugals. Ihnen ist der Aufenthalt im Innern des Landes durch die Lokalbehörden gestattet; wir aber mußten mehr als einmal in Folge der Befehle der Mandarinen die Wohnungen oder Predigtplätze wieder räumen, die wir gemiethet hatten. Es will sich nicht geziemen, daß der brittische Konsul aufgefordert werden darf, seine Landsleute aus dem Innern in die fünf Seehäfen zurückzurufen, während man Leute anderer Nationen ungehindert dort verweilen läßt.

„Wir bleiben mit vollkommener Hochachtung ꝛc."

[Folgen die Unterschriften von zehn protest. Missionaren.]

Darauf erwiederte Lord Elgin folgender Maßen:

„Meine Herren, — Ich bin Ihnen sehr verbunden für den Ausdruck des Vertrauens und Wohlwollens, mit dem Sie mich in Ihrer Adresse beehrt haben, und ich darf Sie versichern, daß ich die Winke, die Sie mir freundlichst gegeben haben in Betreff der bevorstehenden wichtigen Unterhandlungen mit der chinesischen Regierung, unfehlbar meiner besten Aufmerksamkeit würdigen werde. Auch mir erscheint es in der That geziemend und angemessen, daß die Bekenner der verschiedenen christlichen Religionsparteien in China auf gleichen Fuß gestellt werden. Ich würde aber nicht aufrichtig sein, wenn ich Ihnen verhehlen wollte, daß die Forderungen, die Sie aussprechen, wenigstens in etlichen Punkten nach meiner Ansicht Fragen von großer Zartheit in sich schließen.

„Die christlichen Regierungen Europa's fordern für ihre Unterthanen und Schutzbefohlenen, welche im Osten unter heidnischen Regierungen leben, das Recht der Exterritorialität [d. h. das Recht, nach welchem sie der Staatsgewalt des Landes, in welchem sie wohnen, und also auch den Criminalgesetzen desselben nicht unterworfen sind]. Diese Schutzbefohlenen ausländischer Regierungen sind deßhalb ver-

bunden, wenn sie in Betreff ihres Wohnens und ihrer Beschäftigung ihre Rechte und Freiheiten auszudehnen wünschen, darauf zu sehen, daß sie die Privilegien, die ihnen ihre Ausnahmsstellung gewährt, nicht zum Nachtheil desjenigen Landes mißbrauchen, in welchem sie sich aufhalten.

„Ich glaube nun nicht sagen zu können, daß die christlichen Nationen, die unter dem Schutz fremder oder eigener Verträge festen Fuß in China gefaßt haben, immer und unter allen Umständen treulich dieser Pflicht nachgekommen sind. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so sind eben jetzt viele zuchtlose und schlechte Menschen, geschützt durch die eben genannten Privilegien und noch mehr durch den Schrecken der brittischen Waffen, eine wahre Plage für die Küsten China's. Es mag sein, daß sie für den Augenblick nur allzu oft ungestraft die scheußlichsten Verbrechen begehen; aber sie bringen den christlichen Namen in Mißkredit, erwecken Haß gegen den Ausländer, und entzünden, wie neuerdings erst geschehen, die Eingeborenen zu einem Rachegefühl, das, einmal in Flammen gesetzt, nicht immer zwischen Schuldigen und Unschuldigen unterscheidet.

„Wenn aber schon die Ausdehnung der Rechte der in China wohnenden Ausländer eine äußerst delikate Sache ist, so ist es noch viel schwieriger zu verlangen, daß einer ausländischen Macht vertragsmäßig das Recht zuerkannt werde, solche Eingeborene, welche die Religion der Ausländer annehmen, unter ihren Schutz zu nehmen. Allerdings ist es vollkommen billig und wünschenswerth, daß Chinesen, die das Christenthum annehmen, nicht verfolgt werden; aber es wäre schlimm und den wahren Interessen unsrer Religion ganz entgegen, wenn sie der Versuchung ausgesetzt würden, in heuchlerischer Weise zu unsrem Glauben sich zu bekennen, nur um dadurch unter den Schutz einer ausländischen Macht gestellt zu werden.

„Nach genauen Nachforschungen bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Widerstand der chinesischen Behörden gegen das Christenthum mehr auf politischen, als religiösen Gründen beruht. Ich stimme Ihnen deßhalb ganz bei, daß es höchlich zu beklagen ist, daß die wahren Bekenner des Christenthums in Eins gemengt werden mit den Anhängern einer Rebellion, die gegen die Freunde der herrschenden Dynastie mit so rücksichtsloser Grausamkeit gewüthet hat.

„Es ist natürlich, daß Männer wie Sie, die, von den reinsten Triebfedern bewegt, in Allem nur das wahre Wohl China's zu fördern

bemüht sind, ausschließlich den wohlthätigen Gebrauch im Auge haben, der von erweiterten Rechten gemacht werden könnte. Allein es ist meine schmerzliche Pflicht, auch an den Mißbrauch zu denken, der davon gemacht werden könnte, falls nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden.

„Ueberdieß ist es Ihr Privilegium, meine Herren, — und dieß ist ein Umstand, den wir wohl im Auge behalten müssen, — es ist Ihr Privilegium, die Uebel, die Sie umgeben, mit geistlichen Waffen zu bekämpfen. In dem Zwist, in den wir unglücklicher Weise mit dieser heidnischen Nation verwickelt sind, ist es leider mein Loos, nicht selten zu Waffen fleischlicher Natur zu greifen." —

Auch zu Schanghai, dem nördlichsten und zugleich wichtigsten der fünf dem Handel eröffneten Seehäfen, wurde dem Lord Elgin eine Adresse überreicht, und zwar hier von den brittischen Kaufleuten. Die Antwort Sr. Excellenz ist überaus lehrreich. Nach einigen einleitenden Bemerkungen fährt er darin also fort:

„Meine Erwiederung auf diesen Ausdruck Ihres Wohlwollens würde ungenügend sein, wenn ich Ihnen nicht offen und rückhaltslos die Grundsätze bezeichnen würde, nach welchen ich bei der Ausrichtung meiner Aufgabe bisher verfahren bin und auch ferner zu verfahren gedenke.

„Bei Ertheilung meiner Instruktionen, als ich zum Generalbevollmächtigten in China ernannt wurde, hielt es die Regierung Ihrer Majestät für passend, mich mit einer sehr umfassenden Vollmacht zu betrauen. Die mittlerweile eingetretenen Umstände aber, die man damals, als mir die Instruktionen ertheilt wurden, nicht voraussehen konnte, haben dieselben in mancher Beziehung unausführbar gemacht und somit den Umfang der mir ursprünglich anvertrauten diskretionären Vollmacht wesentlich erweitert. So fand ich mich bei meiner Ankunft in diesem Lande genöthigt, in vielfacher Beziehung nach meinem eigenen besten Wissen und Gewissen zu handeln. Ich übernahm, wie es meine Pflicht war, diese Aufgabe ohne Säumen, aber ich darf auch sagen, nicht ohne ein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit, die auf einem Bevollmächtigten liegt, welcher in einem fernen Lande, unter Umständen von ungewöhnlicher Schwierigkeit, und ohne die Möglichkeit, den Rath seiner Auftraggeber einzuholen, sich zum Wächter und Hüter des guten Namens und der Interessen einer großen christlichen Nation bestellt sieht.

„In meinen Verhandlungen mit den Beamten der chinesischen Regierung ließ ich mich stets von zwei einfachen Grundsätzen leiten. Ich habe nämlich nie eine Forderung gestellt, die ich nicht für ebenso gemäßigt als gerecht hielt; von einer so gestellten Forderung aber war ich entschlossen, hernach niemals auch nur einen Finger breit zurückzuweichen. Diese beiden Grundsätze schrieben mir das Verfahren vor, das mit der Einnahme und Besetzung von Kanton endigte. Dieselben Grundsätze werde ich mit derselben Entschlossenheit verfolgen, falls es nothwendig werden sollte, das Experiment in der Nähe der Residenz des Kaisers von China zu wiederholen.

„Es ist für mich eine Sache der höchsten Befriedigung, zu wissen, daß ich bei der Verfolgung dieser Politik von Mäßigung und Festigkeit nicht blos auf die Mitwirkung und thatkräftige Unterstützung des Repräsentanten Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, sondern auch auf den Beifall und die Sympathien der Repräsentanten anderer großen und mächtigen Nationen rechnen darf, denen es ebenso sehr wie uns daran gelegen sein muß, das Gebiet der christlichen Bildung auszudehnen und jene Handelsbeziehungen zu erweitern, welche den Osten und Westen zu gegenseitigem Vortheil verbinden.

„Ein Wort noch zum Schluß, meine Herren, über die Rollen, die wir, jedes in seinem Theil, bei diesem wichtigen Werk zu übernehmen haben, namentlich mit Beziehung auf den letzten Satz in Ihrer Adresse, in welchem Sie die Hoffnung aussprechen, daß meine Bemühungen dahin führen werden, 'die ungeheuern Hülfsquellen China's vollständiger zu entfalten,' und 'unter dem chinesischen Volke die kräftigenden Einflüsse einer höheren Civilisation weiter auszubreiten.'

„Die Erwartungen der brittischen Fabrikanten am Schluß des letzten Kriegs [1842], wo man sich vormalte, daß eine neue Welt sich für den Handel Englands geöffnet habe, — eine Welt so ungeheuer groß, daß sämmtliche Fabriken in Lancashire nicht im Stande wären, auch nur eine der Provinzen dieses Reiches mit Waaren zu versorgen, — diese Erwartungen haben sich nicht realisirt; und ich bin der Meinung, daß, wenn auch Waffengewalt und Diplomatie Alles gethan haben, was sie rechtmäßiger Weise zu thun im Stande sind, unsre Aufgabe in China dennoch nur erst begonnen ist.

„Wenn die Schranken gefallen sind, die jetzt noch den freien Verkehr mit dem Innern verhindern, so wird sich die christliche Bildung des Abendlandes nicht etwa einer neuseeländischen Barbarei, sondern

einer uralten Bildung gegenübergestellt finden, die allerdings in vielen Beziehungen abgenutzt und unvollkommen, in andern aber nicht ohne Anspruch auf unsre Theilnahme und Achtung ist. In dem Wettkampf, der dann beginnen wird, wird die christliche Bildung sich mitten unter einem zweifelsüchtigen und scharfsinnigen Volke den Weg erst dadurch bahnen müssen, daß sie handgreiflich und thatsächlich zeigt, wie ein Glaube, der bis hinauf zum Himmel reicht, bessere Bürgschaften für persönliche und öffentliche Sittlichkeit bietet, als ein Glaube, der nicht über die Erde sich zu erheben vermag.

„Zugleich wird das mit Maschinen arbeitende Abendland einer Bevölkerung gegenüberstehen, welche die fleißigste, betriebsamste und geschäftigste auf der ganzen Erde ist. Das industrielle Abendland wird in dem Wettkampf, den es hier zu bestehen hat, nur dadurch den Sieg gewinnen, daß es den Beweis liefert, wie naturwissenschaftliche Erkenntniß und Gewandtheit in der Mechanik, angewandt auf die Produktion der Fabrikate, auch den ausdauerndsten Anstrengungen einer unwissenschaftlichen Gewerbsthätigkeit weit überlegen sei.

„Dieß ist die Aufgabe, die vor Ihnen liegt, und zu deren Ausrichtung mitzuwirken, so weit es in den Kreis meiner Pflichten gehört, meine höchste Freude sein wird."

So sprach Lord Elgin zu den Missionaren in Ningpo und zu den Kaufleuten in Schanghai. „Ich hatte," schreibt um jene Zeit der anglikanische Bischof Smith von Viktoria, früher Missionar der kirchlichen Missionsgesellschaft, „ich hatte häufige und sehr wohlthuende Unterhaltungen mit dem Lord während seines Aufenthalts in Ningpo und Schanghai, wo ich mich gerade um jene Zeit befand. Er forderte mich freundlich auf, meine Meinung über verschiedene Punkte auszusprechen, die unsre Beziehungen zu China betreffen. Er ist ein sehr tüchtiger, menschenfreundlicher, freisinniger Staatsmann, der mit der größten Schärfe des Verstandes in alle obschwebenden Fragen von politischer, kommerzieller oder religiöser Natur eintritt und entschlossen ist, sowohl die brittischen als die chinesischen Interessen in wahrhaft hochsinnigem Geiste im Auge zu behalten. . . . Die Frage in Betreff des freien Verkehrs mit dem Innern des Landes ist diejenige, bei der Lord Elgin natürlich am meisten Schwierigkeiten findet. Ich habe ihm meine eigene Ansicht mitgetheilt, die dahin geht, ein Paßsystem einzuführen, wobei die ausländischen Konsuln, unter

gehörigem Einverständniß mit den Lokal-Mandarinen, nur solchen Fremden Pässe ins Innere ertheilen würden, welche entweder durch ihre eigene Person oder durch Verbürgung anderer vertrauenswerther Männer Bürgschaft zu geben im Stande wären, daß sie sich anständig betragen und den Gesetzen des chinesischen Reiches gehorsam sich fügen werden. Diese einfache Maßregel würde den Mißbrauch jenes Rechtes verhüten, welchen Lord Elgin so sehr von Seiten unordentlicher Matrosen und den Banden desperater, zu Allem fähiger Menschen, diesem Abschaum des Abendlandes, sowie von Seiten portugiesischer Banditen, kalifornischer Abenteurer ꝛc. fürchtet, welche nichts als Verbrechen und Entsittlichung unter den Chinesen verbreiten und nur allzu oft gemeinschaftliche Sache machen mit den einheimischen Seeräubern, welche die Küste umschwärmen, die Dörfer plündern und stets zu allen Freveltaten bereit sind."

Die nachfolgenden Mittheilungen werden zeigen, wie bedeutend in ihren Folgen jene Adresse der brittischen Missionare von Ningpo und Schanghai, sowie diese Unterredungen des edlen Missionsbischofs Smith für die schließlichen Bestimmungen des Friedensvertrags waren. Der einsichtsvolle und hochgestellte Staatsmann, Lord Elgin, hielt es nicht unter seiner Würde, von einfachen Missionsleuten zu lernen, und unsre hochmüthigen Politiker, die mit so mitleidiger Verachtung auf die Mission und ihre Vertreter herabzusehen gewohnt sind, sollen es wissen, daß die wesentlichsten Bestimmungen des Friedensvertrags in Betreff der Religionsfreiheit und des freien Verkehrs mit dem Innern China's den weisen Eingebungen der Missionsmänner zu verdanken sind.

Wir halten uns nicht auf bei den darauffolgenden militärischen Bewegungen der vereinigten brittischen und französischen Flotte; sie sind aus den Zeitungen hinreichend bekannt. Lord Elgin und Baron Gros (der französische Bevollmächtigte) erschienen mit ihrer imposanten Kriegsmacht an der Mündung des Peiho, und nahmen am 20. Mai ohne Schwierigkeit die Festungswerke ein, welche die wichtigen Mündungen dieses Flusses und eben damit den Weg nach der Residenz Peking zu vertheidigen bestimmt sind. Wenige Tage darauf fiel auch die Stadt Tien-tsin, die nur noch 20 Stunden von der Hauptstadt entfernt liegt, ohne Widerstand in die Hände der Alliirten. Zu gleicher

Zeit fanden sich die Kriegsschiffe der Amerikaner und Russen ein, nicht sowohl um an den Kriegsoperationen Theil zu nehmen, als vielmehr um sich bei dem glücklichen Ausgang derselben und bei dem bevorstehenden Friedensschluß mit den kriegführenden Mächten in den Gewinn zu theilen.

Die Lage des Kaisers Hien-fung war nun von der Art geworden, daß weiterer Widerstand Wahnsinn gewesen wäre. Die verschiedensten Umstände wirkten nach Gottes Vorsehung zusammen, um den Kaiser zu Allem, selbst zu unmöglich scheinenden Zugeständnissen willig zu machen. Auch wenn der Bestand seines Thrones durch nichts sonst gefährdet gewesen wäre, so hätte schon die imposante Kriegsmacht der „Barbaren", die bereits fast vor den Thoren Pekings stand, und die Erinnerung an frühere Niederlagen den Kaiser überzeugen müssen, daß nur freiwilliges Nachgeben noch größeres Unheil zu verhüten im Stande sei. Aber dazu kam nun noch die völlige Erschöpfung des Staatsschatzes, der Mangel an einer zureichenden und tüchtigen Truppenmacht, vor Allem endlich die Gefahr, die von der einheimischen Rebellenpartei seinem Thron drohte. Ein Seitenangriff der Nanking-Rebellen in diesem Augenblick, oder gar eine Vereinigung der ausländischen Kriegsmacht mit diesen einheimischen, mächtigen Rebellen, mußte unfehlbar den Thron der Mantschu-Dynastie zu Staub zermalmen. Dazu kam die warnende Stimme Rußlands. „Es verlautet," schreibt Bischof Smith von Viktoria, „daß der russische Gesandte den chinesischen Behörden eine rechtzeitige Warnung zukommen ließ über die ernste Gefahr, die vor der Thüre sei. Die Thatsache war unter den Chinesen bekannt, daß Rußland selbst vor Kurzem erst in einen mörderischen Krieg mit England und Frankreich verwickelt war, und aus diesem Umstand gewannen die Vorstellungen des russischen Gesandten noch mehr Nachdruck. Graf Putiatine (der Gesandte) wies mit deutlichen Winken auf die unwiderstehliche Macht der englisch-französischen Flotte hin, die im Anzug sei, und ebenso auf den unvermeidlichen Sturz der Mantschu-Dynastie, den ein blinder und halsstarriger Widerstand in seinem Gefolge haben müsse. Auch der amerikanische Gesandte deutete auf die Größe der drohenden Gefahr und auf die Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes hin." — Unter diesen Umständen blieb dem unglücklichen Kaiser nichts übrig, als mit unerhörter Selbstdemüthigung jede Forderung zu gewähren, die an ihn gestellt wurde.

Es liegt in dieser denkwürdigen Vereinigung der Umstände, durch welche so große Erfolge möglich gemacht und verwirklicht wurden, ein reicher Stoff zu bedeutungsvollen Betrachtungen. Der Mensch, der doch Staub ist, rühmt sich seiner Thaten, seines Verstandes, seiner Kunst, seiner Erfolge, und die Großen der Erde schmücken ihre Abgeordneten, durch deren Hand die Dinge gelaufen sind, mit überfließenden Ehren und Würden. Wir sind ferne davon, den menschlichen Werkzeugen die wohlverdiente Anerkennung zu mißgönnen; aber wir beugen uns vor Allem in demüthiger und dankbarer Anbetung vor Dem, in dessen Hand allein alle Geschicke der Völker liegen, und der ausschließlich die Schlüssel zu allen Reichen der Welt in Händen hat, daß Er zuschließt, also daß Niemand aufthun kann, und aufthut, also daß Niemand zuzuschließen vermag. Er allein ist es auch, der die Zeiten der Völker ordnet. China hat länger als alle andern Nationen der Erde auf die Stunde Gottes, auf den Tag seiner Heimsuchung warten müssen; nun aber, da seine Stunde geschlagen hat, gehen seine Pforten weit auf, weiter als irgend Jemand erwartet, leichter und schneller, als alle Welt geahnt hatte. Eben dieß aber ist uns ein Zeichen und Unterpfand, daß der König aller Könige auch mit China nun seinen ewigen, alle Völker umfassenden Heilsrath auszuführen sich aufgemacht hat. An uns liegt es jetzt, diesen Rath Gottes zu verstehen und darnach uns zu richten.

Zwei hohe kaiserliche Commissäre, mit den umfassendsten Vollmachten ausgerüstet, eilten aus Peking herbei, um den Repräsentanten der kriegführenden Mächte zu Tien-tsin zu begegnen. Lord Elgin und Baron Gros legten ihnen die Friedensbedingungen vor. Mit Entsetzen hörten die beiden Mandarinen, was die „Barbaren" verlangten, und nun begann ein Kampf anderer Art, als wie man in offenem, ehrlichem Felde mit dem Schwert in der Hand zu streiten pflegt. Die altberühmte chinesische Taktik des Ausweichens, der feinen künstlichen Täuschung, der doppelsinnigen unklaren Ausdrücke, des Weigerns und Zögerns, der Zugeständnisse und des Wiederzurücknehmens, — alle diese Künste wurden in immer neuen Wendungen versucht. Aber sie alle scheiterten an der unbeugsamen, festen, klaren und bestimmten Haltung des brittischen Bevollmächtigten. Er forderte immer und überall ein einfaches, unverklausulirtes, bestimmtes Ja oder Nein, wies alles Deuteln, Drehen und Diskutiren mit unerschütterlicher Ruhe zurück und nöthigte die Mandarinen, Schritt für Schritt

seine Forderungen zu gewähren. Noch in der letzten Stunde versuchte die chinesische Klugheit einen Fechterstreich, der das Ganze in Frage stellte, aber auch da noch und bis ans Ende siegte die Ruhe und Entschlossenheit des Britten.

Am 26. Juni sah man auf der Südseite des Peiho, gerade der Stadt Tien-tsin gegenüber, ein Schauspiel, wie es dieses Land noch nie gesehen. Auf dem Platz vor der ansehnlichen Wohnung, die der brittische Bevollmächtigte, Lord Elgin, inne hatte, waren etwa 400 Marinesoldaten mit 76 reich uniformirten Offizieren und einer zahlreichen Begleitung von Gesandtschaftsmitgliedern versammelt, die nur auf den Ruf zum Aufbruch warteten. Auf dem Fluß lagen dreizehn Kanonenboote mit wehenden Flaggen, während die Schiffsmannschaft auf den Raaen und im Tackelwerk postirt war. Am Ufer aber wogte eine unabsehbare Menge neugierigen Volkes, welche das Unerhörte mitanzusehen herbeigeströmt war. Um fünf Uhr Abends erschien Lord Elgin; er trat in eine elegante Sänfte. Der Zug setzte sich in Bewegung. Voran zog die Hälfte der Marinetruppen mit klingendem Spiel, hinter dem Lord ein langer Zug von 30 andern Sänften und zuletzt die übrige Mannschaft. Die Prozession gieng über eine Schiffbrücke auf die andere Seite des Flusses und einer offenen Ebene zu, auf welcher sich der für die Feierlichkeit eingerichtete Tempel der Göttin des Oceans befand. Am südlichen Portal, das den Haupteingang bildet, wurde der Zug von einer Anzahl Mandarinen und einer chinesischen Musikbande empfangen und durch eine Reihe von Höfen nach dem nördlichen Ende des Tempels geleitet, wo sich eine erhöhte Tribüne nach chinesischer Weise befand. Auf der Mitte derselben standen drei Tische und drei Stühle. Auf dem Stuhl linker Hand saß der Mandarin Kwei-liang, erster Staatssekretär des Kaisers; zur Rechten saß der Mongole Hwaschana, Präsident des Civilamts, während der mittlere Tisch und Stuhl für den brittischen Bevollmächtigten bestimmt war. Unmittelbar neben dem letzteren postirten sich seine beiden Dollmetscher, die Herren Wade und Lay, während hinter den hohen chinesischen Beamten eine große Anzahl von Mandarinen höheren und niederen Ranges sich drängten. Zu beiden Seiten der Mitte standen Stühle im Halbkreis für die mitgekommenen brittischen und französischen Offiziere, die in ihren glänzenden Uniformen eigenthümlich gegen die seidenen und gestickten Gewänder, die Pfauenfedern, Eichhornschweife und farbigen Hutknöpfe der Chinesen abstachen. Kwei-liang, ein

Mann von 74 Jahren, mit fein geschnittenem Gesicht, in welchem sich Verstand und Schlauheit mit einem Zug von Wohlwollen zu mischen schien, eröffnete die Verhandlungen nach chinesischer Etikette mit der höflichsten Erkundigung nach dem Befinden nicht blos des anwesenden Bevollmächtigten von Großbrittanien, sondern auch nach dem Ihrer allergnädigsten Majestät, der Königin von England, was mit gleich zärtlicher Nachfrage nach der Gesundheit Hiēn-fungs, „des Sohnes des Himmels," erwiedert ward. Dann schritt man zur Sache. Lord Elgin schlug vor, daß, während er selbst das englische Exemplar des Friedensvertrages unterzeichne und mit dem Amtssiegel versehe, die chinesischen Herren ihrerseits das Gleiche mit dem chinesischen Dokument vornehmen möchten. Nach wenigen Minuten war dort mit einem Federzug, hier mit einem Strich des Scharlachpinsels der ewig denkwürdige Vertrag unterzeichnet. Lord Elgin sprach dann in wenigen und ernsten Worten seine Hoffnung aus, daß der Friede, der hiemit geschlossen war, ein dauernder und für beide Nationen heilbringender sein werde, was die Chinesen in blumenreicher Rede wiederholten. Erfrischungen wurden herumgeboten, die Gesundheit der beiderseitigen Souveraine unter dem fröhlichen Spiel brittischer Feldmusik ausgebracht, und die gegenseitigen Achtungsbezeugungen ausgetauscht. Damit schloß die bedeutungsvolle Scene, und ebendamit der kurze, aber folgenreiche, denkwürdige Krieg.

Wie aber schon zuvor mit Rußland (13. Juni) und Amerika (18. Juni), dann folgenden Tags (27. Juni) mit dem Bevollmächtigten Frankreichs, auf den gleichen Grundlagen Verträge abgeschlossen und von Seiten China's Allen die gleichen Rechte zugestanden wurden, das ist aus den öffentlichen Blättern hinreichend bekannt. Wir wollen versuchen, aus diesen Friedensschlüssen diejenigen Punkte namhaft zu machen und ihre Tragweite kennen zu lernen, die für die Evangelisation China's von besonderer Bedeutung sind.

Schon der Umstand, daß dem freien Verkehr mit dem Ausland nunmehr sofort fünf neue Hafenplätze, später aber noch elf weitere geöffnet werden sollen, ist nicht blos für den Handel, sondern auch für die Mission von der höchsten Bedeutung. Aber dabei blieb der Vertrag nicht stehen. Hinfort steht den Angehörigen derjenigen Staaten, welche die Verträge unterzeichnet haben, das ganze Land offen, und zwar nicht blos zum Behuf des Durchreisens, sondern sie sollen auch das Recht haben, sich fest niederzulassen, wo es ihnen be-

liebt, und Grundbesitz zu erwerben. Daß diese Wanderungen durch das Land und der Aufenthalt darin an den Besitz eines regelrecht von den Konsuln der respektiven Mächte ausgestellten Passes geknüpft sind, ist unzweifelhaft eher eine wohlthätige und heilsame, als belästigende Beschränkung. Für die Sicherstellung der ausländischen Reisenden und für die Respektirung ihrer Pässe wäre freilich die Anwesenheit von Konsuln in allen bedeutenderen Hafenstädten noch keine sehr verläßliche Bürgschaft, wenn die Stellung der Letzteren auch ferner dieselbe geblieben wäre wie bisher. Denn es war den Konsuln bis dahin nicht nur nicht gestattet, direkt mit der Regierung in Peking zu verkehren, sondern nicht einmal die Oberbeamten der Provinzen ließen sich herab, unmittelbar mit diesen „Barbaren" in Verkehr zu treten. Diese mußten es sich gefallen lassen, mit untergeordneten Mandarinen ihre Geschäfte zu verhandeln, wodurch nicht nur ihr persönliches Ansehen, sondern auch ihr Amt und ihre Regierung, die sie vertraten, in den Augen des Volks verächtlich gemacht wurde. Dieß ist nun anders geworden. Die Konsuln stehen kraft des neuen Vertrags von nun an auf gleicher Stufe mit den kaiserlichen Bevollmächtigten und verkehren direkt mit ihnen. Unendlich viel wichtiger aber ist das Zugeständniß, daß hinfort England, Frankreich, Rußland und Amerika in Peking selbst einen mit höchster Vollmacht ausgerüsteten Gesandten aufzustellen das Recht habe, der im Namen seiner Regierung direkt mit der Regierung des Kaisers verkehrt. Die Tragweite dieser Bestimmung ist so bedeutend, daß schon dadurch das Verhältniß China's zu den ausländischen Mächten im tiefsten Grunde verändert wird. Das „himmlische Reich" ist dadurch aus seiner sublimen Höhe mit einem Mal herabgestiegen und in den profanen Kreis der andern „irdischen" Reiche gliedlich eingetreten.*)

Bei weitem der wichtigste Punkt in dem neuen Vertrag ist der Artikel, der sich auf die freie Verkündigung und Ausübung des Christenthums bezieht; und hier sei es uns gestattet, den Wortlaut der einzelnen Bestimmungen mitzutheilen, und zwar aus

*) Ein eigenthümliches Symbol dieser veränderten Stellung ist auch der Umstand, daß die chinesischen Beamten vertragsmäßig verpflichtet sind, künftig sich aller beschimpfenden Titel und Ausdrücke gegen die Ausländer, namentlich des beliebten „I" (d. h. Barbar) zu enthalten, — ein Wort, das bisher in allen amtlichen Dokumenten von allen Bewohnern des Auslands in liebenswürdiger Naivetät gebraucht ward.

den vier verschiedenen Verträgen, wie sie der Reihe nach von Rußland, Amerika, England und Frankreich abgeschlossen wurden.

Der russische Vertrag Artikel VIII lautet also:

„Die chinesische Regierung, in Anerkennung der Wahrheit, daß durch die Lehren des Christenthums Friede und gute Ordnung unter den Menschen befördert wird, verspricht, diejenigen ihrer Unterthanen, welche wünschen sollten, den Forderungen dieses Glaubens gemäß zu leben, nicht zu verfolgen, sondern dieselben sollen sich des gleichen Schutzes erfreuen, welcher denen gewährt ist, die sich zu andern im Reiche geduldeten Religionsformen bekennen. Die chinesische Regierung, in der Ueberzeugung, daß christliche Missionare rechtschaffene Menschen sind, welche keine zeitlichen Vortheile für sich selbst suchen, gestattet ihnen hiemit, die Lehren des Christenthums unter ihren Unterthanen auszubreiten, und erlaubt ihnen, überall im Lande umherzureisen. Eine bestimmte Anzahl von Missionaren, die durch die Gränzstädte und die offenen Seehäfen ins Reich einzutreten haben, soll mit Pässen versehen werden, die von den russischen Behörden ausgestellt sind."

Der Artikel XXIX des amerikanischen Vertrags lautet also:

„Die Grundsätze der christlichen Religion, wie sie von der protestantischen und römisch-katholischen Kirche ['Religion Jesu' und 'Religion des Herrn des Himmels'] angenommen sind, werden anerkannt als solche, wodurch die Menschen angewiesen werden, Gutes zu üben und Anderen gleich also zu thun, wie sie wünschen, daß man ihnen thue. Demgemäß sollen diejenigen, welche sich zu diesen Lehren bekennen oder Andere darin unterweisen, künftig um ihres Glaubens willen nicht belästigt noch verfolgt werden. Alle diejenigen nun, seien es Bürger der vereinigten Staaten oder bekehrte Chinesen, welche gemäß diesen Lehren in friedlicher Weise die Grundsätze des Christenthums lehren oder ausüben, sollen unter keinen Umständen daran gehindert oder beunruhigt werden."

Der englische Vertrag bestimmt in Artikel VIII:

„Die christliche Religion, wie sie von Protestanten oder römischen Katholiken [gleiche Ausdrücke, wie oben] angenommen ist, schärft ihren Bekennern die Uebung der Tugend ein und lehrt die Menschen, Andern das Gleiche zu thun, was sie von ihnen erwarten. Personen also, die diese Religion lehren, oder die sich zu ihr bekennen, sollen gleicherweise auf den Schutz der chinesischen Behörden Anspruch haben; auch sollen dieselben, wenn sie in friedlicher Weise ihrem Beruf nach-

gehen und nicht den Gesetzen zuwiderhandeln, weder verfolgt noch belästigt werden."

Der französische Vertrag endlich sagt in Artikel XIII:

„Da es der Hauptzweck der christlichen Religion ist, die Menschen zur Tugend zu leiten, so sollen die Glieder aller christlichen Gemeinschaften [communions] volle Sicherheit für ihre Personen, für ihr Eigenthum und für die freie Ausübung ihres Gottesdienstes genießen; auch soll den Missionaren, welche in friedlicher Weise und mit solchen Pässen versehen, wie in Art. VIII vorgesehen ist, das Land betreten, vollkommener Schutz verliehen werden. Es soll von Seiten der chinesischen Behörden einem Jeden, der in China lebt, ohne irgend welche Hinderung das anerkannte Recht zugestanden werden, das Christenthum nach Belieben anzunehmen und seinen Forderungen gemäß zu leben, ohne deßhalb irgend einer Strafe oder Büßung ausgesetzt zu sein. Was immer bis dahin auf Befehl der Regierung gegen den christlichen Glauben geschrieben, verordnet oder veröffentlicht worden ist, soll in allen Provinzen des Reichs hiemit vollständig widerrufen und für null und nichtig erklärt sein."

Dieß ist der Wortlaut der Artikel, wie sie sich in den vier verschiedenen Verträgen in Beziehung auf die Duldung des Christenthums in China finden. Dabei ist noch zu bemerken, daß jedem der vier Verträge ein besonderer Artikel angehängt ist, durch welchen ausdrücklich alle diejenigen Vortheile, die dem Einen gestattet sind, auch allen Andern in gleichem Umfang und in gleichem Sinne zu gute kommen sollen. Es ist dieß insbesondere darum von großer Wichtigkeit, weil offenbar immer der Wortlaut des später geschlossenen Vertrags weiter geht, als die Bestimmungen des vorangehenden.

Die große Thatsache steht somit fest, daß förmlich und ohne Rückhalt jedem Chinesen gestattet ist, ohne Belästigung und Nachtheil das Christenthum anzunehmen, und daß dieses in der klarsten und unmißdeutbarsten Sprache als eine von der Regierung anerkannte und zu Recht bestehende Religion, seine Bekenner aber als eine vollberechtigte, den Nachfolgern des Buddha und Confucius rechtlich gleichgestellte Religionsgemeinschaft erklärt sind. Es ist dieß ein unberechenbar folgenreicher und bedeutungsvoller Schritt. Wir sind ferne davon zu glauben, daß nun auch thatsächlich und praktisch alle Verfolgung, Belästigung und Beeinträchtigung der eingeborenen Christen oder der Missionare aufhören werde. Man muß im Auge behalten,

daß das, was hiemit im chinesischen Reiche geschah, himmelweit verschieden ist von jenem berühmten Religionsedikt, durch welches Kaiser Konstantin im J. 312 den Christenverfolgungen im ganzen römischen Reiche ein Ende machte und die freie Ausübung des christlichen Glaubens sicherstellte. Dort kam der gewaltige und unwiderstehliche Druck, der den großen Imperator (abgesehen von seinen eigenen Ueberzeugungen) zu diesem Schritte bewog, von unten her aus der Mitte des Volkes, unter welchem das Christenthum nach allen Seiten hin bereits die tiefsten Wurzeln geschlagen und den nichtigen Götterdienst längst dem innersten Wesen nach überwunden hatte. Das Religionsedikt Konstantins war die reife naturwüchsige Frucht eines im Volke selbst gewurzelten Baumes. Ganz anders ist es in China. Das Volk im Großen und Ganzen ist ein durchaus heidnisches; das Christenthum ist ihm etwas durchaus Fremdes, Unbekanntes und Verächtliches. Der Druck, der die chinesische Regierung zur Anerkennung desselben bewog, kam nicht von Innen und vom Volke her, sondern von Außen, und zwar unter den offenen Kanonenmündungen einer übermächtigen feindlichen Gewalt. China ist in dieser Beziehung ganz in der gleichen Lage, wie die Türkei. Wie der Sultan dort, so hat Hienfung hier der Einsicht und Neigung seines Volkes und seiner Beamten weit, weit vorgegriffen, ja gegen dieselbe gehandelt. Aber sollte das Beispiel der Türkei nicht uns auch für China zu getrosten Hoffnungen ermuthigen? Es ist wahr, die chinesische Welt ist noch bei weitem weniger als die des türkischen Reichs von dem Licht des Evangeliums berührt; aber andererseits ist auch das chinesische Volk zugänglicher und empfänglicher für das Evangelium, als der türkische Muselman. Der Chinese ist ein studirender, forschender, lesender Mann; jegliche Schrift ist ihm ein Heiligthum. Er weiß nichts von dem fanatischen Haß des Muhamedaners gegen den Christen. Seine Verachtung gegen den ausländischen „Barbaren" gründet sich nicht auf Religionshaß, sondern auf das selbstgerechte Gefühl seiner scheinbaren Ueberlegenheit im Anstand, in Künsten, in Wissenschaften, in bürgerlichen Tugenden. Laß nur erst die bereits vorhandenen Anfänge der Achtung vor abendländischer, christlicher Bildung erstarken, und es wird der scharfe, unbefangene Blick des Volkes bald die unvergleichlich größere Herrlichkeit des Evangeliums entdecken, — und was steht ihm dann im Wege, es mit ungetheilter Freude zu begrüßen und anzunehmen? China weiß von keinem Kastenwesen, diesem Fluch und Bann In-

diens, von keinem Priesterstand, diesem Hauptbollwerk aller übrigen heidnischen Religionen, von keinem Religionsfanatismus, dieser fast unersteiglichen Mauer, hinter welcher die muhamedanischen Völker sich gegen das Evangelium verschanzt haben. Sollte nicht China mehr als andere Reiche der Heidenwelt für das Evangelium vorbereitet sein?

Aber wir müssen noch ein Anderes hervorheben. Bis jetzt ist die Mission nur mit der Küstenbevölkerung, und zwar mit derjenigen der großen Hafenstädte in Berührung gekommen. Wer weiß nicht, daß die Küstenbewohner in der Regel ein trotziges, hartes, rohes Geschlecht sind? Und wem ist nicht bekannt, daß die großen Seestädte nur die üppigen Wucherbeete aller Laster und Sünden sind? Ist's ein Wunder, daß die Mission da nur langsame und verhältnißmäßig geringe Erfolge hatte? Man nehme hinzu die Gefahren, die bisher jedem Eingeborenen, welcher Christ werden wollte, für seine persönliche Sicherheit, für sein Eigenthum und seine Familien drohten; man denke an die Schwierigkeiten, die dem Missionar die fremdartige Sprache, die seltsame Volkssitte und so vieles Andere darbot, — und man wird sich nicht wundern, daß die chinesische Mission nach kaum 50jährigem, oder vielmehr nach kaum 15jährigem Bestande noch immer in ihren ersten schwachen Anfängen steht. Aber lasset nur das Innere des Landes aufgeschlossen sein, lasset die Friedensboten zu den milderen Söhnen der herrlichen Fruchtebenen und der reichen Hügel- und Bergdistrikte kommen, lasset alle Hinderungen wegfallen, welche die strengen Gesetze des Reichs in den Weg legten, lasset das Volk sich an den Fremdling und seine segensreiche Botschaft gewöhnen; — und wir werden mit Gottes Hülfe ganz andere Zeiten über China anbrechen sehen.

Eine Frage freilich erfüllt uns mit Sorge. Wird auch die Kirche daheim, wird die gläubige Missionsgemeinde bei uns den Ruf Gottes verstehen und ihm zu folgen bereit sein? „Die Eröffnung dieser östlichen Reiche [China und Japan] für die Mission," — so schreibt der evangelische Bischof von Viktoria an seinen Vorgesetzten, den Erzbischof von Canterbury, „ist ein höchst anziehender Gegenstand, über den ich mit glühenden Worten mich ausbreiten könnte, als über einen Ruf Gottes an unsre heimatliche Kirche zu kräftigeren und der großen Gelegenheit entsprechenderen Anstrengungen. Aber ich bekenne, Mylord, daß ich aus der Fruchtlosigkeit meiner früheren Bitten um Hülfe die Lehre gezogen habe, meine Erwartungen zu mäßigen. Nun in dem

zehnten Jahr meines Bisthums nehme ich in unsrer heimatlichen Kirche nur wenige Zeichen einer bedeutenden und nachhaltigen Bewegung wahr zu Gunsten der Evangelisation China's. Meine theuern und hochgeschätzten Mitarbeiter, die in die chinesische Mission ausgesandt wurden, füllen nur nothdürftig die Lücken aus, welche Krankheit und Tod in den Reihen unsrer Missionare gerissen haben. Nicht mehr als sechs anglikanische Missionare sind über die Stationen dieser langgestreckten Küste vertheilt, und von diesen sechs sind zwei erst seit sechs Monaten hier. . . . Wohl freue ich mich über den Zuwachs an Arbeitern aus andern protestantischen Missionsgesellschaften, und über den ausgezeichneten Erfolg, der ihre Arbeiten gekrönt hat.*) Aber was die Missionen unsrer eigenen [anglikanischen] Kirche betrifft, so sehe ich nach 14 Jahren seit meiner ersten Landung an dieser Küste (mit Ausnahme der Mission zu Ningpo) nur geringen Fortschritt und nur unbedeutende Erfolge. Es ist ferne von mir, an dem unzweifelhaften endlichen Erfolg unsres Werkes, welches das Werk Gottes selber ist, zu verzagen. Ich werde aufrecht erhalten durch die Gewißheit, daß Gott Seinen ewigen Liebes- und Rettungsplan gerade jetzt durch die neuesten Ereignisse weiterführt; daß diese unsre gefallene Welt noch ein Tempel ihres heiligen und liebenden Schöpfers werden, und daß auch dieses unermeßliche Heidenland, das jetzt noch von dem Verband der christlichen Nationen ausgeschlossen ist, künftig an der verheißenen Ausgießung des Geistes über alles Fleisch und an dem Segen der neuen Erde theilnehmen wird, auf welcher Gerechtigkeit wohnet. Aber ich bejammere den Mangel an einer ausreichenden Anzahl von Arbeitern, die bereit wären, in dieses zur Ernte reife Feld einzutreten; — den Mangel an Männern, die durch geistige Ausrüstung wie durch leibliche Kraft für diese eigenthümliche Mission wohlgeeignet wären; — an Männern, deren Glaube längst durch anhaltendes Gebet fest und stark geworden, deren Liebe zu dem Herrn Jesus längst von dem himmlischen Thau des Herzensumgangs mit Gott befruchtet und genährt ist; — an Männern, die bereit sind, nöthigenfalls die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens dranzugeben, um, wo es nöthig wäre,

---

*) Basel hat seit 1846 nur drei Brüder nach China gesandt, von denen Einer in die ewige Ruhe eingegangen, der Zweite Krankheits halber in die europäische Heimat zurückgekehrt ist. Ein Einziger steht noch im Felde!

Anm. d. Red.

frei und ungehindert durch Familienbande das Innere des Landes von Ort zu Ort zu durchwandern. Noch einmal wiederhole ich den Aufruf an die heimatliche Kirche: 'Wahrlich, die Ernte ist groß und der Arbeiter wenige!' Noch einmal rufe ich der Kirche zu: 'Vergesset China's nicht in euren Gebeten, und lasset seine 400 Millionen die Theilnahme finden, die ihnen gebührt!'

„Mylord, ich kenne den Schmerz vereitelter oder stets aufgeschobener Hoffnungen. Ich für meine Person kann wenig sonst mehr thun, als die Posaune blasen und Andere zum Kampf aufrufen. Kaum in den mittleren Jahren des Mannesalters angekommen, fange ich an, die Wirkungen des Klima's in meiner erschütterten Kraft und die Gebrechlichkeiten des höhern Alters zu erfahren. Schon am frühen Mittag meines Laufes fallen bereits vorzeitig die langgestreckten Schatten des Abends auf meinen Weg. Noch einmal wende ich mich an meine jüngern Mitstreiter mit dem Aufruf, daß sie die Fahne des Kreuzes, die im fernen Osten entfaltet ist, nicht verlassen, noch zugeben mögen, daß ein Fahnenträger einsam und im Stiche gelassen auf diesem Schlachtfeld der Mission falle!"

Wir haben nur noch einige wenige Punkte zu berühren, die uns in den neuen Verträgen von Wichtigkeit scheinen.

Der erste Punkt, der des Erwähnens werth ist, betrifft die Taiping-Rebellen. Während nämlich die chinesische Regierung einerseits zu allen Zugeständnissen sich willig fand, nahm sie andererseits den ausländischen Mächten das Versprechen ab, sich in keiner Weise in die Angelegenheiten der Rebellion zu mischen. Es wurde dieß in den Artikel von dem Paßwesen aufgenommen, und zwar in der Weise, daß darin gesagt wird, kein Ausländer dürfe Nanking oder andere von den Insurgenten besetzte Plätze besuchen. Man kann dieß, namentlich vom Standpunkt der Mission aus, aufs schmerzlichste bedauern. Denn gerade diese Rebellen könnten als der empfänglichste Boden für die Arbeit der Heilsboten erscheinen. Gehört es doch zu dem eigenthümlichen Karakter dieser Taipings, daß sie alles Götzenwesen mit glühendem Haß und unnachsichtlicher Gewalt bekämpfen, das Neue Testament in unzähligen Exemplaren unter sich verbreiten und viele Elemente der christlichen Wahrheit in ihre Denk- und Anschauungsweise aufgenommen haben. Und während

hierin eine Reihe von Anknüpfungspunkten für den christlichen Missionar läge, wäre es zugleich überaus wünschenswerth gewesen, daß durch die Unterweisung evangelischer Lehrer alles das, was von bedenklichem Sauerteig des Irrthums sich noch mit eingemengt hat, bekämpft, rektifizirt und überwunden würde. Dieß ist nun durch jenen Artikel in den Verträgen unmöglich gemacht. Allein andrerseits ist vielleicht dadurch eine viel ernstere Gefahr abgewendet worden. Schon längst nämlich ist in England und Amerika von Seiten der Männer der Industrie und des Handels ein lauter Schrei des Unmuths gegen die Taiping-Rebellen erhoben und die Aufforderung an ihre betreffenden Regierungen gerichtet worden, daß man der alten, schwer bedrohten Mantschu-Dynastie gegen die Rebellen zu Hülfe komme und die letzteren mit Feuer und Schwert vernichten helfe. Denn seitdem durch die Rebellen die schönsten und fruchtbarsten Thee- und Seide-Distrikte des Reichs besetzt worden sind, ist die Ausfuhr dieser Artikel wesentlich beeinträchtigt und der chinesische Handel überhaupt vielfach geschädigt worden. Wie nahe lag es nun, daß dem schwer bedrängten Kaiser Hienfung von Seiten der kriegführenden Mächte als Gegendienst gegen seine großen Zugeständnisse das Versprechen gegeben worden wäre, durch ein paar Hauptschläge die Rebellion vernichten zu helfen. Dieß aber wäre, man mag auch den Karakter dieser Bewegung beurtheilen wie man will, gewiß viel schlimmer und für die Evangelisation China's viel nachtheiliger gewesen, als es die Ausschließung des Missionars von den Rebellen-Distrikten sein kann. Ueberhaupt hat dieses Verbot um so weniger Gewicht, als die Taipings selbst bis dahin keinem Ausländer, auch nicht dem harmlosen christlichen Missionar, von dessen Sympathien sie doch zum Voraus überzeugt waren, den Zugang in ihr Gebiet gestatteten. Das nüchterne Urtheil des evangelischen Bischofs von Viktoria ist in dieser Beziehung sehr werthvoll. „Durch jenen [eben erwähnten] Artikel," sagt er, „werden die Schwierigkeiten, welche durch die Rebellion veranlaßt wurden, auf eine befriedigende Weise gelöst. Nicht-Einmischung in die bürgerlichen Zerrüttungen China's war der allein richtige Weg, den ein brittischer Staatsmann einzuschlagen hatte. Die Mantschu-Dynastie bei ihrer gegenwärtigen Abgelebtheit, Grausamkeit und Corruption durch gewaltsames Einschreiten fremder Waffen gegen die Taiping-Bewegung stützen zu wollen, das wäre ganz und gar im Widerspruch mit einer gesunden Politik gewesen. Auf der andern Seite ist die gegenwärtige Haltung

und Tendenz der Rebellen allzu unklar, als daß brittische Christen wünschen könnten, daß von Außen her eine bewaffnete Einmischung zu ihren Gunsten eintreten sollte. Diese Partei hat nun 5½ Jahre lang Nanking besetzt gehalten; sie hat den Vortheil anderweitiger geistlicher Unterweisung entbehrt; die meisten der hoffnungsvollern Führer, vielleicht alle, sind vom Schauplatz abgetreten; unter dem wirren, zusammengewürfelten Haufen halbheidnischer Bilderstürmer haben alle Elemente menschlicher Entartung fortgewirkt, während sie genöthigt sind, durch unbeugsame Strenge den äußern Schein von Sittenernst zu bewahren und die amtlich angeordneten, halbverstandenen Gebetsformeln auswendig zu lernen; — da wäre es in der That unnatürlich, zu erwarten, daß das Gute mehr Einfluß unter der Menge gewonnen habe, als das Böse, und daß auf einen frühern, mehr versprechenden Zustand nicht Ausartung und Zerfall sollte gefolgt sein.

„In dem frühern Stadium der Taiping-Bewegung vor etwa fünf Jahren hätte vielleicht die Anwesenheit evangelischer Missionare zu Nanking derselben eine gesunde und heilsame Richtung zu geben vermocht, und die religiösen Ueberzeugungen, wie die religiösen Uebungen, auf die richtige Fährte gelenkt. So aber, wie die Sachen jetzt stehen, müssen wir geduldig den Ausgang abwarten und ebenso sehr allzu sanguinische Hoffnungen mäßigen, als ungerechtfertigtes Verzagen ferne von uns halten. Allerdings mag später eine genauere Bekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen dieser Bewegung uns mit Widerwillen erfüllen; aber wir dürfen doch zugleich nicht vergessen, daß dieselbe unzweifelhaft in der Hand der göttlichen Vorsehung zu einem Mittel gedient hat, wichtige und heilsame Resultate herbeizuführen. Sie hat jedenfalls gezeigt, wie schwachen Halt der Buddhismus in der Masse des chinesischen Volkes hat; sie hat den Samen schriftmäßiger Erkenntniß vermittelst der Neuen Testamente, die auf Befehl der Rebellenhäupter zu Nanking gedruckt wurden, weithin ins Innere des Landes gestreut; sie hat den Beweis geliefert, wie die christlichen Wahrheiten, welche in den Taiping-Büchern und Proklamationen in Umlauf gesetzt wurden, trotz ihrer Vermischung mit heidnischen Ideen, dennoch ihre inwohnende Kraft erprobt haben, indem dadurch der Bau des herrschenden Götzendienstes bis in den Grund erschüttert und der Weg für einen reineren Glauben gebahnt wurde. Wenn die Wahrheit, selbst in ihrer Entstellung und Verzerrung, so wirksam war zur Ueber-

windung des Irrthums, was darf man nicht hoffen von der ungehinderten Verbreitung der heiligen Schrift und von der eifrigen und lautern Predigt des unverfälschten Evangeliums, wenn sie einmal aus dem Munde protestantischer Missionare durch die ganze Länge und Breite des Reiches ertönt!" —

Der zweite Punkt, der uns in den neuen Verträgen der Erwähnung werth scheint, ist etwas ernsterer und bedenklicherer Natur. Bei genauer Betrachtung der vier Artikel, welche in den verschiedenen Verträgen die religiöse Frage behandeln, nimmt man einen unverkennbaren Fortschritt wahr. Der russische Vertrag (vom 13. Juni) erlangt für die russisch-griechischen Missionare, die schon längst in Peking festen Fuß gefaßt hatten, das Recht, auch alle andern Theile des Reichs ungehindert zu betreten. Der amerikanische Vertrag (18. Juni) und der englische (26. Juni) bildet insofern einen wesentlichen Fortschritt, als darin zum erstenmal ausdrücklich zwischen „der Religion Jesu" und „der Religion des Herrn des Himmels" oder der protestantischen und römisch-katholischen Lehre ein förmlicher Unterschied gemacht wird. Auch ist nicht zu übersehen, daß in diesen beiden Artikeln wörtlich eine Stelle aus dem chinesischen N. Testamente („was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen ꝛc.") angeführt ist, — ein sinnvolles Zeichen, daß Britten und Amerikaner zur „Religion des Wortes oder Buches" sich bekennen. — Endlich zuletzt der französische Artikel vom 27. Juni. Wir können seinen Schlußsatz nicht ohne sorgliche Gedanken lesen.

„Was immer bis dahin auf Befehl der Regierung gegen den christlichen Glauben geschrieben, verordnet oder veröffentlicht worden ist, soll in allen Provinzen des Reichs hiemit vollständig widerrufen und für null und nichtig erklärt sein," — so lauten dort die Worte. Wer die römische Kirche und ihr unabänderliches Verfahren kennt, der versteht, was diese Worte bedeuten sollen. Die katholischen Missionen in China waren einst sehr bedeutend. Eine Zeitlang genossen die Jesuiten große Gunst selbst bei den Kaisern des Reichs. Sie bauten Kirchen und andere christliche Stiftungen, erwarben großen und bedeutenden Grundbesitz im Lande und hatten über ansehnliches Eigenthum zu verfügen. Die Gunst der Großen aber wandte sich und schlug in rücksichtslose und blutige Verfolgung um. Die Missionare wurden verjagt, ihre Kirchen und Anstalten zerstört, ihre Güter eingezogen. Nun hat aber die römische Kirche noch nie etwas ver-

gessen, was sie früher von Rechten und Gütern besaß, und hat noch nie einen Anspruch aufgegeben, auch wenn er durch Jahrhunderte verjährt war. Wie? Wenn nun Rom, gestützt auf den französischen Vertrag und auf französische Waffen, von der Regierung China's Alles herausverlangte, was es dort einst besessen? Hienfung mag mit Erstaunen solche Forderungen abweisen mit der Erklärung, daß davon im Vertrag nichts stehe; aber Rom ist eine schlaue und gewandte Auslegerin ihrer eigenen schlau entworfenen Verträge, und weiß mit höchst unbefangener Miene Dinge darin zu finden, die kein anderer Sterblicher sonst darin geahnt hätte. China wird, wie andere Reiche der Welt, mit Verwunderung erfahren müssen, was es für eine Bewandtniß mit einem römischen „Konkordat" habe. Und wenn dann Rom mit seinen Forderungen herausrückt und nach seiner Gewohnheit sich dabei auf den weltlichen Arm Frankreichs stützt, wie dann? Wird daraus nicht ein Vorurtheil wider die Christen und das Christenthum sich erzeugen, das ein größeres Hinderniß für die Mission — auch für die protestantische — sein wird, als alle frühern Verfolgungsedikte? Wir können uns der bangen Sorge nicht entschlagen. Ein angesehener Britte in China, der den Gang der Dinge mit unverrückter Aufmerksamkeit beobachtete, schreibt in dieser Beziehung: „Der Hauptzweck des französischen Artikels geht dahin, die römisch-katholische Kirche zu begünstigen, obwohl ich glaube, daß, wenn französische Protestanten in China eine Mission beginnen wollten, auch sie kraft desselben einen Anspruch auf den gleichen Schutz der Behörden zu machen das Recht haben. Die in demselben garantirte Sicherstellung des Eigenthums aller Glieder christlicher Gemeinschaften und Corporationen (communions) soll ohne allen Zweifel nicht bloß über allen künftig zu erwerbenden Grundbesitz einen Schirm und Schild halten, sondern auch allem dem Eigenthum zu gute kommen, das früher seit dem Jahr 1600, als der katholische Missionar Matteo Ricci die Hauptstadt Peking betrat, erworben worden war. Sie werden wahrscheinlich all den Grundbesitz an allen Orten zurückfordern, den sie in dem Augenblick besessen hatten, als die Kaiser Kanghi und Jangtsching sie vor 150 Jahren aus dem Reiche verjagten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie es, so verwunderlich eine solche Forderung den gegenwärtigen Behörden erscheinen mag, am Ende wirklich herausbekommen werden. . . . Ein großer Theil dieser Ländereien ist seit jener Zeit viel werthvoller geworden, und deßhalb würde der Besitz

so großen Grundeigenthums die Bischöfe und Priester dieser Kirche in den Stand setzen, ihre Missionen in China fast unabhängig von den Almosen und Steuern ihrer Glaubensgenossen in Europa fortzuführen. Die Politik der Kirche Roms änderte sich wenigstens in Einem Punkte nie: kaum tritt ein Eingeborener eines heidnischen Landes zu ihr über, so wird auch sofort von ihm verlangt, daß er seinen Glauben mit seinen Werken beweise, und in seinem Theil, wäre es auch nur mit einer Kupfermünze, zur Sache der Mission beitrage. Während sie vielleicht darin zu weit gehen, thun die protestantischen Missionare zu wenig und versäumen es, ihre Bekehrten zu lehren, daß Liebeswerke und Beiträge für die Sache des Herrn die angemessenen und nothwendigen Prüfsteine sind, an denen man die Willigkeit eines jungen Bekehrten, um des Herrn willen Alles zu verlassen, erkennen kann. . . . Der letzte Satz in dem französischen Artikel macht die chinesische Regierung in gewissem Grade verbindlich, alles frühere Eigenthum und alle frühern Rechte an die katholische Kirche zurückzugeben. Ein großer Theil dieses Besitzthums ist seit mehr als einem Jahrhundert in den Händen von eingeborenen Privatleuten, und der Wechsel des Besitzrechts wird nicht blos der Regierung, sondern auch den katholischen Missionaren und den französischen Behörden nicht geringe Verlegenheit bereiten; aber wer die Macht hat, der hat das Recht."

So schreibt ein Mann, der nicht selbst Missionar, wohl aber ein Freund der evangelischen Mission ist. Daß aber diese Besorgnisse nicht ungegründet sind, das zeigen die neuesten Berichte aus China. Bereits haben die französisch-katholischen Missionare in Ningpo den Anfang mit dergleichen Forderungen gemacht. Sie besaßen im Herzen der Stadt früher werthvolles Grundeigenthum und insbesondere einen umfangreichen Platz für ihre Missionsanstalten; sie verlangten dessen Zurückgabe und haben ihn unter dem Schutz französischer Kanonen — erhalten. Frankreich hat in jenen Gewässern und Ländern ebenso wenig, als in der Südsee, Handelsinteressen zu wahren und zu fördern; um so rühriger ist es, sich zum Vorkämpfer und Schutzherrn der römischen Propaganda aufzuwerfen und den Schild seines Protektorats in gleicher Weise, wie über Tahiti, auch über China auszubreiten!

Es läge uns eigentlich nun noch ob, zum Schluß den peinlichsten Punkt in dem neuen Friedensvertrag zu berühren, — die Opiumfrage. Aber wir ziehen es vor, bei einer andern Gelegenheit näher in dieselbe einzugehen. Wir preisen aber den König der Herrlichkeit

von Grund unsrer Seele, daß wir nun endlich in Wahrheit sagen können: China ist offen.

Die heidnischen Volksaufstände in Tinnevelly und Travancor.

So lange der furchtbare Militäraufstand den Norden von Indien mit Blut und Schrecken erfüllte, blieb der ganze Süden ruhig und still. Nun, da der Norden beruhigt, die Meuterei überwunden und die Ordnung wiedergestellt ist, nun bricht im Süden da und dort eine unheimliche Flamme des Aufruhrs hervor und die Volksgeister werden unruhig. Wie im Norden, so ist auch im Süden die Religion, die Furcht des sinkenden und gefährdeten Heidenthums vor dem sich mächtig ausbreitenden Christenthum, der Grund und Anlaß dieser Volksaufstände. Und wie dort die von der Regierung vertheilten, mit Fett beschmierten Patronen den eigentlichen Anstoß zum Ausbruch der Meuterei gegeben haben, so hat hier ein anderer Mißgriff der Regierung, nämlich die falsch übersetzte Proklamation der Königin, den Hauptanlaß zu diesen bedenklichen Aufständen geben müssen. Beide Male, hier wie dort, trägt die Regiernng mit ihrem unsichern Schwanken, ihrer feigen Halbherzigkeit, ihrem unchristlichen Hätscheln des Heidenthums die Schuld. Wird denn nicht endlich einmal die brittische Nation, von der Königin und ihren Ministern an bis herab zum untersten Beamten, erkennen, daß ein offenes, ehrliches, unzweideutiges und männliches Bekenntniß zum Christenthum, eine freie, ehrliche Sprache und ein unverklausulirtes Stellen auf die Seite des Königs aller Könige, eine bessere Weisheit ist, als alle die klug berechneten Halbheiten, mit denen sie weder die Heiden, noch die Muhamedaner, noch die Christen, noch irgend jemand in der Welt befriedigt oder mit Vertrauen erfüllt? Unser deutsches Volk hat ein schönes, obwohl von ihm selbst und seinen Regierungen nicht immer befolgtes Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten." Ach, daß wenigstens diese einfache Volksweisheit, — ich will nicht reden von den viel höheren Grundsätzen des Christenthums, — aber doch wenigstens diese einfache Volksweisheit der herrschende

und Alles durchdringende Grundsatz in unsrem Handel und Wandel, in Regierungsakten und im Volksleben würde! Wie herrliche Früchte müßte schon solche einfache, männliche Ehrlichkeit tragen! Doch wir treten den Vorgängen näher, die im Süden Indiens neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Tinnevelly und Travancor sind die zwei Provinzen, die an der äußersten Südspitze der indischen Halbinsel liegen. Sie sind von einander getrennt durch eine Bergkette, welche gleich einem kolossalen Rückgrat von Nord nach Süd zwischen beiden hindurchläuft. Dieses Gebirge (oder Ghat) ist an vielen Punkten steil und abschüssig, und von seinem Fuße an aufwärts mit einem feuchten, der Gesundheit äußerst gefährlichen Waldgürtel eingefaßt. Der höchste Punkt liegt nordwärts, wo dasselbe sich an die Nilagiri's (die blauen Berge) anschließt. Je weiter es gegen Süden vorrückt, desto niedriger wird es, und leicht gangbare Bergpässe leiten von der einen Provinz hinüber zur andern. Endlich verliert sich das Gebirge in die Ebene, aus der es nur noch in fünf einzeln stehenden Bergkuppen wieder auftaucht, die hinter einander sich erheben; die Ebene selbst aber dehnt sich noch zwei Stunden lang, an Breite sich verengernd, bis zur Südspitze hinab und läuft endlich in einem niedrigen Riff von schwarzen Felsen am Cap Comorin aus. Tinnevelly liegt demnach zwischen dem Gebirge und dem östlichen Meer, Travancor zwischen demselben Gebirgskamm und dem westlichen (indischen) Ocean.

Die Provinz Tinnevelly, von den Eingeborenen Pandy genannt, erstreckt sich 50 Stunden lang von Norden nach Süden, und ist im Norden etwa 20—25 Stunden breit. Es ist ein trockenes Land, das nur durch die tropischen Regen gegen Ende des Jahrs und durch die im Mai vollaufenden Ströme bewässert wird. Von den kühlenden Westwinden durch den hohen majestätischen Gebirgskamm der Ghats abgeschnitten und nur acht Grade vom Aequator entfernt, hat es ein sehr heißes Klima, besonders im April und Mai. In vielen Gegenden dehnen sich viele Stunden weit breite unfruchtbare Ebenen aus, die theils mit niedrigem Busch und Gras bedeckt sind, theils große Sümpfe und Moräste enthalten, und nur durch den hie und da emporragenden prächtigen Schirmbaum dem Auge eine Abwechslung darbieten. Der Küste entlang lagert sich zunächst unter der Oberfläche eine Schichte von Sandstein, und da derselbe, wie dieß an der ganzen Ostküste der Halbinsel der Fall zu sein scheint, sehr

eisenhaltig ist, so entstehen dadurch naturgemäß weite Strecken von losem röthlichem Sand. Dergleichen Sandflächen von bedeutenderem Umfang gibt es hauptsächlich drei, von denen zwei eine Ausdehnung von nicht weniger als acht Quadratmeilen haben. Sie sind überall, nur die Mitte ausgenommen, mit Palmenwäldern bedeckt. Durch diese rothen Sandwüsten führen keine Straßen, nur Fußstapfen sind überall wahrnehmbar; aber von Wegweisern, welche dem Wanderer den richtigen Pfad anzeigten, ist keine Rede. Außer bei Tag oder bei hellen Mondnächten ist es nahezu unmöglich, diese Sandflächen in Einer bestimmten Richtung zu durchwandern. Beinahe alle Missionare in Tinnevelly haben sich ein oder etliche Mal in diesen Wüsten verirrt und ganze Nächte hindurch vergebens sich zurecht zu finden gesucht.

Der nördliche Theil von Tinnevelly ist besser zum Landbau geeignet als der Süden. Dort findet sich die schwarze Fruchterde, die für den Baumwollenbau so günstig ist. Was aber den ganzen mittleren und südlichen Theil von Tinnevelly, besonders in der Nähe der Küste, so eigenthümlich vor allen andern Theilen Indiens auszeichnet, ist der außerordentlich reichliche Anbau der Palme. Wohin sich das Auge des Wanderers wendet, sieht es kaum irgend etwas anders als Palmbäume. In manchen Gegenden stehen sie so dicht und so weit hin, daß sie eigentliche Wälder bilden mit tausenden und abertausenden dieser schlanken prächtigen Stämme. In andern Gegenden finden sie sich weniger zahlreich und bilden nur kleinere Wäldchen. Die rothen Sandflächen besonders, die sonst gar nichts hervorbringen, sind mit unabsehbaren Palmenwäldern bedeckt, und nähren tausende von menschlichen Wesen, denen der Palmbaum Alles darbietet, was sie zum Leben bedürfen.

Der Süden von Travancor besitzt, obgleich er unmittelbar an Tinnevelly anstößt, ein durchaus anderes Klima und völlig verschiedenen Boden. Dort ist das Land wellenförmig in den anmuthigsten Formen, während an andern Stellen weite fruchtbare Ebenen sich ausdehnen. Die Berge mit ihren zahlreichen Flüssen und schäumenden Wasserfällen bieten dem Land eine Fülle von Wasser dar. In allen Thalgründen des Gebirgs und in allen Niederungen zwischen den Bergen und dem Meer wird Reis in Fülle gebaut; auf den Abhängen und den höher gelegenen Orten wächst die kräftige Palme. Reis und Getreide gibt reiche Ernten und mehr als hunderttausend Menschen

sind allein mit dem Pfefferbau beschäftigt. Nur Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Tyrannei von Seiten der eingeborenen Regierung hindert die Bevölkerung dieses üppigen Landes, daß sie nicht zu bedeutendem Reichthum und Wohlstand gelangt.

Dieser Unterschied zwischen den beiden Provinzen hat seine Ursache vornemlich in den dort herrschenden verschiedenen Monsuns (tropischen Regenzeiten). Travancor erfreut sich des Südwest-Monsuns, der gerade in den heißesten Monaten des Jahrs Wolken und Regen vom indischen Ocean her über das Land treibt. Dadurch wird das Klima wesentlich verändert und die Hitze durch die kühlen Seewinde gemildert. In derselben Zeit brennt über Tinnevelly eine senkrechte tropische Sonne mit furchtbarer Glut, während der Gebirgskamm im Westen wie eine Mauer die schweren Regenwolken auffängt, welche ihre köstliche Segensfülle über Travancor ausschütten, und sie verhindert, sich auch über die Nachbarprovinz zu ergießen. Auch sind diese Regengüsse an der Westküste überhaupt reichlicher, als die, welche im Oktober auf der Ostküste sich einfinden; somit waschen sie dort auch mehr Fruchterde von den Bergen ab und führen sie ins Unterland. Hitze, Bewässerung und fruchtbarer Boden, diese drei Grundbedingungen üppigen Pflanzenwuchses, sind in Travancor alle in Fülle vorhanden, und wäre der Mensch nicht mit seiner Ungerechtigkeit im Wege, das Land müßte ein wahres Paradies sein.

Die Bevölkerung, welche Tinnevelly und den Süden von Travancor bewohnt, gehört mit geringen Ausnahmen zu Einem Stamm und nennt sich selbst Schanärs. Ihre Wohnsitze beginnen im Osten da, wo die Tamil-Hindu's bei Tandschor und Madura aufhören, verbreiten sich dann über den ganzen Süden der Halbinsel und ziehen sich am Cap Comorin vorbei wieder westlich bis auf 10 Stunden aufwärts in Travancor. Der ganze Stamm mag etwa eine halbe Million Seelen zählen. In Tinnevelly bilden sie etwa die Hälfte der Bevölkerung, welche im Ganzen 800,000 Seelen zählt, während in Travancor nach dem von der Regierung angestellten Census etwa 100,000 Schanärs wohnen. Nach ihren eigenen Sagen kamen sie von der Insel Ceylon herüber, die unmittelbar Tinnevelly gegenüber liegt. Ihre Sprache ist ein rauhes Patois des Tamil ohne die geringste Beimischung von Sanskrit, was gleichfalls die Ansicht unterstützt, daß sie zu den Urbewohnern Indiens gehören.

Ihre Lebensweise ist eine eigenthümliche. Wo der Boden nicht

für Reis- oder Getreidekultur sich eignet, da leben sie ausschließlich vom Palmbaum, dessen reiche Nutzbarkeit für alle möglichen Zwecke und Bedürfnisse sie aus langer Erfahrung kennen. Wo aber Reis oder andere Gewächse gebaut und gewonnen werden können, da bildet die Palme nur einen Theil ihres Lebensunterhalts. Die letztere Weise ist hauptsächlich in Travancor vorherrschend. Der Saft, welcher aus den unmittelbar unter der Krone herauswachsenden und mit dem Messer angeschnittenen Blüthenkapseln des Baums gewonnen und zu einer dicken schwarzen (unserer Chocolade ähnlichen) Masse eingekocht wird, bildet die Hauptnahrung, bei den Aermeren sogar den ganzen Reichthum des Volks. Um diesen Saft zu gewinnen, muß der Schanär den größeren Theil des Jahres hindurch täglich zwei- und oft dreimal mit Krug, Messer und hölzerner Zange versehen jeden Baum bis zu seiner Krone erklettern, — wahrlich, das mühseligste und gefahrvollste Geschäft in der Welt. Zur Ehre der Schanärs aber sei es gesagt, daß sie den Palmwein nicht, wie dieß sonst in Indien der Fall ist, gähren lassen und so zum berauschenden Getränk bereiten, und daß sie deßhalb im Ganzen ein mäßiges, nüchternes Volk sind. Allerdings gibt es unter ihnen auch größere, wohlhabende Gutsbesitzer, die natürlich nicht selbst ihre Bäume erklettern, sondern entweder ihr Land um Pachtzins ausleihen oder Knechte halten, die das mühsame Geschäft verrichten.

Was die Religion der Schanärs betrifft, so ist dieselbe durchaus verschieden von dem Götterdienst der Hindu's, obwohl sie zwei oder drei Hindugötter in den Kreis ihrer Verehrung aufgenommen haben. Sie bilden auch keine eigentliche Kaste, da sie durch Geburt und Abstammung nicht zu der großen Volksfamilie der Hindu's gehören. Doch stehen sie in ihrer gesellschaftlichen Stellung über dem Paria, dem kastenlosen Auswürfling. Von einem höchsten Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde wußten sie nichts, ehe das Evangelium unter ihnen bekannt wurde. Gericht, Himmel und Hölle waren ihnen unbekannte Begriffe. Aber auch die Lehre von der Seelenwanderung, wie sie durch ganz Indien unter den Hindu's verbreitet ist, blieb ihnen fremd. Ihre Religion ist eigentlich und im buchstäblichen Sinne Teufelsdienst. Sie stellen sich unter den Wesen, die sie Teufel nennen, abgeschiedene Geister von Verstorbenen vor, die unabläßig darauf ausgehen, Schaden zu thun. Bosheit und Haß gegen die Menschen ist nach ihrer Anschauung ein stehender Karakter-

zug dieser Geister. Das Volk wendet sich nie an sie, um Segen und Wohlthat von ihnen zu erlangen, noch traut es ihnen Gefühle des Wohlwollens oder Erbarmens zu. Diese bösen Geister behalten die Kaste, das Geschlecht und den Stand, den sie im Leibesleben einnahmen; es gibt männliche und weibliche Teufel, Teufel von hoher und niederer Kaste, Bramanen- und Sudra- und Paria-Teufel, Teufel von Hindu-Abstammung und Teufel von ausländischer Abkunft. In einem Dorfe wurde sogar ein englischer Offizier, Namens Pole, nach seinem Tod als Teufel verehrt. Sie wohnen nach der Volksmeinung in schattenreichen Bäumen, in unbewohnten Einöden, in dunkeln düstern Oertern, in Wäldern, zerfallenen Häusern, kurz an allen unheimlichen Plätzen. Alles Uebel kommt von ihnen her. Verluste im Handel, Mißwachs, Unglücksfälle, — Alles ist ihr Werk. Sie verderben die Reis- und Getreide-Ernte, sie trocknen den Saft der Palmen aus, sie wehren dem Regen, daß er das dürstende Land nicht erquickt. Sie verursachen Krankheiten an Menschen und Vieh; sie entwurzeln die Palmenwälder durch entsetzliche Stürme. Sie erschrecken den Furchtsamen in finsterer Nacht; unheimliches Heulen des Windes, Kreischen und Aechzen der Baumzweige in stürmischer Nacht, — das sind ihre Stimmen; sie sind es, die im fürchterlichen Orkan sich wohl fühlen. Sonnenstich und Schwindel kommt von ihrer Bosheit; Krämpfe, Schlagflüsse und fallende Sucht sind entscheidende Beweise, daß sie einen Menschen besessen haben. Um aber den bösen Geist wieder aus dem Menschen auszutreiben, wird ihm entweder eine tüchtige Dosis Medizin beigebracht, oder man greift zum Besen, zur Sandale oder zum Stock, um den Unglücklichen zu befreien. Hilft Alles nichts, so schreitet man zu Sühnopfern.

Die Schanärs haben keine eigentlichen Tempel. Ihre gottesdienstlichen Stätten sind kleine, mit Kalk bestrichene Pyramiden von Lehm, mit einem Teufelsbild davor. Unzählige weiße Lehmhaufen dieser Art sind über das ganze Land gesäet. Seltener sind kleine, nach vorn offene, strohbedeckte Hütten, in denen ein halb Dutzend Götzenbilder aufgestellt ist. Letztere sind meist scheußlich anzusehen. Nicht selten findest du ein weibliches Bild, wie es eben kleine Kinder verschlingt. Von Weihe oder von Erbarmung für arme Sünder findet sich in ihrer Religion keine Spur. Die religiösen Handlungen, die gewöhnlich durch irgend ein verhängnißvolles Ereigniß hervorgerufen werden, bestehen in den sogenannten Teufelstänzen und den

Teufelsopfern. Das Volk versammelt sich bei einer solchen Gelegenheit vor irgend einer jener Pyramiden, steigert sich durch den Lärm der Trommeln in unnatürliche wilde Aufregung, und schreitet dann zur Darbringung einer Ziege oder eines Schaafs oder nöthigenfalls auch blos eines Huhns. Dann tritt Einer hervor, um zu tanzen. Mit klingenden Schellen an den Füßen, das mit Teufelsfiguren bemalte Tuch um sich geworfen, die langen Haare in der Luft flatternd, und den Schellenstab in der Hand, fängt er unter dem Schall der Trommeln, der Hörner und des dumpfen, mit einer Saite bespannten Teufelsbogens langsam zu tanzen an. Zwischenein steht er stille, trinkt etwas vom Opferblut, und fängt dann aufs Neue zu tanzen an. Mit fliegenden Haaren, stieren Augen und steigender wahnsinniger Aufregung dreht und wirbelt er sich im Kreise. Unter dem wilden Jubel der Zuschauer ritzt er sich mit dem Opfermesser oder geißelt sich mit einem Strick, bis die erforderliche Höhe der Aufregung erreicht ist. Plötzlich hält er inne, setzt sich nieder, und das Volk naht sich ihm, ein Jeder mit seiner besondern Klage, um den vom Teufel nun Besessenen Raths zu fragen. In der Regel murmelt er dann halbverständliche Töne und heißt dieß oder jenes Opfer bringen. Letzteres wird darauf an dem bestimmten Tage gebracht und das geschlachtete Thier mit Reis und andern Beimischungen auf dem Opferplatz verzehrt. Was für sittliche Entartungen aber ein solches Religionssystem zur Folge haben mußte, ist nicht schwer zu verstehen. Schamloses Lügen, Laster und Sittenlosigkeiten aller Art, knechtische Schmeichelei gegen die Vornehmen, hartherzige Tyrannei gegen die Armen, Wegwerfen aller Wahrheit und Ehre, Gefühllosigkeit gegen die unvernünftige Kreatur, keine Spur von Mitgefühl gegen den leidenden Bruder, — das waren bis in die neuere Zeit herein allgemein herrschende Züge der heidnischen Schanärs.

Und doch — was hat der Herr durch den Dienst der Missionare unter diesem Volke gethan! Die Mission unter den Schanärs in Tinnevelly und Travancor begann in ganz leisen Anfängen vor etwa 70 Jahren, wo der edle Friedrich Schwarz und seine Nachfolger auf sie aufmerksam zu werden anfiengen. Später betrat die englisch-kirchliche und die große Londoner Missionsgesellschaft, sowie die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums dieses Feld. Und nun nach 70 Jahren, welch' ein Umschwung der Dinge! Die kirchliche MG. zählte im Jahr 1857 dort 27,747 Christen, die Londoner etwa

17,000 und die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums 14,660, zusammen über 59,000 Christen, von denen etwa 52,000 aus den Schanärs gesammelt sind. Missionar Mullens von Kalkutta besuchte 1853 diese Provinzen und schreibt darüber: „Nie werde ich vergessen die blühenden Christendörfer mit ihren Reihen niedlich gebauter Häuser, ihre grünen Einfassungen von Milchhecken, ihre Gärten von Mango's und Plantanen, ihre ausgedehnten Palmenwäldchen, ihre Kokos- und Betelnußbäume, ihre Straßen mit einem Saum von schattigen Bäumen, ihre Gerichtshäuser für die Dorfobrigkeit, ihre Missionshäuser und Schulen, und vor allem die schönen gothischen Kirchen, die mit ihrem schlanken Thurm aus dem reichen Grün der Bäume da und dort emporragten und mit ihren weithin tönenden Glocken Morgens und Abends die eingeborenen Christen zum Hause des Gebets riefen; nicht zu vergessen der Druckerpressen, welche die christliche Jugend mit Büchern und Karten versehen, und anderer Anstalten, die zum Wohl von Alt und Jung gegründet wurden. Denke ich dann zurück an die häßlichen finstern Teufelstempel mit ihren noch häßlicheren Götzen, die einst das Land bedeckten, und von denen mehr als 30,000 im Laufe der letzten zwanzig Jahre zerstört wurden, und an die Teufelsfeste, die alljährlich von Tausenden besucht waren, nun aber fast leer bleiben, so muß ich voll Staunens ausrufen: Was hat hier der Herr gethan!"

Es lohnt sich wohl der Mühe zu fragen, durch welche besondere Umstände diese erstaunlichen Erfolge der Mission in Tinnevelly und Süd-Travancor herbeigeführt wurden, während in andern Theilen Indiens der Erfolg verhältnißmäßig so gering war. „Die Antwort liegt," wie Mullens sagt, „vor Allem in der bedeutungsvollen Thatsache, daß die Schanärs, sofern sie nicht zu den eigentlichen Hindu's zählen, nur theilweise durch die Fesseln der Kaste gebunden sind. Sie bilden Eine Kaste für sich selbst, und da sie Alle auf Einem großen gemeinsamen Gebiet beisammen wohnen, so können sie fast so frei sich bewegen, als bildeten sie gar keine Kaste. Wenn somit ein Schanär zum Christenthum übertritt, so wird er dadurch nicht ein Auswürfling seines Volkes, er wird nicht von allem Verkehr mit seinen Verwandten, Freunden und Volksgenossen abgeschnitten, wie dieß bei einem Hindu der Fall ist. Der Letztere muß seinen Uebertritt zum Christenthum mit dem Verlust alles dessen büßen, was er hat; der Erstere dagegen hat wenig oder nichts zu verlieren. — Ein

anderer Umstand, der jene Erfolge erklärt, ist der, daß die Schanärs in der Regel gemeinsam zu handeln pflegen. Was zwei oder drei einflußreiche Glieder einer größern Gemeinschaft zu thun sich entschließen, das werden meistens die Uebrigen auch thun. Dieß hat sich in zahllosen Fällen gezeigt, wenn es sich darum handelte, den Teufelsdienst mit dem Christenthum zu vertauschen.

„In diesen beiden Umständen liegen für den Schanär Erleichterungen in Betreff der Annahme des Christenthums, wie sie sich nirgends sonst in Indien finden. Aber nun fragt es sich, warum sie denn eben das Christenthum annahmen, während sie den Hindu-Götzendienst Jahrtausende lang von sich gewiesen haben.

„Im Anfang der Mission, in den Tagen der Unwissenheit, haben ohne Zweifel untergeordnete und niedrigere Beweggründe in hohem Maße mitgewirkt. Die Schanärs hofften durch die Annahme des Christenthums irgendwelche zeitliche Vortheile zu gewinnen und hatten kaum eine Vorstellung von dem geistlichen Segen, der ihnen daraus erwachse. Dieß geben auch die Missionare unbedenklich zu. In Travancor z. B. verwaltete ein englischer Missionar, Charles Mead, eine Zeitlang im Auftrag der brittischen Regierung das Amt eines Richters, und nun meinten Viele, sie würden sicherlich in ihren Streitfällen eine gerichtliche Entscheidung zu ihren Gunsten erhalten, wenn sie nur die Religion des Richters annähmen. Oberst Munro, damals brittischer Resident am Hof der eingeborenen Königin von Travancor, erwirkte von dieser einen Befehl, wornach allen eingebornen Christen im Lande, Sklaven nicht ausgenommen, gestattet sein sollte, am Sonntag von aller Arbeit zu ruhen. Viele suchten sich dieser Wohlthat dadurch theilhaftig zu machen, daß sie Christen wurden. Als gleich anfangs in Tinnevelly Verfolgungen gegen die Christen ausbrachen, verwendeten sich die Missionare zu ihren Gunsten kräftigst bei der Regierung, und diese erließ den gemessensten Befehl, die Verfolgungen einzustellen. Wenn nun die noch heidnischen Schanärs sahen, was für einflußreiche Freunde die neuen Christen an den Missionaren hatten, so war es nicht zu verwundern, wenn auch sie sich zur Taufe meldeten, um den gleichen Vortheil zu genießen.

„Aber all dieses ist längst anders geworden. Die Schanärs haben im Lauf der Jahre gründlich einsehen gelernt, daß die Missionare nichts mit der Regierung zu schaffen haben und keinerlei politischen Einfluß besitzen. Aber sie wissen, daß die Missionare und

Katechisten die wahren und warmen Freunde der Christen sind, daß sie an ihnen treue Religionslehrer, eine kräftige Hülfe in Zeiten der Krankheit, freundliche Berather in schwierigen Fällen und weise Vermittler in ihren zahlreichen innern Zwistigkeiten haben. Sie wissen in ihrer Armuth und gedrückten Lage eine solche Hülfe aufrichtig zu schätzen, und deßhalb fühlen sie einen Zug zum Christenthum, durch welches ihnen solche Freunde zu Theil werden. Auf der andern Seite fürchten sie sich entsetzlich vor ihren Dämonen; die Opfer und die Ausgaben für die Teufelstänzer sind äußerst kostspielig; und da nun der Glaube unter ihnen herrscht, daß die Teufel keine Macht über 'die Diener Gottes' haben, so sind sehr Viele bereit, jenen Teufelsdienst gegen den Dienst des Christengottes daranzugeben. Auch die christliche Erkenntniß, welche durch die Predigt der Missionare und Katechisten sich weithin verbreitet hat, dient dazu, den Heiden die Schönheit, die Vernünftigkeit und den Adel des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte ins Licht zu stellen. Auch haben sie ja die erbauliche Weise des christlichen Gottesdienstes und die schöne sociale Ordnung vor Augen, die unter den bereits bestehenden Gemeinden herrscht. Im Gegensatz dagegen haben sie die Thorheit ihres Teufelsdienstes einsehen gelernt, und längst haben sie aufgehört, denselben zu vertheidigen. Es ist so weit gekommen, daß die noch im Heidenthum befangenen Schanärs keinem Missionar erlauben, ihre Opfer und Teufelstänze mit anzusehen, weil sie sich derselben schämen; was Wunder, wenn diejenigen, die sich überhaupt noch um Religion bekümmern, lieber einen so vernünftigen Glauben und Gottesdienst ergreifen, wie ihn das Christenthum darbietet, — einen Glauben, den überdieß bereits so viele Tausende ihrer Volksgenossen angenommen haben? Vielleicht mag bei Vielen auch die Vorstellung herrschen, daß sie als Christen selbst in ihrer Hanthierung nicht mehr unter der Gewalt der Dämonen stehen, und daß sie somit bessere Reis- und Palm-Ernten erhalten und überhaupt vor Gefahren bewahrt sein werden.

„Dieß sind unzweifelhaft die Gründe und Triebfedern, welche die große Mehrzahl dieser armen unwissenden Schanärs veranlaßt haben, christlichen Unterricht zu suchen. Sagt man nun, die meisten dieser Beweggründe seien sehr ungeistlicher Natur, so muß man dieß zugeben; aber man kann die Gegenfrage thun: Sind diese Schanärs die einzigen Christen, die aus minder geistlichen Triebfedern, als es wünschbar wäre, einen guten und richtigen Weg eingeschlagen haben?

Das Evangelium ist ein Schatz, dessen unerschöpfliche Heilskräfte man erst aus der Erfahrung recht kennen lernt. Das Christenthum ist wahrlich auch nütze für das gegenwärtige Leben, und eben seine zeitlichen Segnungen und Wohlthaten sind es, die das Auge des Unwissenden zuerst auf sich ziehen. Und wenn Einer nun zum Missionar kommt, nicht um Unterstützung zu suchen, nicht um Jahresgehalte oder monatliche Geldgeschenke zu erhalten (denn der Missionar kann nichts der Art geben), sondern um sich die Unterweisung eines christlichen Katechisten oder Lehrers und die Aufnahme in die Zahl der Christen zu erbitten, wer dürfte einen solchen mit gutem Gewissen abweisen? Wer wollte es für ein Unrecht halten, wenn der Missionar, ungeachtet er ihren wahren Stand wohl kennt und sich keineswegs Illusionen macht, als wären sie wahrhaft bekehrte und vollkommene Christen, sie dennoch aufnimmt wie sie sind, und nun durch sorgfältigen Unterricht sie und ihre Kinder zu der wahren und seligmachenden Erkenntniß des Lammes Gottes zu führen sucht? Den wahren Werth des Evangeliums, als einer Kraft Gottes zur Seligkeit, haben die Meisten erst in der Folge kennen zu lernen; derer, welche diese Kraft des Evangeliums zuvor schon, ehe sie heraustraten, gelernt hätten (und auch solche hat es da und dort gegeben), sind verhältnißmäßig nur Wenige."

Missionar Mullens, dem wir diese nüchterne und treffliche Mittheilung verdanken, unterscheidet unter den 50,000 Schanärs, die sich im Jahr 1853 zur christlichen Gemeinde hielten, drei Klassen, von denen die erste die noch Ungetauften in sich schließt, die aber in christlichem Unterricht stehen und regelmäßig die Gottesdienste besuchen; die zweite umfaßt die Getauften, bei denen das Christenthum bereits Herzenssache geworden, und in deren Wandel sich die Heilswirkungen des Evangeliums mehr oder weniger deutlich offenbaren; die dritte und höchste Klasse begreift die Abendmahlsgenossen, damals 4,500 Mitglieder zählend, die wahrhaft in der Gnade stehen und an Erkenntniß und christlichem Karakter die höchste Stufe in der Gemeinde einnehmen. Dann schildert er mit lebendigen Farben die Zeugnisse des Glaubens und der Liebe, welche sich unter diesen Gemeinden offenbaren, — ihren lebendigen Missionseifer, ihre treue Sorge für die Armen, Wittwen und Waisen in der Gemeinde, ihre Opferwilligkeit, wenn es gilt, Bethäuser und Kirchen zu bauen, Katechisten auszusenden, ihre Lehrer und Prediger zu unterstützen und

was dergleichen mehr ist. „Diese Schanär-Gemeinden," so schließt er seinen lehrreichen Bericht, „sind ein neues Zeugniß dafür, was das Evangelium, das verachtete Evangelium, zur Hebung und Veredlung eines armen, tiefversunkenen Volkes zu thun vermag!"

Es wäre fast unbegreiflich, wenn diese außerordentlichen Fortschritte, welche das Christenthum im südlichen Tinnevelly und Travancor unter Gottes Segen machte, nicht den Haß und die Verfolgungswuth der christenfeindlichen Heiden hervorgerufen hätten. Zwar unter dem Volksstamm der Schanärs selbst blieb die Feindschaft der strengen Anhänger des Heidenthums gegen die Christen verhältnißmäßig in engen Schranken. Es kamen allerdings Verfolgungen, Widerwärtigkeiten, Gehässigkeiten aller Art vor, und auch hier bewährte sich die alte Weissagung: „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." Allein die größere Noth mußte von einer ganz andern Seite kommen. Mitten unter die Schanärs nämlich ist ein, wenn auch kleiner, doch überaus stolzer und übermüthiger Theil von tamulischen und malabarischen Hindu's, namentlich Sudra's und Bramanen, gemischt, welche mit unglaublicher Verachtung auf diese armen Palm- und Reisbauern herabsehen und sie wie eine Rasse von Sklaven behandeln, denen gegenüber Alles erlaubt sei. Mit dieser anererbten Verachtung verband sich nun der dem Bramanen fast überall eigene Haß gegen das Christenthum, und was Wunder, wenn die mächtig um sich greifenden Bekehrungen endlich einen Sturm hervorriefen, der alle christlichen Pflanzungen in jenen Provinzen mit einem Mal wieder zu zerstören drohte. Es war in den Jahren 1841 und 1842, daß der Sturm der Heiden gegen die Christen in Tinnevelly losbrach. Mittelst falscher Anklagen vor den heidnischen Unterbehörden, die selbst ihre Hand im Spiele hatten, wurden die Christen planmäßig mißhandelt, und endlich stieg die Verfolgung bis zur Plünderung der Christendörfer, zur Verbrennung der Kirchen, Bethäuser und Missionswohnungen, und zu Frevel und Gewaltthat jeder Art. Nur das endliche Einschreiten der brittischen Behörden, das freilich spät genug kam, verhinderte weiteres Unheil.

Seit jenen schweren Tagen hatten die Gemeinden im Allgemeinen Ruhe und breiteten sich von Jahr zu Jahr weiter aus. Ja vom Jahr 1854 an wurde von Seiten der englisch-kirchlichen Mission, angeregt

durch den trefflichen Missionar Ragland *), das System der Missions-Reisepredigt eingeführt, vermöge dessen die nördlichen Distrikte der Provinz, wo bisher die Mission noch wenig Erfolg gehabt, methodisch durchwandert und mit der Predigt des Evangeliums erfüllt wurden. Bis zum Jahr 1857 wurden von drei ausgezeichneten Missionaren, lauter Universitätsmännern, nicht weniger als 1385 Dörfer besucht, in welchen man in der Regel jedes Jahr 8—14 Tage verweilte, um Morgens und Abends den Rath Gottes den Heiden vorzulegen. Bei dem Allem begegneten sie keiner Widersetzlichkeit, keiner Feindseligkeit in Wort oder That. Als im Sommer 1857 im Norden Indiens der blutige Aufstand ausbrach und unzählige christliche Pflanzstätten vernichtete, blieb der Süden ganz ruhig. Keine Hand rührte sich gegen die Christen. Nicht als ob nicht auch dort grimmiger Haß gegen sie in den Herzen der Bramanen gekocht hätte; — wären sie Meister gewesen, sie hätten die Tinnevelly-Christen ebenso bis auf den letzten Mann verschlungen, wie sie es im Norden versuchten. Aber die gute Hand Gottes und die Furcht vor der Uebermacht der brittischen Regierung hielt sie darnieder.

So standen die Dinge, als am 1. Nov. 1858 in ganz Indien die Proklamation der Königin von England verlesen ward. Sie verkündigt darin die Uebernahme der Regierung Indiens an der Stelle der abgeschafften Ostindischen Compagnie, und spricht neben andern mehr politischen Maßnahmen auch die Grundsätze aus, die sie künftig gegenüber den Religionen des Landes zu befolgen gedenke. Auf der einen Seite gedrängt von der mächtigen Stimme des christlichen Theils der brittischen Nation und, wie wir hoffen, ihres eigenen Gewissens, bezeugt sie darin ihre Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums. „Indem Wir mit fester Zuversicht Uns auf die Wahrheit des Christenthums verlassen und mit Dank die Tröstung der Religion anerkennen," — so lauten die Worte. (Vergl. Miss. Mag. 1859 S. 133 ff.) Auf der andern Seite drangen die Anhänger der alten, falschberühmten „traditionellen Neutralitätspolitik" in die arme Königin, daß eine Klausel in ihrem Sinne beigefügt würde, und deßhalb fährt sie mit unglücklicher Zweideutigkeit fort: „— so weisen Wir gleichermaßen das Recht und den Wunsch von Uns, Unsre Ueberzeugungen irgend einem

*) Wir werden in einem der nächsten Hefte einen Lebensumriß dieses ausgezeichneten Mannes geben.

Unsrer Unterthanen aufzudrängen. Wir erklären hiemit, daß es Unser königlicher Wunsch und Wille ist, daß Niemand in irgend welcher Weise begünstigt, Niemand belästigt oder beunruhigt werde von wegen seines religiösen Glaubens und der damit verbundenen gottesdienstlichen Uebungen, sondern daß Alle gleicherweise denselben unpartheiischen Schutz des Gesetzes genießen; und Wir befehlen allen denjenigen, die unter Uns in Aemtern stehen, und schärfen es ihnen aufs Bestimmteste ein, daß sie sich von aller Einmischung in den religiösen Glauben und Gottesdienst irgend eines Unsrer Unterthanen enthalten, bei Strafe Unsres allerhöchsten Mißfallens."

Die Fassung dieser Sätze hat schon bei englischen Christen große Bedenken und Besorgnisse erregt. Es ist ja nicht deutlich aus ihnen zu erkennen, ob die Königin damit sagen will, daß die königlichen Beamten in Indien auch in ihrer außeramtlichen Privatthätigkeit „bei Strafe ihres allerhöchsten Mißfallens" von jeder Betheiligung an dem Werk der Evangelisirung Indiens sich zu enthalten hätten. Doch darüber konnte man sich beruhigen, und man hat sich auch unbedenklich beruhigt. Allein nun trat ein Uebelstand ein, den Niemand deutlich vorausgeahnt hatte.

Die Proklamation mußte in alle einheimischen Sprachen Indiens übertragen werden, um sie dem Volke bekannt zu machen. Und möge Gott jenen gewissenlosen Beamten vergeben, welche die Uebersetzung dieses hochwichtigen Dokuments heidnischen Bramanen überließen und um die Frage, ob diese Uebersetzung auch richtig und treu sei, sich nicht bekümmerten! „Alle, welche Indien kennen," sagt ein früher dort dienender brittischer Beamte, „wissen wohl, daß wir eine von eingeborenen Dollmetschern, muhamedanischen Maulwi's und hinduischen Gelehrten abhängige Regierung sind. Diese Leute unterrichten unsre jungen Civil- und Militärbeamten in den Sprachen des Landes. Als anständige Herren in ihren Manieren und ihrer ganzen Erscheinung gewinnen sie durch ihr höfliches und unterwürfiges Wesen und durch ihre Schmeichlerkünste die Zuneigung ihrer Schüler, die ihnen oft lebenslang ergeben sind. Die Stellung, die sie sich so errungen haben, benutzen sie dann unwandelbar zur Förderung ihrer eigenen Interessen und zum Durchsetzen ihrer persönlichen Ansichten. Es ist gar nichts Seltenes, daß man einer Schrift begegnet, die ein europäischer Beamte in Umlauf gesetzt, und die gleichwohl da und dort irgend eine monströse heidnische Lehre enthält, welche

der schlaue Hindu-Lehrmeister einzufügen gewußt hat. Was die Muhamedaner betrifft, so kenne ich einen jungen Missionar, der von seinem Lehrer bei der Uebersetzung der Bibel so irre geleitet wurde, daß die seltsamsten und bedenklichsten Verstöße darin mit unterliefen, und das Alles nur in der Absicht, muhamedanische Irrlehren zu verbreiten und sogar Zwietracht unter den Christen selbst zu säen. Natürlich ist auch die Regierung von solchen Einflüssen nicht frei. Ihre Uebersetzer gehen oft geflissentlich darauf aus, ein amtliches Dokument durch Einmischung heidnischer oder muhamedanischer Ideen geradezu zu verkehren."

Dieß war nun unglücklicher Weise auch bei der Proklamation der Königin der Fall. „Die Uebersetzungen derselben," sagt derselbe Correspondent, „sind zum größten Theil wahre Karrikaturen des Originals, und geben nicht nur nicht ihren wahren Sinn wieder, sondern verdrehen denselben geradezu in sein Gegentheil . . . Die Hindostani Uebersetzung, welche die Madras-Regierung [zu deren Präsidentschaft eben die Provinzen Tinnevelly und Travancor gehören] geliefert hat, verkehrt wissentlich und absichtlich die Worte Ihrer Majestät in ihr Gegentheil. Der Satz: 'Wir weisen gleichermaßen das Recht wie den Wunsch von Uns, Unsre Ueberzeugungen irgend einem Unsrer Unterthanen *aufzudrängen*,' lautet dort so: 'Ihre Majestät erkennt an, daß es weder ihr Recht, noch ihre Aufgabe, noch ihr Wunsch ist, die Herzen ihrer Unterthanen zu ihren eigenen Ueberzeugungen hinzulenken.' In dem darauffolgenden Satz: 'Alle genießen gleicherweise denselben unpartheiischen Schutz des *Gesetzes*,' (womit ja bekanntlich überall das Civil- und Criminalgesetz gemeint ist,) braucht der schlaue muhamedanische Uebersetzer geflissentlich das Wort 'Schara', was das *religiöse* Gesetz der Muhamedaner bezeichnet, um hiemit die Königin sagen zu lassen, alle ihre Unterthanen seien dem Gesetz des Islām unterworfen. Um aber die Gottlosigkeit voll zu machen, ließ der Uebersetzer jenen Ehrentitel der Königin in der Proklamation, der am Ende allen Mißverstand wieder gut gemacht hätte, — den Titel: 'Verfechterin des christlichen Glaubens,' den er durch künstliche falsche Uebersetzung nicht zu verzerren wußte, *einfach weg*."

Im *Bombay Guardian* wird mitgetheilt, daß die einheimischen Gudscherathi-Zeitungen, statt die Proklamation in ihren eigenen Worten wiederzugeben, den Sinn und Hauptinhalt derselben mit *ihren* Worten veröffentlicht haben. In einem der gelesensten Volks-

blätter, im sogenannten Buddhigrakasch, wird der Abschnitt, der von der religiösen Politik der Königin handelt, so wiedergegeben, daß der Verfasser die Königin sagen läßt: „sie weise unbedingt jeden Wunsch von sich, daß ihre Unterthanen ihre (der Königin) religiöse Meinungen annehmen."

Dazu kommt nun noch der Umstand, daß noch immer an vielen Orten die Missionare ebenso für Regierungsbeamte angesehen werden, wie die Richter, Offiziere und Regierungskaplane. Da nun die Königin in der Proklamation „alle ihre Beamten bei Strafe ihres allerhöchsten Mißfallens vor jeglicher Einmischung in die religiösen Angelegenheiten des indischen Volks" warnt, was war natürlicher, als daß die Heiden daraus eine Waffe gegen die Missionare und die eingeborenen Christen schmiedeten. Daß diese Auffassung eine weitverbreitete sei, geht aus dem Brief eines Missionars hervor, der aus den nördlichen Provinzen Indiens von einem der größeren Grundbesitzer (Semindare) erzählt, daß derselbe ihn um christliche Bücher gebeten und dann die Bitte hinzugefügt habe, er (der Missionar) möge doch nichts davon erwähnen, damit er (der Semindar) nicht in einen Proceß verwickelt werde. „Auf meine Frage," fährt der Missionar fort, „wie er das meine, verwies er mich auf die Proklamation der Königin, worin ja Ihre Majestät allen Hindu's befehle, 'die Bramanen zu verehren' (das Wort bedeutet: göttlich verehren, anbeten), und zugleich allen Ständen und Klassen des Volks gebiete, bei der Religion ihrer Väter zu bleiben und keine Proselyten zu machen."

Die bedenklichsten Wirkungen aber haben sich im tiefsten Süden von Indien, in den christenreichen Provinzen Tinnevelly und Travancor, herausgestellt. Lernen wir dieselben näher kennen.

Etwa in der Mitte der Provinz Tinnevelly liegt die Stadt Palamkotta, in welcher sich eine große Christengemeinde unter der Leitung des Missionars Sargent befindet. Nur eine kleine Strecke davon entfernt ist die heidnische Stadt Tinnevelly, in welcher sich vor einer Reihe von Jahren gleichfalls eine kleine Christengemeinde gebildet hatte, die von Missionar Sargent und seinen Katechisten von Palamkotta aus mit Wort und Sakrament bedient wird. Nun geschah es, daß am Freitag den 10. Dez. vorigen Jahres in dieser

Stadt Tinnevelly ein alter Mann aus der Weberkaste starb, der seit mehr als 30 Jahren sich zum Christenthum bekannt hatte. Die Verwandten schickten sich an, den Todten nach dem christlichen Begräbnißplatz, der sich in dem nahen Palamkotta befindet, zu bringen. Zu diesem Ende hatten sie erst einige von Heiden bewohnte Straßen ihrer Stadt zu passiren, um dann auf der großen Landstraße weiter bis Palamkotta zu gelangen. Allein das wollten die Heiden nicht dulden, weil, wie sie sagten, durch die Leiche eines Christen ihre Straßen verunreinigt würden. Sie glaubten sich, wie der Bericht sagt, „durch die Proklamation der Königin, welche in der Tamilsprache fast in ihr Gegentheil verdreht und verzerrt ist, zu jeder Gewaltthat gegen die Christen berechtigt." Missionar Sargent wandte sich unverzüglich an den brittischen Unterbeamten, Herrn Ames, um polizeilichen Schutz. Allein dieser, statt einfach zu erklären, die Straßen seien für Jedermann ohne Unterschied frei und offen, ließ dem Missionar sagen, er (Herr Ames) müßte erst die Bücher nachschlagen, um zu sehen, wie es in ähnlichen Fällen früher gehalten worden sei. Das Leichenbegängniß soll mittlerweile verschoben werden, — eine Sache, die in Tropenländern kaum möglich ist. Am folgenden Morgen sandte er den Befehl, die Leiche dürfe die Straßen nicht passiren, sie müsse durch die Reisfelder nach Palamkotta gebracht werden. Dieß war aber nicht nur ein großer Umweg, sondern die Felder waren auch gerade voll Schlamm und Wasser, und überdieß war zu befürchten, daß die Eigenthümer der Reisfelder dieß nicht dulden würden. Sargent remonstrirte gegen diesen ungerechten, sinnlosen Befehl, aber vergebens. Ames erwiederte, wenn der Missionar nicht damit zufrieden sei, so könne er ja an den Gerichtshof appelliren. Darauf erwiederte Sargent: hiezu sei ja unmöglich Zeit, die Leiche müsse jetzt bestattet werden; und da nichts weiter zu machen war, so beschloß er, den Todten lieber im Garten, der an die Missionsschule in Tinnevelly anstößt, zu beerdigen. Am Samstag Abend (11. Dec.) fand die Leichenfeier statt. Aber das feige Verfahren des brittischen Beamten hatte die Heiden in der Ueberzeugung nur noch mehr bestärkt, daß die Proklamation der Königin wirklich die Ausrottung der Christen beabsichtige, und so sammelten sie sich zu Tausenden vor dem Garten, wo die Beerdigung statt finden sollte. Als der Sarg auf den Boden abgestellt wurde, brachen sie in ein wüthendes Schreien und Toben aus, das bei fünf Minuten fortdauerte. Während des

Gebets am Grabe blieben sie ruhig, beim Einsenken des Sarges aber brach das wilde Geheul abermals, und beim Einwerfen der Erde zum drittenmal los. Der heidnische Beamte der Stadt (Tahsildar) war gegenwärtig, that aber nicht das Geringste, um das Unwesen zu verhindern.

Der brittische Unterbeamte, Herr Ames, hatte mittlerweile die ganze Frage dem ordentlichen Richter (einem Engländer) vorgelegt. Dieser, in der Meinung, es handle sich um eine förmliche Berufung des Missionars an den Gerichtshof, erklärte sofort ebenso förmlich, daß Niemand ein Recht habe, christliche Leichenbegängnisse auf den öffentlichen Straßen zu hindern, und befahl zugleich Herrn Ames, „die Leiche unbedenklich durch die fraglichen Straßen ziehen zu lassen und darauf zu sehen, daß die eingeborenen Christen, lebendig oder todt, in ihren Rechten unverkümmert sollen beschützt werden." Dieß war nun freilich zu spät; allein es schien doch einen Eindruck auf die Heiden zu machen. Nun aber gab Herr Ames dem Richter zu verstehen, Missionar Sargent habe nicht förmlich appellirt; seine (Ames') Frage sei nur privatim geschehen, damit er wisse, wie er sich in künftigen ähnlichen Fällen zu verhalten habe. Auf dieß zog der Richter seinen Spruch in aller Form wieder zurück. Welch ein Triumph für die Heidenparthie, die das gerichtliche Formenwesen der Engländer nicht verstand und jenen Widerruf des Richterspruchs für eine Erklärung zu ihren Gunsten nahm!

So standen die Sachen, als durch einen neuen Todesfall eine Krise herbeigeführt ward. Gerade neun Tage nach jenem ersten Vorfall wurde ein armer Christ von niederer Kaste, der aus der Ferne wegen eines Streitfalls als Zeuge nach Tinnevelly berufen worden war, im Gerichthaus von der Cholera befallen und von Herrn Ames nach dem öffentlichen Krankenhaus geschickt. Am folgenden Dienstag (20. Dez.) starb er, und seine Freunde sandten zu Missionar Sargent nach dem nahen Palamkotta, um mit ihm die Leichenfeierlichkeit zu verabreden. Eben in jenen Tagen war der Oberbeamte (Kollektor), Herr Levinge (sprich Livindsch), in Tinnevelly eingetroffen. An ihn wandte sich der Missionar, um sich bei ihm Raths zu erholen, was in dem vorliegenden Falle zu thun sei. Levinge befahl, daß die Leiche, nach dem Wunsch der Freunde des Verstorbenen, auf dem christlichen Kirchhof zu Palamkotta solle bestattet werden. Demgemäß schickten sich Jene an, am gleichen Abend die Leiche dahin zu tragen,

und waren bereits auf dem Wege, als die Heidenparthie sich in drohender Haltung massenhaft sammelte und sich weigerte, den Zug durch irgend eine ihrer Straßen passiren zu lassen. Die Leiche, schrieen sie, soll im Garten des Krankenhauses bestattet werden, wie dieß mit der des Webers kürzlich im Gehöfte der Missionsschule geschehen sei. Der Leichenzug wurde unter Drohen und Schreien genöthigt zurück zu weichen, bis er an der Polizeistation angekommen war, vor welcher die Leiche niedergesetzt wurde. Am folgenden Morgen begab sich Herr Levinge an Ort und Stelle und versuchte, mit den Leuten vernünftig zu reden; er erinnerte sie daran, daß im Lauf der letzten drei Jahre gegen 40 Leichen aus allen Kasten von dem Krankenhaus aus durch die verschiedenen Straßen der Stadt ohne die geringste Bedenklichkeit seien getragen worden; aber Alles war umsonst. Jeder Versuch, die Leiche wegzutragen, wurde mit wüthenden Drohungen und Ziegelstücken erwiedert. Es war ja die Leiche eines Christen, und die königliche Proklamation hatte ihnen gesagt, daß es mit den Christen im ganzen Lande nun ein Ende habe. Endlich stellte der Tahsildar (eingeborene Amtmann) dem Kollektor vor, der öffentliche Schatz sei in Gefahr, erbrochen und geplündert zu werden, und Levinge war genöthigt, Militär von Palamkotta (200 Sipoys) herbeizurufen. Die eine Hälfte blieb außen vor Tinnevelly, die andere drängte sich durch die aufgeregten Volksmassen nach der Polizeistation, und schickte sich an, die Leiche fortzuschaffen. Aber die Heiden waren entschlossen, den äußersten Widerstand entgegenzusetzen. Ein Regen von Steinen und Ziegelstücken flog unaufhörlich von den flachen Dächern der Häuser und selbst von der nahen Pagode auf die Soldaten. Mehrere der Letzteren, selbst der europäische Offizier, wurden ernstlich verwundet. Vergebens warnte der brittische Beamte die Massen. Er war endlich genöthigt, Befehl zum Schießen zu geben. Da aber Viele der Sipoys in die Luft schossen, so that es wenig Schaden, und der Steinhagel dauerte fort. Nun wurden auch die Sipoys erbittert. Eine zweite Salve that kräftigere Wirkung; neun der Aufwiegler blieben auf dem Platz, Viele wurden verwundet. Ein furchtbarer Kampf folgte. Die Soldaten hatten sich auch jetzt noch mit dem Bajonett den Weg zu bahnen, bis es endlich gelang, die Leiche wegzubringen. Um 4 Uhr Nachmittags wurde sie zu Palamkotta bestattet.

Dieß ist der Verlauf des traurigen Vorfalls in Tinnevelly, den

zunächst die zweideutige und überdieß durch falsche Uebersetzung noch schlimmer gewordene Proklamation der Königin veranlaßt hat. Die Aufregung der christenfeindlichen Massen in ganz Süd-Indien ist groß, und allenthalben scheinen die Heiden bereit, zu thätlichen Mißhandlungen gegen die Christen zu schreiten. Was hilft es, daß eine neue, richtigere Uebersetzung erschienen ist? Was hilft es, daß die brittischen Beamten in Indien das Volk zu beruhigen suchen durch die Erklärung, die Proklamation sei falsch verstanden worden? „Da unter den Leuten," schreibt der Kollektor in Selim, Süd-Indien, in einem öffentlichen Erlaß an das Volk, „viel Mißverständniß herrscht über den Sinn der königlichen Proklamation, so ist es nöthig, denen, welche nicht englisch verstehen, folgende Erklärung zu geben. . . . Da nemlich die Meuterer im Norden des Reichs in der böswilligen Absicht, die Unwissenden irre zu leiten, das falsche Gerücht verbreitet hatten, als sei es die Absicht der Regierung, das Volk zu zwingen, daß es die Kaste breche, so hielt es Ihre Majestät die Königin für gut, in ihrer Proklamation es öffentlich auszusprechen, daß alle ihre indischen Unterthanen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit werden regiert werden, und daß, so sehr sie sich auch freuen würde, wenn Alle sich zu dem gleichen Glauben bekennten, den sie selber hat, dennoch keiner ihrer Beamten es sich werde einfallen lassen, Jemand zu zwingen, daß er seinen bisherigen Glauben aufgebe. Die Proklamation hindert keineswegs die Missionare oder andere Personen, wie bisher friedlich die Wahrheiten des Christenthums zu lehren, noch hindert sie die Eingeborenen, dieselben anzunehmen. . . ."

Warum konnte die Königin nicht in gleicher einfachen und klaren Weise sich ausdrücken? Wird es nun, nachdem durch die allenthalben verbreiteten falschen Uebersetzungen der Proklamation so viel Unheil gestiftet ist, noch möglich sein, durch solche „Erklärungen" das Uebel wieder gut zu machen?

Doch in dem an die Provinz Tinnevelly anstoßenden Travancor kam es zu noch bedenklicheren und schmählicheren Auftritten.

Diese Provinz ist dem brittischen Reich in Indien nicht förmlich einverleibt, sondern steht noch unter einheimischen Hindufürsten (Maharadscha's). Diese letzteren sind jedoch bloße Scheinkönige, indem

einestheils ihre Premierminister (Dewan's), anderntheils die sogenannten brittischen Residenten unbedingte Gewalt über sie ausüben. Die Beziehungen des Maharadscha nach Außen werden ausschließlich von der brittischen Regierung geordnet; in Betreff der inneren Verwaltung kann nichts geschehen, ohne daß der Resident seine Zustimmung dazu gegeben hat. Man muß bei den nachfolgenden Berichten dieß im Auge behalten.

Eine der widerwärtigsten, seit Jahrhunderten zu Recht bestehenden Ordnungen des Landes betrifft die Kleidung der Frauen und Töchter der verschiedenen Kasten. Die Sudra-Frau (die höhere Kaste) hat das alleinige Recht, das sogenannte Schulterkleid zu tragen, — einen Umwurf, der über die rechte Schulter gezogen wird und den Oberleib anständig bedeckt. Den Frauen und Töchtern der Schanärs, dieser untersten Halbhindu-Kaste, ist diese züchtige Sitte verweigert. Ihre einzige gesetzmäßige Bedeckung ist ein Tuch, das um die Hüfte gegürtet ist, bis zu den Knieen reicht und den ganzen Oberleib unbedeckt läßt. So strenge war vor dem Aufkommen der brittischen Regierung diese Sitte, daß ein Maharadscha jede Schanärfrau, die es wagte, sich anständig zu verhüllen, mit dem Abschneiden der Brust bestrafte. Mit den zunehmenden Erfolgen der Mission stellte sich unter den christlichen Schanärfrauen auch das Bedürfniß ein, in christlicher Züchtigkeit zu erscheinen. Zuerst fiengen sie an, nur in ihren Häusern und in den Kapellen das Schulterkleid zu tragen; dann wagten sie es nach und nach, auch öffentlich auf dem Markte so zu erscheinen. Diesen Brauch ahmten bald auch die Christinnen der zahlreichen römisch-katholischen Gemeinden, die in der Provinz Travancor seit der Zeit der Jesuiten-Missionen bestehen, ja sogar viele der wohlhabenden und gebildeteren heidnischen Schanärfrauen nach, wie denn überhaupt ein großer Theil der Bevölkerung durch den Einfluß der evangelischen Mission wesentlich gehoben wurde. Zu verschiedenen Malen zwar erließ die einheimische Hindu-Regierung strenge Verordnungen gegen die aufkommende „Anmaßung" der Christen, und der Stolz der Sudra's versuchte öfters feindselige Schritte gegen die verachteten Schanärs; allein wenn dieß auch für eine kurze Zeit einen gewissen Schrecken einjagte, so fuhren die christlichen Frauen und Töchter der Schanärs doch fort, die züchtige Kleidung beizubehalten, und die heidnische Regierung wagte, aus Furcht vor der brittischen Macht, keine Gewaltmaßregeln anzuwenden.

Da erschien die königliche Proklamation vom 1. November 1858. Wie überall, so hatte sie auch in Travancor dieselbe Wirkung. Die Heiden waren fest überzeugt, die Königin gebiete die Ausrottung der Christen und aller Missionen. In den letzten Tagen des Dezember rotteten sich da und dort einzelne Haufen von Sudra's zusammen, um die Christen zu mißhandeln. Vor Allem giengs an die verachteten, verhaßten christlichen Schanärfrauen. Mit roher Gewalt wurden ihnen die Schulterkleider abgerissen und zerfetzt; wer sich widersetzte, wurde mit heidnischer Rohheit körperlich mißhandelt. Frevelthaten aller Art wurden begangen. Die Verfolgung wurde immer allgemeiner. Man nahm den Schanär-Christen ihre Schafe und Ziegen weg, hieb ihnen die Palmbäume, diese einzige Quelle ihres Unterhalts, nieder, brach in ihre Wohnungen ein und vergriff sich mit roher Bestialität an ihren Personen. Etliche blieben besinnungslos am Boden liegen. Am schändlichsten handelten die Unterbeamten selbst, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung bestellt waren. Suchte ein Schanär bei ihnen Schutz und Gerechtigkeit, so ward er in den Stock gelegt, geschlagen und sonst mißhandelt. Versuchte Einer an die höheren Beamten sich zu wenden, so wurde er an den Thüren des Gerichthauses von den Piuns (Polizeimännern) ergriffen und unter falschen Anklagen ins Gefängniß geworfen. Und als die geängstete Bevölkerung in einer Bittschrift an die oberste Regierung, d. h. an den ersten Minister des Maharadscha sich wandte, war folgendes die Antwort in wörtlicher Uebersetzung:

„Erlaß des Mahadewa Rao, des gegenwärtigen Dewan (Premier-Ministers), während General Cullen brittischer Resident ist; Quilon, im Jahr 1034 (27. Dez. 1858).

„Proklamation an alles Volk.

„Sintemalen mehrere Schanärfrauen im Widerspruch gegen den Brauch, der bis heute geherrscht hat, gegenwärtig das Schulterkleid tragen, in Folge wovon Unruhen ausgebrochen sind zwischen den Schanärs und den höheren Kasten; — und sintemalen, im Fall sie gewünscht hätten, einen Brauch von so hohem Alter bei Seite zu setzen, es der richtige Weg gewesen wäre, der Regierung in dieser Sache eine Vorstellung zu machen und dann sich nach der hierauf erfolgenden Verordnung zu halten, wie es denn ganz und gar gesetzlos ist, einen uralten Brauch ohne obrigkeitliche Befugniß zu verletzen, so wird hiemit bekannt gemacht, daß, wer künftig also handelt, der

„6. Niemand wird vernünftigerweise sagen wollen, unsere Frauen hätten das Recht, sich anständig und züchtig zu kleiden, verwirkt, weil es auf Seiten unserer Unterdrücker von jeher Brauch gewesen, ihnen um jeden Preis dieses Recht zu nehmen oder zu bestreiten.

„7. Während auf der einen Seite die höheren Kasten in Travancor stets gewohnt waren, uns zu unterdrücken, so war doch andererseits die Haltung, welche die Travancor-Regierung dem von uns beanspruchten Rechte gegenüber einnahm, zu verschiedenen Zeiten verschieden, je nachdem die verschiedenen [brittischen] Residenten ihren Rath in der Sache gaben.

„8. Im Jahr 1812, als Oberst Munro Resident war, gab Ihre Hoheit die Königin Parvati den christlichen Schanärfrauen die Erlaubniß, das Schulterkleid zu tragen, und zwar ausdrücklich aus dem Grunde, weil christliche Frauen durch die Lehren ihrer Religion angewiesen seien, sich züchtig zu kleiden.

„9. Im Jahr 1829, als Oberst Porison Resident war, zog dieselbe Königin jene Erlaubniß wieder zurück, wollte aber zugeben, daß die christlichen Schanärfrauen die Jacke tragen, welche die [muhamedanischen] Mapillafrauen zu tragen pflegen.

„10. Verschiedene Male ist das Recht, das Schulterkleid zu tragen, von der Travancor-Regierung um Geld an reiche Schanärfamilien verkauft, oder einzelnen bevorzugten Familien als besondere Vergünstigung durch den Maharadscha gestattet worden.

„11. Am 27. Dez. 1858, kurze Zeit nach der Verlesung der königlichen Proklamation, wurde ein neuer Befehl von dem gegenwärtigen Dewan (Minister) erlassen, der den Schanärfrauen verbietet, das Oberkleid zu tragen, und obgleich dadurch bedenkliche Ruhestörungen veranlaßt wurden, so hat doch der gegenwärtige Resident, General Cullen, weder den Widerruf jenes Befehls veranlaßt, noch seine Mißbilligung darüber ausgesprochen.

„12. Ungeachtet aller jener zu verschiedenen Zeiten gegebenen Befehle hat ein großer Theil der Schanärfrauen nicht aufgehört, das Oberkleid zu tragen, und es ist dieß bei ihnen zur Gewohnheit geworden.

„13. In allen jenen Erlassen, selbst in denen, welche ein Verbot dagegen enthalten, ist ausdrücklich jedesmal erwähnt, daß die Schanärfrauen nicht aufhören das Schulterkleid zu tragen, woraus Ew. Lordschaft ersehen können, daß wir unser Recht nie aufgegeben, noch es auszuüben je unterlassen haben.

„14. Der Vorschlag, welchen die Travancor-Regierung zur Ausgleichung zwischen unsern Rechten und den Anmaßungen der höhern Kasten gemacht hatte, nemlich daß die christlichen Schanärfrauen die Mapilla-Jacke tragen sollen, ist von uns nie als ein gerechter Austrag der Sache anerkannt oder angenommen worden; denn erstens verstehen die meisten unsrer Frauen, gleich allen andern Hindufrauen, das Nähen nicht, und sind deßhalb nicht im Stande, solche Jacken zu verfertigen*); zweitens: die Jacke ist ein Kleidungsstück, das den Mapilla's, diesen Nachkommen eingewanderter muhamedanischer Kolonisten, ausschließlich eigen ist, und ist somit ein Zeichen fremder Sitten, während doch wir sicherlich ebenso gute Hindu's**) sind, als die höheren Kasten; drittens: durch das Tragen der Mapilla-Jacke würden wir dieser Volksklasse, deren Zorn noch mehr zu fürchten wäre, als der irgend einer andern Klasse, unzweifelhaft Anstoß geben; und viertens: diese Gestattung, die Jacke zu tragen, ist nur den christlichen Schanärfrauen gegeben, die doch nur etwa den fünften Theil unsres ganzen Stammes [in Travancor] ausmachen.

„15. In Folge der immer weiteren Verbreitung weiblicher Erziehung unter uns, wie sie durch die europäischen Missionare begründet und bisher befördert worden ist, ist es uns von Jahr zu Jahr unerträglicher und ungerechter erschienen, daß die wohlerzogenen Frauen und Töchter unsres Stammes sich nicht ebenso anständig und züchtig sollen kleiden dürfen, als die Hindufrauen, die keine Erziehung genossen haben.

„16. Seit einer Reihe von Jahren haben unsre Frauen und Töchter, sowohl die heidnischen als die christlichen, fast allgemein ihr Recht, sich kleiden zu dürfen, wie es ihnen beliebt, standhaft behauptet und ausgeübt, zuerst in ihren eigenen Häusern und dann allmählig auf den Märkten und öffentlichen Plätzen.

„17. Wir sind in dieser Ausübung unsres Rechts selten irgendwie beunruhigt, nie aber in ernstlicherer Weise belästigt worden, bis zu dem Tag der Verlesung der königlichen Proklamation.

---

*) Uebrigens gab es eine Zeit, wo in den Missions-Mädchenschulen von Tinnevelly und Travancor viele tausend Mapilla-Jacken verfertigt und an die Schanarfrauen verkauft wurden.

**) Dieß will wohl so viel sagen als hinduisirt, etwa wie die deutschen Elsäßer sich Franzosen nennen.

strengsten Strafe verfallen ist. Die Schanärs sollen dieß vernehmen und sich darnach halten.

„Wenn die Schanärs diesen Befehl mißachten und gegen den uralten Brauch handeln sollten, so sollen die Sudra's und die andern Leute von höherer Kaste dieß an die Regierung berichten; aber sie sollen nicht von sich aus gegen die Schanärs einschreiten. Thun sie dieß dennoch, so wird es nothwendig sein, dieses ihr Verhalten näher zu untersuchen."

Man erinnere sich, daß dieser Erlaß nicht konnte gegeben werden, ohne daß der brittische Resident, General Cullen, seine Zustimmung zu Wort und Inhalt gab. Dieser Britte, der unwerth ist, den Ehrennamen seiner Nation zu tragen, ist bekannt als ein Feind der Mission. „Wenn es wahr ist," sagt die Bombay Times, „daß er die Stütze der Schanärfeindlichen Partei in Travancor ist, daß unter seiner Zustimmung dieser schmähliche Erlaß ausgieng, und daß er somit zu den Gräueln, die gegenwärtig die Provinz Travancor beflecken, stillschweigend seine Billigung gab, so verdient er nichts Anders, als aus dem Dienste gejagt zu werden."

Es war begreiflich, daß die christenfeindlichen Sudra's in jenem Erlaß nur eine Aufmunterung zu weiteren Excessen sahen. Und dazu kam es auch nur zu bald. Die Christendörfer wurden von wüthenden Haufen überfallen, und soweit die Nachrichten gehen, sind neun christliche Kapellen zerstört und 70—80 Häuser des (katholischen) Dorfes Kotar bei Nagercoil verbrannt worden. Eine Schanärfrau kam mit ihrem Kinde in den Flammen um. Sonderbarer Weise wurde auch ein Haus des Residenten (Generals Cullen) niedergebrannt. Ein Gärtner desselben ward erschlagen. „Die Arbeiten der Katechisten und Schullehrer," schreibt Missionar F. Baylis aus Nagercoil, „sind überall gehindert. Die ersteren können nirgends erscheinen, ohne sich rohen Mißhandlungen auszusetzen. In den Dörfern nördlich von Nagercoil mußten sie alle Arbeit aufgeben, und auch die Missionare können kaum ohne Gefahr in jene Distrikte gehen. Einer unserer Katechisten wurde am Sonntag, gerade während er Gottesdienst hielt, angefallen, aus der Kapelle geschleppt, auf die roheste Weise geschlagen und unter falschen Anklagen vor Gericht geschleppt." — Der Friend of India schreibt: „Die Bramanen von Travancor scheinen entschlossen, die Sache aufs Aeußerste zu treiben. Sie haben offen ihren Entschluß erklärt, dem Christenthum ein Ende zu machen. Lieder,

in welchen die Missionare mit einem langsamen qualvollen Tode bedroht werden, hört man auf offener Straße singen. 'Wenn die Missionare und andere Herren,' sagen die Bramanen, 'sich nicht anständig betragen, so werden wir bald auch an sie kommen, sie in Stücke hauen und den Neyarfluß hinab (d. h. ins Meer) senden' . . . . . 'O ihr Südra's,' heißt es in einem Gassenliede, 'ihr seid nun entschlossen, gleichwie ihr die Schanärs in den Staub getreten habt, so auch die Gentlemen der Schanärs (d. h. die Missionare) niederzutreten. Auf, werfet sie dem Wolf zum Fraß hin! Freuet, freuet, freuet euch!'"

Doch wir lernen die Zustände am besten kennen, wenn wir die Bittschrift mittheilen, welche die schwergeprüfte Schanärbevölkerung von Travancor, heidnische wie christliche, an die oberste Regierung in Madras eingesandt hat. Sie lautet also:

„Unterthänige Bittschrift der unterzeichneten Schanär-Bevölkerung von Travancor an Seine Lordschaft den Statthalter von Madras.

„1. Die Endesunterzeichneten bitten Ew. Lordschaft unterthänig um Ihre Vermittlung und Hülfe zu Gunsten der natürlichen Rechte der Frauen und Töchter ihres Stammes.

„2. Wir, die Bittsteller, die wir ein Gemeinwesen von 100,000 Seelen repräsentiren, begehren für unsere Frauen und Töchter das gleiche Recht, sich anständig zu kleiden, das die Frauen anderer Kasten in Travancor und alle Frauen unsrer Kaste in der benachbarten, zu Ihrer Majestät Territorium gehörenden Provinz Tinnevelly genießen.

„3. Das specielle Recht, um welches wir einkommen, ist die Gestattung, das 'Schulterkleid' tragen zu dürfen, d. h. daß unsere Frauen und Töchter das eine Ende ihres Umwurftuches über die Schulter ziehen dürfen, so daß ihr Oberleib nach gewöhnlicher Hindu-Art bedeckt ist.

„4. Wir versichern, daß diese Kleidung nichts zu thun hat mit Eitelkeit und Hoffart, noch daß dadurch die Rechte Anderer beeinträchtigt werden, sondern es ist einfach der natürliche Anstand, der sie fordert, und sie gehört zu den Dingen, durch welche sich der Mensch von dem unvernünftigen Thier unterscheidet.

„5. Da diese anständige Sitte von der Natur selbst gefordert wird, so kann kein Widerspruch dagegen, von welcher Seite her er auch kommen, und wie lang derselbe auch gedauert haben mag, für gerecht oder vernünftig gehalten werden.

von England steht, Anstand und Züchtigkeit als Verbrechen bestraft oder daß Militär aufgeboten werde, um die Frauen und Töchter an anständiger Bedeckung ihrer Person zu verhindern.

„Im Namen der Schanärbevölkerung von Travancor ꝛc."

[Folgen die Unterschriften.]

Dieß ist die Bittschrift, die an die Regierung von Madras gieng. Wir wissen nicht, was ihr Erfolg sein wird. Der gegenwärtige treffliche Gouverneur von Madras, Lord Harris, wird sicherlich die Rolle des Generals Cullen in Travancor nicht fortsetzen; dafür bürgt uns seine Gesinnung. Aber es ist nicht die Gerechtigkeit und christlichwürdige Haltung eines einzelnen brittischen Beamten, was uns in Betreff der Zukunft Indiens beruhigen könnte, sondern was allein, menschlich gesprochen, eine Bürgschaft für die Wohlfahrt dieses großen Reiches zu geben vermag, das ist eine durchaus und gründlich veränderte, eine wahrhaft evangelisch-christliche Politik von Seiten der englisch-indischen Regierung. England hat große Lehren aus den beiden verflossenen Jahren zu ziehen Gelegenheit gehabt; hat es daraus nichts gelernt, so wird der Herr die Königin und ihr ganzes herrliches Reich dafür verantwortlich machen. Gerechtigkeit, im ächt christlichen Sinne Gerechtigkeit, erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Wir danken Gott, daß diese schmachvollen Vorgänge in Travancor bereits Gegenstand einer Interpellation im brittischen Parlament (Freitag 14. März) geworden sind. Lord Stanley, der Minister für Indien, wies zwar zunächst jede Erklärung über die in der Sache zu nehmenden Schritte von sich, indem die Regierung noch keine offiziellen Berichte darüber empfangen habe; er fügte aber hinzu: „Sobald die Regierung in der Lage sein werde, über die Sache sich ein Urtheil zu bilden, so werde sie bemüht sein, solche Entschließungen zu fassen, die am besten geeignet wären, den Forderungen der Gerechtigkeit zu genügen." — Wohl, hoffen wir das Beste.

Erfreulicher aber als dieß sind die Wirkungen, welche diese schwere Verfolgungszeit auf die Schanärbevölkerung in Travancor selbst ausgeübt hat. „Was die heidnischen Schanärs in meinem Distrikt betrifft," schreibt Missionar Baylis aus Travancor, „so scheint unter ihnen, eben in Folge dieser Mißhandlungen, ein allgemeines Verlangen

nach christlicher Unterweisung erwacht zu sein. Viele von ihnen haben schon lange das Evangelium gehört und sogar schon öfters sich bereit erklärt, Christen zu werden, aber sie konnten sich doch nicht wirklich zu diesem Schritt entschließen. Nun aber scheinen diese Unruhen sie zur Entscheidung zu drängen. Vor einigen Tagen besuchte ich die Schanärbevölkerung zweier Dörfer auf ihren eigenen dringenden Wunsch, und in meiner Gegenwart zerstörten sie zwei Teufelstempel und hielten dann mit uns christlichen Gottesdienst unter dem Schatten einiger Tamarinden. Seitdem haben sie einen Schuppen als zeitweiliges Bethaus für christlichen Gottesdienst aus eigenem Antrieb errichtet. Es sind ihrer etwa 60 Erwachsene ohne die Kinder. An einem andern Ort haben sich etwa eben so Viele als Taufbewerber einschreiben lassen, und auch sonst kommen Viele, welche Christen werden wollen. Ist aber dieß die Wirkung dieser Verfolgungen, so haben wir nur Ursache, Gott dafür zu danken."

Ja, der Herr wird auch aus diesem Uebel einen Segen zu schaffen wissen. Darum

Gebt euch in das Leiden wacker!
Mit dem Blut der Märtyrer
Wird gedüngt der Kirchenacker!
Diese Feuchtung treibet sehr!

„18. Die hohen Kasten in Travancor, sowie die [einheimischen] Regierungsbeamten, welche sämtlich zu jenen hohen Kasten gehören, haben jene Proklamation gröblich und böswillig mißdeutet.

„19. Es wurde von ihnen gesagt und allgemein geglaubt, daß die Königin, welche diese Proklamation hat ergehen lassen, die Ostindische Compagnie verjagt habe, daß sie zu einer andern Kaste und Religion gehöre als die weißen Leute, die bisher in Indien waren und welche nun sämmtlich fliehen müßten, und daß es mit allen Rechten und Privilegien, welche durch die wohlmeinende Vermittlung der weißen Leute bis dahin zu Gunsten der Hindu-Christen und der ärmeren Kasten errungen worden seien, nunmehr ein Ende habe.

„20. Sobald diese Auslegung der Proklamation allgemein bekannt wurde, brach die alte Feindseligkeit der höheren Kasten gegen uns heftiger als je aus; die Angehörigen dieser Kasten versammelten sich allenthalben in Massen, schlugen unsre Frauen und rissen ihnen die Kleider ab.

„21. Wir beklagten uns über diese Gewaltthaten bei Seiner Hoheit dem Radscha von Travancor, sowie bei General Cullen, waren aber bis jetzt nicht im Stande, auch nur im leisesten Grad Abhülfe zu finden.

„22. Statt irgend einer Abhülfe gegen die erlittenen Mißhandlungen oder statt eines Schutzes für unsre gerechten Ansprüche, hat der Minister, im direkten Widerspruch mit dem wohlwollenden Inhalt der königlichen Proklamation, soeben einen Befehl erlassen, worin selbst in Sachen des natürlichen Anstands der herkömmliche Brauch, oder was man dafür ausgibt, *über* das Recht gestellt wird.

„23. Ew. Lordschaft werden aus diesem Erlaß des Ministers ersehen, daß diejenigen Schanärfrauen, welche das Schulterkleid tragen, darin mit strenger Strafe bedroht werden, so sie in dieser züchtigen Sitte beharren.

„24. Wir können unser Erstaunen und unsre Betrübniß nicht verbergen, daß in einer solchen Angelegenheit der Einfluß des brittischen Residenten, des Repräsentanten Ihrer Majestät in Travancor, ausgeübt wurde zu Gunsten der verwerflichsten und schändlichsten Kastenmißbräuche, und nicht zu Gunsten christlichen Anstands, und daß er dem Gedanken gehuldigt und ihn sanktionirt hat, es sei, um die höheren Kasten zu ehren, nothwendig, die niedere Kaste zu entehren und herabzuwürdigen.

„25. In Folge der Aufmunterung, welche unsre Unterdrücker auf diese Weise erhielten, rotten sie sich nun Tag für Tag in Massen zusammen und verüben Frevelthaten jeder Art; sie schlagen uns und unsre Frauen, plündern und verbrennen unsre Dörfer, werfen uns unter falschen Vorwänden ins Gefängniß und treiben es in einzelnen Fällen bis zum Mord.

„26. Der ganze Distrikt, den wir bewohnen, ist gegenwärtig in einem Zustand furchtbarer Aufregung, unser Leben und unsre Ehre ist beständig in Gefahr, der Handel mit dem benachbarten Tinnevelly ist zu Ende, und selbst die Schanärs von Tinnevelly (Unterthanen Ihrer Majestät der Königin von England) werden überall, wo sie sich öffentlich sehen lassen, verhöhnt und bedroht, und zwar nicht blos von den Sudra's, sondern selbst von den Beamten der Regierung.

„27. Und während diese Ruhestörungen vor sich gehen, benützen die Beamten der Travancor-Regierung, in deren Kasteninteresse es liegt, uns zu unterdrücken, und die unsre Hauptfeinde sind, alle ihre Amtsgewalt nicht etwa dazu, uns in dem Genuß unsrer Rechte zu beschützen oder die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten; sondern dazu, unsre Herabwürdigung nur um so vollständiger zu machen.

„28. Die Soldaten sind nun allerdings auch aufgeboten worden, vorgeblich, um die Ruhe aufrecht zu halten, in Wirklichkeit aber, um uns der letzten Hoffnung, die wir noch hatten, zu berauben, — der Hoffnung nemlich, durch ruhiges und geduldiges Ausharren unsre Rechte dennoch festhalten zu können.

„29. Die Wahrheit dieser Angaben beruht nicht etwa blos auf unsern Behauptungen, sondern sie ergibt sich auch aus dem Erlaß des Dewans selbst, dessen wir bereits erwähnt haben, und worin das Tragen des Schulterkleids von Seiten unsrer Frauen und Töchter als ein Staatsverbrechen behandelt ist.

„30. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Hoffnung auf die wohlwollende und gerechte Dazwischenkunft Ew. Lordschaft; deßhalb bitten wir Sie unterthänig, unsre gedrückte Lage, sowie die Uebel, die wir in Folge der böswilligen Mißdeutung der königlichen Proklamation zu erdulden haben, in wohlwollende Erwägung zu ziehen und den brittischen Residenten in Travancor dahin instruiren zu wollen, daß er der Regierung Seiner Hoheit des Maharadscha zu wissen thue, Ew. Lordschaft billige es nicht, daß in irgend einem Staat, der unter dem Schutz Ihrer gnädigen Majestät der Königin

Zeltlager der Miſſions-Reiſeprediger in Nord-Tinnevelly.

Thomas Gajetan Ragland,
Missionar in Süd-Indien.

Es gibt Blumen, welche, obgleich verwelkt, dennoch den ganzen köstlichen Duft bewahren, den sie zur Zeit ihrer frischesten Blüthe ausgeströmt hatten. Solche Blumen sind alle die Knechte des Herrn, welche in Wahrheit, Liebe und Treue „den guten Kampf gekämpfet, den Lauf vollendet, Glauben gehalten und sterbend die Krone der Gerechtigkeit davongetragen haben." „Des Gottlosen Gedächtniß wird vergehen im Lande; aber das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen." Sie duften fort, obwohl die Blüthe ihres leiblichen Lebens verwelkt ist; sie reden noch, obwohl sie gestorben sind.

Ein solcher Gerechter war der Knecht des Herrn, aus dessen kurzem irdischen Wirken wir nach einem soeben erschienenen Schriftchen*) hier einige Umrisse zu zeichnen versuchen. Er vernahm am 26. Oktober 1858 in Mitten der seligsten Arbeit den Ruf seines himmlischen Meisters zum Ausruhen, und durfte triumphirend durch die Thore der Ewigkeit einziehen, ohne des Todes Bitterkeit zu schmecken. So lange Ragland hienieden war, gieng von ihm, weil Christus sein Leben war, ein Geruch des Lebens zum Leben aus; nun aber, da er von hinnen gegangen ist, ehrt der Herr seinen treuen und demüthigen Knecht dadurch, daß Er ihm ein Gedächtniß des Segens aufrichtet, das vielleicht auch unter uns da und dort lebenschaffend auf ein Ge-

*) Memorial of the Rev. Thomas Gajetan Ragland, B. D. (i. e. Bachelor of Divinity), Senior Fellow of Corpus Christi College, Cambridge, and Itinerating Missionary of the Church Miss. Soc. in North Tinnevelly. London, 1859.

müth wirkt, welches bisher todt war für den Herrn und für Seinen seligen Dienst unter den Völkern der Heidenwelt.

Ein Freund des Entschlafenen sagt von ihm: „Ragland war ein Missionar von rechter Art, der Alles für Schaden achtete gegen der überschwenglichen Erkenntniß Christi Jesu, seines Herrn, und von dem in aller Wahrheit gesagt werden kann, was Paulus (Apstg. 20, 24) von sich bezeugt: 'Ich achte deren keines, halte mein Leben auch für mich selbst nicht theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden, und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes.' In ihm war überlegene geistige Kraft und praktische Tüchtigkeit aufs schönste mit der tiefsten Demuth und kindlichsten Einfalt gepaart. Sein Glaubensleben wurzelte tief in dem innersten Grunde seines Herzens und übte von da aus einen sein ganzes Denken und Leben durchdringenden und heiligenden Einfluß. Christus war ihm eine Realität, — ein allmächtiger und doch leutselig sich herablassender Freund, der ihn durch die höchsten Gnadenbezeugungen zu ewigem Dank verpflichtet hatte, und dem er sich durch das starke Band persönlicher Liebe auf ewig verbunden fühlte. In ihm war der Riß, den die Sünde zwischen seiner Seele und Gott gemacht, durch Gnade geheilt; in der wiederhergestellten Gemeinschaft mit seinem Gott, und in dem daraus fließenden köstlichen Frieden erfuhr er die Kraft des Blutes Jesu Christi und Seiner im obern Heiligthum stets fortgehenden Fürsprache; und von da an gieng das Eine Alles beherrschende Verlangen seiner Seele dahin, Dem zu leben, der für ihn gestorben war. Zu diesem Freunde sah er unverrückt auf; mit Ihm stand er in ununterbrochenem Herzensverkehr, und so kam es, daß etwas von dem Bilde des sanftmüthigen und von Herzen demüthigen, des reinen und bis zum Tod gehorsamen Meisters sich im Jünger abspiegelte. Vor seinem Blick dehnte sich der Kreis dessen, was für die Ausbreitung des Reiches Gottes gethan werden könnte, immer weiter aus, und mit glücklichem Takte entwarf er einen Plan selbstverläugnender Thätigkeit bis in die geringfügigsten Einzelheiten. Aber er war nicht damit zufrieden, Plane für mühevolle und schwierige Arbeiten zu entwerfen, sondern er selbst unterzog sich trotz seiner schwachen Kraft und schwankenden Gesundheit mit freudiger Bereitwilligkeit dem Werke und führte es mit heiliger Entschlossenheit durch. Bei dem Allem hielt er nichts von sich selbst, während er Andere hoch achtete und mit zarter Rücksicht und Liebe

den Gefühlen aller seiner Mitarbeiter Rechnung trug. Er mag uns, obwohl er von uns gegangen ist, durch sein Exempel lehren, was es heißt, ein Christ zu sein; mögen wir seine Nachfolger sein, gleichwie er Christi Nachfolger war. . . .

„Sein Leben war dem Missionsdienst unter den Heiden gewidmet. Der Duft seiner Arbeit kommt nun aus dem fernen Indien zu uns zurück, und wir fühlen es, er ist köstlich und erfrischend. Es gibt Vieles, was uns nur allzu oft auch an lieben und achtungswerthen Männern schmerzt: Gebrechen des Temperaments, Mangel an rechter Demuth und Sanftmuth, allzu große Empfindlichkeit in Betreff der eigenen Person, und Geringschätzung Anderer; — Gebrechen, durch welche die herzliche Eintracht und gemeinsame Arbeit unter Brüdern gestört und die Mission der Hälfte ihrer Kraft beraubt wird. Aber so war es nicht bei Ragland. Er war mit Christo gekreuzigt. . . .

„Sollte nicht das Zeugniß von seinem Tode für Manchen auf unsern Universitäten sich als eine Kraft des Lebens erweisen? Sollen denn die Christen alle in der Heimat bleiben und da sich zusammendrängen? Ja, erwiedert man, die Bedürfnisse der Heimat sind so groß und dringend, sie gehen so sehr allem Andern voran, daß wir nothwendig sie zuerst befriedigen müssen. Aber warum wird doch die Missionspflicht in der heiligen Schrift so stark betont und in die erste Reihe gestellt? Warum wohnt dem Christenthum so wesentlich der Trieb der Mittheilung inne? Die Antwort ist nicht schwer. Eben in der Mittheilung und Ausbreitung liegt das Geheimniß des eigenen Erstarkens und Gedeihens der Kirche. Die Wurzel erstarkt in demselben Verhältniß, als die Zweige sich ausbreiten; und diejenige Kirche besitzt am meisten von der christlichen Wahrheit und Kraft, die am freigebigsten und liebendsten ist in der Mittheilung ihres Heilsschatzes an Andere. Jede Arbeit draußen wirkt wohlthätig auf die Heimat zurück, und jeder Missionar, der im Geiste der selbstverläugnenden Liebe hinauszieht, setzt daheim eine Anzahl von Herzen in Bewegung, daß sie mit mehr Ernst und Eifer dasselbe Werk des Glaubens und der Liebe in der Heimat treiben, welches er draußen auszurichten in die Ferne gezogen ist. Und soll nun nicht das Leben des seligen Ragland gleich sein dem Waizenkorn, das zwar in der Erde erstorben ist, aber nun nur um so reichlichere Frucht trägt? . . .

„Was wir bedürfen, ist eine Erneuerung und Erweckung in der Heimat, eine Bewegung der Herzen durch den Geist des lebendigen

Gottes, Zeiten der Erquickung von dem Angesichte des Herrn; dann wird es uns weder an rechten Dienern der Kirche daheim, noch an tüchtigen Missionaren draußen fehlen." *)

Ragland war der Sohn eines brittischen Offiziers, der auf der Festung Gibraltar, dieser wichtigen Besitzung Englands, stationirt war. Hier wurde er den 26. April 1815 geboren; aber noch ehe er das Licht dieser Welt erblickte, starb ihm sein Vater, und zwei Jahre darauf auch die theure Mutter. Von frühester Jugend an gewann er durch sein freundliches Wesen die Liebe seiner Verwandten in England, welche seine Erziehung übernahmen. In der Schule war er fleißig und machte erfreuliche Fortschritte. Dabei war es unverkennbar, daß schon in seinen zartesten Jahren der heilige Geist an seinem Herzen kräftig zu arbeiten anfieng.

Nachdem er die Schulen durchlaufen, trat er in das Geschäft seines Oheims, eines Kaufmanns in Liverpool, wo er bis in sein 22. Lebensjahr blieb. In dieser Zeit lernte er ohne Zweifel jene strenge Gewöhnung an Geschäftstreue und Gewissenhaftigkeit in Allem, was zu seinen Pflichten gehörte, — eine Gewöhnung, die ihm nachmals so reichlich zu gute kam. Bei dem Allem aber zog ihn ein unwiderstehlicher Trieb des Geistes in eine andere Laufbahn. Er opferte die glänzenden Aussichten, die ihm der Beruf eines Kaufmanns eröffnete, und bezog mit der Zustimmung und Unterstützung des Oheims die Universität zu Cambridge, um sich zum Predigtamt vorzubereiten **). Sechs Monate eifrigen Studiums reichten hin, um ihn zum Eintritt in eines der sogenannten Collegien zu be-

---

*) Vergl. **Church Miss. Intelligencer 1859, p. 25.**

) Ein Freund Ragland's erzählt im **Calc. Christian Intelligencer (1859, p. 7): „Sein Oheim, ein unverheiratheter Mann von zurückhaltendem und strengem Wesen, wollte anfangs nichts davon wissen, daß sein Neffe das Comptoir mit dem Hörsaal der Universität vertausche. Endlich jedoch rief er ihn eines Tags plötzlich von seinem Pult zu sich und erklärte ihm, er wolle ihm den Rest der vertragsmäßigen Zeit schenken; er könne nun die Universität beziehen, so bald er wolle. Kein Wort weiter wurde gesprochen; der junge Ragland aber nahm mit Freuden die Erlaubniß an. Er hatte vorher viel darüber gebetet, und war unerschütterlich in der Ueberzeugung, daß diese unerwartete Sinnesänderung seines Oheims eine Gebetserhörung war."

fähigen. Diese Collegien, deren Cambridge zwölf besitzt, sind klosterartige, ansehnliche und von Gartenanlagen umgebene Gebäude, die von Königen oder wohlhabenden Privatleuten in alter Zeit gegründet und mit reichen Stiftungen begabt sind. Lehrer und Studirende wohnen hier beisammen unter fast klösterlichen Schranken. An der Spitze jedes College steht ein Vorsteher (Rektor oder Dechant), der mit einigen Mitvorstehern dasselbe den Statuten des Stifters gemäß verwaltet; unter ihm stehen die Lehrer (Tutors) und Schüler. Die letzteren theilen sich in drei Klassen: in Fellows (Genossen), welche eine mittlere Stellung zwischen Lehrern und Schülern einnehmen, eine Art Unterlehrer, unsern Repetenten im Tübinger Seminar vergleichbar. Sie beziehen Gehalte, die sich jährlich auf 200 bis 1000 Thaler belaufen, rücken von den niedrigeren Stellen zu den einträglicheren empor und behalten ihre Stelle lebenslang, bis sie heirathen oder Grundbesitz erben, der mehr als ihr Gehalt einträgt. Die zweite Klasse bilden die eigentlichen Schüler (Undergraduates, Nichtgraduirte), die unter strenger Zucht stehen und sich genau an die klösterlichen Regeln der Anstalt zu halten haben. Sie haben aber den Vortheil, an den reichen Stiftungen des College theilzunehmen, sowie Wohnung, Kost und Unterricht unentgeltlich zu genießen. Daran schließt sich die dritte Klasse der zahlenden Schüler, die nicht so strenge an alle Regeln und Ordnungen des Hauses gebunden sind. Manche ärmere Studenten aber, die weder zu zahlen, noch als Nichtgraduirte eine Stelle in dem College zu gewinnen vermögen, schließen sich als Aufwärter an die andern an, und erhalten dafür für vier Jahre wenigstens freie Kost und Unterricht (nicht aber Wohnung) in der Anstalt. Die Vorlesungen, denen die Studenten gewöhnlich vier Jahre lang beiwohnen, sind nicht zahlreich und bewegen sich in der Regel im Kreis der alten griechischen und lateinischen Klassiker oder der Mathematik. Die Hauptsache ist das Privatstudium, das die Lehrer und Fellows überwachen und leiten, und dessen Tendenz bei jedem Einzelnen durch den Beruf bestimmt ist, zu dem er sich innerlich hingezogen fühlt.

Ragland trat im Okt. 1837, nachdem er die vorangehende Prüfung in den Klassikern mit Ehren bestanden, in das „Corpus Christi College" ein. In den strengen jährlichen Prüfungen stand er jedesmal oben an, und als er nach vollendetem Cursus im Jahr 1841 um eine der Universitätswürden sich bewarb, erlangte er den hohen

Rang des vierten Wranglers*). Ueber die Zeit seines Aufenthalts im College schreibt sein Schwager, Prediger Dumergue, der zu gleicher Zeit mit ihm darin sich befand: „Von seinem ersten Eintritt ins College an verwandte er regelmäßig jeden Tag acht Stunden auf die Lectüre, wobei er immer mit Gebet begann. Auch fand er neben seinem eifrigen Studium immer noch Zeit zu thätiger Mitwirkung an Werken christlicher Liebe. Jede Woche besuchte er einmal mit einem Pack christlicher Traktate das Dorf Barton, das anderthalb Stunden von Cambridge entfernt ist. An den Sonntagen war er regelmäßig in einer der Sonntagsschulen der Stadt, und nahm am Unterrichten der Schüler Theil. Die Predigten des Professor Scholefield, die er sehr hoch schätzte, besuchte er jeden Sonntag zweimal, und in der Regel auch am Mittwoch Abend. Betender Fleiß war ein herrschender Charakterzug in all seinem Wirken von seiner Jugend bis an den Tag seines Todes."

Ragland wurde bald nach jener glücklich bestandenen Prüfung zum Fellow seines College erwählt und daraufhin im December 1841 zum Predigtamt ordinirt. Bald hernach übernahm er, obwohl im College wohnend, das Amt eines Predigtgehülfen in dem Dorfe Barnwell, nahe bei Cambridge. Anfangs hatte er zugleich einige junge Leute um sich, die er zur Universität vorbereitete; allein als er fand, daß sie seine Zeit, die er ausschließlich der Gemeinde widmen zu müssen glaubte, zu sehr in Anspruch nahmen, gab er sie auf und warf sich ungehindert und mit ganzer Hingebung in die Aufgabe, die ihm die geistliche Pflege der großen und schwierigen Gemeinde darbot. Später wurde er Hülfslehrer im College selbst, und beschränkte von da an seine geistliche Thätigkeit auf die Predigten, die er in der naheliegenden St. Paulskirche hielt.

„Ragland hatte," wie sein Schwager schreibt, „während seiner Studentenjahre auch nicht den leisesten Gedanken daran, Missionar zu werden; ja er suchte sogar gelegentlich in einigen seiner Studiengenossen, die mit dergleichen Gedanken umgiengen, dieselben zu bekämpfen. Es sei noch genug und übergenug in der Heimat selbst zu thun, und erst wenn sie einmal ihr Schlußexamen gemacht hätten,

*) In Cambridge werden die zwölf Studenten, welche bei der zur Graduirung nöthigen Schlußprüfung am besten bestehen, Wrangler d. h. Kämpfer genannt. Mit Ragland hatten über hundert Studenten um den Preis gekämpft.

sei es Zeit zu erwägen, welchen Weg Gott sie gehen heiße. Auch nach vollendeten Studien fühlte er nie einen Zug zur Mission, und die Aufforderungen, die von der Kanzel und bei Missionsfesten zu Cambridge an die jungen Männer der Universität gerichtet wurden, ließen ihn kalt; ja solche Ansprachen schienen ihm oft ein wahres Unrecht, weil dadurch das Predigtamt in der Heimat beeinträchtigt und herabgesetzt würde. Für ihn hatte die Thätigkeit in einer großen heimatlichen Gemeinde, wie sie ihm damals beschеert war, verbunden mit dem Stillleben in den lieben Räumen des College, den höchsten Reiz, und wenn je ein anderer Wunsch noch in ihm aufstieg, so war es der nach einem eigenen Herd und den damit verbundenen häuslichen Genüssen. Er hatte weder ein Verlangen, fremde Länder zu sehen, noch einen Geschmack daran; ja das Reisen war ihm geradezu entschieden zuwider. Die vier Jahre, die er so als Prediger und Seelsorger einer Gemeinde (obwohl stets im College wohnend) zubrachte, waren ganz geeignet, seine Anhänglichkeit an dieses Amt noch tiefer in seinem Gemüthe zu begründen, sowie ihm die Achtung der Gemeinde und die herzliche Liebe der andern Prediger in Cambridge zu sichern. Auch gewann er durch die glückliche Vereinigung ausgezeichneter Talente, ächter Bescheidenheit und warmer Liebe, die in so hohem Grade ihm eigen war, einen ausgedehnten Einfluß auf die Studenten des College."

Es besteht seit längerer Zeit ein Missionsverein unter den Studenten zu Cambridge. Ragland war Schatzmeister desselben. Als solcher erhielt er im December 1844 den ersten Besuch des Sekretärs der kirchlichen Missionsgesellschaft in London, des Herrn Henry Venn, welcher nach der Universitätsstadt gekommen war, um sich mit ihm und andern Missionsfreunden daselbst über die Mittel zu berathen, wie die Missionssache den Studenten näher ans Herz gelegt werden könnte. Man kam überein, daß jedesmal in der Zeit zwischen den Ferien, wo die jungen Leute auf der Universität anwesend wären, irgend ein dafür geeigneter Missionsfreund nach Cambridge kommen und kleinere Parthieen von Studenten bald da bald dort um sich versammeln solle, um Ansprachen an sie zu halten. Professor Scholefield gestattete, daß an diejenigen Studenten, die bei ihm die neutestamentlichen Vorlesungen hörten, jeden Freitag Abend in seinem Hörsaal eine halbe Stunde lang Ansprachen dieser Art gehalten würden. Professor Carus war zu gleichem Zugeständniß für seine große Sonntag-

Abendklasse bereit. Ragland verpflichtete sich, jeden Samstag Abend die Mitglieder des Studenten-Missionsvereins aus den verschiedenen Collegien auf seinem Zimmer zu versammeln. Die letztere Zusammenkunft war offenbar die wichtigste, indem die dazu sich einfindenden Studenten schon von vorne herein für die Mission interessirt waren; und man kam deßhalb überein, diese Versammlung zu einem eigentlichen Gebetsverein für die Missionssache zu machen, und zugleich die Zusammenkünfte zu gründlichen Besprechungen über alle die Fragen zu benützen, welche etwa bei dem einen oder Andern in Betreff der Mission aufsteigen möchten.

Der erste dieser Besuche aus London fand im Frühling 1845 statt. Es war Robert Boswell, Caplan der Ostindischen Compagnie, der im Namen der kirchlichen Missionsgesellschaft diese Aufgabe übernahm. Im Mai traf auch Herr Venn selbst ein, indem das Jahresfest des Cambridge Missions-Hülfsvereins eben um jene Zeit stattfinden sollte. Ragland drückte gegen den Letzteren sein Bedauern aus, daß auf den Samstag Abend, an welchem der Gebetsverein auf seinem Zimmer stattfinden sollte, gerade der jährliche Festzug von Booten auf dem Fluß samt Wettrudern falle, und daß dadurch ohne Zweifel Viele, die sonst regelmäßig zu kommen pflegten, würden abgehalten werden. Gleichwohl fand die Versammlung statt. Als Herr Venn auf seinem Weg zu Ragland's Zimmer durch die Massen von jugendlichen Zuschauern sich drängte, die am Ufer versammelt waren, konnte er nicht umhin, wie er selbst sagt, „zum Herrn zu seufzen, daß doch bald die Zeit kommen möge, wo die männliche und frische Kraft so vieler hoffnungsvoller Jünglinge auf einen heiligeren und edleren 'Wettlauf' gerichtet sei, als derjenige war, der nun vor sich gehen sollte." In Ragland's Zimmer war ein kleiner Kreis von Studenten versammelt, — klein an Zahl, aber getragen und erfüllt von dem ruhig klaren und starken Geist eines ganzen Heeres. Die Ansprache bewegte sich um die Frage: „Wie können wir unsre Gaben und Kräfte am besten zur Verherrlichung Gottes verwenden, — durch Arbeit in der Heimat, oder durch das Missionswerk draußen?"

Am darauffolgenden Montag fand das Jahresfest des Cambridge Missionsvereins in der großen Halle des Stadthauses statt. „Als die Versammlung zu Ende war," schreibt Herr Venn, „ruhte mein Auge auf dem Strom von Jünglingen, der aus der Halle hinaus und an Ragland und einem andern Prediger, Richard Allnut,

vorüber sich bewegte, welche Letzteren an der Thüre die Teller für die Kollekte hielten. Ich konnte mich der Hoffnung nicht erwehren, daß etliche von diesen jungen Männern sich für das heilige Werk anbieten werden; aber ich hatte keine Ahnung, daß zwei so erfahrene und hochgestellte Männer, wie die Beiden, welche an der Thüre die Geldsteuern in Empfang nahmen, zu gleicher Zeit in diesem Augenblick den Gedanken in sich bewegten, ein besseres Opfer als Gold und Silber, nemlich sich selbst, auf den Altar des Herrn zu legen. Und doch giengen diese Beiden, wenige Monate später, als Missionare nach dem südlichen Indien."

Wie Ragland zu diesem Entschluß kam, das sagt er selbst in einem Schreiben an Herrn Venn. Dasselbe lautet folgender Maßen:

„Corpus Christi College, Cambridge, 2. Juni 1845.

„Mein lieber Herr Venn, — Seit unsern Zusammenkünften vor vierzehn Tagen konnte ich des Gedankens an das große Bedürfniß nach Männern, die als Missionare in die Heidenwelt zu gehen bereit wären, nicht los werden, und nach reifer Erwägung, viel Gebet und gründlicher Berathung mit einigen entschieden christlichen Freunden schreibe ich Ihnen nun, in der Hoffnung, daß Sie mir gütigst Ihren Rath und Ihr Gebet zu theil werden lassen und mir erkennen helfen, was meine eigene persönliche Pflicht in dieser Sache sei. Ich glaube, so weit ich mein eigenes Herz kenne, sagen zu können, daß ich willig bin, als Missionar auszugehen, wenn ich nur darüber gewiß werden kann, daß dieß der Wille Gottes ist. Auch fühle ich, je mehr ich über die Sache nachdenke, daß mein Verlangen nach dem Eintritt in dieß Werk eher zunimmt, als sich vermindert. Ich kenne die falschen Beweggründe wohl, wenigstens einige derselben, von denen ich mich bestechen zu lassen in Gefahr bin, und darunter insbesondere den gefährlichen Wunsch, in der heimatlichen Gemeinde einen guten, vielgenannten Namen zu erlangen. Doch, nachdem ich mein Herz von diesen falschen Beweggründen loszumachen gerungen habe, glaube ich nicht irre zu gehen, wenn ich glaube, ich sei willig auszuziehen, sobald ich darüber ganz klar bin, was der Herr mich thun heißt. Ich muß offen bekennen, daß ich kein brennendes Verlangen nach der Bekehrung der Heiden in mir trage, und habe beständig Ursache, über mich zu klagen, daß mir die Rettung der mir bisher hier anvertrauten Seelen so wenig ernstlich am Herzen liegt. Der Grund, warum ich an die Mission denke und mich frage, ob

ich nicht selbst in dieselbe eintreten sollte, ist einfach der Mangel an Arbeitern. Ich weiß ganz wohl, es ist für treue Knechte des Herrn Arbeit genug in der Heimat; aber dieß allein kann kein hinreichender Grund für mich sein, daß auch ich daheim bleibe; sonst könnten am Ende Alle daheim bleiben wollen, und den Heiden würde das Evangelium gar nicht gepredigt. Auch kann ich nicht umhin zu glauben, daß meine besondern Umstände von der Art sind, daß es mir wahrscheinlich scheint, Gott weise mich auf eine Arbeit im fernen Ausland an. Lassen Sie mich diese meine Umstände näher bezeichnen, damit Sie besser im Stande seien, mir mit Ihrem Rath beizustehen und mir zu einem festen Entschluß zu verhelfen.

„Ich bin ein Waise, und ich wüßte keinen Menschen in der Welt, dessen Meinung ich mich zu unterwerfen verpflichtet wäre. Die einzigen Bande, die mich fesseln, sind Bande der Liebe, und es gibt nur zwei Personen in der Welt, deren Ansichten und Gefühle ich zu berücksichtigen habe. Die Eine ist eine theure Schwester, die an einen frommen Geistlichen verheirathet ist, und auf welche ich deßhalb bei der Gestaltung meiner Plane nicht besondere Rücksichten zu nehmen nöthig habe; auch bin ich überzeugt, daß sie meine Schritte vollkommen billigen wird, wenn dieselben auf die Verherrlichung Gottes abzielen. Die Andere ist eine (nicht gerade nahe) Verwandte, die mir beides, eine Mutter und eine Schwester, gewesen ist. Mit ihr habe ich mich von Anfang an über diese Sache berathen, und obwohl sie eine Trennung sehr schmerzlich empfinden würde, so dankt sie doch Gott, daß ich mit dergleichen Gedanken umgehe. Auch meine Freunde Perry und Professor Scholefield habe ich zu Rath gezogen, und Beide ermuthigen mich, vorwärts zu gehen, und gaben mir den Rath, wie dieß auch zuvor schon meine Absicht war, mich in der Sache an Sie zu wenden. Darf ich Sie deßhalb um Ihren gütigen Rath und um Ihre Gebete bitten, damit ich weislich möge geleitet werden. Ich will Sie dießmal nicht weiter mit meinen Angelegenheiten belästigen; nur erwähnen muß ich noch, daß ich letzten Monat 30 Jahre alt war, und daß meine Constitution Gottlob kräftig und stark ist, so viel ich weiß.

„Beten Sie, verehrter Herr, für mich, der ich in herzlicher Achtung bleibe Ihr T. G. Ragland."

„Der Umstand," schreibt Herr Venn, „daß Ragland keinen besondern Eifer für die Bekehrung der Heiden empfand, ist etwas,

was bei jungen Männern, die sich zum Missionsberuf anbieten, nicht selten vorkommt. Während Manche sich durch einen überwiegenden Zug brennender Liebe zu diesem Werke hingezogen fühlen, werden Andere durch eine ruhige Erwägung dazu geführt, und wieder Andere fühlen sich gegen ihren Willen durch das unabweisbare Gefühl der Pflicht dazu genöthigt. Ragland gehörte zu den Letzteren. Er selbst sagte: 'Der Ruf zur Mission ergeht an jeden gewissenhaften Knecht Christi. Welchen Grund könnte ich angeben, weßhalb ich diesem Rufe nicht folgen sollte?' Er sprach sich offen und rückhaltslos über die Mängel aus, die, wie es ihm vorkomme, ihn zu diesem Werke untüchtig machen. Er hatte keine fertige Zunge, wenn es galt, unvorbereitet und frei zu predigen; er hatte eine schwache Stimme, und er zweifelte, ob er je sich in einer fremden Sprache mit Leichtigkeit bewegen könne, obwohl es ihm nicht schwer werden möchte, sie im Studierzimmer sich anzueignen. Ueber dieß Alles sprach er sich offen aus. Aber das sind verhältnißmäßig geringe Mängel bei einem Manne, in welchem ein so gediegener Sinn wohnte. Es ist der Sinn und Geist, welcher den rechten Missionar macht."

Ragland's Anerbieten wurde von der Kommittee der kirchlichen Missionsgesellschaft mit Freuden angenommen. „Der Friede Gottes aber, der von da an sein Herz erfüllte," so schreibt sein Schwager Dumergue, „war ihm ein Unterpfand, daß sein Herr und Meister im Himmel mit Wohlgefallen auf sein Anerbieten herabsehe."

Unter den vielen Zeugnissen, welche die Kommittee der kirchlichen Missionsgesellschaft über Ragland's ausgezeichnete Tüchtigkeit für dieß Werk erhielt, mag eines als besonders charakteristisch für seine künftige Laufbahn hervorgehoben werden. „Seine große Ruhe und sein ausnehmend mildes Wesen," schreibt einer seiner Altersgenossen, „sowie seine methodische Ordnung und Regelmäßigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, wird ihn unter Gottes Segen sehr brauchbar machen; vor Allem aber wird ihm seine Freiheit von Selbstsucht, von Eigensinnigkeit und weichlicher Nachgiebigkeit gegen sich selbst in besonderem Maaße zu dem Werke Gottes befähigen."

Ragland's Erfahrung im geistlichen Amte und seine strenge Gewöhnung an rasches und gewissenhaftes Abmachen der Geschäfte erschien der Kommittee als ein Wink, daß er der rechte Mann sei für eine eben erledigte Stelle in Madras. Die kirchliche Missions-

gesellschaft hat in ihren indischen Missionen die Einrichtung, daß für jedes größere Missionsgebiet eine Lokal- oder Correspondirende Kommittee besteht, die aus dort wohnenden Engländern, Laien und Geistlichen, besteht und alle Geschäfte zwischen der heimatlichen Kommittee und den dortigen Missionsarbeitern vermittelt. Der Sekretär aber einer solchen Lokal-Kommittee ist immer ein vom heimatlichen Missionsdirektorium selbst aufgestellter, besonders vertrauenswürdiger und für solche schwierige Aufgabe befähigter Mann. Eben für diese Stellung eines Sekretärs (für die ganze südindische Mission dieser Gesellschaft) wurde Ragland erwählt. Mit diesem Amt ist in Madras die Bedienung einer Missionskirche verbunden, in welcher Gottesdienste in englischer und in der Tamilsprache gehalten werden. Dieselbe bildet einen schönen Vereinigungspunkt zwischen den europäischen und indischen Christen, sowie ein reiches Feld für eigentliche Missionsthätigkeit.

Das Missionsgebiet, in welches Ragland nun einzutreten im Begriff war, ist von uns im letzten Hefte des Missions-Magazins (S. 228 ff.), wo wir von den neuesten Volksaufständen in Südindien Bericht gaben, näher geschildert worden. Es ist insbesondere die Provinz Tinnevelly, die hier in Frage kommt. Sie bildet die östliche Hälfte der äußersten Südspitze Indiens und liegt somit gerade der Insel Ceylon gegenüber. Etwa 35 Stunden lang (von Norden nach Süden) und gegen 20 Stunden breit, zählt sie eine Bevölkerung von 1,270,000 Einwohnern, von denen zwei Drittheile aus tamulischen Hindu's, der Rest aus den halb-hinduischen Schanärs besteht, deren Eigenthümlichkeit wir kürzlich ausführlicher geschildert* haben, und deren Wohnsitze hauptsächlich die weiten Sandebenen des äußersten Südens sind.

Während auf der Westseite (in Travancor und Malabar) schon seit unvordenklicher Zeit sich die syrischen oder Thomas-Christen festgesetzt, und zu geordneten Gemeinden (mit mehr als 100 Kirchen) gebildet haben, begann vor etwa 300 Jahren mit Franz Xaver die römisch-katholische Mission in diesen Gegenden. Ihre Wirkung, wenigstens was den äußerlichen Erfolg betrifft, war außerordentlich. Noch jetzt wohnen in Südindien mehr als 100,000 eingeborne Katholiken. Wann aber die protestantischen Missionen in Tinnevelly begonnen

wurden, ist nicht genau auszumitteln; doch ist soviel gewiß, daß dieß durch den ausgezeichneten deutschen Missionar Friedr. Schwarz und überhaupt durch die Hallischen Missionare geschah. Im Jahr 1785 befand sich in der Stadt Palamkotta bereits eine Gemeinde von 100 eingebornen Christen, und zwar unter der Pflege des eingeborenen ordinirten Predigers Satthianaden. Im Jahr 1816 fand der eifrige Kaplan der Ostindischen Compagnie, James Hough (sprich Hoff), bereits 3000 Christen in dieser Stadt. Die ersten europäischen Arbeiter aber, die sich bleibend in der Provinz Tinnevelly niederließen (1820), waren Rhenius und Bernhard Schmid, beides Deutsche, in Diensten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Die Arbeiten des Erstern insbesondere waren mit außerordentlichem Segen begleitet, und Tausende von Schanärs baten um christlichen Unterricht. Seitdem wuchs die Zahl der Christen von Jahr zu Jahr, und im Jahr 1857 standen dort (in Verbindung der englisch-kirchlichen MG.) nicht weniger als 385 Kirchen oder Bethäuser, die zu 513 Dörfern gehören, und die Zahl der Christen war auf nahezu 30,000 gestiegen, von denen zwei Drittheile südlich des Flusses Tambrapadni, welcher die ganze Provinz von West nach Ost in zwei gleiche Hälften scheidet, ihre Wohnsitze haben. Außerdem hat die Londoner MG. in und um Tinnevelly gegen 17,000, die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Christenthums unter den Heiden 14,000, die große amerikanische Missionsgesellschaft mehr als 5,000 eingeborne Christen unter ihrer Pflege. Der bei weitem größere Theil dieser Christen ist aus der armen, verachteten Klasse der Schanärs gesammelt, während unter den eigentlichen tamulischen Hindu's, namentlich den höhern Kasten (Sudra's und Bramanen), der Erfolg der Mission verhältnißmäßig gering war. Die Ursachen dieser Erscheinung haben wir kürzlich (S. 234 ff.) darzulegen gesucht.

Unter den Gemeinden der kirchlichen MG., mit denen Ragland nun bald in nähere Berührung treten sollte, arbeiteten damals nur 7 oder 8 europäische Missionare. Es wäre für diese kleine Schaar geradezu unmöglich gewesen, der großen Aufgabe, die ihnen die Zahl der weitzerstreuten Christengemeinden darbot, auch nur einigermaßen zu genügen, wenn ihnen nicht mehr als 400 eingeborne Katechisten und Lehrer zur Seite gestanden wären. Sie sind die rechte Hand des Missionars. Es ist wahr, daß manche unter ihnen sowohl an christlicher Erkenntniß, als an christlichem Charakter noch sehr jung

sind; aber einestheils wird doch der Grundsatz, „daß nur wahrhaft geistlich Gesinnte geistliche Arbeit zu thun im Stande sind," mit großer Strenge bei ihrer Auswahl und Anstellung festgehalten, anderntheils wirkt der Umgang mit dem Missionar, der allwöchentlich empfangene Unterricht, das eigene Bibelstudium und die Schule der Erfahrung in hohem Grade fortbildend und fördernd auf diese wackern Gehülfen, und manche von ihnen sind würdig erfunden worden, durch die Ordination in das eigentliche geistliche Amt übergeleitet zu werden. Seit dem Jahr 1850 besteht in der Provinz ein Katechisten-Seminar, aus welchem bereits tüchtige junge Männer hervorgegangen sind.

Dieß war im Allgemeinen der Stand der Dinge, wie ihn Ragland bei seinem Eintreffen in Indien (1846) vorfand. Sobald er in Madras angekommen und in seine Arbeit eingetreten war, gewann er auch sofort nicht blos das Vertrauen und die Liebe jener ausgezeichneten, in Civil- und Militärämtern hochstehenden Männer, welche die Lokalkommittee bildeten, sondern auch die herzliche Liebe und Achtung der Missionsbrüder, deren Angelegenheiten er bei der heimatlichen Kommittee zu vermitteln hatte, und mit denen er deßhalb in stetem Verkehr stand. Er besuchte die verschiedenen Stationen der Gesellschaft in den Provinzen Tinnevelly und Travancore und unterstützte aus dem Einkommen, das er als Fellow des Corpus-Christi-College in Cambridge bezog, aufs freigebigste seine Mitbrüder in ihrem Werk, indem er reiche Beiträge gab zu besondern Zwecken, wie Gründung von Schulen und Errichtung von Kirchen.

Im Jahr 1848, dem 50jährigen Jubiläum seiner Gesellschaft, gab Ragland einen neuen Beweis von seiner uneigennützigen Liebe zur Sache der Mission. Er hatte von seinem Vater ein kleines Kapital von 500 Pf. Sterl. (Fr. 12,500) geerbt. Dieß war sein ganzes Vermögen. Nun wünschte er diese Summe als eine Jubiläumsgabe an seine Gesellschaft zu übermitteln, bot sie aber zuerst seinen beiden Verwandten in England an. Diese lehnten es ab, und so übergab er das Geld der Gesellschaft mit der Bitte, den Namen des Gebers nicht zu veröffentlichen; zugleich sprach er den Wunsch aus, daß die Summe nicht kapitalisirt, sondern sofort für Zwecke der Mission verausgabt werde. In einem Brief an seine Verwandten spricht er in seiner einfachen, nüchternen Weise die Gründe, die ihn zu dieser Schenkung veranlaßten, folgender Maßen aus: „Ich habe einen innern Trieb, dieß zu thun. Es ist, ich bin es gewiß, dem

Willen Gottes nicht zuwider, und ich glaube, wenn es mit einem freudigen Herzen und aus Liebe geschieht, so muß es durch Christum ein wohlgefälliges Opfer sein. . . . Ueberdieß habe ich, so oft ich für den Herrn Geld hingegeben oder sonst ein Opfer gebracht, nie Ursache gehabt, es zu bereuen. Was Er mir jedesmal dafür als Gegengabe gegeben, ermuthigt mich nur, so fortzufahren, wie ich anzufangen versucht habe. Bittet den Herrn, daß Er das Opfer gnädig annehme und es zu Seiner eigenen Verherrlichung ausschlagen lasse, und daß Er mich gnädig ansehe, damit mein Fuß auf Seinen Wegen nicht strauchle. Betet für mich, daß ich nicht, nachdem ich mich offen zu Ihm bekannt und äußere Zeichen meiner Hingabe an Ihn gegeben habe, am Ende doch noch abfalle."

Ragland nahm damals in der Präsidentschaft von Madras eine Stellung ein, die ebenso wichtig als nach allen Seiten hin einflußreich war. Er sah sich umgeben von einem Kreis christlicher Freunde, die mit Achtung und Liebe an einem Manne hiengen, welcher in so anziehender Weise eine gediegene Frömmigkeit mit großen, der Sache des Herrn geheiligten Gaben des Geistes verband. Allein bei seinen Reisen im Tinnevelly-Gebiet glaubte er wahrzunehmen, daß die dortige Mission eines neuen Anstoßes und neuer Anstrengungen zu ihrer weitern Ausdehnung bedürfe. Die Missionare waren alle so sehr durch die Pflege der großen eingebornen Christengemeinden in Anspruch genommen, daß ihnen verhältnißmäßig wenig Zeit zu Missionsreisen unter den umwohnenden Heiden übrig blieb. Es that ihm in der Seele wehe, die großen Massen von Heiden in der Provinz Tinnevelly anzusehen, die das Wort des Heils noch nicht vernommen hatten. Er meinte, zwei oder drei Missionare sollten ausschließlich sich der Reisepredigt unter denjenigen Heiden widmen, die außerhalb der einzelnen Missionsdistrikte, und namentlich in den nördlichen Theilen der Provinz wohnten. Freilich konnte er sich der Besorgniß nicht erwehren, ein solcher Plan möchte, wenn er durch neue Missionsbrüder ausgeführt würde, den Schein eines Vorwurfs gegen die bisher bestehende Missionspraxis in Tinnevelly an sich tragen; in Folge davon möchten die Missionare im Süden ein solches Unternehmen mit einer gewissen Empfindlichkeit betrachten. „Was mich betrifft," schrieb er an einen Freund, „so würde ich lieber den Staub zu den Füßen meiner Mitarbeiter im Süden lecken und mich aufs tiefste unter sie demüthigen, als daß ich irgend ein Gefühl dieser Art

in ihren Herzen veranlassen möchte. Ich liebe lauterlich und wahrhaftig die Missionare in den südlichen Distrikten und schlage die Bedeutung ihrer Arbeiten sehr hoch an. Wenn sie ihre Arbeitsstätten zum Behuf der Reisepredigt nur unter der Bedingung verlassen wollten, daß Andere, die ihnen an Gaben und Tüchtigkeit ebenbürtig wären, sich bereit erklärten, ihre Stellen einzunehmen, so wäre ich der erste, der sie aufs dringendste zu bleiben bäte." Dazu kam noch eine andere Besorgniß. Es gehörte mit zu dem Plan, den Ragland entworfen hatte, daß die Missionare, welche die Reisepredigt übernehmen, ausschließlich in Zelten leben, fortwährend ihre Aufenthaltsorte wechseln und sich das ganze Jahr hindurch vom Morgen bis in die Nacht der einfachen Predigt des Evangeliums unter den Heiden widmen; und da fürchtete er, es möchte den Anschein haben, als verlange er von den Missionaren ein übertriebenes Maaß von Selbstaufopferung. Er fühlte, daß er alle diese Bedenken am besten überwinden könnte, wenn er geradezu sich selbst für die Ausführung des Plans anbiete, den er entworfen hatte, und somit seine Stellung in Madras aufgebe, sobald ein Nachfolger für ihn gefunden wäre.

Die Darangabe äußerer Annehmlichkeiten in Madras fiel dem theuern Knecht Christi verhältnißmäßig leicht, weil ihm eine rein geistliche Aufgabe als viel wünschenswerther erschien, als seine bisherige, mit welcher nothwendig viel äußerliches Geschäft verbunden war; auch galten die geselligen Genüsse, die er in Madras fand, in seinen Augen nichts im Vergleich mit dem seligen Genuß der Nähe seines Heilands und der herrlichen Aufgabe, Seinem Vorbild ähnlich zu werden. In einem seiner Briefe, den er mitten unter der Geschäftigkeit zu Madras schrieb, spricht er sich über eines seiner Lieblingsthemate also aus: „Wen hab' ich außer Dir im Himmel! Da steht der Gläubige: er schaut empor zum Himmel, schaut hinaus auf die Welt, schaut auf sich selbst und hinein in sein eigenes Herz, und findet nichts, nichts, das ihn erfreuen, nichts, darauf er sich verlassen könnte, als nur Einen, seinen Gott und Heiland, — den Gott, der sich selbst geoffenbaret hat in Seinem geliebten Sohne. Und nun, da steht wieder der Gläubige, diesen Einen Herrn und Heiland unverrückt im Auge haltend; er wendet seine Augen rückwärts und überschaut seinen ganzen Lebensgang; er sieht Christum in seinem Herzen und in allen seinen Gedanken, Christum in der Welt und Christum auch im Himmel! Und stünden ihm zehntausendmal mehr Schätze

zu Gebot, als er mit seinen Gedanken erfassen kann, dennoch ist Christus sein einziges Theil, sein Alles, Alles was er in alle Ewigkeit wünschen kann!"

Wer die Einzelnheiten des Missionswerks nur theilweise kennt, dem mag es seltsam vorkommen, wenn man ihm sagt, Ragland's Plan in Betreff der Missions-Reisepredigt sei etwas Neues und Außerordentliches. Es ist deßhalb nöthig zu erinnern, daß das Werk in Tinnevelly bis dahin in der Weise geführt wurde, daß jeder Missionar auf einer bestimmten, in der Mitte eines größern Gebiets liegenden Station wohnte, wo seine Kirche und seine Schulen waren, und wo die eingeborene Christengemeinde in hohem Grade und großem Umfang seine seelsorgerliche Thätigkeit in Anspruch nahm, während auf den zahlreichen Außenstationen eine größere Anzahl eingeborener Katechisten unter seiner Oberleitung thätig war. Wenn die geistliche Pflege eines solchen Missionsdistrikts für Einen Mann zu schwer wurde, so ward derselbe in mehrere Distrikte zertheilt, von denen jeder wieder in gleicher Weise eine Centralstation hatte. Die Ueberwachung, Leitung und möglichst ausgebreitete Verwendung der eingeborenen Katechisten war allezeit einer der bedeutendsten Charakterzüge dieser Mission, und Niemand kann darüber im Zweifel sein, daß dieses „Katechisten-System", wie man es zuweilen nennt, von Gott besonders gesegnet und legimitirt war unter der Schanär-Bevölkerung von Tinnevelly. Aber während die Hände des Missionars vollauf mit den Aufgaben der Station selbst beschäftigt waren, fand er wenig Gelegenheit zur Arbeit unter den umwohnenden Heiden. „Wir bedürfen," schreibt Ragland, „neben den Missionspastoren auch Missions-Reiseprediger, die unter den Heiden umherziehen und ihre Hände so viel möglich von allem Andern freimachen, um ausschließlich das Evangelium von Dorf zu Dorf zu predigen."

Allerdings ist eine andere Art der Reisepredigt bereits in allen Theilen Indiens in ausgedehntem Maaße in Uebung, nämlich gelegentliche, nach längeren Zwischenräumen sich wiederholende Missionswanderungen nach solchen Gegenden, wo bis dahin das Wort Gottes noch nicht gepredigt worden war. Allein diese gelegentlichen und periodischen Missionswanderungen sind etwas durchaus Anderes, als was Ragland beabsichtigte und in Vorschlag brachte. Sein Plan war, daß zwei oder drei europäische Missionare, jeder begleitet von einem oder zwei eingeborenen Katechisten, gemeinschaftlich einen großen

Heidendistrikt in Angriff nehmen; die ganze Reisegesellschaft sollte Jahr aus Jahr ein in Zelten leben und beständig auf der Wanderschaft sein; zugleich sollten ihre Einrichtungen so getroffen werden, daß sie möglichst oft zu gemeinschaftlichem Gebet und gegenseitiger Berathung zusammenzukommen Gelegenheit hätten. Jedes Dorf in dem Distrikt sollte wenigstens zweimal des Jahres von einem christlichen Lehrer besucht werden; wo aber in einem Dorfe ein Fragen nach der Wahrheit erwachen würde, da sollte alle zehn Tage einmal ein Besuch stattfinden.

Diese Art der ausschließlichen und systematischen Reisepredigt war bisher nicht versucht worden. In der neuern Mission war es allgemein angenommen, daß zuerst irgendwo eine Wohnung für den Missionar, dann eine Schule, dann ein Bethaus oder eine Kirche errichtet und so eine Station gegründet wurde. Ragland's Plan aber war ein durchaus neuer und anderer. Die gediegensten und einsichtsvollsten Freunde des Missionswerks in England, Deutschland und Amerika haben mit dem höchsten Interesse die Entwicklung und Wirkung dieses Unternehmens beobachtet. Wenn man jetzt auf die große Zahl der Briefe zurückschaut, welche Ragland zum Behuf der Darlegung und Beleuchtung dieses Planes schrieb, so wird recht klar, daß nur ein Geist, der an geduldige und gründliche Erwägungen gewöhnt und mit einem überlegenen und unabhängigen Urtheil ausgestattet war, eine solche Idee zuerst in sich zu erzeugen und auszubilden vermochte. Was für eine reiche und tiefgehende Einsicht ihm innewohnte, und wie er doch in rührender Bescheidenheit und tiefer Demuth den Rath christlicher Freunde und die Weisung seines Herrn und Meisters suchte, das tritt besonders schön in dem Briefe hervor, in welchem er unterm 9. Juli 1851 an die Kommittee in London schrieb: „Die Sache, die mir zumeist auf dem Herzen liegt, nämlich der Plan zur Evangelisirung des Nordens von Tinnevelly, womit die Nothwendigkeit einer Abwesenheit von Madras für wenigstens zwei Jahre verbunden wäre, wollte ich Ihnen mit dieser Post ausführlich darlegen; auch habe ich hiezu Punkt für Punkt bereits für Sie vorbereitet. Aber nach weiterer Erwägung habe ich mich entschlossen, noch Einen Monat damit zu warten. Mein Grund hiefür ist, — vielleicht halten Sie ihn für sehr einfältig, — daß ich, da mir über den Willen Gottes noch keine genügende Klarheit und Weisung zu Theil geworden, den Entschluß gefaßt habe, genau denselben Weg einzuschlagen, den ich da-

mals betrat, als es sich um mein Scheiden aus der Heimat und um den Eintritt in die indische Mission handelte. Daß dieser Weg der richtige war, das schließe ich daraus, daß ich seitdem nie, auch nicht ein einzigesmal, den Schritt, den ich that, bereut habe, sondern im Gegentheil unaufhörlich Ursache hatte, Gott dafür zu danken. Der Weg aber bestand darin, daß ich langsam und bedächtlich vorwärts gieng, die Sache einem meiner Freunde nach dem andern, je nach einer Zwischenzeit mehrerer Tage, zum Ueberdenken vorlegte, um neues Licht zu erhalten; und als kein Hinderniß sich zeigte, noch auch bedeutende Gründe dagegen sich herausstellten, kam ich zu dem Schluß: Da ein großer Mangel an Arbeitern vorhanden, meine eigene Befähigung dafür genügend, und ich selbst dazu willig sei, so sei es Gottes Wille, daß ich in die Mission ausziehen solle. Nun, in dem gegenwärtigen, vorliegenden Fall ist gleichfalls, wie mir scheint, der Mangel groß (Sie werden jedoch darüber Ihr eigenes Urtheil bilden, wenn Sie meinen ausführlichen Bericht erhalten werden, den ich vielleicht in einem Monat Ihnen zusende), meine eigene Befähigung hiezu ist, obwohl in mancher Beziehung geringer, doch in andern Hinsichten größer als die vieler Anderer, und was die Willigkeit betrifft, so fehlt es mir in der That nicht daran. Somit werde ich die Sache ausführlich zuerst den Mitgliedern unsrer Lokal-Kommittee, auch dem Bischof und Herrn Thomas vorlegen, und wenn sich keine gewichtigen Gründe gegen meinen Plan erheben, werde ich den Entwurf Ihnen senden; und wenn dann schließlich in Ihrer Kommittee kein Einwand dagegen erhoben wird, und ein passender Mann sich findet, der meine Stelle für zwei Jahre, oder wenn er vorziehen sollte, für immer einnehmen könnte, dann werde ich den Schluß ziehen, daß es wirklich Gottes Wille ist."

Da in diesem Schreiben des Namens des Bischofs von Madras (Dealtry) Erwähnung gethan ist, so wird es gestattet sein, einen Privatbrief desselben an Ragland hier mitzutheilen, der gleich ehrenvoll für beide Theile ist. Nachdem Letzterer ihm seinen Plan in einer ausführlichen Auseinandersetzung vorgelegt hatte, schreibt Dealtry (31. Juli 1851) an ihn:

„Mein theurer Freund, — Indem ich Ihnen das höchst interessante Papier hiemit zurücksende, weiß ich in der That nicht, was ich über die Sache sagen soll. Die Gesinnungen und Triebfedern, die sich darin kundgeben, gehen so hoch über das hinaus, was ich

bei mir selber finde, daß ich kaum wagen darf, meine Meinung darüber auszusprechen, ohne daß ich mir selbst anmaßend erscheinen muß; und doch ist der Plan, den Sie in Vorschlag bringen, so in Uebereinstimmung mit dem Evangelium, das wir bekennen, und mit dem Vorbild unsres Heilandes und seines hingebungsvollsten Apostels Paulus, daß ich in der That mich überaus glücklich preisen wollte, wenn ich auch nur annähernd solche Gesinnungen und Gefühle bei mir selbst finden könnte. Ich kann nur sagen, mein theurer Freund, daß ich meinerseits kein Hinderniß wüßte, daß Sie nicht den Plan ausführen sollten, den eine andere als bloß menschliche Einwirkung in Ihrem Herzen erzeugt und gestaltet hat. Seien Sie meiner täglichen Gebete, daß Gott Sie reichlich und überschwenglich segnen möge, versichert; ja ich bitte den Herrn, daß Er Ihre Hoffnungen im umfassendsten Maaße, ja mehr als Sie selbst zu denken wagen, verwirkliche, wenn anders Er Sie in den Stand setzt, Ihre Plane auszuführen. Möge Er Sie unterstützen mit Seiner Kraft und Ihnen Weisheit, Demuth und Liebe zu dem, was vor Ihnen liegt, verleihen, und möge Er Ihren Leib und Ihre Seele gesund und frisch erhalten.

„Mit dem innigen Gebet, daß Gott Sie bei dem wichtigen Schritt, den Sie zu thun im Begriff sind, leiten wolle, und mit der Hoffnung auf Ihre Fürbitte, bleibe ich ꝛc. T. Madras." *)

„Ehe die Kommittee über den vorgelegten Plan entscheiden konnte," schreibt Ragland's Schwager, der Prediger Dumergue, „war die Zeit gekommen, wo es, wenn er anders seinen Gehalt als Fellow des College in Cambridge fortbeziehen wollte, für ihn nothwendig wurde, nach England zu kommen und nach altem Herkommen die Prüfung für das theologische Baccalaureat zu bestehen. Er war entschlossen, lieber auf seine Fellow-Würde und alle damit verbundenen Vortheile zu verzichten, als seine Arbeit in Indien zu verlassen. Er war der Ansicht, daß Missionare um keiner andern Ursache willen, als wegen Gesundheitsrücksichten ihre Arbeit verlassen und ihre Heimat besuchen dürften. Deßhalb glaubte er, daß keine Rücksicht auf pecuniäre Vortheile seine Entfernung von der Missionsarbeit rechtfertigen könnte. In diesem Entschluß blieb er fest, so sehr auch seine Freunde in England und der Rath der heimatlichen Kommittee es

*) Die englischen Bischöfe nehmen bekanntlich den Namen derjenigen Städte an, welche ihre bischöfliche Residenz bilden.

anders wünschten. Aber die Hand des Herrn selbst entschied die Sache. Das Zerreißen eines kleinen Blutgefäßes nöthigte ihn, nach ärztlicher Weisung in die englische Heimat zurückzukehren.

„Er kam in England im Juni 1852 an, nach einer Abwesenheit von beinahe sieben Jahren. Aber sein Aussehen war so elend und seine Kraft so geschwächt, daß auch die kühnsten Hoffnungen es nicht für wahrscheinlich halten konnten, daß er je wieder nach Indien werde zurückkehren können; noch viel weniger konnte man hoffen, daß er im Stande sein würde, die neue Arbeit zu übernehmen, die er selbst für sich entworfen und vorgeschlagen hatte. Allein nichts konnte ihn bewegen, seinen herrlichen, verläugnungsvollen Plan aufzugeben. Den Warnungen des Arztes und dem Rath seiner Freunde gab er demüthig und freundlich Gehör, aber sein unabläßiges Gebet war, daß der Herr ihn wieder möge ausziehen und die kleine Kraft, die ihm noch übrig geblieben sei, in der Reisepredigt in Indien vollends verzehren lassen. Nie zuvor hatte er solche Sorgfalt auf seine Gesundheit verwendet, als im Winter 1852, den er bei Verwandten im Süden von England zubrachte. Seine Gesundheit und seine Tamil-Bibel nahmen alle seine Gedanken in Anspruch; und als der Frühling kam und dann der Sommer sich einstellte, war er unbeschreiblich dankbar für die leise Besserung und Stärkung, die bei ihm eingetreten war. Er versuchte seine Freunde zu überreden, er sei stark und gesund; er versuchte zu predigen, aber es war peinlich, ihn zu hören. Es konnte in der That Niemand einfallen, ihn für die Heidenpredigt unter freiem Himmel zu empfehlen; aber sein Sinn stand fest. Er drang in die Kommittee, ihn aufs Neue in ihrem Dienste auszusenden, und bediente sich dabei eines Beweisgrundes, welcher ganz geeignet war, die Achtung und Liebe seiner Vorsteher nur noch mehr zu steigern. Er bestand nemlich darauf, daß er die Kommittee nichts kosten sollte. Er wollte ganz sich selbst unterhalten. Oft hatte er, als er noch Sekretär in Madras war, den Vorschlag gemacht und darauf gedrungen, daß sein Gehalt ihm nicht weiter ausgezahlt werde, indem der jährliche Gehalt, den er als Fellow des Corpus-Christi-College in Cambridge beziehe, reichlich ausreiche für seine einfache und ökonomische Lebensweise; aber die Kommittee hielt es damals für angemessener, daß er den Gehalt fortbeziehe und jenes Einkommen, wenn er gerne wollte, auf die Mission verwende. Als aber seine Gesundheit ihn zur Heimreise nach England nöthigte, be-

stand er darauf, daß daraus der Gesellschaft keine Ausgabe erwachsen sollte. Er bezahlte die Seereise aus eigenen Mitteln. Auch während er in England war, wollte er nichts aus der 'Invalidenkasse' beziehen. Die Ausrüstung und das Fährgeld für die neue Reise nach Indien wollte er selbst bestreiten, und er blieb fest dabei und ließ es sich nicht nehmen, daß er vom Herbst 1853 an, wo er England aufs Neue verließ, bis zum Oktober 1858, wo er zur ewigen Ruhe eingieng, alle seine Ausgaben aus seinem Fellow-Gehalt bestritt. Zugleich setzte er in seinem Testament fest, daß nach seinem Tode, wann er auch eintreten sollte, sein Beitrag zu dem gemeinschaftlichen Fonds der drei Missions-Reiseprediger auch in den drei nächsten Monaten fortbezahlt werden sollte."

Ragland's Erkrankung in Madras und seine dadurch veranlaßte Heimkehr nach England hatten nach der gnädigen Vorsehung Gottes dazu dienen müssen, den Plan, den er in seinem Herzen trug, zu fördern und zur Reife zu bringen; denn er hatte dadurch Gelegenheit erhalten, die Sache gründlich mit der Kommittee durchzusprechen und ihre Genehmigung dafür zu erlangen. Da zu gleicher Zeit ein anderer Missionar nach Madras ausgesandt worden war, der die Stelle eines Sekretärs der Lokal-Kommittee daselbst übernehmen sollte, so erhielt Ragland dadurch Freiheit, gleich nach seiner Ankunft in Indien die Reisepredigt zu beginnen. Wichtiger aber noch war der Umstand, daß sein Besuch in England, und besonders in Cambridge, dazu gesegnet war, daß viele Jünglinge zu neuem Eifer für die Mission angespornt und zur wärmsten Theilnahme dafür gewonnen wurden.

Zwei junge Männer der Cambridge Universität, David Fenn, vom Trinity College, und Meadows, vom Corpus-Christi-College, beide zur philosophischen Baccalaureatswürde graduirt, waren bereits von der Kommittee dafür bestimmt, sich an Ragland bei seinem künftigen Werke anzuschließen, und man kann ihrem Missionseifer kein höheres Zeugniß geben als die Versicherung, daß sie sich in jeder Beziehung als würdige Mitarbeiter ihres seligen Freundes bewährt haben. Sie segelten am gleichen Tage von England ab, an welchem Ragland als Invalide dessen Küsten betrat, und hatten somit bereits ein Jahr in Indien zugebracht, als Letzterer wieder dort eintraf, wodurch sie in den Stand gesetzt worden waren, mittlerweile sich der Sprache zu bemächtigen und ihre Arbeit in der Stadt Madras zu

beginnen. Was für einen Eindruck aber ihr Exempel auf ihre Umgebung machte, das kann man aus einer Bemerkung erkennen, die sich in dem Tagebuch des ordinirten indobrittischen Predigers J. Bilderbeck findet. „Dieser Stadt," heißt es darin, „sind gelegentlich auch die Arbeiten der beiden ausgezeichneten Brüder zu gute gekommen, die sich für die Missions-Reisepredigt in diesem Lande vorbereiten. Nachdem sie der Sprache so weit sich bemächtigt, daß sie so ziemlich mit den Leuten zu reden im Stande waren, konnte man oft sehen, wie sie da und dort die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden in anspruchloser Weise zu fesseln und auf das zu lenken suchten, was zu ihrem Frieden dient. Wenn die Universität Cambridge sich rühmt, Würden und Ehren austheilen zu können, so darf sie nun sich der doppelten Ehre rühmen, daß der Herr aus ihrer Mitte Männer auserwählt hat, welche ihre Talente so edelmüthig der Sache Gottes unter den Heiden geweiht haben. O 'kommet dem Herrn zu Hülfe, zu Hülfe dem Herrn unter den Helden!'"

Nach Ragland's Ankunft, gegen Ende des Jahres 1853, begannen die drei Missionare und ein eingeborener Katechist ihre Wanderung im Norden der Tinnevelly-Provinz. Der Distrikt, der hiezu erwählt wurde, war der von Sivagasi, mit der Hauptstadt gleiches Namens. Er bildet den nördlichen Theil von der Provinz und ist mit Dörfern und Marktflecken wie übersäet. Die drei Missionare lebten größtentheils als Eine eng zusammengehörige Reisegesellschaft, obwohl ihre Zelte bei verschiedenen Ortschaften aufgeschlagen waren. Der Gewinn, der aus diesem Zusammensein hervorgieng, bestand hauptsächlich darin, daß sie so Gelegenheit hatten, immer wieder zu gemeinschaftlichem Gebet für ihr Werk sich zu vereinigen, ihren freudigen Muth durch brüderliche Liebe und Ermunterung zu stärken und ihre Kraft zu erneuern.

Am Schluß des ersten Jahres gaben diese Brüder folgenden allgemeinen Ueberblick über ihre Arbeiten: „Wir sind im Stande gewesen, beinahe den ganzen Distritt, den wir ursprünglich für unsre Reisepredigt ins Auge gefaßt hatten, zu durchwandern, nemlich 1200 Ortschaften, von denen 700 im Lauf des Jahres dreimal d. h. bei verschiedenen Gelegenheiten, die übrigen einmal besucht wurden. Unsre Zelte waren fast jedesmal eine Woche lang an einem Orte aufgeschlagen, von wo aus wir dann Morgens und Abends die umliegenden Dörfer mit dem Worte des Lebens besuchten. Außer diesen Predigten

in den Dörfern hatten wir in der Regel den Tag über viele Besuche in unsern Zelten. An etlichen Punkten kamen die Leute in Schaaren zu uns, um sich über den Weg des Heils weiter zu erkundigen."

In dem vorliegenden Abriß ist es nur möglich, eine einzige kurze Schilderung zu geben von der Lebensweise dieser ausgezeichneten Knechte des Herrn, in Mitten ihrer Predigtwanderungen im nördlichen Tinnevelly. Sie ist genommen aus einem Berichte, welchen Prediger William Knight (sprich Neit) über seine Visitationsreise in Indien abgestattet hat.

„Das große Geheimniß der gesegneten Wirkungen dieser Missions-Reisepredigt," schreibt er, „liegt in dem Gebetsgeist, von dem Alles getragen und durchdrungen ist. Gebet ist die Luft, in der die Missionare leben. Morgens, ehe sie zur Predigt ausziehen, knieen die Brüder nieder, um sich vom Herrn Gedanken, Worte, Fluß der Rede und insbesondere solche Zuhörerschaften zu erbitten, die nicht lästern und nicht kalt und gleichgültig bleiben. Das erste, was sie nach ihrer Rückkehr vornehmen, ist abermals Gebet, in welchem sie den ausgestreuten Samen dem Herrn empfehlen, der allein ihn befruchten kann. Dann folgt der Mittagsgottesdienst in der Tamilsprache für die Knechte; dann stille Betrachtung der englischen Bibel und Gebet. Vor dem Auszug zur Abendpredigt wird wieder des Herrn Geleite erfleht; und der Tag schließt damit, daß das ganze Tagwerk Seiner segnenden Pflege empfohlen wird. Dieß ist die Geschichte eines jeden Tages. Sollte Er, der uns zu diesem Werke Befehl und Verheißung gegeben, Seinen Segen vorenthalten können? Und wird Er nicht das segnen, was in Ihm und für Ihn gethan wird? Ja Er segnet es, Er erfrischt den sinkenden Muth, Er gibt Kraft, Ausdauer, freudige Hoffnung; und zu Seiner Zeit — schon sieht es des Glaubens Auge — wird Er die Arbeiten Seiner betenden Knechte legitimiren und krönen, und diese dürre Einöde wird grünen und blühen wie ein Garten Gottes."

Wir fügen hier ein Schreiben ein, das ein amerikanischer Missionar aus Madura (Süd-Indien) an seine Freunde in Boston gerichtet hat. „Als ich mich im Anfang des Jahres 1854," schreibt er, „auf einer Reise befand und eines Morgens eben ein Reisehaus, das an der Straße von Madura nach Tinnevelly liegt, erreicht hatte, trat bald hernach ein englischer Missionar zu mir ein, der in der Nähe sein Zelt aufgeschlagen hatte. Er blieb nur wenige Minuten,

aber, ehe er wieder Abschied nahm, schlug er mir vor, ob wir uns nicht im Gebet vereinigen und den Segen Gottes auf unsre Arbeiten herabflehen wollten. Ich fand mich dazu mit Dank und Freude bereit, und lud ihn dann zum Mittagessen bei mir ein, was er freundlich annahm. Als er sich zu diesem Ende gegen drei Uhr wieder einfand, stellte ich ihm meinen einzigen Stuhl vor meinen kleinen Reisetisch, während ich selbst auf meinem Koffer Platz nahm; zugleich gab ich ihm mein einziges Trinkglas, während ich mit einer oberen Tasse mich begnügte. Dessenungeachtet war mir das einfache und geringe Mahl mit diesem theuern Knechte Gottes ein unvergeßlicher Genuß. Nach demselben vereinigten wir uns wieder im Gebet und schieden dann unter brüderlichem Händedruck. Ich werde dieses Begegnen nie in meinem Leben vergessen. Nie habe ich einen Mann gesehen, in welchem Gelehrsamkeit, feine Bildung, Liebe, Demuth und Selbstverläugnung in so wunderbarer Weise vereinigt waren. Sein Name ist Ragland." *)

Es dürfte nicht unpassend sein, auch von dem theuren Manne selbst ein Schreiben hier einzufügen. Es ist dasselbe um so anziehender, als es in der lieblichsten Kindeseinfalt an seine kleine Nichte in England gerichtet ist. „Laß mich dir, meine liebe B.," schreibt er, „etwas von dem erzählen, was ich in den letzten zwei oder drei Wochen getrieben habe. Mit Herrn Fenn und Herrn Meadows, welche, wie du weißt, mit mir umherwandern, um den Heiden in Nord-Tinnevelly das Evangelium zu predigen, war ich kürzlich in Palamkotta, welches etwa 18 Stunden von der Gegend entfernt ist, wo wir gewöhnlich uns aufhalten. Wir besuchten bei dieser Gelegenheit viele Dörfer im Süden von Palamkotta, wo sich viele Christen befinden, und hielten dort unsre jährlichen Missionsfeste. Im Lauf von acht Tagen sprachen wir bei neun solchen Missionsversammlungen, und am Sonntag hielt ich überdieß noch die Missionsfestpredigt.

„Bei diesen Versammlungen geht es so ziemlich gerade so zu, wie bei denen in England. Doch hält man sie hier immer in den Kirchen, und natürlich sind die Anwesenden lauter Hindu's; wenn man aber nicht die schwarzen Gesichter und die dürftigen weißen Gewänder vor Augen hätte und nicht die fremde Sprache hören würde, so könnte man meinen, man sei in England. Denn wie bei euch,

*) Vergl. Journal of Missions 1859, p. 27.

so sitzt auch hier ein Präsident, und zwar in der Regel ein eingeborener Christ, im großen Lehnstuhl und leitet die Verhandlungen; es werden Reden gehalten, Lieder gesungen, Gebete gesprochen und Kollekten gemacht, wie daheim. Auch was in den Reden gesagt wird, ist meist eben so lieblich und eindringlich, als was man bei den Missionsfesten in England hört.

„Laß mich dir einmal Einiges von dem erzählen, was bei einer dieser Versammlungen in Alvaneri, wo sich ein ganz ausgezeichneter eingeborener Prediger, Namens Paramananthen Simon, befindet, gesprochen wurde. Nachdem meine lieben Begleiter und ich geredet hatten, folgte ein eingeborener Katechist, und dann ein sehr lieber Mann, ein Bauer, Namens Enoch, der erst vor sechs Jahren getauft wurde; zuletzt schloß der liebe Prediger Paramananthen Simon. Er sprach etwa 20 Minuten lang. Dabei knüpfte er an das an, was Herr Meadows in seiner Ansprache von einem kleinen Mädchen in der Sonntagsschule zu Cambridge erzählt hatte, welches jeden Monat etwas in die Missionskasse lege und täglich für ihn und andere Missionare zu beten pflege. An dieses anknüpfend sagte Simon: 'Ihr müßt nicht glauben, daß alle diejenigen, welche in England zur Mission Beiträge geben, reiche Leute seien. Als ich noch ein kleiner Knabe war, hörte ich oft sagen, alle Leute in England seien reich; es gebe dort keine Arme; und dafür gab man folgenden Grund an: — Wenn Jemand arm werde, so steuern seine Freunde zusammen und geben ihm 500 oder 1000 Rupies (1 Rupie = fr. 2. 50). Wenn er damit zu Ende sei, so steuern sie abermal zusammen und geben ihm das Doppelte. Sei er auch damit fertig und werde aufs Neue arm, so nehmen seine Freunde eine Flinte und schießen ihn zu todt. So gehe es, sagte man mir, in England zu, und deßhalb gebe es dort keine Arme. Die Leute aber, die nicht wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen, geben es her, damit man Missionare aussende und unterhalte. — Vielleicht saget ihr, meine Freunde: Wir sind so gar arm, und das Wenige, das wir geben können, hilft doch nichts; deßhalb ist es gleich, ob wir etwas geben oder nicht! Aber höret mir zu, ich will euch eine Geschichte erzählen. Ein Mann gieng einmal ans Ufer des Meeres, und sah mit Erstaunen die große Menge des Wassers. Dann sprach er zum Ocean: Meer, Meer, woher hast du all dieß Wasser? — Wie soll ich das wissen? antwortete der Ocean; aber frage jenen Fluß, der da herabgeströmt

kommt, vielleicht kann er es dir sagen. — Der Mann gieng zum Fluß und sprach: Fluß, Fluß, woher hast du all dein Wasser? — Das weiß ich nicht, erwiederte der Fluß; aber frage jene Waldbäche dort, die können's dir vielleicht sagen. — So gieng der Mann zu den Waldbächen und machte an sie die gleiche Frage. Sie aber antworteten: All unser Wasser kommt Tropfen um Tropfen aus den Wolken; so werden wir voll, so werden die Flüsse voll, und so wird der Ocean voll. — Nun, meine Freunde, so geht es auch mit dem Geld, das zur Mission gesteuert wird. Aus den kleinen Gaben, welche von vielen Armen dargebracht werden, werden endlich die vielen Tausende von Rupies, um welche man viele Missionare und Katechisten unterhalten kann.' — So sprach der liebe eingeborene Prediger. Dann fügte er hinzu: 'Mancher von euch wundert sich vielleicht, warum man ihn in früheren Jahren nicht zum Geben aufgefordert habe; und da sagt vielleicht Einer: Dieses Geldgeben, um den Heiden das Evangelium zu senden, ist Etwas Neues. Wenn es jetzt gut ist, warum ist es nicht schon früher gut gewesen? Und wenn es schon früher gut war, warum hat uns nicht schon Herr Rhenius und die andern älteren Missionare dazu aufgefordert? — Nun, das will ich euch sagen. Als ihr noch kleine Kinder waret, kleine unmündige Säuglinge, hat man euch da zum Arbeiten aufgefordert? Hat man da gesagt, ihr sollt gehen und umherlaufen? Haben euch nicht eure Mütter auf die Arme genommen und herumgetragen, und euch genährt und Alles für euch gethan, was ihr bedurftet? Als ihr aber älter wurdet, da mußtet ihr arbeiten und allerlei Werk thun. Nun so ists auch hier. Im Anfang, da ihr Christen wurdet, da haben Andere Alles für euch gethan; nun aber, da ihr nicht mehr kleine Kinder seid im Glauben, so sagt man euch, ihr sollet auch etwas arbeiten.'

„Ein anderer lieber Katechist, der bei einem andern dieser Missionsfeste sprach, sagte etwa folgendes: — 'Ihr wisset, wenn in einem Hause ein zweites Kind geboren wird, so wird das erste, auf welches anfangs die ganze Aufmerksamkeit der Mutter gerichtet war, mehr sich selbst überlassen; man trägt es nicht mehr auf den Armen umher, ja es muß bald auch der Mutter helfen, den neuen kleinen Bruder zu hüten und zu pflegen. Nun, wollt ihr wissen, wer eure kleinen Brüder sind? Es sind die Heiden in Nord-Tinnevelly. Ist es denn nun nicht eure Pflicht, etwas für sie zu thun, und besonders

für diejenigen unter ihnen, welche kürzlich erst Christen geworden sind? Und so könnet ihr das, was an euch gethan worden ist, euern englischen Freunden, und vor Allem eurem treuesten und besten Freunde vergelten, der im Himmel ist!'

„Ich hoffe, meine liebe B., du thust auch gerne etwas für die Mission, und betest auch für die Missionare und für ihre bekehrten Christen und für die Heiden. Das erste freilich, wofür ein Jeder sorgen muß, ist das Heil seiner eigenen Seele; ehe er das thut, kann er nichts zur Rettung anderer Seelen thun. Es nimmt mich Wunder zu wissen, ob meine liebe B. diesen ersten Schritt gethan hat. Ich hoffe es; und dann bin ich gewiß, sie wird auch den zweiten Schritt thun, der darin besteht, für die Seelen Anderer zu sorgen.

„Dein liebender Oheim T. G. Ragland."

So arbeiteten diese ausgezeichneten Knechte Christi mit unermüdlicher Treue und selbstverläugnender Hingebung an dem großen Werk der Heidenpredigt. Freilich Erfolge zeigten sich nicht so bald, als Ragland und seine Freunde erwartet hatten. Er hatte gehofft, daß zwei Jahre genügen werden, die gesegnete Wirkung dieses Versuchs ans Licht zu stellen. Allein nach Verfluß von fünf Jahren hatte nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Eingeborenen das angebotene Heil in Christo angenommen. Der Eindruck, der auf die Masse der Heiden gemacht worden, war nur sehr gering, und Alles, was man wahrnehmen konnte, war eben nur ein anständiges, jeweilen ehrerbietiges Zuhören, wenn das Wort gepredigt wurde. Die Volksmassen, die im Anfang die Einladung von sich gewiesen hatten, wiesen sie noch immer von sich. Nur wenige Seelen wurden durch die Taufe in die Gemeinde eingefügt; und überdieß waren diese wandernden Missionare nicht in dem Maaße, wie sie erwartet hatten, im Stande, die Sorge für die Neubekehrten einem andern fest stationirten Missionar zu übertragen. Es stellte sich heraus, daß dieselben zu fest an ihren geistlichen Vätern hiengen. Ein Missionar, Charles Every, wurde allerdings unter ihnen (in der Stadt Sivagasi) stationirt; aber er wurde nach kurzem Aufenthalt daselbst im August 1857 durch die Cholera zu seiner ewigen Ruhe abgerufen. Auch waren die drei Reiseprediger nicht im Stande, den Bitten des Volks um Gründung von Schulen, wenigstens in den wichtigeren Ortschaften jener Gegend, zu widerstehen.

Aber trotz alle diesem waren die Ergebnisse dieser Nord-Tinnevelly Mission groß und gesegnet, und sie haben es zur Genüge bewiesen, daß dieser Plan vom Herrn war. Dieser große Distrikt ist so durch und durch mit der Predigt von Christo erfüllt worden, daß man in Wahrheit von dem nördlichen Tinnevelly sagen kann, das Evangelium ist dort „in vollem Maaße" gepredigt worden. Auch sind unverkennbare Anzeichen vorhanden, daß ein bedeutender Zuwachs wirklicher Bekehrungen, wie sie die Missionare so lange und so geduldig ersehnt hatten, im Anzug ist.

Ein anderer Segen, den Niemand zuvor geahnt hatte, trägt den unverkennbaren Stempel eines göttlichen Gnadengeschenks in Antwort auf viel Gebet. Statt einer Eifersucht auf Seiten der Missionare im Süden, wie man sie hätte befürchten können, hat sich im Gegentheil nicht nur ein enges, starkes Band christlicher Theilnahme und Liebe zwischen beiden Theilen geknüpft, woraus den reisenden Missionaren viel Trost und Stärkung erwächst, sondern auch in die Christengemeinden des Südens selbst hat sich ein neues Leben des Missionseifers ergossen. Die Missionare des Nordens und Südens kommen periodisch zu Conferenzen zusammen, um ihre gegenseitigen Erfahrungen auszutauschen. Auf einer derselben machten Ragland und seine Mitarbeiter den Vorschlag, daß etliche der Katechisten für einige Zeit vom Süden in den Norden versetzt werden möchten, um dort zu arbeiten; und die Brüder gaben freudig etliche ihrer besten Leute dafür her. Wiederum schlugen die Reiseprediger vor, die eingeborenen Christen im Süden sollten die Ausgaben dieser reisenden Katechisten jedesmal während ihrer zwei- bis dreimonatlichen Arbeit im Norden von sich aus bestreiten; und diese eingeborenen Gemeinden haben der Aufforderung aufs freudigste entsprochen und nach und nach die Reiseausgaben von 30 bis 40 Katechisten (in der Regel 10 bis 12 zu gleicher Zeit) getragen. Wenn dann die Katechisten zu ihren Gemeinden zurückkehren, so erzählen sie von ihren Missionsarbeiten, und dieß erweckt unter Jenen neuen Missionseifer für ihre näheren und ferneren heidnischen Landsleute. Schon dieser einzige Gewinn erfüllte die Seele Ragland's, während er auf noch andere Erfolge harrte, mit Lob und Dank gegen seinen Heiland, und war ihm ein reicher Ersatz für alle Mühe, die ihm der Entwurf dieses Planes und seine fünfjährigen verläugnungsvollen Wanderungen gekostet.

Mitten in dieser herrlichen und gesegneten Laufbahn, während er

mit gegürteten Lenden und mit hellbrennender Lampe seinen Weg zog, kam der Ruf Gottes an Ragland. Der Meister klopfte an, und der Diener war ohne Zögern bereit, ihm aufzuthun. Sein Reisegefährte, David Fenn, schildert die letzte Scene seines Erdenlaufes in einem Schreiben an Missionar Royston, Sekretär der Lokal-Kommittee in Madras.

„Sivagasi, den 26. Okt. 1858.

„Mein theurer Bruder, — Unsre Mission in Nord-Tinnevelly ist abermals von einem schweren Schlag betroffen worden. Ich weiß kaum, wie ich dir darüber schreiben soll. Aber es ist der Herr, der es gethan, und der Herr ist bei uns, und wird bei uns sein auch in der Anfechtung. Zwar hätten wir im Blick auf unsern Verlust, den wir erlitten haben, fast sagen mögen: 'Herr, nimm unsrer Mission alles Andere, nur das nicht;' und doch, nun da wir's verloren haben, was kann ein gezüchtigtes Kind anders sagen als: 'Vater, Dein Wille geschehe!' Und nun, geliebter Freund und Bruder, wirst du in etwas auf die Nachricht vorbereitet sein, daß Gott, in Einem Augenblick, ohne die leiseste Vorandeutung, die Seele unsres theuern Bruders Ragland zu sich genommen hat. Durch eine gnädige Fügung des Herrn befanden wir uns eben in dem Missionshaus zu Sivagasi. Es war diesen Morgen, daß er in seinem gewohnten Wohlsein zwei Stunden früher als sonst erwachte, wobei er den hellen Mondschein für den anbrechenden Tag nahm; er fertigte einen Boten mit englischen Briefen ab, die er gestern geschrieben, darunter auch einen für dich. Als er seinen Irrthum wahrnahm, gieng er nicht wieder zu Bette, denn er fühlte sich, wie er sagte, so ganz und gar wach. So beschäftigte er sich eine Stunde lang mit Gebet und Bibellesen, und gieng mit Tagesanbruch ein wenig in der Morgenkühle spazieren. Nach dem Frühstück machten wir uns mit einander an die Arbeit und schickten uns an, unsre wöchentlichen Briefe zu schreiben, um sie dem Boten, der eben mit dem Brodvorrath angekommen war, nach Palamkotta mitzugeben. Ganz nach seiner Art sagte er, der Theure: 'Laß uns erst Gottes Segen erflehen für das, was wir schreiben wollen.' Dann sprach er ein Gebet, worin er eines Jeden, von dem wir in der letzten Zeit Briefe erhalten oder sonst gehört hatten, besonders gedachte, die Bedürfnisse eines Jeden dem Herrn vortrug und um Seinen Beistand zur Beantwortung der Briefe flehte. Darauf setzten wir uns zum Schreiben nieder. Der Bote nach Palamkotta

wurde abgefertigt, ein zweiter nach Paneiadipatti, und eben hatte unser Freund einen Brief an Satthianadhen beendigt, den ein dritter Bote sammt einem Paket nach der Morgenandacht nach Strevillipatthur mitnehmen sollte. Dann legte er sich etwas erschöpft auf das Ruhebett, während ich in einem eben angekommenen Missionsblatt zu lesen anfieng, bis die Leute zur Morgenandacht bereit waren. Als diese kamen, las ich ein Kapitel, machte einige Bemerkungen darüber und betete. Es war mir aber, als bemerkte ich, wie er beim Niederknieen etwas erschöpft sei; auch schien er etwas hinunter zu schlucken.

„Gleich nach dem Gebet gieng er in das Badgemach, rief mir aber sehr bald. Ich eilte hinein. 'Lieber Bruder,' sagte er, als ich eintrat, 'erschrick nicht, das ist Blut,' indem er auf das deutete, was er ausgespuckt hatte. Dann gieng er mit mir zurück nach dem Ruhebett, wobei ihm aber fortwährend Blut in den Mund kam. 'Ich bin in Gottes Hand,' sagte er, oder etwas der Art. Als er aber sah, daß das Blut immer stärker kam, sprach er in großem Ernst ein kurzes Gebet oder einen Vers aus der Schrift, ich erinnere mich nicht mehr deutlich, was es war, warf seinen Rock ab, öffnete den Hemdkragen, lispelte mit einem seligen Lächeln den Namen Jesus, und fiel auf das Bett nieder. Kaum zwei Minuten, glaube ich, nachdem er mich in die Badekammer gerufen hatte, war sein Geist bei dem Herrn.

„Erst gestern war es, daß er mit mir über die Frage sprach, die seine Gedanken so oft beschäftigte, ob die abgeschiedene Seele des Gläubigen mit Bewußtsein beim Herrn sei und nicht in einem Zustande des Schlafs, und sagte: die Worte 1 Thessal. 5, 10: 'Der für uns gestorben ist, auf daß, wir schlafen oder wachen, wir zugleich mit Ihm leben sollen,' scheinen ihm ganz entscheidend; und dann führte er noch die Worte an: 'Außer dem Leibe und daheim sein bei dem Herrn.' Der Gedanke an den Tod beschäftigte in der letzten Zeit vielfach seine Gedanken, obgleich er, wie ich glaube, nicht an einen plötzlichen Tod dachte. Er hatte vor Kurzem eine lange Unterredung mit mir über seinen Husten und besonders über seine Schwäche, welche augenscheinlich zunahm, obschon er sich öfters Ruhe vergönnte. Er war fest überzeugt, daß seine Lungen angegriffen seien, und hielt es für wahrscheinlich, daß er seine frühere Kraft nie wieder erlangen werde; dabei war er nach viel Nachdenken so ziemlich zu dem Entschluß gekommen, hier zu bleiben und dabei so viel zu thun, als er eben

könne, — Briefe schreiben, Rechnungen führen, Rath ertheilen, Plane entwerfen, — und seine Stimme so viel als möglich zu schonen. Es machte diese Mittheilung damals einen schmerzlichen Eindruck auf mich; denn ich hatte geglaubt, nur seine Leber, nicht seine Lunge sei der leidende Theil. Gleichwohl fühlte ich, was für eine große Hülfe es für uns sein würde, wenn er auch ohne viel Arbeit noch drei oder vier Jahre länger bei uns verweilen könnte.

„So eben habe ich dem theuern, unvergeßlichen Bruder noch einmal ins Angesicht geschaut. Es ist so ruhig und friedevoll. Ich bin allein mit ihm im Zimmer; denn meine tiefbetrübten Leute sind zur Ruhe gegangen. Draußen hört man den Hammer des Zimmermanns, der sein letztes Ruhebett bereitet. Heute Abend oder Morgen früh erwarte ich Joseph Cornelius, den theuern Satthianaden und Andere; dann werde ich nicht mehr allein meinen Schmerz tragen müssen, sondern viele trauernde Herzen und weinende Angesichter werden mich umgeben.

„Nun, es ist abermals Einer hinzugekommen zu den

Zehntäusend sel'gen Harfenschlägern,
Die droben Gottes Lob erhöhn;
Jesus regiert, die Himmel jauchzen,
Jesus regiert, die Liebe siegt.

Abermals ist ein erlöster Sünder allem Leid entronnen und stimmt nun ein in den Jubelchor: Preis und Ehre sei Dem, der uns geliebet hat und hat uns gewaschen von unsern Sünden mit Seinem eigenen Blut! Erst vorgestern war es, daß er, nachdem ich ihm Psalm 89 vorgelesen, äußerte: 'Ich denke oft, und ich glaube, man hat guten Grund für diese Auslegung, — daß der fröhliche Ausruf: Wohl dem Volke, das jauchzen kann (V. 16.), sich auf das Loblied bezieht: Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und Seine Güte währet ewiglich.' Einer seiner Lieblingstexte war: 'Warten auf die Gnade unsres Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben;' und wiederum: 'Deine Güte, Herr, sei über uns, wie wir auf Dich hoffen.'

„Ich habe diese vier Tage, die ich mit ihm im Bangalo (Missionswohnung) zubrachte, recht innig genossen. Ich glaube sagen zu können, unsre Herzen haben sich in den letzten acht oder zehn Tagen mehr als sonst zu einander hingezogen gefühlt, und der Selige sprach mehr als einmal es aus, daß er es als eine besondere Gnade von Gott betrachte, daß wir einander so lieb haben konnten.

„Ich glaube kaum, daß je einer der Knechte Christi tieferen Schmerz über die Sünde empfand und ein zerschlageneres und gedemüthigteres Herz in sich trug, als er. Er hat aber auch den reichen Segen davongetragen, der einem solchen Herzen verheißen ist. Ja, er war gesegnet!

O Gottes Kind, o Erbe aller Herrlichkeit,
Welch' reiches Loos ist dein!
Der Allmacht Hand ist dir zum Schirm bereit,
Ein offnes Ohr für jeden Hülferuf;
Ein Gang voll Ehren, ein friedvolles End'
Und über Alles dort die Seligkeit!

„Uns aber, die wir hienieden zurückbleiben (für wie viele Monate oder Tage oder Stunden, wissen wir nicht), ruft er zu: 'Du aber sei nüchtern in allen Dingen, erdulde das Ungemach, thue das Werk eines Evangelisten, richte dein Amt völlig aus. Denn ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird!'

„Betet für mich, theure Brüder, und für unsern armen verwaisten Distrikt. Theurer Ragland! Er war in den letzten vier Monaten mehr als je voll Hoffnung, daß wir ein Regen unter den Todtengebeinen, ein Nahen des lebendig machenden Odems aus den vier Winden bald werden sehen dürfen; und nun, wenn derselbe kommt, so darf er es nicht mehr sehen, es sei denn, daß sein befreiter Geist noch von Oben herab auf diesen Ort irdischer Mühsal herniederschaut.

„Es war eine große Gnade, daß sein rascher Heimgang nicht stattfand, ehe ich nach Sivagasi kam, noch auch unmittelbar nach meiner Ankunft, so daß ich nicht mehr Zeit gehabt hätte, mit ihm Alles durchzusprechen. Wir hatten Gelegenheit, über Alles zu reden, was während meiner letzten Wanderung unter den Gemeinden umher vorgekommen war; über etliche Punkte, in welchen ich ihn anderer Meinung zu finden fürchtete, sprach er seine volle Zustimmung aus. O wie köstlich wird es sein, in der Herrlichkeit droben alle die Wege in gemeinschaftlicher seliger Unterhaltung zu überschauen, auf denen uns der Herr durch dieses Leben geführt hat!

„Ist der liebe Meadows bei dir, so theile ihm dieß Schreiben mit. Thue Alles, ihn bei seiner Angegriffenheit zurückzuhalten, daß

er nicht sofort nach Nord-Tinnevelly komme, was er vielleicht unter diesen Umständen für seine Pflicht hält. Ich habe die drei lieben eingeborenen Brüder bei mir; und was mehr ist als Alles, — der Herr Jesus ist mir immer nahe. In herzlicher Liebe

Dein Bruder David Fenn!"

Zu diesem Schreiben fügen wir noch den Ausdruck der Achtung und Liebe, den die Lokal-Kommittee in Madras bei der schmerzlichen Nachricht von Ragland's Heimgang in ihre Protokolle am 9. Nov. 1858 niederlegte. Er lautet also:

„Die Kommittee kann diese Schmerzenskunde nicht vernehmen, ohne ihrem tiefen Leidwesen Ausdruck zu geben, das sie bei dem Verlust eines so ausgezeichneten Missionars empfindet.

„Wenige unter den vielen theuern Knechten Christi, mit denen wir in näherer Verbindung stehen durften, haben nach unsrer Ueberzeugung mehr für die Sache der Mission in Süd-Indien gethan, als dieser an Gottseligkeit, Demuth und selbstverläugnender Hingebung so hoch hervorragende Mann. Es gefiel dem Herrn, der 'einem Jeglichen insonderheit zutheilt, nach dem Er will,' ihn mit einem ungewöhnlichen Maaß geistiger und sittlicher Gaben auszurüsten, die ihm in Folge treuer Ausbildung eine ausgezeichnete Stelle auf seiner Universität und in seinem College sicherten. Allein die viel edlere Gabe tiefer Demuth und wahrhaft geistlicher Gesinnung, verbunden mit einer Alles durchdringenden Liebe zu dem Herrn Jesus, und großer, nur auf Ein Ziel gerichteter Einfalt, setzte ihn in den Stand, alle seine natürlichen, wie seine durch treuen Fleiß errungenen Gaben auf Einen herrlichen Endzweck hinzulenken, — auf die Mehrung der Ehre Gottes durch die Verkündigung des Evangeliums von seinem geliebten Sohne unter den Heiden.

„Dreizehn Jahre glücklichen Verkehrs mit ihm in diesem Werk haben uns in überfließendem Maaße Zeugniß gegeben von der Reife und Gediegenheit seines christlichen Charakters, von der Uneigennützigkeit seiner Arbeiten und von seiner unwandelbaren Hingebung an das, was er als die Pflicht des Missionars erkannte. Sowohl als Sekretär dieser Kommittee, als auch als einfacher, wandernder Evangelist, hat er jederzeit eine bewundernswürdige Vereinigung von gesundem Urtheil, von Thätigkeit, Kraft und Liebe an den Tag gelegt. Betender Fleiß und tiefe Selbsterniedrigung waren Hauptzüge seines Charakters.

„Die Kommittee kann es nur betrauern, daß die Mission eines

so trefflichen Arbeiters beraubt wurde; aber sie fühlt sich zugleich zu besonderm herzlichen Danke gegen den Herrn der Ernte verbunden, daß sie mit einem so treuen und geliebten Mitarbeiter für längere Zeit in Gemeinschaft stehen durfte. Und während sie sich im Geiste mit dem hingeschiedenen Bruder freut, daß er ruhet von seiner Arbeit und eingegangen ist in die Freude seines Herrn, will sie auch anhalten am Gebet, daß Andere, die ihm gleich sind, aufstehen mögen, um in das Werk einzutreten, dem er so plötzlich und, wie es scheint, eben am Vorabend eines Tags der Ernte entrissen ward.

„Auf diesem Arbeitsfeld, auf dem so viel gebetet und so viel gelitten worden ist, ruht nun das Auge der Kommittee mit besonderer Theilnahme, nachdem im Lauf von vierzehn Monaten drei theure Arbeiter ihr Leben auf demselben geopfert haben. Und während sie denjenigen Muth zuspricht, die im Vertrauen auf die göttliche Verheißung eines endlichen Erntetages noch daselbst arbeiten, läßt sie an Andere den Aufruf ergehen, sich an dieselben in diesem herrlichen Werke anzuschließen und als rechte Mitarbeiter am Reiche Gottes nicht zuzugeben, daß Jene allein die Last und Hitze des Tages tragen sollen." —

Diese Lebensskizze ist ihrer Natur nach viel zu kurz, als daß die vielen schönen und erhebenden Züge in Ragland's Charakter, die sich allen seinen Freunden daheim und draußen so tief eingeprägt haben, in ihr volles Licht hätten können gestellt werden. Wir fügen nur noch Eine Bemerkung hinzu. Wir haben auf die wunderbare Vorbereitung hingewiesen, durch welche Ragland schon in seinen jungen Jahren unbewußt zu seinem künftigen Amt erzogen wurde, — auf seine frühe Gewöhnung an geordnete Thätigkeit, auf die Ausbildung seiner geistigen Kräfte, auf seinen „betenden Fleiß", auf seine Erfahrung im geistlichen Amte. Da stand ein junger Prediger, der in ausgezeichnetem Maaße geeignet, ja man möchte sagen, absichtlich vorbereitet war für eine bedeutungsvolle Missionsarbeit. Und doch ahnte er selbst es nicht. Als aber die Sache auf seinem eigenen Zimmer, obschon ohne absichtliche Beziehung auf ihn selbst, besprochen wurde, da bringt der Ruf in sein Gewissen; er überlegt betend, ruhig, Schritt für Schritt die Frage, was seine eigene Pflicht sei; er verläßt Alles, um den Weg der erkannten Pflicht zu betreten, und findet auf demselben jene Seligkeit, die von dem Bewußtsein der Nähe des Herrn ausgeht; er darf ein gutes und großes Werk ausrichten, das

seinen Namen in den christlichen Annalen von Cambridge mit glänzenderen Ehren schmücken wird, als wie sie eine Universität zu ertheilen vermag. Der doppelte Titel, den er trägt: „Senior Fellow des Corpus Christi College in Cambridge" und „Missions-Reiseprediger in Südindien" wird hinfort vor den Gliedern der Universität den Namen eines Missionars als einen Ehrennamen erscheinen lassen; nach dem Urtheil der Kirche Christi aber wird diese Ehre zurückfließen auf die Universität, von welcher der Missionar zu seinem heiligen Werke ausgezogen ist.

Vielleicht ist da oder dort ein junger Mann auf unsern Universitäten oder ein junger Prediger bereits im Amte, auf welchen das Durchlesen dieses Lebensabrisses wie ein persönlicher Ruf an ihn selber wirkt. Wir schließen mit einem Worte der heiligen Schrift, über welches Ragland im Winter 1844 zu Cambridge eine Predigt hörte, und das bei ihm in der Frage, ob er in die Mission einzutreten habe, den Ausschlag gegeben zu haben scheint, — das Wort Phil. 2, 21: „Sie suchen Alle das Ihre, und nicht das, was Christi ist." Der Herr segne das Gedächtniß dessen, von dessen leuchtender Laufbahn wir ein unvollkommenes Bild gezeichnet haben.

Missionsliteratur.

Ishmaël, or natural history of Islamism and its relation to Christianity, by the Rev. Dr. J. Muehleisen Arnold, formerly Ch. Missionary in Asia and Africa, and late Chaplain of St. Mary's Hospital, London. Printed by J. B. Metzler, Stuttgart. 1859.

Seit dem letzten orientalischen Krieg und den bald darauf folgenden blutigen Aufständen in Indien hat die muhamedanische Welt die Aufmerksamkeit wieder mehr als je auf sich gezogen. Man schien nach und nach vergessen zu haben, welch scharfer, unversöhnlicher Gegensatz zwischen dem Islâm und dem Christenthum besteht, und was für ein tiefer, unaustilgbarer Groll dem Muselman gegen den Giaur innewohnt. Man hoffte und Viele hoffen noch, die Nachfolger des falschen Propheten auf dem allmähligen Wege der Reform für die christliche Civilisation gewonnen und sie trotz ihres Verharrens beim Islâm als ebenbürtige Glieder in die Reihe der gebildeten Nationen eintreten zu sehen. Wer in den letzten Jahren Augen hatte zu sehen, der hat zunächst auf dem Wege äußerer Erfahrung erkannt, daß die muhamedanische Welt heute noch wesentlich dieselbe ist, wie vor Jahrhunderten. Mancher ist geneigt, dieß der wilden,

tückischen Nationalität der asiatischen Völker zuzuschreiben, und in einer Beziehung mag dieß wahr sein; allein der wahre Grund liegt tiefer, er liegt vor Allem in der innersten (religiösen) Natur des Islâm. Eben diese letztere aber ist nicht nur im Allgemeinen unter uns viel zu wenig bekannt, sondern selbst unter den Männern der Wissenschaft, ja auch unter den Missionaren, die täglich in persönlichem Verkehr mit Muselmanen sich befinden, herrscht darüber große Unkenntniß. Es ist dieß doppelt zu bedauern, weil daraus sowohl falsche Hoffnungen für die muhamedanischen Völker, als auch verkehrte Maßregeln zu ihrer Erneuerung hervorgiengen.

Aus diesem Grunde haben wir mit herzlicher Freude ein Buch begrüßt, das einen neuen und nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß des wahren Wesens des Islâm liefert. Missionar Dr. Mühleisen Arnold, der, nachdem er die Missionsschule von Basel durchlaufen hatte, im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft eine Zeitlang in Ostafrika, dann auf der Westküste Indiens gearbeitet, endlich aber, als er aus Gesundheitsrücksichten das praktische Missionsfeld verlassen mußte, seine freie Zeit für gründliche Studien benützt hat, gibt in seinem „Ishmaël" die Resultate seiner persönlichen Beobachtungen und seiner wissenschaftlichen Forschung. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste umfaßt die Entwicklungsgeschichte, die Lehre und den Charakter des Islâm. In acht Kapiteln werden dabei „die Vorläufer Muhameds," „das Land seiner Geburt," „das Zeitalter, die Geschichte und der Charakter Muhameds," „die Geschichte und die Lehren des Korân," „was Muhamed von dem Judenthum," und „was er vom Christenthum geborgt hat," „die Ausbreitung und der Erfolg des Islâm," und endlich „der Charakter und Einfluß des Islamismus" abgehandelt. Dieser erste Theil enthält unzweifelhaft reiche, gründliche und auf tüchtiger Forschung beruhende Belehrungen, und darf als der gelungenste Theil des Buches betrachtet werden. Wer noch dazu das in zweiter Auflage (1858) erschienene treffliche Büchlein von Missionar Dr. Pfander: „Remarks on the nature of Muhammadanism, Traditions" nachliest, der wird ein vollständiges, wahres und zugleich ergreifendes Bild des muhamedanischen Wesens erhalten.

Der zweite Theil des „Ishmaël" stellt das Christenthum und den Islamismus einander gegenüber. Nach einigen einleitenden Bemerkungen handelt der Verfasser zuerst in zwei Kapiteln „die Integrität des A. und N. Testaments" ab, stellt dann im 3. Kapitel „die Bibel und den Korân", im 4. „die christliche Dreieinigkeitslehre und den muhamedanischen Begriff von der Einheit Gottes," im 5. „Christus und Muhamed" einander gegenüber. Dieser Theil, so viel Schönes und Wahres er auch enthält, ist doch in seiner ganzen Art und Haltung mehr auf englische Leser berechnet, bei denen deutsche theologische Gründlichkeit noch nicht die ihr gebührende Würdigung gefunden hat. Gleichwohl gibt der Verfasser namentlich denjenigen Missionaren, welche es mit Muselmanen zu thun haben, sehr beachtenswerthe und lehrreiche Winke, und es ist gewiß richtig, was Miss. Dr. Krapf, der selbst so viel mit Muhamedanern zu thun hatte, sagt:

„Es ist ein Handbuch, das kein Missionar, der unter Moslemen arbeitet entbehren kann.“

Im Schlußkapitel wird noch einmal in einem „allgemeinen Ueberblick“ das Ganze überschaut und unter dem Titel „Agenda“ die praktische Seite der Sache hervorgehoben. Und hier haben wir noch zu bemerken, daß der Verfasser die Bildung einer „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums [ausschließlich] unter den Muhamedanern“ anzubahnen wünscht, und für diesen Zweck auch den Ertrag der Schrift und aller darauf verwandten Mühe bestimmt hat.

Wir empfehlen das Buch Allen, die sich mit dem Charakter des Erbfeindes der Christenheit und mit dem Wesen seiner Lehre bekannt machen wollen, aufs Angelegentlichste, und hoffen, daß auch durch diese Schrift die Sache und Ehre unsres großen Königs gefördert werde.

Missions-Zeitung.

Die Freundschafts- und Fidschi-Inseln.

Die Scenen auf Tahiti, wo sich vor Jahren römische Priester in die herrlichen Arbeitsfelder der evangelischen Mission mit roher Gewalt eingedrängt und dann den weltlichen Arm Frankreichs zur Unterdrückung des armen Volkes herbeigerufen haben, scheinen sich in der Südsee da und dort immer wiederholen zu wollen. Am 7. Juli 1858 kam ein französisches Schiff vor Lifuka, zur Gruppe der Freundschafts-Inseln gehörig, vor Anker und schickte sich an, einen französischen Priester samt einem „Bruder“ ans Land zu setzen. Der Statthalter der Insel, Bruder des eingeborenen bekehrten Königs Georg, erklärte einestheils, daß er keine Erlaubniß habe, Fremde auf der Insel landen und sich ansiedeln zu lassen, ohne zuvor des Königs Gestattung einzuholen, und bat deßhalb um kurzen Verzug, bis er dessen Antwort durch einen Expressen eingeholt habe; anderntheils gab er zu verstehen, daß es besser wäre, wenn die katholischen Priester auf andere benachbarte Inseln sich begäben, die noch heidnisch wären, indem sie selbst in Lifuka bereits das Christenthum angenommen und christliche Lehrer bei sich hätten. Die franz. Priester giengen darauf nicht ein, sondern begehrten sofortige Ausschiffung und Landung. Als der Statthalter kraft seiner Verantwortlichkeit dieß verweigerte, dabei aber wiederholt nur um einen kurzen Verzug bat, riefen die Priester ein in der Nähe stationirtes französisches Kriegsschiff „Le Bayonaise“ und fuhren damit vor Tonga, des Königs Residenz. Hier wurde dem König am 31. Juli ein Dokument unter Androhungen von Gewalt zur Unterzeichnung vorgelegt, worin von ihm verlangt wird: 1. sofort den Statt-

halter von Lifuka abzusetzen; 2. die kathol. Missionare, ihre Diener und ihr Gepäck nach Lifuka ungesäumt bringen zu lassen; 3. ihnen ein Grundstück dort anzuweisen, das eben so groß sei, als das, welches die protest. (Wesleyaner) Missionare inne haben, und es mit einem Zaun einzufassen; endlich 4. auf diesem Grundstück zwei Häuser, jedes acht Klafter lang und vier breit, zu bauen, wobei das Holz, die Säulen, die Bedachung und alles Material von derselben Art sein müsse, wie bei den Häusern der protest. Missionare. Beide Häuser müssen in drei Monaten fertig sein.

Der König wünschte die Vermittlung einer dritten unpartheiischen Nation; aber vergebens. Er bat um Verwandlung der auferlegten Büßung in eine Zahlung von Geld; umsonst. Nur die Absetzung seines Bruders, des Statthalters von Lifuka, wurde zurückgenommen, „falls sein Betragen gegen die Katholiken während der nächsten drei Monate, wo der Häuserbau stattzufinden habe, befriedigend sei.“

Man sieht, wie dieselben Anhänger Roms, welche das protestantische Bekenntniß von allen katholischen Staaten wie eine Pest ausschließen, ihrerseits gegen protestantische schutzlose Nationen zu verfahren geneigt sind. Wir hoffen aber, daß die Bibel, die in den Händen und Herzen der Freundschafts-Insulaner ist, eine bessere Schutzwehr gegen römischen Irrthum ist, als alle politischen oder kriegerischen Maßregeln nicht sein könnten. —

Die Lehre, welche diese neue Aggression Frankreichs auf die wehrlosen, durch die protest. Mission für die Menschheit wiedergewonnenen Inseln der Südsee gegeben, hat sich der König der Fidschi-Inseln zu nutze gemacht. Diese Gruppe liegt zunächst im Westen der Freundschafts-Inseln, im eigentlichen Centrum der Südsee, und umfaßt 211 größere und kleinere Inseln, von denen die größte 120 Stunden, die zweitgrößte 100 St. im Umfang hat. Diese beiden Hauptinseln sind zusammen so groß als Belgien. Es sind jedoch nur 80 Inseln der Gruppe bewohnt. Fast jedes Eiland besitzt wenigstens Einen herrlichen Hafen, von denen mancher für eine ganze Flotte Raum genug böte. Das Klima ist gesund und gleicht dem von Ceylon. Die Erzeugnisse sind mannigfaltig und überaus reich; aber nicht der hundertste Theil des anbaufähigen Landes, das fast ohne Arbeit seine Bewohner nährt, ist wirklich angebaut. Aus den 200,000 Einwohnern der Gruppe, welche bis vor kurzer Zeit sich selbst im gräulichsten Kannibalismus fast aufgezehrt hatten, haben zwischen 50 bis 60,000 das Christenthum angenommen, und der König selbst, Thakombau, einst unter den Kannibalen einer der ärgsten, ist nun der eifrigste Bekenner des Evangeliums.

Ein Schreiben des Miss. Waterhouse von dort bittet aufs Beweglichste um Nachsendung neuer Arbeiter. „In einem Kreis [das ganze Gebiet ist in Missions-Kreise oder Circuits eingetheilt] haben wir 4600 Abendmahlsgenossen, vertheilt über 26 Inseln, unter der Leitung eines einzigen Missionars! Ein anderer Missionar hat 10,000 Kirchgänger (wovon 2095 Kommunikanten) unter seiner Pflege. Mit meiner Station sind (im J. 1857) 32 Kapellen und 49 andere Predigtplätze verbunden, in denen sich am 24. Mai 10,015 Kirchgänger einfanden.

Kommunikanten sind es 1373, Taufbewerber 722. In zwei Jahren haben mehr als 2000 Eingeborene fließend lesen gelernt. Im Jan. 1857 entließ der König feierlich alle seine 80 Nebenweiber."

Waterhouse stellt dann das noch bestehende Heidenthum auf Fidschi mit den zum Christenthum bekehrten Stämmen zusammen: „Der Zustand des heidnischen Fidschi ist über alle Beschreibung schrecklich. Jedermann's Hand ist erhoben gegen seinen Nächsten. Krieg, Mord, Kannibalismus, Erdrosseln und Verwüstung des Eigenthums sind täglich vorkommende Dinge. Hier sieht man, was eine Nation ist ohne Gott, ohne Hoffnung, ohne Jesus, ohne Erlösung, ohne den heiligen Geist, ohne Reinigkeit des Herzens. Während ich dieß schreibe, stöhnen die Leidenden, die Gefangenen jammern, die Verstümmelten winseln, die Wittwen werden erdrosselt, die Waisen wehklagen, die Todestrommel ertönt und der wirbelnde Rauch der Oefen, in welchen Menschen gebraten werden, steigt zum Himmel auf als ein Zeuge wider Fidschi.

„Vergleiche damit die christlichen Stämme. Der Mörder wird gehenkt als einer, der des Lebens unwürdig ist. Die Vielweiberei ist aufgegeben. Gehts in den Krieg, so geschieht es nur, um gegen wilde Barbarei sich zu schirmen, und dann waltet Menschlichkeit in den Reihen der Kämpfer. Die Wehrlosen werden verschont, die Todten, statt sie zu essen, werden begraben und die Reumüthigen begnadigt. Die Wittwen leben, um ihre Kinder zu pflegen, und die Liebe verscheucht die Angst und den Schrecken. Täglich hört man die süßen Stimmen des Gebets zu dem Vater der Geister, täglich wird der trostreiche Name Jesu mit Ehrerbietung und Liebe verkündigt, täglich wird unser Vater im Himmel angerufen um eine Ausgießung des heiligen Geistes."

Dieß ist im Allgemeinen der Stand der Dinge auf den Fidschi-Inseln. Die Erfahrungen nun von Tahiti und neuerdings von den Freundschafts-Inseln bewogen den König Thakombau, sein ganzes Gebiet der protest. Krone Englands anzubieten. Der Schatten des brittischen Feigenbaums soll dem französischen Dornbusch zuvorkommen. Der englische Consul auf Fidschi, Herr Pritchard, Sohn des bekannten Missionars, der die Scenen auf Tahiti mit durchlebt hatte, ist der Ueberbringer des angebotenen Vertrags nach London. Die einzige Bedingung, welche Thakombau an die Uebertragung knüpft, ist (wie verlautet) die wahrlich geringe Forderung, daß die englische Regierung eine Schuld von 9000 Pf. Sterling zahle, welche noch auf dem König lastet, und die ihm von den vereinigten Staaten von Nordamerika als Entschädigung für gewisse Grausamkeiten auferlegt wurde, die seine Unterthanen an amerikanischen Bürgern sollen verübt haben.

Wir wissen nicht, was die brittische Regierung, welche ohnehin schon mit der Sorge um überseeische Kolonieen fast allzuviel überladen ist, in dieser Sache thun wird; aber um der Menschlichkeit und um der herrlichen Südsee-Mission willen möchten wir wünschen, daß England den Schirm seiner Kriegsflagge über diese schönen Inseln ausbreite.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1859.

Inhalt. Suchen und Finden.
1. Die Bibel und die Holzschuhe. 2. Der Holzschuhmacher von Nantes. 3. Der verborgene Schatz. 4. Die Banknote. 5. Der zerbrochene Wagen. 6. Der irische Milchmann und seine Bibel.

Suchen und Finden.

Suchen und Finden, — das wäre ein Thema, über das wohl Einer viele und lange Predigten halten könnte, und käme damit doch nicht ganz zu Ende. Denn um diese beiden Stücke bewegt sich ja am Ende aller Menschen Leben, und es kommt Alles nur darauf an, was ein Mensch sucht, und wie er sucht. Und dann, wer vermöchte auch nur aus den Geschicken seines eigenen Lebens die mancherlei wunderbaren Erfahrungen zu schildern, die er bei all seinem Suchen in dieser Welt gemacht hat? Bald ists ein Suchen und doch kein Finden, bald ein Nichtsuchen und doch Finden, bald aber auch ein rechtes brünstiges Suchen und rechtes seliges Finden! Wer hat dieß nicht auch schon erfahren?

Freilich es wird Manchem ergangen sein, wie dem Schreiber dieser Blätter, daß er gerade das Beste, was er gefunden, nicht seinem eigenen Suchen verdankt, sondern dem treuen Suchen eines ganz Andern, von dem Luc. 19, 10 geschrieben steht: „Er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." — „Siehe, spricht der Herr Herr, Ich will mich meiner Heerde selbst annehmen und sie suchen." Ezech. 34, 11. Und dabei gehts dann in der Regel so, daß das Suchen dieses treuen Hirten in dem Herzen des verlorenen und verirrten Menschenkindes, welches der Gegenstand dieser suchenden Liebe ist, durch ein geheimnißvolles Ein-

wirken gleichfalls ein Suchen erweckt, welches immer stärker und stärker wird und nicht aufhört, bis Beide, der Suchende und der Gesuchte, zusammenkommen. Es ist wie bei der Magnetnadel und dem Eisenstäubchen; wenn Eines in die Nähe des Andern kommt, so entsteht ein gegenseitiges Ziehen und Locken und Suchen, bis Eines fest und unzertrennlich am Andern hängt.

Nun von solchem Suchen und Finden in allerlei Art und Gestalt soll dießmal unser Blatt reden, ob vielleicht dadurch unter Gottes Segen auch in manchem Leser jener mächtige Trieb des Suchens erweckt werde, dem ein seliges Finden verheißen ist.

---

1. Die Bibel und die Holzschuhe.

Unser Nachbarland Frankreich wird seit mehr als 30 Jahren von hunderten von Bibelträgern durchwandert, welche, Säeleuten gleich, den Samen des göttlichen Wortes über das ganze schöne Land ausstreuen. Durch ihre Hand sind wohl gegen drei Millionen Bibeln und Neue Testamente unter der Bevölkerung verbreitet worden, und so heftig auch die katholische Priesterschaft gegen dieß gesegnete Werk predigt und kämpft, so geht es doch unter Gottes Schutz noch heute seinen Gang.

Nun geschah es im vorigen Jahr, daß einer dieser treuen und eifrigen Männer eines Tages müde und matt in einem katholischen Dorfe ankam, das er selbst nie zuvor besucht hatte, das aber anderthalb Jahre vorher von einem andern Bibelträger durchwandert worden war. Ehe er nun seine Gänge in die einzelnen Hütten und Wohnungen begann, setzte er sich auf eine Bank vor dem Dorfwirthshaus und erquickte sich da durch eine kleine Erfrischung. Gerade gegenüber beluden eben zwei Männer einen kleinen Wagen mit allerlei Hausrath. Plötzlich kam eine ältliche Frau hastig aus dem Hause herausgelaufen, vor welchem man den Hausrath auflud, wandte sich in großer Aufregung an die beiden Männer, die mit Aufpacken beschäftigt waren, und bat sie, ja nicht mit den Sachen fortzugehen, weil sie etwas vermisse. Dabei rief sie zwischen hinein immer wieder aus: „O meine Bibel und meine Holzschuhe! O meine Bibel und meine Holzschuhe! Ich finde sie nirgends, und doch müssen sie da sein! Gehet mir nicht fort, bis sie gefunden sind."

Dieses sonderbare Zusammenstellen der „Bibel und der Holzschuhe", sowie der Umstand, daß die Frau beiden Gegenständen gleich hohen Werth beizulegen schien, machte auf unsern Freund, den Bibelträger, einen eigen-

thümlichen Eindruck, um so mehr, da er sich die Sache gar nicht zusammenreimen konnte. Mittlerweile fuhr die Frau in gleichem besorgten Tone fort zu fragen und zu suchen, und endlich kam es dahin, daß die beiden Männer geradezu den Karren wieder abladen mußten, nur um die beiden Artikel zu suchen, die in den Augen der Besitzerin augenscheinlich mehr Werth hatten, als der ganze übrige Hausrath zusammen. Während nun ein Stück ums andere wieder abgeladen ward, konnte der Bibelträger, den ja natürlich vor Allem das Nennen der Bibel interessirte, sich nicht mehr halten; er gieng über die Straße hinüber, suchte die Ungeduld und Aufregung der guten Frau zu beschwichtigen, und fragte dann, wie es komme, daß sie auf jeden der beiden gesuchten Gegenstände so großen, und wie es scheine gleich großen Werth lege.

„Wie es kommt?" rief sie, „das will ich gleich sagen. Ohne diese beiden Dinge kann ichs nicht machen. Die Bibel, — nun ich denke, davon wisset ihr nichts, mein guter Freund, — die Bibel ists, von der meine Seele sich nährt. Sie ists, die das Brod des Lebens enthält." Dann fieng sie an, in ihrer Weise den Bibelträger für die Sache des Evangeliums zu gewinnen, indem sie aus verschiedenen Stellen der Schrift, die sie anführte, ihm zu beweisen suchte, daß, wenn er einmal selig werden wolle, er sich nothwendig eine Bibel anschaffen müsse.

„Seid Ihr eine Protestantin?" fragte der Bibelträger.

„Eine Protestantin? Nimmermehr!" rief die Frau, fast ärgerlich; „ich bin biblisch; mein Glaube kommt aus der Bibel, meine Religion ist aus der Bibel. Ich weiß nicht, wer die Protestanten sind, außer daß man mir gesagt hat, es seien Leute, die nicht an Jesum Christum glauben."

Dem Bibelträger wurde nun allerdings aus ihren Aeußerungen klar, daß er eine „Bibelchristin" vor sich habe; aber wie es mit den Holzschuhen sich verhalte, das konnte er noch immer nicht verstehen. Deshalb fragte er weiter: „Aber eure Holzschuhe, was haben denn die bei der Sache zu thun?"

„Meine Holzschuhe?" rief die Frau; „ei, ohne die könnte ich ja nicht in unsre Versammlungen gehen! Ohne sie, wie könnte ich über unsre gräulichen Wege wegkommen? Aber freilich, ihr wisset wohl nichts von unsern Versammlungen in dem benachbarten Dorfe. Dort kommen wir unser Viere, Fünfe und manchmal mehr zusammen; dann lesen wir die Bibel mit einander und sprechen über das, was einem Jeden daraus gerade wichtig geworden ist. Ich kann euch sagen, daß ich nie von dort wieder heimkomme, ohne daß ich wenigstens etwas in der Bibel besser

verstehen gelernt habe. Dann beten wir. O diese köstlichen Versammlungen! Keines von uns möchte je zu Hause bleiben, wenn sie stattfinden. Aber ohne Holzschuhe ists nicht möglich, dahin zu gehen, und wenn Eins arm ist, wie ich, so kann man dergleichen nicht alle Tage kaufen!"

Kaum hatte sie diese Worte vollendet, als einer der Männer, wie er eben unter dem abgeladenen Hausrath eine Kommodeschublade aufmachte, freudig ausrief: „Da ist sie ja, die Bibel!" Und dann zog er einen andern Pack, der in ein großes Tuch gewickelt war, heraus, rollte ihn auseinander und rief: „Und da sind ja auch eure Holzschuhe!"

Damit war die Frau zufrieden. Der Bibelträger aber, der immer mehr sich für die „Bibelchristin" interessirte, legte selbst mit Hand an, die Sachen wieder aufzupacken, begleitete dann die Frau ein Stück Wegs nach ihrer neuen Wohnung und nahm immer deutlicher wahr, wie Gott in ihrer Seele ein wahres Werk der Gnade begonnen habe, und zwar ausschließlich durch das einfache Lesen Seines Wortes.

Das war aber in mehr als Einem Sinne ein rechtes Suchen und seliges Finden.

---

2. Der Holzschuhmacher von Nantes.

Ich weiß nicht, ob in Frankreich zwischen den Holzschuhen und der Bibel irgend eine geheime Anziehung besteht; aber so viel ist gewiß, daß der liebe Mann, von dem ich nun erzählen will, auch mit Holzschuhen zu thun hatte. Es war im Jahr 1804, daß in London die große Bibelgesellschaft gegründet wurde. Die Männer aber, denen Gott den herrlichen Gedanken, eine solche Gesellschaft zu stiften, ins Herz gab, hatten dabei nicht blos ihr eigenes Volk und Land im Auge, sondern sie wünschten auch andere Völker, ja die ganze Welt mit dem köstlichen Schatz des Wortes Gottes zu erfüllen. Freilich kam es ihnen nicht in den Sinn, gleich mit der ganzen Welt anzufangen, aber doch wollten diese edlen Britten es einmal bei ihren nächsten Nachbarn versuchen. Nun weiß Jedermann, daß Frankreich der nächste Nachbar von England und nur durch eine schmale Meerenge von ihm getrennt ist. Nun war allerdings das Wort Gottes in Frankreich von jeher sehr rar; denn die katholischen Priester des Landes haben zu allen Zeiten aufs eifrigste sich bemüht, ihre Gemeinden vor der Bibel als vor einem höchst gefährlichen Buche zu warnen, und haben ihnen verboten, dieselbe zu lesen. Aber noch viel schlimmer war, daß gerade zu der Zeit, wo die brittischen Bibelfreunde

jenen hochherzigen Plan in Betreff Frankreichs faßten, ein langwieriger und erbitterter Krieg zwischen diesen beiden Ländern herrschte, und daß in Folge davon nicht nur kein Engländer, sondern auch nichts, was in England verfertigt worden war, über die Gränzen von Frankreich kommen durfte. Da war es freilich schwer, auch nur ein einziges Neues Testament in dieß bibelarme Land hinein zu bringen. Allein die Liebe ist erfinderisch, und es gelang doch endlich, ich weiß nicht wie, daß in der großen schönen Seestadt Nantes, die an der Mündung der Loire liegt, ein großer Vorrath von Bibeln niedergelegt und dem dortigen protestantischen Prediger zur Ausbreitung unter seinen Landsleuten anvertraut werden konnte. Dieser liebe Mann suchte dann auch wirklich ganz in der Stille diesen Lebenssamen auszustreuen, und je schwerer und trübseliger jene Zeiten waren, desto begieriger griffen viele Seelen nach dem trostreichen Bibelbuch, das ihnen wie ein Himmelsbote mitten in der herben Noth jener Zeiten erschien.

Nun geschah es, daß eines dieser Bücher, — es war ein Neues Testament, — einem armen Mann in die Hände fiel, der schon in seiner Kindheit mit seinem Vater als Bettler im Lande herumgezogen war, und nun, da sein Vater gestorben und er selbst alt geworden war, noch immer von Ort zu Ort auf dem Bettel sich umhertrieb. Dabei war er gewohnt, den Leuten ums Geld irgend etwas vorzusingen oder Geschichten zu erzählen, und darin war er so gewandt, daß er überall auf den Straßen und in den Volksschenken, in Städten und Dörfern willkommen war. Als nun, wie gesagt, das Neue Testament ihm in die Hände kam, so war ihm das ein ganz willkommener Fund, den er gleich zu seinem Vortheil auszubeuten verstand. Statt nemlich wie bisher seine alten, längst abgenutzten Geschichten den Leuten zu erzählen, fieng er an, ihnen aus dem Buche ums Geld vorzulesen.

An einem schönen Sommerabend kam dieser Mann durch ein kleines Dörfchen, trat in die Hütte eines armen Holzschuhmachers, — eines ehrwürdigen alten Mannes, — und bat um ein Almosen.

„Was? Ein Almosen von mir?“ rief dieser; „mir thäte wahrlich ein Almosen eben so noth, als euch!“

„Nun,“ erwiederte der Bettlersmann, „wenn ihr mir nichts *schenken* wollt, so kann ich vielleicht etwas bei euch *verdienen*. Gebt mir einen Sou (1½ Kreuzer), so will ich euch ein Kapitel aus der Bibel vorlesen.“

„Aus was?“ fragte der Alte.

„Aus der Bibel,“ wiederholte der Bettler.

„Bibel? was ist denn das?" fuhr jener verwundert fort; „davon hab' ich mein Lebtage nie gehört."

„Nun," erwiederte Jener, „das ist ein Buch, darin man Allerlei von Gott lesen kann."

Der alte Mann gab den Sou, und der Bettler setzte sich auf die große steinerne Bank, die vor dem Hause stand, nahm sein Neues Testament heraus und las. Es war das dritte Kapitel des Evangeliums Johannis, wo von der Unterredung Jesu mit Nikodemus und von der Wiedergeburt und von der Liebe Gottes die Rede ist, ein Kapitel, von dem einmal ein lieber Prediger gesagt hat, daß allein aus seiner eigenen Bekanntschaft sechs und zwanzig Personen dadurch bekehrt worden seien. Der arme Mann, der das Kapitel schon manchesmal vorgelesen hatte, stieß bei keinem Worte an und las ganz vortrefflich; der alte Holzschuhmacher aber saß da mit offenem Munde und wandte kein Auge von dem Vorleser und seinem Buch. Was er hörte, das wirkte auf ihn mit dem ganzen Reiz der Neuheit. Aug' und Ohr und Herz war gefesselt; und als der Bettler zu der Stelle kam: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben," da konnte der alte Mann seine tiefe Bewegung fast nicht mehr bemeistern. Jetzt kamen die letzten Worte des Kapitels: „Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben. Wer aber dem Sohne nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm" — und der Vorleser hielt inne.

„Lies weiter!" rief der Alte, „lies weiter!"

„Nein," erwiederte der Bettler, „für Einen Sou lese ich nur Ein Kapitel!"

Der Holzschuhmacher zog noch einen Sou heraus und schob ihn dem Manne in die Hand. „Nun, lies weiter!" rief er, und der Mann las das folgende Kapitel. Aber wie er damit fertig war, hielt er abermals inne.

„O leset weiter," sagte bittend der Alte; „haltet nicht so schnell wieder inne; leset weiter, mein Freund."

„Für Einen Sou Ein Kapitel," erwiederte der Bettler, „und keinen Buchstaben weiter! Gebt mir noch einen Sou, so will ich euch noch eins lesen."

Der Alte gieng eilends in seine Hütte, holte aus einer Schublade seinen letzten Sou, setzte sich wieder neben den Mann auf die steinerne Bänk und sagte: „Nun leset weiter!" Der Bettler fieng aufs Neue an,

und der Alte horchte mit steigender Verwunderung. „Ach, mein Freund," rief er aus, als auch dieses Kapitel zu Ende war, „saget mir, wo habt ihr das Buch her?"

Der Bettler erwiederte kurz, wie er es geschenkt bekommen habe vom protestantischen Prediger, der weit von da in der Stadt Nantes wohne. Damit erhob er sich von der Bank und zog weiter. Der alte Holzschuhmacher aber konnte das Buch und was er daraus vernommen, nicht mehr vergessen. Vor Allem hatten sich die wunderbaren Worte: „Also hat Gott die Welt geliebt," tief, tief in sein Herz gegraben. Sie giengen Tag und Nacht mit ihm um. Des Morgens, wenn er aufstand, klangen sie ihm noch im Herzen, und wenn er Nachts zu Bette gieng, war es ihm, als grüße ihn eine Stimme wieder mit den Worten: „Also hat Gott die Welt geliebt!"

Eines Tags, etwa zwei Wochen nach jenem Besuch des Bettlers, stand der alte Mann früher als sonst auf und sagte zu seinem Sohne: „Höre, du mußt für einige Zeit allein den Laden und die Werkstatt besorgen; denn ich gehe nach Nantes!"

„Nach Nantes, Vater?" rief der junge Mann, und sah dem guten Alten verwundert ins Angesicht; „nach Nantes? Ich bitte dich, was willst du in Nantes machen? Du willst doch nicht in deinen alten Tagen eine so weite Reise machen? Ists doch mehr als zwanzig Stunden nach Nantes?"

„Das ist wahr," erwiederte der Alte ruhig und entschlossen; „aber es bleibt dabei, ich gehe nach Nantes."

Der Greis nahm seinen Stab in die Hand und brach auf. Nach langer mühseliger Wanderung erreichte er die Stadt und ohne viel Schwierigkeit fand er die Wohnung des protestantischen Predigers, bei dem die Bibeln zu haben wären.

„Was wollt ihr, mein Freund?" fragte dieser den alten Mann, als er zu ihm ins Zimmer trat.

„Mein Herr," sagte der Alte, „ich habe gehört, Sie hätten ein Buch, worin allerlei schöne Dinge von Gott stehen."

„Ihr meinet wohl die Bibel," erwiederte der Prediger.

„Ja, ja," rief Jener, „die Bibel, — das eben ists, was ich meine; und ich möchte gerne auch eine haben."

„Nun," sagte der Pastor, „wie viel könnt ihr dafür bezahlen?"

„Bezahlen?" rief der alte Mann betroffen.

„Ja, mein Freund, bezahlen!" wiederholte der Prediger; „denn wir schenken die Bücher nicht her."

„Herr," erwiederte der gute Alte mit bewegter Stimme, „bezahlen kann ich nichts; aber Sie haben ja dem Bettlersmann eine geschenkt, und ich bin so arm als er."

„Wo kommet ihr her, mein Freund?" fragte Jener weiter. Der Alte nannte das Dorf; der Ort aber war dem Prediger nicht unbekannt. „Und auf welche Weise habt ihr denn den weiten Weg gemacht?" fragte er weiter.

„Zu Fuße," war die Antwort.

„Und wie wollt ihr wieder heimkommen?"

„Wieder zu Fuß," sagte der Alte.

„Ist das wirklich wahr?" rief der Prediger; „ein alter Mann, wie ihr, sollte einen Weg von 25 Stunden hin und 25 Stunden her zu Fuß machen, nur um eine Bibel zu erhalten?"

„Gewiß mein Herr," erwiederte der Alte, „und wahrlich, die Mühe ist mir nicht zu viel, wenn ich nur eine Bibel bekommen kann."

„Nun," rief der Prediger, „dann sollt ihr auch eine haben, und wenn ich auch nie wieder eine herschenken sollte. Was für eine wünschet ihr denn? Nicht wahr, eine mit großem Druck? Ihr könnet doch wohl gut lesen?"

„Habe nie in meinem Leben lesen können, mein Herr," war die Antwort.

Der liebe Pastor war etwas befremdet. „Ihr könnt nicht lesen? Zu was in aller Welt wollt ihr denn das Buch haben?"

„O Herr," rief der Mann, „gebt mir nur das Buch! Ich habe eine Tochter daheim, die kann lesen; und da sind auch drei oder vier andere Leute in unserm Dorf, die lesen können."

Der Prediger, überzeugt von des Mannes Aufrichtigkeit, gab ihm die Bibel. Dieser aber, entzückt über den Schatz, den er errungen, griff mit unbeschreiblicher Freude darnach, dankte dem Prediger, der sie ihm geschenkt, viel tausendmal, und zog fröhlich wieder seine Straße. Als er sein Dörflein glücklich wieder erreicht hatte, da zeigte sichs recht, was ein ernster Wille vermag. Er selbst konnte nicht lesen, aber er bat die Leute, die es verstanden, in seine Hütte zu kommen und abwechselnd mit seiner Tochter ihm vorzulesen. Nun war aber der alte Holzschuhmacher ein Mann von gesundem Verstand und hatte trotz seiner vorgerückten Jahre ein gutes Gedächtniß, und da er überdieß mit ganzer Seele sich in das Wort Gottes vertiefte, so wuchs er augenscheinlich in der heilsamen Erkenntniß der Schriftwahrheit; dabei lernte er viele Stellen vom bloßen

Hören auswendig. Die gesegnete Wirkung davon auf sein eigenes Herz und Leben konnte nicht ausbleiben. Doch giengs erst durch allerlei innere Wirren und Unruhen hindurch.

Etwa ein halbes Jahr nach jenem Besuch in Nantes, wurde der dortige Prediger, in dessen Hause die Niederlage von Bibeln sich befand, eines Tags durch ein derbes Anklopfen an der Thüre seines Arbeitszimmers mittelst eines Stockes nicht wenig erschreckt. Er fuhr auf zu sehen, was das wäre, und was war sein Erstaunen, als der Holzschuhmacher wieder vor ihm stand. „Ei, mein guter Alter," rief er, „was bringt euch wieder hieher?"

„Ach, mein Herr," sagte dieser, als er eintrat, „ich bin ganz falsch dran, — ganz falsch, mein Herr!"

„Nun, was meinet ihr denn?" fragte der Prediger; „wer sagt euch, daß ihr falsch dran seid?"

„Herr, das Buch da!" rief der Alte; „die Bibel sagt es."

„Wirklich?" erwiederte der Pastor; „und was sagt sie euch denn?"

„Nun," fuhr der Mann fort, „sie sagt, ich sei ganz falsch dran. Sehet, da bin ich, ich armer Sünder, und habe mein ganzes Leben lang zur Jungfrau Maria gebetet; und nun seh' ich aus diesem Buche, daß sie selber, die Mutter Gottes, einen Heiland so gut als ich nöthig hatte."

„Wie?" erwiederte der Prediger erstaunt, „ihr, ein guter Katholik, redet also? Wie könnt ihr das wissen?"

„Herr," rief der Alte, „so stehts in dem Buche da! Da heißt es: sie freuete sich Gottes, ihres Heilandes, — *ihres* Heilandes! Sehen Sie, mein Herr, so stehts da, und somit hat sie ebenso gut als ich einen Heiland nöthig gehabt. Nun sagen mir die Leute, ihr Protestanten hättet eine Religion, ganz nach der Bibel. Ist das so?"

„Das ist ganz wahr, mein Freund," sagte der Pastor; „unsre Religion ist ganz nach der Bibel!"

„Nun," rief der Alte mit einem eigenthümlichen Leuchten seiner Augen, „ich möchte gerne auch einer von euch werden."

„Ja halt mein guter Alter," erwiederte Jener; „so rasch geht das nicht. Ehe wir Jemand in unsre protestantische Kirche aufnehmen, prüfen wir ihn zuvor."

„Prüfen?" rief der Holzschuhmacher, „erst prüfen? Herr, ich bin ein alter Mann, siebenzig Jahre vorüber, und weiß nicht, wie viele Tage ich noch hienieden pilgern werde; deswegen, je eher, desto besser!"

Der Prediger, ergriffen von dem Ernst des ehrwürdigen alten Pilgers,

rief eine Versammlung der Kirchenvorsteher zusammen und lud den Mann ein, vor derselben zu erscheinen. Als derselbe ins Zimmer trat, zog die ehrwürdige aufrechte Gestalt mit den wallenden schneeweißen Locken Aller Augen auf sich. Der Präsident legte ihm, wie es Sitte ist, verschiedene Fragen vor, um sich über seine Erkenntniß der göttlichen Wahrheit ein Urtheil bilden zu können.

„Was wisset ihr von Jesu Christo, mein Freund?" so lautete eine der Fragen.

Die Antwort war: „Das Wort ward Fleisch und es wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

„Gut," fuhr der Präsident fort; „aber was wisset ihr über Christi Tod zu sagen?"

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde," war die Antwort.

„Was haben aber diejenigen zu genießen," hieß es weiter, „welche wahre Nachfolger Jesu sind?"

„So ist nun nichts Verdammliches an denen, so in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste."

„Ganz gut, ganz richtig," rief der Präsident; „aber was ist denn die Pflicht derer, die an Christum glauben?"

„Ihr seid nicht euer selbst; denn ihr seid theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe und an eurem Geiste, welche sind Gottes," — das war des Alten Antwort.

Die Mitglieder der Versammlung waren tiefbewegt. „Wenn das eure eigenen Ueberzeugungen sind," sagte der Präsident, „so seid ihr augenscheinlich von Gott gelehrt und wir können nicht einen Augenblick zögern, euch unter uns aufzunehmen und euch als einen Bruder willkommen zu heißen."

Darauf wurde der alte Holzschuhmacher in aller Form in die französisch-reformirte Kirche aufgenommen und ein schriftliches Dokument ihm eingehändigt, das ihn als ein Mitglied derselben legitimirte. „Wollen Sie so gut sein," sagte der Alte, als man es ihm übergab, „mir die Schrift ordentlich einzuwickeln."

Der Prediger nahm von einem Pack alter, unbrauchbar gewordener Anschlagzettel einen Bogen, packte das Dokument in denselben ein und übergab es dem glücklichen Manne, der mit ganz neuen Gefühlen in seine Heimath aufbrach.

Kaum war er in seiner Hütte wieder angekommen, so ließ er sich, da ihm alles Gedruckte ein Heiligthum war, den Bogen Papier vorlesen, in welchem sein Dokument eingewickelt war. Einige Monate verstrichen; siehe, da stand eines Tages der alte Holzschuhmacher zum drittenmal vor dem protestantischen Prediger in Nantes.

„Wie, mein Freund," rief dieser, „ihr seid wieder hier?"

„Ja wohl, mein Herr," sagte der Alte, „ich bin absichtlich hieher gekommen."

„Absichtlich? Wofür?" fragte der Pastor.

„Nun wegen der jährlichen Versammlung," erwiederte Jener; „da auf dem Papier steht, daß heute die jährliche Versammlung stattfinden werde," — und damit legte er dem Prediger den Bogen Papier auseinander.

„Ach mein guter Alter," rief dieser lächelnd, während er den Anschlagzettel überschaute, „den Tag und den Monat, der hier angegeben ist, habt ihr ganz richtig gelesen, aber mit dem Jahr seid ihr falsch daran. Denn es thut mir leid, sagen zu müssen, daß wir schon seit vierzehn Jahren keine solche Versammlungen mehr gehalten haben, weil wir durch die Feindseligkeit und den Haß der Leute daran verhindert wurden."

Ueber das Angesicht des ehrwürdigen Alten zog sich eine Wolke schmerzlicher Täuschung. Sollte er vergebens den weiten Weg gemacht haben? Sollte die süße Hoffnung, mit gleichgesinnten Brüdern einen Tag der Erquickung und Stärkung zu feiern, so schmerzlich zu nichte werden? Der Prediger sah den betroffenen Greis mit wehmüthigen Empfindungen an. Da war's, als blitzte ihm ein Gedanke, wie ein Licht von Oben, durch die Seele. Sollte vielleicht jetzt der Augenblick gekommen sein, jene schönen Jahresversammlungen zu erneuern? „Seid nur getrost, mein Freund," rief er plötzlich; „morgen soll eine Versammlung stattfinden, und sollte dieß auch die letzte sein, die wir halten dürfen."

Der Prediger traf sofort Anstalten, die Ankunft des alten Mannes überall in seiner Gemeinde und in der ganzen Umgegend bekannt zu machen, und alle benachbarten Glieder der evangelischen Kirche zu einer allgemeinen Versammlung auf morgen einzuladen. Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und am folgenden Tage fanden sich Hunderte von allen Seiten ein, um zum erstenmal wieder in größerer Versammlung unter Gebet und Ermahnung zusammenzutreten. Es war ein glücklicher Tag, und die Gemeinde beschloß, diese jährlichen Zusammenkünfte wieder regelmäßig zu feiern. Im folgenden, wie im übernächsten Jahr war der

greise Holzschuhmacher jedesmal der erste, der erschien, und immer drang er mit besonderem Ernst und kindlicher Einfalt in die anwesenden Glieder der Kirche, doch ja das Wort Gottes so weit als möglich zu verbreiten; denn dieses theure Buch sei das allerbeste und kräftigste Mittel, die Seelen aus dem Irrthum und Aberglauben zu retten und sie zur seligmachenden Erkenntniß Christi ihres Heilandes zu führen. Der Eifer aber und die Liebe dieses einen armen Mannes brachte einen neuen kräftigeren Aufschwung des geistlichen Lebens in die ganze Gemeinde.

Bei der dritten Jahresversammlung war dieser ehrwürdige Christ abermals anwesend; als aber die vierte kam, wartete man vergebens auf seine wohlthuende Erscheinung. Er hatte die silberne Krone seiner weißen Locken, die er hienieden mit Ehren trug, mit der goldenen Krone der Gerechtigkeit droben vertauscht. Der Herr hatte ihn gesucht, ehe und ohne daß er selbst suchte; das Suchen der ewigen Liebe aber hatte auch in seinem Herzen einen Drang des Suchens erweckt, der nicht mehr zur Ruhe kam, bis daß er zum seligen Finden gelangt war. Und dieses Finden nahm unaufhörlich zu, bis er Den von Angesicht zu Angesicht sehen durfte, dessen Anblick ja alles Sehnen und Suchen des Herzens vollkommen und auf ewig stillt.

---

3. Der verborgene Schatz.

Noch von einem andern Suchen und Finden eigenthümlicher Art muß ich erzählen. In der großen Stadt Lyon, die mitten in Frankreich liegt und viel reiches und armes, vornehmes nnd geringes, glückliches und unglückliches Volk in sich schließt, starb vor Kurzem eine betagte Wittwe, die noch in den Tagen ihres Alters so glücklich war, einen großen verborgenen Schatz zu finden.

Sie war von Haus aus sehr arm, und auch ihr Mann, mit dem sie sich in ihrer Jugend verband, brachte nichts als eine leere, aber fleißige Hand mit in die Ehe. So lange der Mann zu arbeiten im Stande war, aßen Beide ihr ehrlich und reichlich Brod; aber etwas zurückzulegen für die späteren Jahre, das vermochten sie nicht. Als nun aber der Mann starb und die kinderlose Wittwe allein und überdieß schon in den Tagen des höheren Alters stand, da zog die Noth in der armen verlassenen Wohnung wie ein Gewappneter ein. Sie verkaufte den entbehrlichsten Hausrath, verließ ihre bisherige Wohnung und bezog ein elendes oberes Dachstübchen, in welchem sie ihre Tage zu beschließen gedachte. Wohl

lebte in ihrem Herzen etwas von Vertrauen auf Gott, den treuen Versorger der Wittwen und Vater der Armen, und zuweilen fiel der Gedanke an Ihn wie ein süßes Licht in ihre Dunkelheit; aber sie war eine arme Katholikin und wußte viel mehr von allerhand nothstillenden Heiligen und hülfreichen Schutzpatronen, als von dem Herrn Jesus und dem, was Er für uns gethan hat. So giengen die Tage trübselig und dunkel in dem einsamen Dachstübchen dahin, und die Zukunft lag wie ein unübersteiglicher Berg vor ihr.

Da fielen ihr eines Tages, als sie eben mit betrübtem Herzen in der kahlen, halbleeren Kammer sich umsah, eigenthümliche Umrisse in dem Gebälke auf, das von der Wand hervorragte und quer durch die Kammer lief. Wohl war das Gebälke weiß übertüncht, aber es war ihr, als sei an jener Stelle eine viereckige Oeffnung gewesen, die mit einer Art von Thürchen sorgfältig wieder geschlossen war. Sie besieht die Umrisse näher, und plötzlich fährt wie ein Blitz der Gedanke durch ihre Seele, es könnte hier ein verborgener Schatz verwahrt liegen. Hatte sie doch selbst als Kind die furchtbaren Jammertage der großen Revolution noch mit durchlebt, wo vor den Männern der Gleichheit und Freiheit kein Eigenthum, keine Habe mehr sicher war. Sollte vielleicht irgend ein reicher Mann hier in diesem Gebälke seine Schätze vor jenen unersättlichen Räubern verborgen haben, und vielleicht nachher, ehe er sie wieder heben konnte, selbst als ein Opfer der Revolution gefallen sein? Und hat vielleicht einer der Heiligen, die sie täglich angerufen, ihr, der armen hülflosen Wittwe, diesen reichen Schatz aufbehalten, um ihr den Abend ihres Lebens zu versüßen? Diese Gedanken flogen schneller als Jemand sie auszusprechen vermag, durch ihre Seele. Erst klopft sie mit dem Finger an der Stelle, und der Ton verräth es, daß hier eine Höhlung sei. Nun macht sie sich mit pochendem Herzen daran, das viereckige Brettchen zu entfernen, das darüber war, und siehe, es gelingt ihr ohne viel Mühe. Aber was war ihr Erstaunen, als sie statt des erwarteten Goldes und Silbers nichts als ein altes, von Feuchtigkeit schimmlicht gewordenes Buch findet! Fast hätte sie im Unwillen das Brettchen wieder hineingedrückt und das alte Buch vollends verschimmeln und verderben lassen. Aber ein geheimer Zug treibt sie doch, es herauszunehmen und zu sehen, ob nicht etwa Banknoten oder andere Werthpapiere darin versteckt wären. Vergebens; es ist nichts als ein Buch, ein altes schimmlichtes Buch!

Nachdem sie sich ein wenig von der schmerzlichen Enttäuschung erholt und die Ruhe wieder gefunden hatte, nimmt es sie doch Wunder, was

für ein Buch es denn sein möge, das Jemand einst so sorgfältig im Gebälke versteckt haben sollte. Denn etwas Sonderliches müsse da doch gewaltet haben. Sie wischt es mit einem Lappen von allem Staub und Schmutz rein und schickt sich an, darin zu lesen. Da fallen ihre Augen auf die Worte: „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr esset und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise, und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel an unter dem Himmel: sie säen nicht, sie ernten nicht, auch sammeln sie nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" Und die Worte, die sie las, waren so süß und köstlich, daß sie weiter und weiter lesen muß, und sie liest den ganzen Tag fort und bis in die Nacht hinein, und vergißt darüber fast Essen und Schlafen. Und am folgenden Morgen sitzt sie schon wieder vor dem alten feuchten Buche und liest sich immer tiefer und tiefer hinein, oder ich sollte lieber sagen, die Worte lesen und graben sich immer tiefer und gewaltiger in ihre Seele hinein. Es wird ihr immer klarer und gewisser, daß sie doch einen rechten und unbeschreiblich großen Schatz gefunden. Denn ihre Kammer sieht ja bald nicht mehr so öde und trübselig aus; die Bissen, die ihr vorher ein Thränenbrod gewesen, sind ihr nun so köstlich und erquicklich, als wäre es lauter Himmelsbrod, und ihre Einsamkeit wird alltäglich und stündlich unterbrochen von dem Besuch eines großen Königs, von dessen Anblick und holdseligem Worte Ströme von Seligkeit ausgehen. Das Buch aber läßt sie wieder reinlich zurichten und neu binden, und von nun an ist das liebe Buch ihre Speise und Trank bei Tag und Nacht, bis sie als ein beseligtes und reichbegnadigtes Kind Gottes die Augen schließen und zu ihres großen Königs und Heilandes ewiger Freude eingehen durfte.

Das Alles hat sie in den letzten Tagen ihrer Wallfahrt einem lieben Evangelisten in Lyon selbst erzählt, und das Buch, eine alte Ausgabe des Neuen Testaments von Amelotte, aus der Zeit der Hugenotten-Verfolgung, ist nun in den Händen dieses Knechtes Gottes.

Das war auch ein eigenthümlich Suchen und Finden.

---

4. Die Banknote.

Daß es aber nicht blos in Frankreich also geht, wie wir bisher erzählt haben, das soll die folgende Geschichte zeigen. In Amerika

lebt noch heute ein junger Kaufmann, der einen kleinen Handel treibt und dabei allezeit in Gottesfurcht und Treue seinem Herrn im Himmel zu dienen bestrebt war. Er war gewohnt, wie er selbst sagt, jeden Sonnabend einen kleinen Vorrath, wenn ihm Gott etwas in den vorangegangenen Tagen beschеert hatte, für den Lauf der neuen Woche beiseite zu legen, um nicht in Noth und Verlegenheit zu gerathen. Nun geschah es an einem solchen Sonnabend, daß er beim Untersuchen der Kasse zu seinem Schrecken fand, es sei ihm auch nicht einmal ein Groschen für die folgende Woche übrig geblieben. Darüber gerieth er in große Unruhe und fieng an, herzlich zu Gott zu flehen, daß Er ihn nicht möge stecken lassen. Mittlerweile fiel ihm ein, wie er vor einiger Zeit eine Banknote von zehn Thalern entweder verlegt oder verloren, und sie nicht wieder hat finden können. Er macht sich aufs Neue ans Suchen, durchstöbert alle Ecken und Winkel, forscht in allen Schubladen und Kästen, schüttelt alle Bücher aus, die er im Gebrauch hatte; aber Alles vergebens, die Banknote fand sich nicht. Dafür legte er sich von Neuem aufs Beten.

Am folgenden Sonntag Morgen schickt er sich an, nach seiner Gewohnheit zum Hause Gottes zu gehen, und hat zu dem Ende seine besten Kleider angethan. Heute legt er auch eine Weste an, die er schon Monate lang nicht mehr getragen. Und wie er sie so zuknöpft, ists ihm, als fühle er in der Westentasche ein weiches Stückchen Papier. Wie ein Blitz fährts ihm durch die Seele: „Das ist die Banknote! Mein Gebet ist erhört!" Er nahm es hastig heraus; aber siehe, es ist ein ausgerissenes Blatt aus einer Bibel!

„Für einen Augenblick," schreibt er selbst, „war ich etwas betroffen und ärgerlich. Aber ich strafte mich darüber und sagte bei mir selbst: O daß Gott dieß Blatt mir zu einem größeren Schatze machen möchte, als alle Banknoten der Welt! Ich fieng an zu lesen; und was für Worte standen da geschrieben! 'Denn ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich war, ist er doch arm geworden um euretwillen, auf daß ihr durch seine Armuth reich würdet.' 2 Kor. 8, 9. Wenn Jesus zu mir persönlich vom Himmel herab geredet hätte, hätte ich nicht glücklicher sein können. Ich war in einem solchen Entzücken, daß ich sogleich zu meiner Frau lief, welche auch über unsre Noth unruhig und bekümmert worden war, und sagte zu ihr: 'Liebes Weib, nun sind wir reich! Hier hab' ich einen Wechsel auf die allerreichste Bank!' Damit legte ich meinen Finger auf die herrliche Stelle in dem zerrissenen Bibelblatt und rief: 'Sage mir, wenn dieß Blatt eine Banknote von hundert

Thalern wäre, würdest du dich dabei beruhigt fühlen? Hättest du da noch einen Zweifel, daß alle Noth vorüber wäre?' — 'Nimmermehr,' erwiederte sie. — 'Nun,' fuhr ich fort, 'dieß ist ein Wechsel nicht blos auf zehn Thaler oder hundert Thaler; es ist ein Wechsel, so groß, daß wir dadurch überreich werden. Wie reich denn? fragst du. Nun, so viel der Herr Jesus von seinem Reichthum geopfert und drangegeben hat, als er arm ward um unsertwillen, so viel sollen wir erlangen.' — Und nie in meinem Leben habe ich einen glücklicheren Sonntag verlebt, als jenen, da ich diese Banknote fand.

„Von da an hab' ich jenes zerrissene Blatt stets bei mir getragen, und so oft ich es wieder las, fand ich neue Schätze darin. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi; er war reich; er ist arm geworden; und das Alles für mich, auf daß ich reich würde: — ach, und was ist in diesen Reichthum eingeschlossen! Rechtfertigung, Heiligung, Hoffnung, Freude, Ergebung, Triumph auf dem Sterbebette, Unsterblichkeit, Auferstehung! Gott ist mein Vater! Christus ist mein Heiland und Erlöser! Der heilige Geist ist mein Tröster! Die Kinder Gottes sind meine Brüder! Die Engel sind mein Geleite! Der Himmel ist meine Heimat! — 'Ihr wisset die Gnade.' Hochgelobter Jesus, lehre mich sie wissen, gieb mir, daß ich deine Gnade wisse, wie du arm wardst, auf daß ich durch deine Armuth reich würde!" —

War das nicht auch ein Suchen und Finden?

---

5. Der zerbrochene Wagen.

In demselben Nordamerika, wo jene Banknote gefunden ward, ists eine schöne Uebung, daß die große Bibelgesellschaft in New-York ihre Bibelboten bis weit in den Westen hinüber sendet, wo die neuen Ansiedler mitten im Urwald sich ihre neue Heimat gründen. Aber da wäre es freilich unmöglich für diese lieben Boten, ihre Wanderungen zu Fuß zu machen. Denn an vielen Orten liegen die einzelnen Höfe weit, weit auseinander und der Weg von einem zum andern führt auf ungebahnten Straßen, durch Sümpfe und über brückenlose Flüsse. So kommts, daß sie meist auf schwerfälligen offenen Wagen reisen, wobei sie den Vortheil haben, auch ihre Bibelvorräthe mit sich führen zu können.

Nun geschah es, daß ein solcher Wagen eines Tags vor einem einsamen Bauernhofe hielt, wo schon längst die Mutter und Großmutter gerne eine großgedruckte Bibel für ihre schwachen Augen gehabt hätten.

Der Bibelbote zeigte ihnen ein Buch mit schönen großen Buchstaben, gerade wie sie eines wünschten. Fünf Kinder sammelten sich rasch um den Fremdling, Alle in gespannter Erwartung, ob der neue längstersehnte Schatz dem Hause zu Theil würde; aber obgleich die beiden Frauen alle Schubladen durchsuchten, so fand sich doch kein Geld, um das Buch zu bezahlen. Leider hatte der Bibelbote die strenge Instruktion erhalten, keine der größeren Bibeln herschenken zu dürfen, und so weh es ihm that, er mußte das Buch wieder einpacken. Uebrigens betete er noch mit den guten Leuten, und schied dann selber traurig von ihnen.

Kaum war er eine Stunde weiter das Thal hinaufgefahren, so sammelten sich finstere Wolken am Himmel, und bald goß der Regen in Strömen hernieder. Glücklicher Weise fand er abermals einen Bauernhof am Wege, dessen Thor eben offen stand. Er fuhr ungefragt und in eiliger Hast hinein und unter einen leeren Schuppen, um seine Bücher vor dem Regen zu retten. Krach, bricht ihm die Deichsel entzwei. Er schirrt das Pferd ab, tritt in die Hütte und fragt den Besitzer, ob nicht Jemand im Thal zu finden wäre, der den Wagen wieder zurechtzumachen verstünde. Nach einigem Besinnen erwiedert dieser, er wüßte nur einen einzigen Mann in der Gegend, der das könnte; es sei „Onkel Andres", der etwa eine Stunde von hier wohne; er glaube aber, er sei gerade in der Nähe. Die Söhne wurden ausgeschickt, sobald der Regen nachließ, und sie fanden ihn bald. „Ich bin nicht ein ordentlicher Handwerksmann," sagte Onkel Andres in bescheidenem Tone, als er eintrat; „aber ich wills machen, so gut ich kann. Ich will das Maaß nehmen und heute Abend noch daheim die Deichsel machen; morgen früh sollt ihr sie haben."

Wie versprochen, so geschah es; die Deichsel war am folgenden Morgen da, und der Bibelbote fragte, was er schuldig sei. „Nun," sagte Onkel Andres, „ich rechne euch nicht gerne etwas dafür an; hab' ich doch immer große Freude an dem Geschäft gehabt, das ihr da treibet, und nur durch dergleichen Handlangerdienste, wie ich sie euch gethan, kann ich etwas zu der guten Sache beitragen. Aber dießmal bin ich versucht, euch etwas anzurechnen."

„Vielleicht ist eure Familie eben in der Noth," sagte freundlich der Bibelbote, „und da ist es nicht mehr als billig, daß ihr für eure Arbeit Bezahlung annehmet."

„Habt ihr nicht eine Bibel mit großem Druck," fragte Onkel Andres, — „eine Bibel, die ihr gestern zwei Frauen gezeigt habt, einer älteren und einer jüngeren mit fünf Kindern? Nun, die sind meine Mutter, meine

Frau und meine Kinder, und die möchten die große Bibel gar zu gerne haben; aber ich kann den Preis dafür nicht zahlen, es sei denn, daß ich euch die Deichsel anrechne."

Da wurde dem Bibelboten wunderlich zu Muthe. Er gab dem wackern „Onkel Andres" die gewünschte Bibel und meinte, „es sei gewiß viel um diese Bibel gebetet worden." Und das meinen wir auch, und wissen überdieß, daß geschrieben steht: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan!"

---

6. Der irische Milchmann und seine Bibel.

Und nun noch Eins. Haben wir bisher von göttlichem und menschlichem Suchen und von seligem Finden geredet, so sei es uns nun gestattet, auch noch vom tapfern und männlichen Festhalten des Gefundenen zu reden. Ists ja doch nicht genug, den himmlischen Schatz gefunden zu haben, sondern nun erst gilt das Wort: „Halte was du hast, auf daß dir Niemand deine Krone raube."

Die katholische Kirche kann ihre unbedingte Macht und Herrschaft über die Gewissen nur dadurch ungeschmälert behaupten, daß sie den Gliedern der Gemeinde die Bibel vorenthält, ja ihnen das Lesen und Forschen in derselben geradezu verbietet. Denn die Bibel ists ja eben, welche lautes und ernstes Zeugniß ablegt gegen all den Aberglauben der römischen Kirche, gegen Marien- und Heiligendienst, gegen Werkheiligkeit, Ablaß, Meßopfer, Fegfeuer, Ehelosigkeit der Priester und ähnliche Verkehrtheiten. Es muß somit im Interesse dieser Kirche liegen, die Bibel, so weit es wenigstens in ihrer Macht steht, den Händen aller Katholiken zu entreißen und darüber zu wachen, daß sie nicht die Stimme Gottes in Seinem eigenen untrüglichen Worte, sondern nur die irrende Stimme des Priesters vernehmen. Aber „das Wort Gottes ist nicht gebunden," und kann durch keine Macht der Erde gebunden werden.

In Irland, dieser herrlichen Insel im Norden, herrscht noch immer weit und breit die römische Kirche; aber seit einer Reihe von Jahren wird die heilige Schrift in großer Zahl unter dem armen Volke verbreitet. Viele haben sie mit Freuden begrüßt, Viele sind durch sie erleuchtet und bekehrt worden, und haben, gleich jenem Holzschuhmacher von Nantes, darin ihren höchsten und einzigen Schatz erkannt. Unter ihnen war auch ein einfacher ehrlicher Milchmann in der Grafschaft Kerry. Die Bibel war ihm sein Alles geworden.

Als nun dieß der Priester des Dorfes vernahm, eilt er voll Unwillen zu dem Milchmann, seinem Gemeindeglied, und redet ihn, wie er in dessen arme Hütte tritt, also an: „Nun, mein guter Mann, ich höre, du leseſt in der Bibel. Ist das wahr?"

„Zu dienen, Euer Ehrwürden, 's ist wirklich wahr," war die Antwort. „Und," fügt er hinzu, „ich kann Euch sagen, 's ist ein köstlich Buch!"

„Aber du weißt ja," rief der Priester, „daß es für einen unwissenden Mann, wie du bist, sich ganz und gar nicht ziemet, ein solches Buch wie die Bibel zu lesen."

„Ah wirklich?" erwiederte der Milchmann mit einem schlauen Lächeln. „Wenn mir Euer Ehrwürden das wirklich beweisen kann," fügt er hinzu, „so will ich gerne mein Bibellesen aufgeben."

„Nun," entgegnete Jener, „das will ich dir aus dem Buche selbst beweisen." Damit schlug er die Bibel, die auf dem Tische lag, auf und las die Stelle 1 Petr. 2, 2: „Und seid begierig nach der vernünftigen lautern Milch, als die jetzt geborenen Kindlein, auf daß ihr durch dieselbige zunehmet." — „Da siehst du's ja," rief der Priester. „Du bist jetzt nur ein Kindlein, und thust somit unrecht, die Bibel selber zu lesen. Hier heißt es ja, ihr sollt begierig sein nach 'der lautern Milch des Wortes', und somit muß Jemand, der da weiß, was 'die lautere Milch' ist, dir dieselbige darreichen und dich wie ein neugeborenes Kindlein pflegen."

Der Mann hörte aufmerksam der Auseinandersetzung seines Priesters zu; aber ohne um eine Antwort verlegen zu sein, entgegnete er: „Aber halten's zu gute, Euer Ehrwürden, wenn ich etwas sage. Vor einiger Zeit bin ich krank geworden, und da hab' ich einen Menschen nehmen müssen, der mir meine Kühe zu melken hatte; und was meinen Euer Ehrwürden, daß der Mensch that? Stellen Sie sich vor, statt daß er mir die pure lautere Milch gab, hat er Wasser drein geschüttet und mich betrogen. Ich fürchte, Euer Ehrwürden möchten mirs gerade so machen, wenn Sie mir meine Bibel nehmen und mir dann daraus die 'lautere Milch' geben. Nein, nein, ich will meine Kuh behalten und sie selber melken, so werd' ich dann schon die 'lautere Milch' kriegen, und nicht, wie ichs von Euer Ehrwürden besorge, mit Wasser vermischt."

Dem Priester war es nicht ganz wohl bei der Sache; er wollte aber wenigstens das Seinige thun, um zu verhindern, daß das Uebel des Bibellesens nicht weiter um sich greife, und sagte deßhalb in freundlichem beschwichtigendem Tone: „Nun, Freund, ich sehe, daß du etwas

Ansicht des Palasts und Forts von Agra.

Die religiösen Jahresfeste in London
im Jahr 1859.

Der Monat Mai ist bekanntlich die Zeit, in welcher alljährlich die verschiedenen religiösen und philanthropischen Vereine Englands ihre Jahresfeste feiern, und zwar nicht in Kirchen, obwohl auch Predigten und kirchliche Gottesdienste zu Gunsten einzelner Gesellschaften gehalten werden, sondern in großen Hallen, namentlich in der trefflich geeigneten Exeterhalle, welche, durchaus ohne Säulen, gegen 3—4000 Menschen zu fassen vermag und selbst die schwächere Stimme eines Redners bis in den äußersten Winkel vernehmbar dringen läßt. Es wäre schwer, ein zutreffendes und vollständiges Bild dieser Versammlungen und ihres eigenthümlichen Charakters durch bloße Schilderung wiederzugeben. Sie unterscheiden sich von dem feierlichen, kirchlichen Ernst unsrer deutschen und schweizerischen Jahresfeste sehr wesentlich. Schon in ihrer äußerlichen Anordnung sind sie eigenthümlicher Art. Auf einer 6—8 Fuß hohen amphitheatralischen Tribüne, welche 4—500 Personen zu fassen vermag, und in deren Hintergrund eine schöne, reichverzierte Orgel steht, versammeln sich die nächsten Freunde und Mitglieder des Vereins, der sein Jahresfest feiert, samt der Geistlichkeit von Stadt und Land. In der vordersten Reihe (unmittelbar vor dem Geländer, welches die Tribüne von der unten sitzenden Versammlung trennt,) sitzen die Redner samt den Kommittee-Mitgliedern, in ihrer Mitte der Mann im großen Lehnstuhl, welcher die Verhandlungen leitet. Gesang und Gebet eröffnen in der Regel die Feier, worauf der Vorsitzende die Verhandlungen mit einer Rede einleitet; ihm folgt der Jahresbericht, von einem der Sekretäre gelesen, und daran schließen

sich die einzelnen Reden an. Diese Reden aber haben ganz die Art und die Bedeutung von Parlamentsreden. Gleichwie im „Haus der Gemeinen" eine eingebrachte Bill von einzelnen Rednern unterstützt, von andern vielleicht bekämpft, zuletzt nach geschlossener Debatte zur Abstimmung gebracht wird, so auch hier. Eine Anzahl sogenannter „Beschlüsse" (Resolutions), welche entweder eine Billigung des bisherigen Verfahrens der Gesellschaft aussprechen, oder neue Vorschläge bringen, die Besetzung neuer Missionsgebiete proponiren, neue Anstrengungen beantragen ꝛc., sind zuvor schon abgefaßt und werden unter die verschiedenen Redner vertheilt, damit sie dieselben vor der Versammlung vertreten und empfehlen. Je zwei Redner haben die Aufgabe, eine solche Resolution zu besprechen und zu begründen. Nachdem Beide geschlossen, so bringt der Präsident sie zur Abstimmung in der versammelten Gemeinde. In der Regel ist dieß nur Formsache; jeweilen aber begehrt doch Einer aus der Versammlung das Wort, um den Antrag zu bekämpfen. Es sind das nicht selten peinliche, störende Momente; aber in der Regel überwindet der sichere, parlamentarische Takt des Präsidenten die Schwierigkeit mit weiser Ruhe und Umsicht, oder aber es überschreit im schlimmern Fall die Versammlung den unberufenen Eindringling und weist auf diese summarische Weise den Widerspruch zurück. Die Gefühle der Zuhörer sind überhaupt nicht in die eigene Brust zurückgewiesen, sondern sie geben sich, gerade wie in den Parlamentsverhandlungen, so auch hier bald durch Einzelrufe, bald durch allgemeines, rauschendes Beifallklatschen, bald wohl auch durch Zischen und andere Mißklänge kund. Die Begeisterung, wie der Unwille, findet in diesen Versammlungen stets ihren rückhaltslosen Ausdruck, und die dadurch wach erhaltene Aufregung theilt sich fast unwillkührlich auch dem Theilnahmloseren mit.

Nach alle diesem wird es begreiflich erscheinen, daß auch der Inhalt wie die Form der gehaltenen Reden sich wesentlich von den bei uns üblichen unterscheidet. Sie sind alle mehr oder weniger einerseits auf Effekt berechnet, wobei alle Saiten des brittischen Gemüths angeschlagen, alle hervorragenden Zeitereignisse berührt, alle Kräfte der Beredsamkeit angespannt werden; andererseits geht doch durch Alles hindurch das dem Engländer so eigenthümliche Streben, seine Ueberzeugungen nicht sowohl durch Phrasen und Gefühlseindrücke, als vielmehr auf Grund von Thatsachen sich zu bilden. Deßhalb sind diese Reden, so sehr sie auch häufig auf Effekt berechnet sind, nichts

weniger als bloßes Wortgepränge, sondern sie beleuchten den vorliegenden Stoff, mehr als dieß bei uns der Fall zu sein pflegt, durch eine Fülle der bedeutendsten und zutreffendsten Thatsachen. Dieß wird dadurch möglich, daß jedesmal nur die tüchtigsten, kenntnißreichsten und begabtesten Männer, unter denen sich nicht selten die Ausgezeichnetsten des Adels, des Parlaments, der hohen Beamtenwelt, der Geistlichkeit, des Heeres und der Marine befinden, zu Rednern bestellt werden. Eben dieß aber ist es auch, was diese Versammlungen zu einer so einflußreichen Macht in England geschaffen hat. Die öffentliche Meinung kann sie nicht ignoriren, und selbst das Parlament fürchtet die Männer der Exeterhalle.

Es sei uns nun gestattet, aus den dießjährigen Versammlungen Einiges hier mitzutheilen; wir hoffen, bei der Auswahl des Stoffes das richtige Maaß finden zu können. Dabei dürfen wir die wohlthuende Bemerkung nicht unterlassen, die auch durch das Zeugniß aller christlichen Blätter Englands bestätigt wird, daß dießmal mehr als je ein Geist der Weihe und Salbung, getragen von dem Gebet vieler Glaubensmänner, diese Versammlungen durchhaucht hat.

---

1. Das protestantische Collegium zu Malta.

(Vierzehntes Jahresfest, gehalten am 15. April 1859.)

Wir beginnen mit diesem Verein, nicht bloß weil er in der Zeitfolge der Versammlungen den andern vorangieng, sondern auch weil der Kreis seiner Wirksamkeit uns am nächsten liegt. Graf Shaftesbury, den wir oft wieder finden werden, saß im Präsidentenstuhl. Seine einleitende Rede war bei weitem das bedeutendste, was gesprochen wurde. Sie legt zugleich den geschichtlichen Gang und Stand dieser Gesellschaft in lichtvoller Weise dar.

„Als diese Anstalt gegründet wurde," sagte er nach einigen einleitenden Bemerkungen, „giengen die Gedanken und Hoffnungen der Männer, welche den Plan dazu entwarfen, nicht sehr in die Weite. Unsre Hoffnung und Absicht gieng nur dahin, denjenigen Eingebornen des Morgenlandes, die um die Küsten des Mittelmeers wohnen, und welche ein Bedürfniß nach englischer Bildung fühlen, die Mittel dazu auf dem Boden einer brittischen Besitzung darzureichen. Viele, die damals für diese Sache ein Interesse fühlten, wurden vorzugsweise

durch den Gedanken angezogen, daß die Insel Malta offenbar der brittischen Nation von Gott nur deßhalb anvertraut worden sei, damit von da aus ein segensreicher Einfluß auf die übrige Menschheit ausgehen möchte.

„Der ursprüngliche Plan bei der Gründung und Erbauung des protestantischen Collegiums in Malta*) war darauf beschränkt, im Allgemeinen denjenigen, die aus allen Theilen des Morgenlandes in dasselbe eintreten wollten, eine gediegene christliche Bildung zu geben. Allein nach und nach, wie sich unsre Erfahrung erweiterte, stellten sich auch andere und höhere Zwecke uns vor die Augen. Wir hatten den Vortheil, ja ich darf sagen den Segen, jenen trefflichen Mann, den jetzigen Bischof Gobat, für kurze Zeit als Vorsteher der Anstalt zu besitzen, und er war es, der uns auf die Bedeutung derselben für Missionszwecke zuerst aufmerksam machte. Er wies darauf hin, wie das Malta Collegium nützlich werden könnte für die Erziehung und Ausbildung orientalischer Eingebornen für die Mission im Osten; er erinnerte daran, wie wichtig der Einfluß werden könnte, welchen hier erzogene und gebildete Orientalen auf diejenigen Länder auszuüben vermöchten, aus denen sie stammten und in welche sie zurückkehrten; endlich machte er darauf aufmerksam, wie auch Engländer und andere Europäer durch einen Aufenthalt im Collegium und durch den unmittelbaren Verkehr mit Orientalen in den Stand gesetzt würden, nicht nur die morgenländischen Sprachen sich anzueignen, sondern auch die Sitten und Gebräuche des Volkes kennen zu lernen, unter welchem sie künftig etwa leben und wirken sollten.

„Bei weiterer praktischer Erfahrung nahmen wir wahr, daß dieses Collegium noch in ganz andern Weisen auch die zeitlichen Interessen des brittischen Reiches zu fördern im Stande sein möchte. Wir sahen, wie unser Handel im Mittelmeer in steigendem Grade sich ausdehnte und unsre Schiffe in jenen Gewässern sich zu mehren anfiengen, und da fühlten wir, wie groß das Bedürfniß war nach vertrauenswürdigen und ehrenhaften Geschäftsführern, welche brittische Grundsätze eingesogen und mit der brittischen Art, Handelsgeschäfte zu überwachen, sich bekannt gemacht hätten. Wir sahen, daß es nothwendig und

*) Offenbar schwebte den Gründern der Gedanke vor, dem römischen Institut de Propaganda Fide eine protestantische Anstalt ähnlicher Art entgegenzustellen.

ausführbar sei, tüchtige Handelsagenten, Kaufleute, Bankiers und Handelsreisende zu erziehen, welche in würdiger Weise die Ehrenhaftigkeit und den Unternehmungsgeist der brittischen Nation repräsentiren könnten, — Leute, die, sofern sie von weit entfernten Handelshäusern mit großen Verantwortlichkeiten und großen Geldsummen betraut werden müssen, durch eine gesunde und nach brittischen Grundsätzen geleitete Erziehung in den Stand gesetzt wären, von ihrer Verwaltung gute Rechenschaft abzulegen; und wir sahen ein, daß wir auf diese Weise den Handelsinteressen Großbrittaniens einen großen Dienst leisten könnten.

„Dieß führte uns weiter zu dem, was man die politische Seite der Sache nennen könnte; denn im Morgenland läßt sich die kommerzielle und die politische Seite der Dinge nur schwer von einander trennen. Als wir den Zustand unsrer Consular-Verhältnisse im ganzen Morgenland ins Auge faßten, nahmen wir wahr, in welche Entartung dieselben nachgerade gefallen waren. Wir sahen, wie unser Handel fast ausschließlich von Griechen und andern Eingebornen der Levante abhieng, welche sämtlich kaum eine andere Schule durchlaufen hatten, als die der Betrügerei und der Lüge, — Leute, die kein persönliches Interesse für ihre Auftraggeber in England, keine Rücksicht für die Ehre und den guten Namen der brittischen Nation kennen, und die ihre Dienstleistungen ausschließlich nach dem Werth ihres eigenen Gewinns einrichten. Ich glaube, daß unser Consular-System im Begriff ist, eine wesentliche Revision zu erfahren; ich glaube, daß die brittische Regierung endlich zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die großen und bedeutungsvollen Interessen des brittischen Reiches im Ausland nicht mehr ohne Schaden irgend Jemandem sonst, als nur brittischen Händen anvertraut werden können. Daß diese Ansicht die richtige ist, daran kann Niemand zweifeln. Aber dann müssen ja diese Consuln in Betreff ihrer Geschäftsverwaltung in hohem Maaße immer noch von ihren untergeordneten Bediensteten abhängig sein; — und eben hier ist es nun unsre Aufgabe, hiezu Leute zu erziehen, die eine Liebe zu dem brittischen Namen in sich tragen und bei jeder Gelegenheit die Ehre, die Anschauungen, die Interessen und die Pflichten Großbrittaniens würdig zu vertreten im Stande sind. Ueberdieß müssen wir im Auge behalten, daß wir im Morgenland den gerechten und rechtmäßigen Einfluß des brittischen Namens aufrecht zu erhalten haben. Andere Reiche sind emsig be-

strebt, uns dort den Vorrang streitig zu machen. Da ist Frankreich, und da ist Rußland. Frankreich vertritt und unterstützt dort die Interessen der römisch-katholischen, Rußland die der griechischen Kirche. Das große protestantische Interesse im Osten, das so wesentlich von dem der beiden Andern getrennt ist, das den Grundsatz der Religionsfreiheit vertritt, und das, Gott sei gepriesen, rasch und weithin im ganzen Orient Raum gewinnt, — dieses Interesse muß vertreten und unterstützt werden durch die Würde, die Hoheit und die Macht von Großbrittanien. Dieß ist aber nicht möglich, wenn nicht die Personen, die in den Consular-Geschäften verwendet werden, nicht bloß Leute von untadelichem Charakter, sondern auch Männer von Herz und Eifer für die protestantische Sache sind. Und wie sollen wir Leute dieser Art gewinnen, wenn nicht eingeborne Orientalen in Schulen und Anstalten erzogen und gebildet werden, in welchen brittisch-evangelische Grundsätze herrschen, und wenn sie nicht in ihrer frühesten Jugend schon unsre Anschauungen in sich aufgenommen und eine Liebe für brittische Freiheit und für brittisches Christenthum gelernt haben?

„Es gibt aber noch eine andere Frage von hoher Bedeutung, welche das Malta Collegium in seinen umfassenden Plan aufgenommen hat. Kann irgend Jemand blind sein in Betreff des gegenwärtigen Zustands des Orients? Kann Jemand noch zweifeln, daß die Dinge dort rasch einer großen Auflösung entgegengehen, daß diese schönen und großen Provinzen bald entweder der Anarchie anheimfallen, oder die Beute der benachbarten Mächte werden müssen? Es ist unsre Pflicht, unsre Weisheit, unsre Politik, die es uns als Engländern und als Christen nahe legt, zu thun, was in unsrer Macht steht, um die Bewohner jener Länder für diese große Entscheidungsstunde vorzubereiten. Es ist unsre Pflicht, sie durch Unterweisung in den Grundsätzen biblischer Wahrheit zu der Kunst, sich selbst zu regieren, tüchtig zu machen und für eine Zeit vorzubereiten, wo die gegenwärtig herrschende [türkische] Gewalt zerbrochen und in Trümmer gegangen sein wird, und wo sie entweder sich selbst regieren oder einer der angränzenden Mächte, die mit der heißesten Gier über die Beute hereinzustürzen bereit sind, anheimfallen müssen. Ich glaube, wir haben ein Ziel ins Auge gefaßt, das des höchsten und edelsten Strebens werth ist, und das allermeist dazu beitragen wird, diesen schönsten und ehrwürdigsten Ländern der Erde Friede, Wohlfahrt und

Glück zu bringen. Ich glaube, daß wir in einem solchen Streben auf den Segen des Allerhöchsten zählen dürfen, und wenn wir auch dieses Ziel nicht erreichen sollten, so haben wir wenigstens treulich solche Mittel gebraucht, wie sie uns das Christenthum gebietet.

„Aber noch andere Ziele haben sich unsrem Auge dabei dargestellt. Die Insel Malta, oder vielmehr das Collegium daselbst, ist bisher gewesen und wird noch ferner sein ein Asyl für die Verfolgten. Mehrere Personen mußten um ihres christlichen Bekenntnisses willen aus den Provinzen der Türkei fliehen und fanden Zuflucht im Malta Collegium. Es ist allerdings ganz wahr, daß Gewissensfreiheit im türkischen Reich proklamirt worden ist. Aber Gewissensfreiheit ist dort für jetzt noch ein leerer Schall, — eine Proklamation und weiter nichts. Damit aber dieses Dekret des Sultans Kraft und Gültigkeit habe und im Leben praktisch werde, ist es von höchster Bedeutung, daß unsre Consular-Agenten im Osten, sowohl die obersten Leiter, als ihre Untergeordneten, Leute seien, wie ich sie oben geschildert habe. Jene Proklamation wird so lange werth- und wirkungslos bleiben, bis wir an jedem Hauptort Consular-Agenten haben, die es für ihre Pflicht halten und deren wahres Herzensverlangen es ist, dem hochsinnigen Befehl des türkischen Sultans nachhaltige Kraft zu geben. Denn jenes Dekret, obschon zum großen Theil eine bloße Proklamation, ist dennoch von hohem Werth, weil es einen hohen und heiligen Grundsatz einmal ausspricht und nur einer kräftigen Handhabung und Durchführung auf dem bezeichneten Wege bedarf, um es den Zwecken dienstbar zu machen, für welche die Großmächte Europa's es verlangten und wozu der Sultan selbst, wie wir hoffen dürfen, es gegeben hat. Nun ist es geschehen, daß viele [muhamedanische] Eingeborne des türkischen Reichs sich bekehrt haben, und obgleich sie nicht offen von der Regierung verfolgt wurden, hatten sie doch die viel bitterere und schwerere Verfolgung zu erdulden, — die häusliche Verfolgung ihrer Verwandten und Freunde. Einige von ihnen sind geflohen und haben sich nach Malta begeben. Die Einzelnheiten sind bekannt.

„Ein anderes Ziel, das wir ins Auge gefaßt haben, ist die Gründung einer englisch-orientalischen Literatur. . . (Vergl. Miss. Mag. 1858 S. 474.)

„Aber was sind nun die Resultate unsrer Arbeiten? [Nun verbreitet sich der Redner über die geringen Mittel, über welche die

Gesellschaft leider zu verfügen hatte, und fährt dann fort:] Lasset mich zuerst auf die Schwierigkeiten hinweisen, die wir zu überwinden hatten. Die erste war, daß, obgleich das Collegium schon vor 14 Jahren (1845) gegründet wurde, doch drei Jahre vergiengen, ehe der erste orientalische Zögling in dasselbe eintrat. Zur Zeit des Krim-Feldzugs vergiengen abermals zwei Jahre, ohne daß auch nur ein einziger Zögling aus dem Morgenland sich zur Aufnahme einstellte. Dieß bringt die vierzehn Jahre auf neun herab. Im Durchschnitt aber erfordert es fünf Jahre, um einem Orientalen eine tüchtige und angemessene Bildung zu geben. Somit können wir im Grunde nur von dem Ergebniß von vier Jahren reden. Nun, was haben wir in dieser beschränkten Zeit geleistet und erreicht? Von eigentlichen Orientalen wurden nicht weniger als 56 ins Collegium aufgenommen; zwölf von diesen sind in verschiedene Missionsfelder eingetreten; sechszehn sind noch mit dem Studium beschäftigt; einige Wenige mußten entlassen werden. Andere sind in ihre Heimat zurückgekehrt, wo sie die Mittelpunkte gesegneten Einflusses in der verschiedensten Weise geworden sind, — einige als Bankiers, andere als Kaufleute, Einer als Arzt. So weit wir wissen, handeln sie Alle im Geiste des Evangeliums, darin sie unterrichtet wurden, und verbreiten den Einfluß, den wir bei ihnen beabsichtigten. . . [Darauf verliest der Graf zwei Briefe, den einen von dem ehrwürdigen Bibel-Agenten Lowndes in Malta, betreffend mehrere Orientalen, die im Collegium erzogen worden waren, und die er auf seiner neulichen Reise in Egypten zu seiner höchsten Befriedigung in verschiedenen Aemtern und in würdigem Wandel gefunden habe; der zweite Brief ist von dem gleichfalls in Malta erzogenen Abessinier Maderakal, der seit dem Jahr 1855 eine Schule in Adowa, der Hauptstadt der Tigre-Provinz, leitet, nun aber, da er ohne alle Unterstützung lebt, um englische Hülfe bittet.]

„Die 22 Sprachen," fährt der Redner fort, „welche zu verschiedenen Zeiten in der Anstalt gesprochen oder verstanden wurden, sind: Englisch, Maltesisch, Italienisch, Deutsch, Spanisch, Französisch, Lateinisch, Alt- und Neu-Griechisch, Äthiopisch, Amharisch, Arabisch, Türkisch, Persisch, Cabbalistisch, Hebräisch, Nestorianisch, Chaldäisch, Syrisch, Armenisch, Alt- und Neu-Koptisch, Albanisch und Bulgarisch. Von diesen werden gegenwärtig dreizehn im Collegium gesprochen. . . Was für ein mächtiger Hebel ist uns damit in die Hand gegeben, um mittelst dieser Sprachen und durch die Eingeborenen, welche sie

reden, auf die Länder des Orients zu wirken! — Ich kann den Besitz von Malta nicht als eine bedeutungslose Sache betrachten. Der Besitz eines solchen Platzes mit all seinen physischen und moralischen Vortheilen, in einer Hand, wie die unsrige ist, mit all den wunderbaren Mitteln, wie sie uns gegeben sind, zu einer Zeit der Aufregung, des Forschens und Sehnens, wie die gegenwärtige, — das ist in der That nicht etwas Gewöhnliches. Ich kann es nicht anders ansehen, als daß Gott uns damit eine Pflicht auferlegt hat, die wir nicht umgehen, nicht abschwächen können. Die Vernachlässigung dieser Pflicht schließt die Versäumniß auch derjenigen ein, auf deren treuer Erfüllung unsre ganze Größe beruht, und müßte über uns eine viel schwerere Einbuße bringen, als der bloße Verlust dieses Juwels der brittischen Krone wäre mit all ihren mancherlei Gelegenheiten zu gesegneter Arbeit. Es ist nun an Euch, meine Freunde, zu bestimmen, ob diese Insel noch ferner ein nackter Fels, strotzend von Befestigungswerken und geschirmt von der Kunst bloß menschlichen Scharfsinns, bleiben soll, oder aber, ob dort eine Quelle des Lichts und des Lebens, der Freiheit und der Freude für alle Völker des Orients entspringen und eben dadurch dieß Eiland so stark und uneinnehmbar machen soll, als wenn es rings von den feurigen Rossen und Wagen Eliä umgürtet wäre." —

Auf diese Ansprache des Präsidenten folgte der Jahresbericht, aus dem wir Folgendes in Kürze hervorheben: —

„Die Länder, zu deren Gunsten die Anstalt gegründet wurde, sind die Türkei, Persien, Indien, Abessinien, Nord- und Central-Afrika, Griechenland, Italien, Spanien, und überhaupt alle Küstenländer des Mittelmeers. Aus allen diesen Ländern sind Zöglinge ins Collegium zu Malta eingetreten, Central-Afrika ausgenommen, von wo jedoch Dr. Livingstone etliche junge Leute zu senden versprochen hat.

„Der rasche und lebhafte Verkehr zwischen Malta und Indien macht die Anstalt besonders dazu geeignet, sowohl den Eingeborenen jenes Reichs, als auch den dort geborenen Indobritten jene gesunde christliche Bildung zu verleihen, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit jetzt in so hohem Grade gefühlt wird. Bereits sind Zöglinge von Indien gekommen, und es ist beabsichtigt, einen Professor des Hindostani und Bengali anzustellen. Das milde Klima von Malta scheint auch besonders geeignet zu sein, junge Europäer, die für Indien bestimmt sind, für die größere Hitze jenes tropischen Landes vorzubereiten. Ein

Indobritte, der in der Anstalt gebildet wurde, ist jetzt Ingenieur in der Präsidentschaft von Bombay."

Der Jahresbericht stellt dann die Vortheile der Anstalt nach vier verschiedenen Seiten ins Licht: in religiöser (namentlich die Mission betreffend), literarischer, kommerzieller und politischer Beziehung. Auch hebt er hervor, wie sie besonders als eine Zufluchtstätte für die Opfer religiöser Verfolgungen so vorzüglich geeignet sei. Drei bekehrte Muselmanen haben dort ein Asyl gefunden, von denen Fuad Effendi [auch Freeman genannt, vergl. seine Bekehrungsgeschichte Miss. Mag. 1859 S. 18 ff.] mit seiner Gattin nun in Smyrna für die Ausbreitung des Reiches Gottes arbeitet.

„Die Anstalt," fährt der Bericht fort, „umfaßt erstens ein Collegium zur unentgeltlichen Erziehung und Ausbildung orientalischer und afrikanischer Zöglinge; aus ihnen sollen die Männer hervorgehen, die in den verschiedenen Ländern, aus welchen sie stammen, besser als Europäer es vermögen, die religiösen, kommerziellen und politischen Ideen Englands vertreten sollen, und denen zu diesem Ende eine gesunde, praktische Erziehung und Bildung zugänglich gemacht ist. Daran schließt sich zweitens eine besondere Schule für solche Zöglinge, welche Kostgeld zahlen. Sie ist für die Ausbildung von Europäern, die im Morgenland leben, und für reiche Orientalen berechnet, und man hofft, daß diese Schule sich selbst zu erhalten im Stande sein werde. Die europäischen Zöglinge insbesondere sollen durch das Studium der orientalischen Sprachen und Sitten befähigt werden, wichtige Stellungen in unsern diplomatischen und kommerziellen Verhältnissen im Osten einzunehmen. . . .

„Was die bisherigen Ergebnisse dieser Unternehmung betrifft, so sind seit dem Febr. 1846 nicht weniger als 215 Zöglinge in der Anstalt gewesen; davon waren 95 Nicht-Engländer, hauptsächlich aus dem Osten, und 56 ächte Orientalen; der Rest bestand aus geborenen Engländern, obwohl meist solchen, die im Osten geboren und wohnhaft sind. Gegenwärtig befinden sich 44 Zöglinge in der Anstalt, darunter drei junge Bulgaren, zwei Perser und ein Abessinier.

„Von denen, welche die Anstalt verlassen haben, sind gegenwärtig zwölf junge Männer im Weinberg des Reiches Gottes beschäftigt. Andere sind als Offiziere in der brittischen Armee oder Flotte, als Dollmetscher, Consular-Agenten ꝛc. angestellt. Viele von ihren Briefen athmen einen wahrhaft christlichen Geist.

„Es ist der Wunsch der Kommittee, in den wichtigsten orientalischen Städten Zweigschulen sowohl für Eingeborene als für Europäer zu gründen, die unter der Leitung von ehemaligen Zöglingen des Malta Collegiums stünden. Aus diesen Zweigschulen könnte sich dann die Mutteranstalt in Malta mit einer wohlvorbereiteten Klasse von Zöglingen rekrutiren und so der Mittelpunkt eines Netzes von tüchtigen Schulen werden, in denen eine gesunde christliche Bildung erzielt würde. Dieser wichtige Plan ist bereits seinen Anfängen nach thatsächlich ins Werk gesetzt, indem der frühere Zögling Maderakal (ein Abessinier) eine Elementarschule in Adowa (Tigre-Provinz), andererseits Missionar Rosenberg eine ähnliche Schule in Cassandra (bei Thessalonich, in Macedonien), und endlich Missionar Constantinides eine Schule in Constantinopel für diesen Zweck gegründet haben.

„Der gegenwärtige Direktor des Malta Collegiums ist Prediger Miles, ein Mann, der durch seine Tüchtigkeit, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, sowie durch seinen früheren Aufenthalt in Indien und seine Reisen in Asien und Afrika dem Publikum längst vortheilhaft bekannt ist."

Der Stand der Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft ist aus dem Abriß des Jahresberichts, den wir vor uns haben, nicht deutlich zu erkennen. Es sind darin nur besondere Legate, Geschenke, Subscriptionen ꝛc. im Gesammtbetrag von 2130 Pf. Sterl. aufgeführt; dieß kann aber nicht die ganze Einnahme ausmachen. Um hundert Zöglinge unentgeltlich in der Anstalt zu unterhalten, bedarf die Gesellschaft jährlich 4000 Pf. Sterling (Fr. 100,000); der Bericht sagt nur, daß er diese Summe nicht eingenommen habe. Doch schließt er mit den Worten: „Wir danken Gott für die vielen Zeichen steigender Theilnahme an diesem Werke, und treten mit neuem Muth in das neue Gesellschaftsjahr."

Die darauf folgenden Reden, so glänzend und ergreifend manche derselben sind, bieten uns doch nichts dar, was die Arbeiten dieser Gesellschaft noch weiter zu beleuchten im Stande wäre.

Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft.

(Siebenundfünfzigstes Jahresfest am 4. Mai 1859.)

Diese Gesellschaft läßt an Großartigkeit, unermüdlicher Thatkraft und evangelischer Freisinnigkeit fast alle andern religiösen Vereine hinter

sich zurück. Im J. 1804 mit dem ausgesprochenen Zwecke gegründet, „die ganze Welt mit dem Worte Gottes zu füllen," hat sie nun im Laufe von 56 Jahren nicht nur selbst 35,609,931 Exemplare der heiligen Schrift in fast 200 Sprachen über die ganze weite Welt hin ausgestreut, sondern auch mehr als 6000 andere Bibelgesellschaften und Hülfsvereine ins Leben gerufen, von denen ihrerseits wiederum in gleichem Geiste der Same des Wortes Gottes in die Nähe und Ferne ausgestreut wird. Fast alljährlich werden eine oder etliche neue Sprachen der Heidenwelt zur Schriftsprache erhoben und durch die Uebersetzung des Wortes Gottes in dieselbe geweiht; die Bibelgesellschaft in London aber begrüßt mit Freuden jede Erscheinung dieser Art und vollendet das, was die Uebersetzer begonnen haben, durch unentgeltlichen Druck und Einband.

Auch in anderen Beziehungen ist diese Gesellschaft bedeutungsvoll, und gerade das dießjährige Jahresfest mit den dabei gehaltenen Reden läßt einen lehrreichen Blick thun theils in die Großartigkeit des Gesichtskreises, der ihr in so merkwürdiger Weise eigen ist, theils in die eigenthümliche Ideenwelt überhaupt, in welcher sich der christliche Theil der brittischen Nation bewegt; deßhalb werden wir uns erlauben, auch aus den Reden einige Stücke besonders hervorzuheben.

Als Vorsitzenden bei dem Jahresfest und als Präsident der Gesellschaft überhaupt finden wir abermals den bedeutenden Staatsmann, Graf Shaftesbury. Er begann seine einleitende Ansprache mit der kurzen Hinweisung auf die erhebende Thatsache, daß in diesem Werk der Bibelverbreitung ein Einigungspunkt für alle die verschiedenen kirchlichen Parteien und Confessionen gegeben sei. Den gleichen Gegenstand berührte nachher ein anderer Redner, der Bischof von London, dessen Worte in dieser Beziehung, eben weil er als hochgestellter Kirchenmann sie sprach, doppelt lehrreich sind. Wir fügen sie deßhalb gleich hier ein.

„Es wäre unrecht," sagte er, „wenn die Geistlichen der Episcopal-Kirche Englands vergessen würden, daß sie trotz ihres strengkirchlichen Bekenntnisses doch auch mit der ganzen Christengemeinde im Großen verbunden sind, obwohl viele Glieder derselben grundsätzlich sich von der Staatskirche getrennt haben; es wäre unrecht, wenn sie nicht jede Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, mit Freude benützen würden, um den Andersdenkenden, von denen sie sich oft nur zu sehr getrennt halten, ohne irgend ein Aufgeben der eigenen Ueberzeugung die rechte

Hand der herzlichen lautern Gemeinschaft darzureichen, und zwar nicht blos bei Gelegenheiten, wo sie ein freundliches Wort reden können, sondern auch wo sie einander thatsächlich zu bestimmten praktischen Liebeswerken zu unterstützen vermögen. Was mich betrifft, so ist es mir immer vorgekommen, die Bibelgesellschaft sei die beste 'Evangelische Allianz'. Es freut mich von Herzen, wenn edle Männer zusammentreten, um einander freundliche Worte zu sagen und in herzlichen Worten sich ihre gegenseitige Theilnahme auszusprechen; aber ich meinestheils halte es für besser, wenn unsre Worte zu Thaten werden können. Und diese Ausbreitung des Wortes Gottes ist Gottlob ein für Alle gemeinschaftlicher praktischer Einigungspunkt, wo wir uns Alle zusammenfinden können. Unsre Worte sind gut und schätzbar; aber der große Hauptpunkt ist am Ende doch der, daß wir ein bestimmtes praktisches Werk finden, zu dem wir uns Alle vereinigen können. Die Verbreitung der heiligen Schrift aber ist der Einigungspunkt, worin sich jede christliche Confession in der Welt und jede Form des protestantischen Christenthums unzweifelhaft einigen kann... Vor dem Worte Gottes fallen alle unsre kirchlichen und confessionellen Unterschiede weg. Darin sind wir alle einig, daß wir das Wort des lebendigen Gottes von Herzen ehren und es gerne in alle Welt ausbreiten möchten.... Wir sind der confessionellen Zänkereien müde. Es ist natürlich, daß Verschiedenheiten der Meinung in religiösen Dingen da sein müssen, und es gibt in Wahrheit bedeutende und wichtige Punkte des Unterschieds; und ich meinestheils halte einen Mann, der sich fürchtet, die Unterschiede für wichtig zu erklären, darum nicht für besser und christlicher; auch bin ich überzeugt, daß die vielen Brüder aus den Dissenters, die hier sind, darum nicht geringer von mir halten, wenn ich sage, die Verschiedenheit der Ansicht, die zwischen mir und ihnen besteht, betreffe wichtige Punkte. Aber was mich freut, ist die Thatsache, daß wir trotz aller Verschiedenheiten uns gemeinschaftlich in einem Werke vereinigen, das uns Allen gleich theuer und gleich groß ist..."

Dieß sind Gedanken, die durch alle Reden jenes Tages wieder durchklingen, und die um so erfrischender sind, je schärfer und peinlicher auch in unsrer deutschen Kirche die unseligen confessionellen Spannungen werden. Doch wir kehren zu der Rede des Präsidenten Shaftesbury zurück.

Der erste Punkt, den Graf Shaftesbury mit gewaltiger Kraft

der Versammlung zu Gemüthe führt, bezieht sich auf die Thatsache, daß die indobrittische Regierung grundsätzlich von den Regierungsschulen in Indien die Bibel ausschließt. Bereits ist in England eine „National-Erklärung", von Tausenden unterzeichnet, ans Parlament gegangen, worin die Zurücknahme dieses Verbots verlangt wird.*) Auf diese „Erklärung" hinweisend sagt der Redner: „Was wir darin bitten, ist ganz einfach, ganz klar, aber auch ganz vollständig; wir verlangen nicht mehr, aber wir werden uns auch nicht mit weniger begnügen. Es bedarf nur ein wenig Energie, nur ein wenig Ausdauer, nur ein ganz klein wenig Bestimmtheit in dem, was die brittische Nation will, und die Regierungen in beiden Ländern (England und Indien) werden nachgeben müssen, und die große Schmach, die dem Worte Gottes angethan ist, wird abgethan sein. Wir verlangen nicht, daß die Bibel mit Gewalt eingeführt werde; wir verlangen nicht, daß Jemand gezwungen werde, sie zu lesen; aber wir verlangen, daß, wenn ein Eingeborener kommt und bittet, es möge ihm in den Schulen das Wort Gottes erklärt werden, ein solcher Segen nicht verweigert werden dürfe, und daß wir unsern christlichen Glauben frei bekennen und unsers Christennamens uns nicht schämen dürfen."

Ein zweiter Punkt, den der edle Redner berührt, bezieht sich auf die Politik. Und hier wollen wir wieder, ehe wir den Grafen Shaftesbury hören, aus der Ansprache eines andern Redners, und zwar abermals aus dem Munde des Bischofs von London, die Ideen kennen lernen, welche einem kernhaften Engländer in Betreff der Theilnahme des Christen an der Politik inne wohnen. „Man hat oft gesagt," sprach er, „die Gläubigen sollen sich nicht in Politik mischen, und vor Allem soll die Geistlichkeit nichts damit zu schaffen haben. Dieß ist allerdings ganz wahr, — in Einem Sinne. Es ist sehr schlimm, wenn sich Geistliche in politisches Parteigezänk mischen; aber was die Politik im ächten und wahren Sinne des Wortes betrifft, so sehe ich meinestheils nicht ein, wie man sie möglicherweise von der Religion scheiden kann. Was haben wir denn heute [aus

*) Es heißt darin: „Die Unterzeichneten, in Anbetracht, wie groß die Schmach ist, die auf das Wort Gottes fällt, dadurch daß es kraft eines Regierungsbefehls von den öffentlichen Schulen Indiens ausgeschlossen ist, bitten, daß dieses Verbot widerrufen, und daß es Niemanden untersagt werde, das Wort Gottes zu lesen oder zu hören, wenn er es wünscht.

dem verlesenen Bericht] anders vernommen, als Nachrichten aus den verschiedenen Ländern der Erde, gerade als wären wir in einer Sitzung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten oder des Colonialamts gewesen! Und unsre Beziehungen zu allen diesen Ländern sind insgesamt und in jeder Hinsicht nach Gottes Rath und Willen von der Art, daß sie das Mittel sein sollen, das reine Evangelium überallhin zu verbreiten. Sollen wir denn z. B. bei Gelegenheit des chinesischen Kriegs nicht an Politik denken? Hat China nicht dem Evangelium Christi und dem Worte Gottes seine Thore geöffnet? Sollen wir nicht bei Indien an Politik denken, wenn wir doch wissen, wie folgenreich alle politischen Veränderungen in jenem Lande für die Ausbreitung des Reiches Gottes sind? Und was die Ereignisse betrifft, die sich in der nächsten Zukunft anbahnen, ziemt es da der Bibelgesellschaft jetzt nicht ebenso gut wie in den Jahren 1848 und 1849, mit wachsamem Auge auf der Warte zu stehen und zu sehen, ob sich nicht Gelegenheit darbiete, die Güter, welche sie auszutheilen hat, nach Italien einzuführen? Wissen wir denn nicht, daß in jenen denkwürdigen Jahren, wo Rom in den Händen der Republikaner war, die heilige Schrift in wunderbarer Weise ihren Weg in diese Stadt des Pabstes gefunden hat? Zählet darauf, meine Freunde, was auch die Veränderungen sein mögen, die in Italien stattfinden werden, — an Gelegenheiten, die heilige Schrift dahin zu bringen, wird es nicht fehlen, so wir nur die rechten Zeitpunkte wahrnehmen. Man sagt, Englands Haltung in diesem Kampfe müsse die des Abwartens sein, — ein Abwarten und Beobachten der Entwicklungen, zu denen sich die Dinge anlassen werden. Gut; aber Eines vor allem Andern gilt es mit wachsamem Auge abzuwarten, und das ist die Gelegenheit, das Wort des Lebens zu verbreiten." *)

So sprach der Bischof von London. Von diesem Gesichtspunkt aus ist nun wohl auch das aufzufassen, was der Präsident, Graf Shaftesbury, in seiner einleitenden Rede sprach. „Es ist unmöglich, meine Freunde," rief er, „bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge auf dem europäischen Festland gleichgültig zu bleiben. Wir

*) Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft hat auch bereits einen Bibel-Agenten in das Großherzogthum Toskana gesandt, um die gegenwärtige Lage dieses Landes zur Verbreitung der heiligen Schrift unter dem sehr empfänglichen Volke zu benützen.

können nicht gleichgültig bleiben bei dem Krieg, welcher in diesen Tagen ausgebrochen ist zwischen dem Kaiser von Oestreich und dem Königreich Sardinien. Für eine Zeitlang wenigstens ist uns dort die Thüre zur Bibelverbreitung geschlossen, — wer weiß, ob nicht für immer. Aber es ist unsre Pflicht zu sehen, ob sie, wenn gleich an Einem Punkte geschlossen, nicht an einem andern sich öffne, und ob nicht unter Gottes gnädiger Leitung auch aus dem gegenwärtigen Uebel etwas Gutes hervorgehen möge. Ich habe bei dieser großen europäischen Frage nicht verhehlt, und werde es nie und nirgends und unter keinen Umständen verhehlen, wohin meine Sympathien gehen. Aber ich würde davon an diesem Platze nicht geredet haben, wären nicht meine Worte, die ich in einem in den öffentlichen Blättern erschienenen Briefe gebraucht habe, ganz falsch gedeutet worden. Man hat mir vorgeworfen, daß ich, indem ich Oestreich anklage, eben damit, wenn auch stillschweigend, das Verhalten des Kaisers der Franzosen vertheidige. Ich weise diese Schlußfolgerung, die aus meinen Worten gezogen wird, entschieden von mir; denn in jenem Brief, den ich schrieb, habe ich absichtlich und sorgfältig es vermieden, Frankreich oder sein Volk und was dort vorgeht, auch nur zu nennen. Man lese jenen Brief, und man wird sehen, daß ich darin ausschließlich Sardinien und Oestreich, Verdienst und Verschuldung, Schwäche und Macht, Gewissensfreiheit und die unerträgliche Knechtschaft des Konkordats einander gegenüber gestellt habe. Ich habe genau und im Einzelnen angegeben, was für Ansprüche Sardinien auf unsre Sympathieen habe; ich gieng Punkt für Punkt durch, um zu zeigen, was für Gründe wir haben, dankbar zu sein und uns zu freuen, und was für Gründe da sind, die unsre Besorgnisse erwecken. Und selbst wenn ich mich berufen gefühlt hätte, etwas zur Vertheidigung des Verhaltens des französischen Kaisers zu sagen, so hätte ich wenigstens das aussprechen können, daß, was man immer über die Ereignisse in Frankreich und über die Handlungen des Kaisers sagen und klagen mag, wenigstens Eines unsre Achtung und Theilnahme erweckt, — nemlich, daß das Wort Gottes unter des Kaisers Regierung bis dahin freien und ungehinderten Lauf in seinem ganzen Reiche gehabt hat.*) — Die wal-

*) Die erschwerenden Maßregeln, welche in neuerer Zeit gegen die Verbreitung religiöser Schriften in Frankreich erschienen sind, und welche in dem bekannten Beßner'schen Proceß in Colmar ihre Spitze erreicht haben, erstrecken sich nicht auf

densische Kirche in Turin betet für die Regierung, unter der sie lebt, und ich darf sagen, es verleiht dem kleinen Reiche von Sardinien keine geringe Kraft, daß ihm die Gebete einer solchen Kirche zu gute kommen, — einer Kirche, welche, so klein und unterdrückt sie auch ist, dennoch die von den Aposteln ererbte lautere Wahrheit festgehalten hat, — einer Kirche, die, nachdem sie von dem eisernen Fuß des Pabstthums in den Staub getreten war, von der sardinischen Regierung aus dem Staub erhoben und zu Ehren gebracht wurde; und in der That, die Kirchen der Waldenser in Turin und Genua stehen höher und herrlicher da, als die Kathedralen des Pabstthums. Es ist mir so gewiß, als mein eigenes Leben, daß diese That der Anerkennung

---

die Verbreitung der heiligen Schrift. Sie kann heute noch, wie bisher, ohne Schwierigkeit im ganzen Reiche verbreitet werden. Daß im Jahr 1858 nicht weniger als 90,360 Exemplare (allein durch die brittischen Agenten) in Frankreich verbreitet wurden, ist der schlagendste Beweis dafür. Auch kann sich die protestantische Kirche Frankreichs (sowohl die reformirte als die lutherische) im Ganzen nicht über Benachtheiligung beklagen. Vor der großen französischen Revolution war ein einziger protestantischer Prediger (Marron) in Paris, der überdieß nur als „holländischer Gesandtschaftsprediger" fungiren durfte. Durch Lafayette wurden die Protestanten (1787) wieder in ihre bürgerlichen Rechte eingesetzt. Seitdem haben sich, namentlich unter den Napoleoniden und Louis Philipp, die Verhältnisse der Protestanten in Frankreich so günstig gestaltet, daß gegenwärtig die reformirte Kirche in Paris 5 Pfarreien mit 15 Filialen, 23 Predigtplätze (worunter 10 eigentliche Kirchen), 20 Pastoren, 8 Hülfsgeistliche, 29 Schulen und 1 Kleinkinderschule hat; die lutherische Kirche aber hat 1 Pfarrei und 4 Filiale, 12 Predigtplätze (worunter 4 eigentliche Kirchen), 8 Pastoren und 2 Hülfsgeistliche, 17 Schulen und 2 Kleinkinderschulen: im Ganzen also 35 Predigtplätze, 28 Pastoren, 14 Kirchen, 46 Schulen und 3 Kleinkinderschulen. In ganz Frankreich bestehen gegenwärtig reformirterseits 105 Consistorien mit 617 Pastoren, 1045 Predigtplätze (darunter 756 eigentliche Kirchen und 70 sogenannte Oratoires), 1139 Schulen und 33 Kleinkinderschulen; lutherischerseits 44 Consistorien, 403 Predigtplätze (darunter 344 Kirchen und 34 Oratoires), 281 Pastoren, 609 Schulen und 58 Kleinkinderschulen; zusammen: 1448 Predigtplätze, 898 Pastoren, 1748 Schulen und 91 Kleinkinderschulen. Hiebei sind die freien Kirchen nicht gerechnet. Außerdem hat Frankreich zwei protestantische Universitäten (Montauban und Straßburg; auch Genf ist vertragsmäßig als französische Universität angesehen), mit 140 Studenten der Theologie (außerdem in Genf 30—40). Auch bestehen viele bedeutende Normalschulen, in welchen protestantische Lehrer und Lehrerinnen praktisch gebildet werden. Im Lauf des verflossenen Jahres (1858) haben sich in Frankreich nicht weniger als vierzehn neue evangelische Gemeinden gebildet.

Wir brauchen nicht erst zu erinnern, daß wir dieß Alles von religiösem (nicht politischem) Standpunkte aus betrachtet wissen wollen.

der religiösen Rechte des Menschen von Seiten Sardiniens, diese Liebe zur protestantischen Kirche, ihm von Gott nicht vergessen werden wird in der Stunde der Noth.*) Streuet, meine Freunde, streuet das Wort Gottes mit offenen Händen weithin aus; glaubet mir, es gibt auf dem ganzen Erdboden Niemand, der bereitwilliger das Wort Gottes annimmt, als die ganze sardinische Armee. Lasset euch nicht entmuthigen, was auch kommen möge; lasset aber jetzt und zu allen Zeiten auf jenes Land einen vollen Strom des Lebenswassers fließen, und ihr werdet erleben, was der alte ehrwürdige Bischof Latimer gesagt hat: Es soll in Italien ein Licht angezündet werden, das unter dem Segen Gottes nimmermehr erlöschen wird." —

Doch es ist Zeit, daß wir Einiges aus dem Jahresbericht vernehmen. Nach einigen einleitenden Bemerkungen gieng derselbe sofort auf Frankreich über. „Die Gesammtzahl von heiligen Schriften, welche von Anfang an durch die brittische Bibelgesellschaft in diesem Lande verbreitet wurden, beläuft sich nun auf 4,500,000 Exemplare. Allerdings zeigten sich im vergangenen Jahr da und dort Feindseligkeiten gegen dieß Werk, und zu einer Zeit schien der Erlaß einiger untergeordneten Behörden dem System des Colportirens ein Ende zu machen. Allein die französische Regierung erklärte, daß sie in keiner Weise das Recht des Volkes, die heilige Schrift zu kaufen und zu lesen, zu beschränken wünsche, und diese Erklärung hat den ungetheilten Beifall des besseren Theils der Presse hervorgerufen. Im vergangenen Jahr wurden in Frankreich durch unsre Agenten 90,360 Exemplare verbreitet, 4500 mehr als im vorangehenden Jahr. In Belgien hat sich, nachdem eine Zeit des Stillstandes eingetreten war, neue und lebhafte Nachfrage nach dem Worte Gottes gezeigt, so daß voriges Jahr 10,494 heilige Schriften verbreitet werden konnten. In Holland belief sich die Zahl der vertheilten Schriften auf 24,254, wozu noch eine Sendung von 7258 Exemplaren kam, die von Amsterdam aus nach Südafrika gieng. Im Ganzen sind nun 500,000 heilige Schriften durch brittische Agenten in Holland verbreitet worden. Auch in Deutschland hat, trotz des herrschenden Unglaubens und der

*) Freilich hat dasselbe sardinische Königshaus mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch dieselben Waldenser mit Feuer und Schwert, mit Gefängniß und Marter, mit Verbannung und blutigen Qualen auszurotten versucht. Der „eiserne Fuß des Pabstthums" war lange Zeit hindurch eben Sardinien.

Macht des Pabstthums, das Werk zugenommen. Von den brittischen Depots in Frankfurt, Köln und Berlin giengen letztes Jahr 311,634 Exemplare aus, wozu noch 26,700 Neue Testamente kommen, die unter die preußischen Truppen vertheilt wurden. In Dänemark haben wir 7645 Exemplare verbreitet; seit 1855 im Ganzen 17,241. In Schweden haben eigenthümliche Umstände dazu beigetragen, die Verbreitung von Bibeln geringer zu machen, als in früheren Jahren; sie betrug 71,646 Exemplare. Es hat sich dort neuerdings ein Fragen nach der Wahrheit unter dem Volke gezeigt, das im Zunehmen begriffen ist, und das ohne Zweifel ein stärkeres Begehren nach dem Worte Gottes zur Folge haben wird. In Norwegen belief sich die Zahl der verbreiteten heiligen Schriften auf 12,362. Unsre Thätigkeit in Petersburg war fast ausschließlich auf denjenigen Theil der Bevölkerung beschränkt, der nicht zur griechischen Kirche sich bekennt. Es konnten 23,724 Exemplare verbreitet werden, fast doppelt so viel, als im vorangehenden Jahr. In Odessa konnten nur 1432 verbreitet werden. In der Schweiz und Piemont wurde die Zahl von 30,616 Exemplaren erreicht. In Betreff des übrigen Italiens war der Kreis unsrer Wirksamkeit sehr beschränkt. Das Pabstthum überwacht unsre Thätigkeit mit der höchsten Eifersucht. Im Kirchenstaat wird keine Bibelverbreitung geduldet. Die päbstliche Regierung bleibt noch immer bei der Ueberzeugung stehen, daß ihre Unterthanen am besten ohne die Bibel seien. Neapel bot keine erfreulichere Aussicht dar, und Sardinien war, was die Bibelverbreitung betrifft, der einzige leuchtende Punkt in der Halbinsel. Dort ist sie wenigstens geduldet, nur geduldet, indem der Besitz einer Bibel nicht als ein Recht anerkannt ist. Die Kommittee hat ihren Agenten Lieutenant Graydon beauftragt, jedes rechtmäßige Mittel anzuwenden, um die heilige Schrift soweit als möglich, nicht blos in den Städten, sondern auch in den Landbezirken zu verbreiten. Im letzten Jahr wurden dort 2,980 Exemplare in Umlauf gesetzt. In Malta wurden 4055, in Athen 2629 ausgegeben.

„Von außerordentlicher Wichtigkeit ist die Türkei als Arbeitsfeld für die Verbreitung des Wortes Gottes, und verschiedene Umstände haben zusammengewirkt, um unsre lebhafteste Theilnahme für dieß Land zu erwecken. Im letzten Jahr wurden 15,325 Exemplare verbreitet. In den von dort erhaltenen Briefen sind Beweise genug enthalten, daß viele Muhamedaner ein Verlangen nach dem Worte

Gottes haben. Indien bietet in Folge der neuesten Ereignisse ein weites Feld für unsre Arbeit dar. Im Ganzen sind im vorigen Jahr in Indien und Ceylon über 100,000 Exemplare in Umlauf gesetzt worden. In Betreff China's möchte die Kommittee mittheilen, was bis dahin zur Ausführung eines Planes gethan worden sei, der zu seiner Zeit die lebhafteste Theilnahme in England erweckt hat. Im Jahr 1853 nemlich wurde der Vorschlag gemacht, einen Specialfonds zu gründen, um eine Million Neue Testamente in China zu verbreiten. Dieser Aufruf hat die Folge gehabt, daß eine Summe zusammenkam, welche hinreicht, um 2,334,006 chinesischer N. Testamente zu drucken und in Umlauf zu setzen. Die Kommittee würde sich freuen, berichten zu können, daß das Geld alles für diesen Zweck ausgegeben sei; allein es ist noch eine bedeutende Summe vorhanden, die bereit liegt, um jedes künftige Bedürfniß nach heiligen Schriften, das in Folge der in China proklamirten Religionsfreiheit etwa dort erwachen würde, zu befriedigen.*) In Afrika wurden im letzten Jahr 5842 Exemplare verbreitet. In Süd-Amerika schreitet das Werk erfreulich fort; 20,000 Exemplare wurden durch den einen, 12,447 durch den andern unsrer Agenten in Umlauf gesetzt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika belief sich die Zahl der von uns verbreiteten heiligen Schriften auf 712,045, im Ganzen aber von Anfang an auf 12,804,014.

„Die Einnahmen der Gesellschaft (vom 1. Apr. 1858 bis 31. März 1859) haben jedes frühere Jahr weit überschritten.

Einnahme für allgemeine Zwecke . . .	Pf. Sterl.	78,047.	Sch.	1.	P. —
Für verkaufte heilige Schriften	„	76,859.	„	5.	„ 1.
Specialfonds für chinesische N. Test. . .	„	823.	„	17.	„ 6.
Specialfonds für Indien	„	4,332.	„	15.	„ 9.
Gesammtsumme:	Pf. Sterl.	160,062.	Sch.	19.	P. 4.
		(Fr. 6,001,575.)			

„An heiligen Schriften wurden im letzten Jahr von der Ge-

*) Die meisten Missionare in China haben seiner Zeit den Vorschlag, eine Million chinesischer N. Test. zu drucken, für unzweckmäßig und voreilig erklärt, indem es keineswegs an Büchern, wohl aber an Leuten fehle, welche das Wort Gottes durch Predigt und Bibelverbreitung auszustreuen im Stande wären. „Nicht mehr Bibeln, sondern mehr Missionare!" war der Ruf von allen Seiten. Wäre es nicht besser, den vorhandenen Geldüberschuß theilweise einer englischen Missionsgesellschaft, die in China arbeitet, zur Verfügung zu stellen?

sellschaft ausgegeben: von dem Bibelhaus in London 989,287, von den Depots im Ausland 636,698; zusammen 1,625,985 Exemplare. Die Gesammtzahl der von Anfang an verbreiteten heiligen Schriften beträgt nun 35,609,932 Exemplare.

„Was die Ausgaben dieses Jahres betrifft, so beliefen sie sich auf Pf. Sterl. 158,642. Es stehen aber der Gesellschaft Ausgaben bevor im Betrag von Pf. Sterl. 87,576." —

Aus den Reden, welche auf die Verlesung des Berichts folgten, heben wir nur noch Einen Punkt hervor. Die Einwendung wird oft gehört, was doch diese ausgestreuten Massen von heiligen Schriften wirken sollen, wenn sie nicht überall von dem lebendigen Wort der evangelischen Predigt begleitet seien. Darauf erwiedert der Bischof von London: „Es gibt in den Schriften des Lord Bacon eine Stelle, wo der Fall gesetzt ist, es komme eine Bibel auf irgend eine einsame Insel, deren Bewohner nie zuvor etwas vom Christenthum gehört hätten; das Wort des Lebens aber, sagt Bacon in jener Stelle, werde durch sich selbst und ohne eine andere Mithülfe die Herzen der Einwohner zur Erkenntniß und Liebe Gottes und des Christenthums bringen. Ich weiß, daß diese Idee oft schon verlacht worden ist. Aber, m. Fr., habt ihr das Buch des Missionars Ellis über Madagaskar gelesen? Wißt ihr, wie es auf dieser Insel aussieht? Dort waren einst Missionare, aber sie wurden verjagt; das Christenthum schien ganz und gar von der Insel ausgerottet. Ich glaube, es waren nur fünfzig Bekehrte zu der Zeit, als die Missionare das Land verlassen mußten, und jede Art von barbarischer Verfolgung wurde gegen diejenigen angewendet, die am Christenthum festhielten. Aber in fünfzehn Jahren sind aus diesen 50 eingeborenen Christen 5000 geworden! Wer hat sie in der Wahrheit unterrichtet? Da war kein Missionar, der mit ihnen hätte reden können; aber sie hatten das Wort Gottes, — Bruchstücke desselben, die sie in ihren Gewändern verbargen, während sie von Ort zu Ort umherirrten und heimlich in Höhlen und Gruben zusammenkamen, wohl wissend, daß, wenn sie entdeckt würden, ihr Leben dem Tode verfallen wäre. Und dort lesen sie jene armseligen Bruchstücke des Wortes Gottes, wie sie ihnen von den Missionaren hinterlassen waren. Und noch mehr als das! Ellis selbst hat mir gesagt, es sei wahrhaft wunderbar, wie das Gedächtniß dieser Leute, wenn es das Wort Gottes gelte, so außerordentlich kräftig sei; es seien Männer unter ihnen, die ganze Stücke der Schrift auswendig

wissen und gleichsam 'wandernde Bibeln' seien. So ist durch diese heiligen Schriften, die wir zu verbreiten suchen, das Christenthum auf Madagaskar nicht blos lebendig erhalten worden, selbst während der blutigsten Verfolgung, sondern die 50 Christen sind auch zu 5000 geworden, und sie reifen, trotz aller Hinderungen, zu einer großen und immer zunehmenden madagassischen Kirche heran!"

Noch Eins, ehe wir schließen. Mehrere Redner weisen mit dem heiligsten Ernste darauf hin, daß die Bibel Englands Palladium, daß sie die Grundlage und der Eckstein seiner Größe sei. „Ach, daß die Kirche Christi," rief Dr. Norman MacLeod, „ach, daß die ganze Kirche auf Erden, und vor Allem die Kirche Englands, ihr Auge fest gerichtet hielte auf das Licht, das vom Himmel kommt, und weder zur Rechten noch zur Linken schaute! So lange dieß der Fall ist, wird sie stets 'neue Kraft kriegen, daß sie auffährt mit Flügeln, wie die Adler, daß sie laufe und nicht matt werde, daß sie wandle und nicht müde werde!' Wendet sie sich aber ab von dem lebendigen Gotteswort, von dem Heiland und Lebensfürsten, den das Wort der Schrift verkündigt, wendet sie ihr Auge abwärts auf die 'Ueberlieferungen' oder auf die 'falschberühmte Philosophie dieser Welt', dann wirds ihr gehen, wie jenem Adler, der vor einiger Zeit über die Lorenzkirche dahinflog. Sein Flug war majestätisch. Nach und nach aber hielt er inne; denn auf dem Eis am Boden lag ein Aas. Der Adler ließ sich herab und weidete sich an der Beute. Mittlerweile that auch der Frost das Seinige. Die Fittige und Krallen des prächtigen Thieres froren fest in das Eis. Die Nacht kam; er will seine Schwingen entfalten, aber er vermag sie nicht zu erheben. So wirds England ergehen, wenn es den Blick abwendet von dem Lichte des lebendigen Wortes der Wahrheit!"

So sprach der edle Schotte. Wir aber erinnern an das Wort unsres großen Luther: „Liebe Deutsche, kaufet, dieweil der Markt vor der Thür ist; sammelt ein, dieweil es scheinet und gut Wetter ist; brauchet Gottes Gnade und Wort, so lange es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist wie ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, nun haben sie nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland, hin ist hin, nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land haben ihn auch gehabt, hin ist hin, sie haben nun den Pabst. Und ihr, Deutsche, dürft nicht denken, daß

ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung werden ihn nicht lassen bleiben."

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft.

(Sechzigstes Jahresfest, den 5. Mai 1859.)

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, gestiftet 1799, ist unstreitig einer der bedeutendsten, einflußreichsten und gesegnetsten Vereine Englands. Während sie mit ihren Grundsätzen einerseits auf dem breiten, soliden und ehrwürdigen Boden der anglikanischen Kirche ruht und ebendamit die Sympathieen nicht blos des größeren Theils der Nation im Allgemeinen, sondern insbesondere der hohen Aristokratie in Kirche und Staat für sich hat, steht sie doch vermöge ihrer ächt evangelischen Richtung hoch über einem veräußerlichten Kirchenthum und hat sich bis heute durchaus rein erhalten, sowohl von puseyitischer, exklusiver Hochkirchlichkeit, als von einem falschliberalen Verschwimmen in Lehre und Kirchenform. Vor Allem aber war diese Gesellschaft in höherem Grade als jede andere, von Anfang an gesegnet mit den ausgezeichnetsten Leitern, oder wie sie dort heißen, Sekretären. Im Lauf von fünfzig Jahren standen ihr zwei Männer vor, die an Geist, Erfahrung, Scharfblick, Takt, Energie und persönlicher Frömmigkeit einzig in ihrer Art dastehen. Während der ersten größeren grundlegenden Hälfte dieses Zeitraums stand die Gesellschaft unter der Leitung des Predigers Josiah Pratt, eines Mannes, den man nur ansehen durfte, um gegen ihn mit Ehrfurcht, Liebe und unbedingtem Vertrauen erfüllt zu werden; und als er im Jahr 1844 mit hohen Ehren gekrönt zu seiner Ruhe eingieng, da hatte der Herr bereits den zweiten Mann zubereitet, der heute noch, obwohl längst ergraut, dennoch mit jugendlicher Kraft und mit ungewöhnlicher Weisheit den Gang der Gesellschaft leitet. Es ist der Prediger Henry Venn, dessen Namen ganz Großbrittanien, ohne Unterschied der Confession, mit Liebe und Ehrfurcht nennt. Zwei Männer, wie Pratt und Venn, während eines Zeitraums von fünfzig Jahren an der Spitze zu haben, das ist ein Privilegium, das nicht leicht einer Gesellschaft zu Theil geworden ist. Dadurch ward der kirchlichen MG. ein Gepräge aufgedrückt, das, wir hoffen es, keine Folgezeit mehr wird verwischen können, — das Gepräge ächt evangelischer Weihe.

„Nie hat eine herrlichere Jahresfeier der kirchlichen MG. stattgefunden," sagt eine Londoner Zeitung, der Record, „als die gestrige war. Die Tribüne und die westliche Gallerie [der Exeterhalle] waren mit Geistlichen und Laien aus allen Theilen des Landes, mit Missionaren, Colonialbischöfen und fremden Gästen, dicht besetzt. Die Halle selbst war gedrängt voll, und die Theilnahme der ungeheuern Versammlung blieb sich gleich bis ans Ende. Wenn das Herz eines Christen mitten unter den aufregenden Berichten von Krieg und Kriegsgeschrei zu zagen geneigt war um der Dinge willen, die da kommen sollen, so waren andererseits die Gesinnungen, die sich in den Ansprachen der Redner kundgaben, und der Geist, der diese ganze herrliche Festfeier durchhauchte, ganz geeignet, alle Kleinmüthigkeit zu verscheuchen und die Gedanken und Hoffnungen selbst der ängstlichsten Gemüther auf Den zu lenken, der alle Dinge ordnet nach dem Rath Seines Willens, und um dessen Thron das Auge des Glaubens auch jetzt den lichten Bogen des Friedens erkennen kann."

Die Versammlung wurde wie gewöhnlich eröffnet mit Gebet und Verlesung eines biblischen Abschnitts durch Herrn Venn, worauf der ehrwürdige Präsident der Gesellschaft, Graf Chichester, einige einleitende Worte sprach. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung zuerst auf die Geschicke Indiens. Am Sonntag zuvor (1. Mai) hatte ganz England Gott ein Dankopfer gebracht für die glückliche Ueberwindung der Meuterei und die Herstellung des Friedens in Indien. Daß aber die Missionare der kirchlichen MG. während dieser zwei verhängnißvollen Jahre nicht nur persönlich vor allem Leid beschützt wurden, sondern auch ihre Arbeit fast unverkümmert hatten fortsetzen können, das sei besonderen Dankes gegen Gott wohl werth. Eben dieß fordere aber um so mehr zu neuer Thätigkeit und hingebender Treue in dem anvertrauten Werke auf. „Wenn nun aber jetzt," fuhr er fort, „der Friede Europa's durch den zwischen den zwei großen katholischen Mächten ausgebrochenen Kampf gestört und die Zeit ernst und trübe geworden ist, soll das protestantische England in seinem Glauben zaghaft werden und in seinen Anstrengungen, das Evangelium Christi aller Welt kund zu machen, erlahmen? Und wenn auch dieser Krieg weitere Dimensionen annehmen, ja wenn er das Vorspiel sein sollte zu den Kämpfen und Gerichten, die nach der Weissagung dem schließlichen Triumph Christi und seiner Kirche vorangehen müssen, wahrlich, m. Fr., so ist das nur ein weiterer Grund zu größerer Entschiedenheit

für den Herrn, damit wir, wann Er kommt, als Knechte erfunden werden, die in Seinem Dienste stehen und unter Seinem Banner kämpfen und arbeiten. Mag kommen, was da will, unsre Pflicht ist immer die gleiche. Der Krieg ist eines der größesten Uebel, welche die Menschheit betreffen können; aber das einzige Heilmittel für alle diese Uebel, für alles Elend, das diese sündige Welt betreffen kann, ist das Evangelium Christi. Wahrlich, meine Freunde, gerade die Unruhen, die Kriege und Kämpfe, welche begonnen haben, sind nur ein weiterer Grund, warum wir in dem uns anvertrauten gesegneten Werk der Mission nur um so ernster, treuer und hingebender sein müssen."

Aus dem Jahresbericht, der nun folgte, und der nur in einem sehr kurzen Abriß vor uns liegt, heben wir nur folgende Punkte hervor.

Die ordentlichen Einnahmen der Gesellschaft von Hülfsvereinen, Liebesgaben und Legaten belief sich auf Pf. Sterl. 122,088, — die höchste Einnahme, die je erreicht wurde, das vorangegangene Jahr ausgenommen, in welchem ein außerordentliches Legat von Pf. 10,000 dazu kam. Dazu kommt nun noch der Specialfonds für Indien, zu welchem in diesem Gesellschaftsjahr 24,287 Pf. gesteuert wurden, sowie eine Summe von etwa Pf. 15,000, welche in den auswärtigen Missionsdistrikten selbst gesammelt und zugleich dort ausgegeben wurden, so daß die Gesammteinnahme sich auf Pf. Sterl. 161,983 beläuft oder Fr. 4,049,575.

„Was die Ausgaben betrifft," heißt es im Bericht weiter, „so müssen wir bedauern, daß wir nicht die ganze Summe der Einnahme auch zu verausgaben im Stande waren, indem wir nicht die nöthige Zahl von Missionaren fanden, die wir hätten aussenden können und sollen. Im letzten Jahr wurden so viele Missionare durch Krankheit und Tod von ihrem Arbeitsfeld abberufen, anderntheils war die Zahl derer, die wir an ihre Stelle aussenden konnten, verhältnißmäßig so gering, daß die Zahl der in der Arbeit stehenden Missionare dieses Jahr eben nur die gleiche ist, wie voriges Jahr.

„Dagegen haben wir die Freude anzukündigen, daß im Lauf dieses und des kommenden Jahres unter Gottes Segen diese Schmach wird von uns genommen und ohne Zweifel der vorhandene Ueberschuß an Geldmitteln erschöpft werden. Denn in diesem Augenblick vollenden nicht weniger als fünfzehn Studenten der Universität Cambridge, und zwei in Dublin, ihre Studien, um sofort in die Missionslauf-

bahn einzutreten, während mehrere Andere sich gleichfalls dafür anzubieten bereit scheinen. Außerdem haben sich 35 andere junge Männer zum Missionsdienst gemeldet, so daß dieses Jahr nicht bloß durch die große Einnahme an Geldsteuern, sondern auch durch die ungewöhnliche Zahl von Missionskandidaten denkwürdig ist." Dann wird noch erwähnt, wie durch die Gesellschaft einige unabhängige, nicht mit ihr verbundene Missionen mit reichen Unterstützungen seien bedacht worden; darunter auch die Kurgmission des Missionars Dr. Mögling, welche seitdem an die Basler MG. übergegangen ist.

Die Gesammtausgaben belaufen sich auf Pf. St. 120,342, so daß ein Ueberschuß von Pf. St. 41,097. 8. 2. (über 1 Mill. Franken) sich in den Händen des Kassiers befindet.

I. Was nun die einzelnen Missionsgebiete betrifft, auf denen die kirchliche MG. arbeitet, so ist das älteste und gesegnetste unter ihnen **Sierra Leone.** Von dort aus haben sich durch die aus der Sklaverei befreiten und bekehrten Neger selbst wiederum zwei neue hoffnungsvolle Missionen, die im Jōruba-Land und die Niger-Mission, gebildet. „Aber eben jetzt," sagt der Bericht, „hat Rom sein böses Auge auf diese protestantische Kolonie (Sierra Leone) geheftet, und obgleich in der gemischten Bevölkerung sich nur ganz wenige Katholiken finden und die verhältnißmäßig wenigen Heiden in der Kolonie reichlich mit protestantischen Lehrern versehen sind, so hat Rom doch eine bedeutende Schaar katholischer Missionare, einen Bischof an ihrer Spitze und sogenannte 'barmherzige Schwestern' in ihrem Geleite, dahin gesandt, um sich dort niederzulassen, Schulen zu eröffnen und ihre verhängnißvolle Lehre und den verderblichen Pomp ihrer Ceremonien einzuführen. Das ist allezeit die Art Roms, daß es diejenigen, die gut zu laufen angefangen haben, zu verzaubern und die aufblühende Kraft der protestantischen Missionen zu schwächen und aufzuhalten sucht. Und solches thut Rom, vertrauend auf protestantische Toleranz, in demselben Augenblick, wo es die längst bestehende und blühende protestantische Mission auf Fernando Po vernichtet und die Ausübung des protestantischen Bekenntnisses verbietet!" (Vergl. Miss. Mag. 1859 S. 85 ff.)

II. Die **Joruba**-Mission dehnt sich immer schöner und weiter aus, und die Zahl der eingeborenen Christen nimmt wesentlich zu. Zu den alten Centralstationen Lagos, Abbeokuta, Ibādan und Ischayi ist die neue in Oyo hinzugekommen.

III. **Niger**-Mission. „Die Grundgedanken zu dem großen Missionsunternehmen in jenem Stromgebiet, wornach nur eingeborene Lehrer und Prediger auf den wichtigsten Hauptpunkten stationirt werden sollen, wurden mit großer Weisheit, Umsicht und geduldiger Ausdauer entworfen durch den eingeborenen Missionar Samuel Crowther. Drei Stationen sind kräftig begonnen: Rabba, der Hauptstapelplatz für den ausgedehnten Handel zwischen der Küste und Inner-Afrika und der Centralpunkt für die Mission unter den Haussa- und Nufi-Stämmen; sodann der Punkt am Zusammenfluß des Niger [Kworra] und des Tschadda; und endlich Onitscha für das Ibo-Land. An der letzteren Station arbeitet seit einem Jahr der eingeborene ordinirte Missionar Taylor, der selbst ein Ibo, vor vielen Jahren als Sklave weggeschleppt, von den englischen Schiffen befreit und nach Sierra Leone gebracht worden war."

IV. **Mittelmeer**-Mission. Missionar Dr. Pfander, bisher in Peschauer, Nord-Indien, ist nach Konstantinopel gegangen, theils um dort seine eigenen Schriften, welche in Indien so gewaltige Wirkungen unter den Muhamedanern gethan haben, ins Türkische und Arabische zu übersetzen, theils einen christlichen Bücherladen zu eröffnen, wo sich die nach Wahrheit fragenden Muselmanen einfinden und Belehrung erhalten mögen. Aus Smyrna schreibt Missionar Wolters: „Jedes Jahr bringt neue Anzeichen zu Tage, daß das Reich des Islam in stufenmäßiger Auflösung begriffen ist, was die Türken selbst fühlen und anerkennen."

V. Die **indischen** Missionen der kirchlichen MG. sind in sechs Kreise eingetheilt: 1. Die Missionen in der Bombay Präsidentschaft, theils in der Hauptstadt selbst, wo die Arbeit durch Predigt und Schulwesen kräftig vorwärts schreitet, theils in den Distrikten von Dschunir, Nassik und Malligaum, sowie in Karratschi (Provinz Sindh), wo ein eingeborener Prediger arbeitet, in Heiderabad und Schirkarpur. Die Gesammtzahl der Getauften beträgt 374, die der Abendmahlsgenossen 84. Im Lauf des Jahres 1858 wurden 10 Erwachsene und 24 Kinder getauft; in 21 höheren und niederen Schulen sind 762 Knaben und 294 Mädchen unterrichtet worden. Europäische Missionare arbeiten auf diesen Stationen 14, ordinirte Eingeborene 4, ferner zwei europäische Lehrer und eine Lehrerin, und 35 eingeborene Katechisten und Lehrer.

2. Die Missionen in Nord-Indien, welche auf dem Gebiet

von Ober- und Nieder-Bengalen liegen. In Kalkutta, Burdwan und in den verschiedenen Distrikten von Kischnagor sind die Arbeiten der Missionare im Segen fortgegangen. In Burdwan wurden im Lauf des Jahres 37 Personen getauft. Ein anderer Missionar berichtet von der Errichtung einer Bibelklasse für gebildete heidnische Jünglinge, wozu er durch die Bitte dreier heidnischer Lehrer einer vom Radscha selbst gegründeten und unterhaltenen Schule, von der das Lesen der Bibel ausgeschlossen ist, veranlaßt wurde. Die Santhal-Schulen*) in Bhagelpur (am Ganges), für deren Unterhalt der Regierungsbeamte des Distrikts sich zu seiner Zeit verbindlich gemacht hatte, was aber vom Direktorenhof in London nicht genehmigt ward, gehen trotz dieser betrübenden Erfahrung auf Kosten der kirchlichen MG. im Segen fort. „Diese Schulen," heißt es im Bericht, „jetzt 12 an der Zahl, fassen 331 Santhal-Jünglinge in sich. Fünf von ihnen werden zu Volksschullehrern erzogen. Sie Alle kommen aus freien Stücken zur Schule. Mehrere von ihnen begehren die Taufe."

3. Die Missionen in den Nordwest-Provinzen, welche den ganzen obern Lauf des Ganges und der Dschamna (von Patna oder Benares an) umfassen. In Benares, wo sich 150 eingeborene Christen befinden, sind die Missionare durch die wahrhaft christliche Haltung der Gemeinde während der Meuterei erquickt worden. In Agra waren unter den Bekehrten zwei Sprachlehrer von bedeutenden Talenten und Kenntnissen. In der Nähe von Mirat hat es Gott gefallen, durch die Arbeit eines eingeborenen Dorfbewohners eine höchst denkwürdige christliche Bewegung hervorzurufen. (Vergl. Miss. Mag. 1859 S. 142.) Drei neue Gemeinden sind im Laufe dieses Jahres gegründet worden: eine zu Allahabad, die zweite zu Tschunar, die dritte zu Dihra Duhn (Dehra Doon, s. weiter unten). An letzterem Orte hat sich eine selbstständige eingeborene Gemeinde unter ihrem eigenen eingeborenen Pastor gebildet, — ein hoffnungsvoller Anfang, der bald sich an andern Orten wiederholen zu wollen scheint. „Es ist eine wunderbare Fügung," sagt der Bericht, „daß mitten unter einer gewaltigen Rebellion, deren Zweck die Ausrottung des Christenthums mit Stumpf und Stiel

*) Die Santhals sind ein barbarischer Bergstamm, der vor einigen Jahren durch seine plötzlichen und verheerenden Einfälle in die Ebene die indobrittische Regierung zu mehreren militärischen Aktionen veranlaßte. Ein Regierungsbeamter faßte den trefflichen Plan, sie durch Schulen zu civilisiren, und auf diesem Wege sie für die Ruhe des Landes unschädlich zu machen.

war, sich die erste Gründung eines eingeborenen Pastorats anbahnen mußte." Die vom Bericht erwähnte Gründung einer neuen Mission in Lacknau durch Miss. Leupolt haben wir bereits ausführlich in diesen Blättern (S. 145 ff.) berichtet.

4. Die Missionen im Pandschâb oder Fünfstrom-Land, welche die Provinzen zwischen dem Indus, Setletsch und dem Himalaja umfassen. Die vier Hauptstationen Amritsar, Kangra, Peschauer und Multan waren durch die Entfernung mehrerer Missionare etwas verwaist und in ihren Erfolgen gehemmt. Dagegen ist die Erstlingsfrucht aus dem wilden Stamme der Afghanen (jenseits des Indus, wo auch Peschauer liegt) gesammelt worden.

5. Die Missionen in Süd-Indien, welche die ganze Südspitze der Halbinsel einnehmen, namentlich die beiden südlichsten Provinzen Tinnevelly und Travancor. „Wir haben," sagt der Bericht, „in jenen Gegenden und auf Ceylon zusammen mehr als 100,000 Personen, welche das Götzenthum verlassen und unter christlichen Unterricht sich gestellt haben; mehr als 65,000 getaufte Christen, mehr als 15,000 gediegene Abendmahlsgenossen, mehr als 5000 eingeborene Katechisten und christliche Schullehrer; mehr als 41,000 Schüler in den Missionsschulen nnd mehr als 11,000 Mädchen, welche christliche Schulbildung empfangen." Dann berührt der Bericht die fanatischen Ausbrüche heidnischen Hasses in Tinnevelly und Travancor, von denen wir kürzlich Bericht gaben. (Vergl. S. 227 ff.) Die Mission in Travancor ist um zwei Stationen erweitert worden.

6. Die Mission auf der Insel Ceylon. Die Stationen Colombo, Cotta, Baddagama und Dschaffna wurden zwar ordentlich fortgeführt, allein der Mangel an Missionaren hindert die Erweiterung der Arbeit.

VI. Der Bericht geht sodann über auf **China**, wo die bedeutungsvollen Errungenschaften des Friedensvertrags von Tien-tsin (Vergl. Miss. Mag. 1859 S. 201 ff.) besprochen und als Ermunterungsgrund für die Ausdehnung der Missionen in diesem von Menschen wimmelnden Reiche bezeichnet werden. Die Arbeiten der Sendboten der kirchlichen MG. in Schanghai und Ningpo gehören zu den bedeutendsten. Der Bischof von Viktoria war früher selbst Missionar dieser Gesellschaft.

VII. **Neuseeland**, wohin schon in frühester Zeit die Gesellschaft ihre Arbeiter sandte, und wo sie die denkwürdigsten Erfolge unter Gottes Segen errungen hat, bietet dem Berichterstatter „Stoff zum Lobe Gottes für das Vergangene, aber auch zu ernster Besorgniß für

die Zukunft" dar. Die rasche Zunahme der europäischen Einwanderung in diese herrliche Kolonie, der schädliche Einfluß der Ausländer auf die Kolonie, das verderbliche Umsichgreifen römisch-katholischer Irrthümer und endlich die Verbreitung eines weltlichen, inhaltsleeren Kulturlebens unter den Neuseeländern, — das Alles läßt ahnen, daß der religiöse Zustand der Eingeborenen, der noch vor wenigen Jahren so hoffnungsvoll war, bald dem lauen Namen-Christenthum der europäischen Welt aufs Haar gleichen werde.

VIII. Was endlich die Missionen unter den Indianern in **Nordwest-Amerika** (den Ländern und Hinterländern der Hudson's-Bay) betrifft, so sagt der Bericht: „Missionar Hunter ist auf dem Mackenziefluß gegen 320 Stunden weit gegen das Polarmeer vorgedrungen und fand dort ein Land, halb so groß als Europa, mit vielen zerstreut wohnenden Indianern. Die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie begrüßten ihn mit Freuden. Auch fand er eine größere Anzahl römisch-katholischer Missionare, welche sich dort niederzulassen versuchten, obgleich nur wenige französische Canadier in jenen Gegenden katholisch, und alle Beamten der Compagnie, Einen ausgenommen, Protestanten sind. Auch wünschten die Letzteren eine protestantische Mission und waren bereit, sie mit Beisteuern aufs kräftigste zu unterstützen; ja auch jener einzige Katholik unter ihnen trat zur evangelischen Kirche über, sobald protestantische Missionare daselbst sich einfanden. Die Indianer jenseits der Felsgebirge (Rocky Mountains), in der Diöcese von Columbia [der neuen Kolonie am großen Ocean], baten dringend um Missionare. Die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Indianersprachen wird emsig betrieben."

Die Schlußbemerkungen des Berichts beziehen sich auf die großen und ernsten Ereignisse der Gegenwart. „Der Tag des Herrn naht," ruft er aus; „möge alles Fleisch die Stimme des Herrn hören und Weisheit lernen. Die Erwähleten des Herrn aber singen ein solch Lied: Wir haben eine feste Stadt; Er stellet Heil zu Mauer und Wall. Thut die Thore auf, daß hereingehet das gerechte Volk, das den Glauben bewahret. Jes. 26, 1. 2.

Wo Nationen blutig streiten
Und brausend alle Stürme wehn,
Da läßt der Herr in alle Weiten
Des Friedens süße Botschaft gehn.
Der Gnadenruf von Jesu Thron
Ist süßer, als des Krieges Ton."

Wir fügen noch eine allgemeine Statistik der kirchlichen MG. bei.

	1856.	1857.	1858.	1859.
Stationen	128	136	138	141
Ordinirte Missionare:				
Engländer	119	122	130	132
Ausländer	54	50	50	49
Eingeborene und Indobritten:	30	46	47	51
Summa:	203	218	227	232
Europäische Laien: Schulmeister, Drucker ꝛc.				37
Europäische Lehrerinnen (ohne die Missionsfrauen)				12
Eingeborene Katechisten und Lehrer				2,100
Abendmahlsgenossen				18,560

Sieben Redner traten mit gewaltigen Worten nach dem Bericht auf, um die Sache der kirchlichen MG. zu vertreten. Es ist schwer, aus dem Reichthum der in diesen Reden ausgesprochenen Gedanken eine richtige Auswahl zu treffen. Allerdings waren diese englischen Festversammlungen früher mit ihren glänzenden Reden nicht selten eher religiöse Spektakelstücke, als heilige Aussaaten heiliger Samenkörner; aber wenn wir überhaupt in dieser Beziehung neuerdings einen wesentlichen Fortschritt zu ernsterer Weihe unzweifelhaft wahrnehmen, so müssen wir hinzufügen, daß die Versammlungen der kirchlichen MG. darin zu jeder Zeit in rühmlichster Weise vorangiengen. Der Bischof von Carlisle gieng auf diesen Gegenstand mit ergreifendem Ernste ein. Indem er zu „tiefer Selbstdemüthigung und Buße über die nationalen Sünden und Versäumnisse des brittischen Volkes, und zum Flehen um eine Ausgießung des rechten Gebetsgeistes" aufforderte, rief er unter Anderm aus: „Man hat gefragt, zu was denn diese Missionsversammlungen auch nütze seien; sie seien eben eine Art religiöser Zerstreuung, wo die Leute zusammenkämen, um die Ohren sich kitzeln zu lassen, und dann gehe man wieder heim, ohne daß auch nur die geringste Frucht daraus hervorgehe. Aber ich habe das gute Vertrauen, daß solches heute nicht der Fall ist, sondern daß ein Jeder von uns nach Hause gehe mit einem neuen, tieferen Gefühl seiner Verantwortlichkeit vor Gott; ja ich glaube, daß wir Alle künftig ernstlicher und anhaltender beten werden. Wo aber unter uns mehr gebetet wird, da wird auch reicherer Segen folgen. Im verflossenen Jahr war diese unsere Gesellschaft im Besitz von großen Geldmitteln, aber es fehlte ihr an tüchtigen Männern zur Aussendung in die Heidenwelt. Da wollte der Kommittee der Muth sinken; aber sie legte sich, ich weiß

es, auf gemeinschaftliches, ernstes und brünstiges Gebet, und siehe, schon in der folgenden Woche meldeten sich eine Reihe von jungen Männern zu diesem heiligen Dienst. Von der Universität Cambridge boten sich 15, von Dublin 2, und von andern Seiten Andere dar. Ist das nicht eine Aufforderung an uns Alle zu neuem und ernsterem Gebet?"

Auch der treffliche Bischof von London verwies die anwesende Versammlung vom bloßen Reden und Hören zum Handeln. „Wir sind," rief er, „von Haus aus ein praktisches Volk; auch unsre heutige Versammlung muß, abgesehen von unsrer persönlichen Erbauung, praktische Resultate haben." Und dann richtete er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf die große und folgenreiche Frage, von welcher Art die künftige Regierung Indiens sein müsse, wenn nicht neue Gerichte Gottes über England hereinbrechen sollen. Er legte dabei klar und einfach, gleich einem durchgebildeten Staatsmann, die Grundsätze dar, nach welchen künftig die Volksbildung Indiens, die Kastenfrage, die Stellung der eingeborenen Christen ꝛc. zu ordnen sei. Es waren dieß aber nicht bloße Deklamationen; denn wir wissen, daß in dem freien constitutionellen England die Macht der öffentlichen Meinung es ist, durch welche die Maßregeln der Regierung bestimmt und geleitet werden.

Gewaltig und durchschlagend war in der gleichen Richtung die Rede des Predigers Birks. „Was die Herstellung der brittischen Herrschaft in Indien betrifft," rief er unter Anderm, „so kann sich Niemand des Eindrucks erwehren, daß der brittischen Nation und der brittischen Kirche jetzt nur Eine ernste und entscheidende Wahl vorgelegt ist. Man könnte fast meinen, die Geschichte der Versuchung im Evangelium wolle sich jetzt noch einmal wiederholen. Es kommt mir vor, wir würden auf die höchste Spitze des Himalaja gestellt. Vor uns liegen die unabsehbaren Fruchtebenen Indiens mit all ihrer unerschöpflichen Fülle, mit all der weltlichen Macht, die der Besitz dieser herrlichen und ausgedehnten Länder gewährt. Da lispelt uns eine Stimme zu: 'Dieses Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Thut eure Missionen weg, höret auf, für die Sache Christi dort zu arbeiten, mischet euch nicht in die Götzendienste des Volks, lasset mein Regiment in Indien in Ruhe, und ich will euch eine ungestörte Herrschaft verleihen, eure Regierung soll all die Herrlichkeit im Frieden genießen und ihr sollet die Ehre haben,

das größte Reich in der Welt zu besitzen. Dieß Alles will ich euch geben, wenn ihr niederfallet und mich anbetet.' Nun, meine Freunde, auf diese Stimme des Versuchers gibt es nur Eine Antwort aus jedem Christenherzen, und diese Antwort ist das Echo des Wortes, das Christus zu dem Versucher sprach: 'Geh hinter mich, Satan; denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn, und Ihm allein dienen.' Die Frage steht so: Sollen wir Satans Reich annehmen auf die Bedingung hin, daß wir unsern Glauben verläugnen und gegen den göttlichen Befehl, allen Völkern das Evangelium zu predigen, uns auflehnen; oder sollen wir lieber das Reich fahren lassen? Lieber laß es fahren dahin, als daß wir es als einen Mühlstein um unsern Hals behalten, der uns in das Meer des göttlichen Zorns versenkt, weil wir Verantwortlichkeiten ohne Gleichen nicht geachtet, Verpflichtungen ohne Gleichen versäumt, Gelegenheiten ohne Gleichen vorübergelassen, eine Empörung ohne Gleichen gegen Gottes Befehl uns haben zu Schulden kommen lassen."

Dann kommt der Redner auf die gegenwärtige Lage Indiens zu sprechen und vergleicht sie mit dem stillen, sanften Säuseln, das bei dem Propheten Elias nach dem Sturmwind, dem Erdbeben und dem Feuer kam. „So kam in Indien," sagte er, „zuerst auch das dumpfe Brausen geheimer Verschwörungen, das über die Bevölkerung hinfuhr; darauf folgte das plötzliche Erdbeben der Meuterei, — einer Meuterei ohne Gleichen in ihrer Furchtbarkeit, in ihrer betäubenden Plötzlichkeit, in ihrer verheerenden Gewalt. Dann kam das Feuer in dem Brüllen der Artillerie, in dem Blitz und Rauch der Flinten, in den Flammen der brennenden Dörfer, in allen Schrecken des Kriegs. Dieß Alles ist eins nach dem andern an unserm Blick vorübergegangen, und nun ist eine Stille eingetreten, eine Pause der Erwartung: und siehe, Gott redet in dem hergestellten Frieden Indiens, in diesem stillen Säuseln gewaltiger und unmittelbarer zu uns, als durch all den vorangehenden Tumult. Das öffentliche Dankfest am verflossenen Sonntag sollte ein Tag gewesen sein, wo das ganze Land, gleich dem Propheten, das Angesicht in den Mantel gehüllt, dastand, um die Stimme des vorüberwandelnden Herrn der Heerschaaren zu vernehmen. Wir können freilich nicht mit dem Propheten sagen: 'Herr, wir haben geeifert um deine Ehre!' Ach, wir müssen vielmehr unsre Sünde bekennen und sagen: 'Herr, wir haben geliebkost mit dem Götzendienst!' Aber nun, was redet die Stimme Gottes zu uns?

Sie redet zu uns, als zu Gliedern Seiner Kirche; sie redet zu uns, als zu Gliedern eines christlichen Volks. Sie sagt uns: 'Thut, wie es einer Kirche Christi, wie es einem christlichen Volke geziemt!' Sie ruft uns zu: 'Ich will erhöhet werden unter den Heiden, Ich will erhöhet werden auf Erden; denn Ich bin der Herr!' Sie spricht zu den jungen Männern auf unsern Universitäten: 'Wen soll Ich senden? Und wer will hingehen und Meinen Befehl ausrichten?' . . . Und zu unsern Staatsmännern sagt sie: 'Gehet hin und suchet in Aufrichtigkeit das zeitliche Wohl Indiens; bessert, was verkehrt ist, stellet die Ordnung wieder her, ordnet die Finanzen Indiens, mäßiget die Steuern, die so schwer auf dem indischen Volke lasten, entfaltet die Hülfsquellen des Landes, vermehret die Eisenbahnen und schaffet Mittel zur Ausfuhr seiner Handelswaaren; bauet Kanäle und bewässert seine versengten und brennenden Ebenen.' Das Alles sagt sie einer weisen und pflichttreuen Regierung. Aber während sie die Männer des Staats Eisenbahnen bauen heißt, ruft die Stimme Gottes zugleich uns zu: 'Bereitet dem Herrn den Weg, und machet seine Steige richtig. Alle Thale sollen erhöhet werden, und alle Berge und Hügel sollen niedrig werden, und was ungleich ist, soll zur Ebene, und was höckericht ist, soll zum Thal werden. Denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden, und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet.' Und wenn es die Pflicht der Regierung ist, die weiten Ebenen zu bewässern und von den großen Strömen, die von den Bergen kommen, Wasser über sie zu leiten, so sagt uns die Stimme des Herrn: 'Es sollen Wasser hervorbrechen in der Wüste und Ströme in dem öden Gefilde. Die glühende Sandfläche soll zum Teich werden, und das durstige Land zu Wasserquellen. Und sie sollen kommen mit Freuden und schöpfen aus dem Heilsbrunnen.' — — Ihr Staatsmänner und Diplomaten, eure besten Plane, eure weisesten und bestberechneten Bemühungen mögen fehlschlagen; eure Friedensvermittlungen, auch wo sie trefflich gemeint sind, werden zu nichte; die erhitzten Völker rennen zu den Waffen, und aller politischen Klugheit zum Trotz schlägt die Flamme des Kriegs empor. Aber des Christen, des Missionars Vornehmen kann nicht fehlschlagen. Er hat die Verheißung und den theuern Eid Gottes auf seiner Seite. Das Panier, unter dem wir ziehen, ist das Evangelium des Friedens, und der Friedefürst selbst zieht voran. So wir Seinem Rufe folgen: 'Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur,'

so können wir nicht vergebens laufen; unsre Sache ist Seine Sache, und sie behält den Sieg!"

Noch eine andere Seite der Gegenwart wurde mehrfach in den Reden berührt; es ist die Thatsache, daß, wie einer der Redner sagte, „endlich die ganze Welt für die Sendboten des Evangeliums offen ist." Inner-Afrika ist offen, China ist offen, Japan, das letzte unter den verschlossenen Reichen der Erde, ist offen. „Es scheint," fuhr er fort, „wir sind zu einer Art Ende gekommen, wo Gott auch den letzten Winkel der Welt aufgeschlossen hat und nun noch einmal Seinem Volke zuruft: 'Siehe, Ich habe das Land vor euch gegeben; auf, und nehmet das Land ein, das der Herr euern Vätern zu geben geschworen hat!'"

In lehrreicher Weise hält dieß der Herzog von Marlborough (sprich: Marlbro), einer der Redner, seiner eigenen brittischen Nation vor. „Wir Britten," sagte er, „sind zu der Aufgabe, Christi Namen in der Welt auszubreiten, von Generation zu Generation auf eine denkwürdige Weise von Gott erzogen worden. Der Geist bürgerlicher Freiheit, der unsre Nation charakterisirt, die Liebe zum häuslichen Herd, die uns eigen ist, die tiefen Erschütterungen, die unser Vaterland im Lauf der Jahrhunderte erfahren hat, und welche mehr oder weniger immer einen religiösen Charakter an sich trugen, unsre Liebe zum Protestantismus und zum Worte Gottes, — das Alles hat uns ein so eigenthümlich nationales Gepräge aufgedrückt, daß in gewissem Sinne von uns das alte Prophetenwort gilt: 'Dieß Volk soll besonders wohnen und nicht unter die [übrigen] Völker gerechnet werden.' Es scheint, als seien wir gleich Israel durch unsre heimathlichen Sitten, unsre Anschauungen, unsre Religion, unsre freien Institutionen, unser ganzes Wesen von aller übrigen Welt abgesondert, damit wir in der Hand Gottes ein besonders geeignetes Werkzeug zu sein vermöchten, das Evangelium Seiner Wahrheit über die ganze Welt zu verbreiten. — — Gerade jetzt aber bieten sich uns die wunderbarsten und denkwürdigsten Gelegenheiten dar, das Werk auszuführen. Wahrlich, da ist Gottes Finger! Unsre ausgedehnten Handelsbeziehungen müssen der Sache Christi dienen. Der Unternehmungsgeist für neue Länderentdeckungen, selbst die Lust am Abenteuerlichen, die der angelsächsischen Rasse so eigen ist, muß neue Gebiete für den evangelischen Missionar eröffnen. Bis ins Innere Afrika's dringt der Fuß eines Livingstone. Selbst der schändlichste aller Handelszweige, der Sklavenhandel, muß

in der Hand Gottes dazu dienen, das Wort vom Kreuze nach dem Joruba-Land und in das Stromgebiet des Niger zu bringen. Und auch der Krieg, mit all seinen Schrecknissen, muß dem ewigen Könige des Friedens den Einzug bahnen. Erinnert euch an China, an Japan, an die Türkei*); wohin die brittischen Waffen kamen, da ist die Bibel mitgekommen, diese herrliche Waffe, dieses Schwert des Geistes. Auch der neueste Kampf, der erwacht ist, muß der Sache des Herrn dienen..."

Nach diesen lehrreichen Betrachtungen hören wir nun auch gerne die Erzählungen eines Missionars, der soeben erst aus Nord-Indien gekommen war. Es ist derselbe Missionar French, der die furchtbare Meuterei in Agra mit durchlebt hat. Als in der Stunde der äußersten Noth alle Europäer sich in das Fort retteten, wollte der Gouverneur die 800 eingeborenen Christen nicht einlassen. Da weigerte sich Missionar French, die ihm als einem Engländer angebotene Sicherheit im Fort anzunehmen, wenn sie den eingeborenen Christen verweigert werde. Würden sie ausgeschlossen, so wolle auch er ihr Loos theilen und mit ihnen sterben. Diese Erklärung schlug durch, die Hinduchristen wurden eingelassen und die brittische Ehre war gerettet.**) French stand nun auf der Tribüne der Exeterhalle und sprach nach einigen einleitenden Worten: „Wenn ich versuche, den hier anwesenden Freunden ein Bild von dem Werk zu geben, das in Nord-Indien vor sich geht, so habe ich ein klares Gefühl von der Schwierigkeit dieser Aufgabe, und ich bitte Gott um Gnade, daß ich den Stand der Dinge wahr und ungeschminkt zu geben im Stande sein möge, ohne Uebertreibung auf der einen, aber auch ohne Verkleinerung auf der andern Seite. Etliche wenige Thatsachen einfach und wahr dargelegt, werden am besten das richtige Bild darstellen.

„Was den Theil von Indien betrifft, in welchem ich arbeiten

*) „Vor wenigen Jahren," sagte übrigens ein anderer Redner, „hatten wir einen Krieg begonnen in der Absicht, die politische Unabhängigkeit des türkischen Reiches aufrecht zu erhalten und einer gefährlichen Aggression in den Weg zu treten, die von einer benachbarten Macht diesem Reiche drohte. Der Zweck jenes Krieges war, eine sich auflösende Nation und eine falsche Religion zu stützen. Wenn wir meinten, daß wir dadurch die muhamedanische Macht vom Untergang zu retten vermöchten, so stritten wir geradezu gegen den Rath und Willen Gottes, und der Erfolg hat gezeigt, wie nichtig ein solches Unterfangen sein mußte." — Gehen endlich den englischen Freunden die Augen auf?

**) Unser Titelbild stellt im Vordergrunde (links) den Palast zu Agra, im Hintergrunde (Mitte) das Fort dar.

durfte, so kann ich sagen, daß seit der Meuterei sich unter den Eingebornen eine Bewegung zu Gunsten des Christenthums gezeigt hat. Freilich diese Bewegung ist nicht eine weitverbreitete; sie erstreckt sich bis jetzt nur auf wenige Dörfer und auf vereinzelte Fälle wahrer Bekehrung. Ich selbst habe seit der Meuterei in der großen Stadt Agra regelmäßig gepredigt, und ich darf sagen, die Zuhörerschaften sind jetzt viel größer, als sie vor dem Ausbruch der Meuterei gewesen waren. Könnte ich euch mit mir nach Agra nehmen und euch dort die großen Massen von Zuhörern zeigen; könnte ich euch nach der großen Stadt Dscheipur (Jyepoor) hinüberführen mit ihren 150,000 Einwohnern, und euch die dichtgedrängten Haufen zeigen, die mit Aufmerksamkeit und Begierde den Ansprachen der Missionare lauschen; könntet ihr mich begleiten in die Häuser einiger reichen Kaufleute, die mich und andere Missionare zu sich eingeladen haben, damit sie noch Genaueres hören möchten von dem, was zu den Volksmassen auf dem Bazär geredet worden war; könntet ihr mit mir gehen nach Gwalior mit seinen 100,000 Einwohnern, derselben Stadt, die in der letzten Meuterei eine so schreckliche Rolle gespielt hat; könnte ich euch mit mir nach Alwar nehmen, einem Ort, dessen Name aus den Zeiten der Empörung so wohl bekannt ist, und wo ich einmal eine ganze Woche lang vom Morgen bis in die Nacht damit beschäftigt war, vor dichten Massen eingeborener Zuhörer die Wahrheit des Evangeliums zu verkündigen; — könntet ihr mich an solche Orte begleiten, so erhieltet ihr natürlich erst eine richtige und vollständige Vorstellung von dem, was eigentlich Missioniren heißt, und von den Schwierigkeiten, wie von den Ermuthigungen, unter welchen wir unser Werk treiben. Oder könntet ihr mit mir auch nur nach jenen Dörfern gehen, die ich kurz vor meiner Abreise von Indien besuchte, so würde auch das euch eine richtigere Idee geben von der Natur dieses Werkes, als ich mit Worten es zu schildern vermag. Da ist z. B. ein Dorf Sekandra Rao, das im Lauf der Meuterei öfters in den Zeitungen genannt ward. Ich erinnere mich wohl, wie ich Anfangs zögerte, dieß Dorf zu besuchen, weil die Einwohner so thätigen Antheil an der Empörung genommen hatten. Noch sehe ich vor mir die zertrümmerten Gartenmauern, hinter denen die Rebellen sich verschanzt hatten. Ich wußte, daß die Stimmung der dortigen Eingebornen entschieden gegen die Engländer war, und obwohl ich früher dort zu verschiedenen Malen gepredigt hatte, so fürchtete ich doch, es möchte

an einem Orte, wo soeben noch das Schwert gehaust hatte, das Evangelium des Friedens keine Stätte finden. Allein ich fühlte, es sei meine Pflicht, dahin zu gehen, und ich gieng; und siehe, nie zuvor hatte ich so große Zuhörerschaften in jenem Dorfe, als dießmal. — Ein anderes Dorf besonders tritt mir in diesem Augenblick lebhaft vor die Augen. Ich hatte früher oft daselbst gepredigt. Das Volk dort war auf Seiten der brittischen Regierung und hatte schwere Verfolgungen und viele Mißhandlungen erlitten während der Meuterei. Die Leute zeigten mir ihre zertrümmerten Häuser und führten mich an Stellen, wo etliche ihrer Dorfgenossen von den Meuterern ermordet worden waren. Sie selbst redeten von sich als von Solchen, die mit uns um der gleichen Sache willen zu leiden hätten. Ich kann die Freude nicht beschreiben, die sie an den Tag legten, als sie mich wieder sahen; es ist dieß eine der süßesten Erinnerungen, die ich aus Indien mit mir genommen habe. Es schien, als sei zwischen ihnen und mir kein Unterschied der nationalen Abstammung mehr, als gehörten wir zu einer und derselben Familie und trieben ein und dasselbe große Werk. Es blieb aber nicht dabei, daß sie mich in dieser herzlichen Weise bei sich aufnahmen, sondern sie ehrten auch das Wort, das ich ihnen zu verkündigen gekommen war. Etliche von ihnen schlugen vor, ein Bethaus zu errichten. Es gibt eine Anzahl Leute dort, die schon seit einiger Zeit jeden Sonntag zum Gottesdienst zusammenkommen, und ich habe gesehen, wie einer der ersten Dorfbeamten Thränen über einem N. Testamente vergoß und erklärte, die größte Glückseligkeit, die er je in seinem Leben gekannt habe, sei ihm aus dem Lesen und Betrachten dieses Buches erwachsen.

„In der Nähe dieses Dorfes ist ein anderer Ort, Namens Na Dauli (Naudowlee), wo mich die Leute gleichfalls als einen Freund willkommen hießen. Dort ist ein armer Mann, ein Schneider, der mir besonders theuer ist, weil er der erste Hindu war, der meine Liebe zu Christo und zu den Seelen aufs innigste zu theilen verstand. Ich erinnere mich noch wohl, wie mir zu Muthe war, als ich zum erstenmal unter die Leute dieses Dorfes trat und nichts als Feinde des Evangeliums, oder wenigstens kalte, gleichgültige Seelen um mich sah; nur dieser eine Mann sah ernst und nachdenklich drein. Er sagte mir nachher, wie er die zerrissenen Fetzen eines Traktats, der theilweise verbrannt worden war, gefunden habe, und wie diese Papierfetzen es waren, aus denen er den ersten Eindruck von der Liebe

Christi empfangen habe. Später erhielt er, wie es scheint, noch andere Traktate von irgend einer Seite her, aus welchen er merkwürdig klare und richtige Vorstellungen von den großen Heilslehren des Christenthums schöpfte. Nachdem dieser Mann getauft war, nahm er mich mit sich nach andern Orten, wo auch wahrheitsuchende Seelen waren, die er von Zeit zu Zeit zu besuchen und im Evangelium zu unterrichten pflegte, so weit er es selber verstand. Es gehörte zu meinen interessantesten Gängen in meiner Missionsthätigkeit, wenn ich mit ihm in verschiedene Dörfer und selbst zu reichen Kaufleuten gieng, die nach dem Weg des Heils fragten.

„Vor kurzer Zeit besuchte ich ein Dorf in der Nähe von Mirat, von dem ihr bereits gehört habt. Vielen unter euch sind die gesegneten Arbeiten jenes ausgezeichneten Missionars, des sel. Lamb, bekannt.*) Er pflegte zu unsern jährlichen Missions-Conferenzen nach Agra zu kommen, und ich erinnere mich noch wohl der lebhaften, ausdrucksvollen Weise, mit welcher er seine Ueberzeugung aussprach, daß, so wenig versprechend auch der äußere Anschein jetzt noch sein möge, dennoch die Zeit nicht ferne zu sein scheine, wo die Fenster des Himmels sich aufthun und ein reicher Segen auf unsre Arbeit herabströmen werde. Er war der festen Ueberzeuguug, daß in nicht ferner Zeit in der Nähe von Mirat ein solches Fragen nach der Wahrheit erwachen werde, daß wir mit unsrer kleinen Schaar europäischer und eingeborener Arbeiter nicht im Stande sein werden, das Netz zu ziehen. Dieser theure Bruder ist nun zu seiner Ruhe eingegangen, aber seine prophetischen Worte sind wahr geworden. Die Propheten haben nicht ewig gelebt, aber Gottes Worte, die Er durch sie geredet, die leben ewig; und obwohl der theure Bruder nicht mehr hienieden ist, so lebt sein Wort doch fort in den merkwürdigen Erweckungen, die in dem genannten Dorfe sich gezeigt haben. Ich zweifle nicht, daß dieselben in hohem Grade der Arbeit des seligen Lamb und seiner eifrigen Katechisten ihren Ursprung verdanken. Ich habe das Dorf selbst besucht. Ich wohnte einem Gottesdienste bei, der täglich um halb 6 Uhr des Morgens gehalten wird. Die Leute waren in einem kleinen Hofe

*) Er wirkte in Mirat, war aber beim Ausbruch der Meuterei daselbst (am 10. Mai 1857) Gesundheitshalber gerade abwesend. Merkwürdiger Weise geschah es, daß er, während seine Brüder in Mirat von den Mördern umgeben waren, bei einem Ritt im Gebirge vom Pferde stürzte und an den Folgen dieses Falles bald hernach starb.

versammelt; auf einer Seite waren die Männer, auf der andern die Frauen, in der Mitte die Kinder. Beim Gebet lagen Alle auf den Knieen. Zuerst betete der Missionar [Medland?] mit ihnen und dann hielt er eine Ansprache. Ich sah auch die kleine Kirche, welche die Leute mit ihren eigenen Händen erbauen. Die meisten von ihnen sind Maurer von Gewerbe, und so machten sie selbst dem Missionar den Vorschlag, sie wollten eine Kirche bauen. Der Bau gieng damals, als ich dort war, wacker vorwärts, und aus einem Briefe von dort höre ich, daß die Kirche jetzt vollendet ist und daß regelmäßig 50 Glieder des Dorfes sich zum Gottesdienst einfinden.

„Im Bericht ist noch eines andern Dorfes Erwähnung gethan, Namens Dihra Duhn (Dehra Doon)*). Die Einwohner desselben kamen vom Ufer des Ganges, wo sie, wenn ich mich recht erinnere, von Missionar Lamb und seinen Katechisten das Evangelium hörten. Während der Meuterei litten sie viele Verfolgung von ihren Landsleuten, und wurden von ihnen genöthigt, ihr Dorf zu verlassen. Ihr Leben war in großer Gefahr; aber sie wurden durch einen Heiden aus ihrer eigenen Kaste gerettet, der für sie bei den Meuterern bat, indem er die Hoffnung aussprach, daß sie, im Fall man sie am Leben lasse, wieder zum Hinduglauben zurückkehren und um Wiederaufnahme in die Kaste bitten werden. Er täuschte sich jedoch darin. Die Vertriebenen haben nun eine eigene kleine Niederlassung gebildet, in der Nähe der Stadt Dihra Duhn. Anfangs waren es 70 Personen; später schlossen sich Andere an sie an. Frau Lamb, die Wittwe des seligen Missionars, schreibt, daß neuerdings viele neue Bitten um Aufnahme in dieß Christendorf eingelaufen seien, daß man aber aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln sie nicht aufzunehmen vermöge. Der Plan nämlich, nach welchem dort die Missionare handeln, ist der, daß einem Jeden der neuen Ansiedler ein Stück Land zum Anbau gegeben wird, daß er aber nach der ersten Ernte von seinem Feld zu leben und unabhängig von weiterer Unterstützung für sich

*) Duhn bedeutet „Hügelland, das an den Abhängen der Berge sich hinzieht.“ Das Thal von Dihra liegt zwischen dem Himalaja und der mit ihm parallel streichenden Gebirgskette von Siwalik (Nord- und Südgränze), und andererseits zwischen dem Ganges und der Dschamna (West- und Ostgränze). Die Stadt Dihra selbst ist nicht bedeutend. Dagegen wird in dem 4. Band des Calcutta Review 1858 dieses Thal als besonders geeignet für europäische Kolonisten bezeichnet.

selbst zu sorgen hat.*) Ich hatte die Freude, den eingeborenen Pastor, der nun sich unter diesen lieben Leuten niedergelassen hat, für dieses Amt zu erziehen. Sein Name ist Paul. Ich habe nie einen Hindu gefunden, dem es mehr am Herzen lag, das Evangelium unter seinen Landsleuten auszubreiten. Wenn das Tagewerk vorüber ist, geht er noch auf den Bazär und verwendet die übrige Kraft auf die Predigt des Evangeliums. Es war eines der schönsten Schauspiele, die ich je in meinem Leben sah, wenn ich ihn, den lieben Paul, auf dem Markte Seelen für seinen Herrn werben sehen durfte. Noch höre ich den lieben alten Mann, wie er mir mit großer Lebhaftigkeit eine Scene beschrieb, die er eben erlebt hatte. Es war eine große Masse von Hindu's versammelt. Zahlreiche Wallfahrer pflegen sich dort alljährlich zu einem Götzenfest einzufinden; ein solches Fest war es gerade. Der Platz wird für besonders heilig gehalten, weil eben dort die Gewässer des Ganges aus dem Gebirge hervortreten und durch die Ebenen Indiens zu strömen anfangen. Da stand der alte Paul auf, umringt von Tausenden, unter ihnen viele eingeborene Fürsten, große Grundbesitzer und angesehene Kaufleute, während man auf allen Seiten die Palankins der Vornehmen und ihre reichverzierten Rosse stehen und warten sah. Er predigte über den Text: 'Ich bin das Licht der Welt.' Er wandte sich an die versammelte Menge und fragte sie, welche von ihren Gottheiten, welcher von ihren Propheten von sich sagen könne, was sein Herr und Meister von sich sagte: 'Ich bin das Licht der Welt'? Und gesetzt auch, einer von ihnen habe so etwas gesagt, wer von ihnen sei im Stande, es auch mit der That zu beweisen? — Im verflossenen Jahr hat sich dieser liebe Mann durch theologische Studien zur Ordination vorbereitet und ist auch wirklich am 25. Jan. 1859 mit zwei andern Eingebornen vom Bischof in Kalkutta zum Predigtamt feierlich eingesegnet worden.

„Auf diese Weise werden nicht nur Dorfleute zu Christo gebracht, sondern ich weiß von fünf gelehrten Muhamedanern in Agra und Mirat, die letztes Jahr getauft wurden. Es ist eine denkwürdige Thatsache, daß Muhamedaner so ihren fanatischen Haß gegen das Christenthum vergessen und sich um die Sache des Evangeliums

*) Es ist dieß ganz dieselbe und unter den eigenthümlichen Umständen bekehrter Hindu's einzig richtige Methode, nach welcher in ähnlichen Fällen auch die Basler MG. in Indien zu verfahren pflegt.

schaaren. Eine höchst merkwürdige Thatsache trat kürzlich in Agra ein. Sie betrifft einen jungen Mann, welcher der erste war unter den Zöglingen einer höhern Regierungsschule; und wenn wir so vieles gegen diese Regierungsschulen gehört haben, so ist es wohlthuend, von dem ältesten Zögling einer solchen zu hören, der das Christenthum vor den Augen aller seiner Mitschüler angenommen hat. Dieser junge Mann spricht Englisch sehr fließend und korrekt; er stellte sich an die Spitze einer kleinen Abtheilung der Zöglinge, welche den Vorsteher um die Errichtung einer Bibelklasse am Sonntag und um die Erlaubniß baten, die Bibel lesen zu dürfen. Die Veränderung, die in dieser Unterrichtsanstalt vorgegangen ist, gehört ohne Zweifel zu dem Merkwürdigsten, was ich in Indien wahrgenommen habe. Früher waren die Zöglinge im höchsten Grade fanatisch gegen das Christenthum; nun aber sind acht oder zehn junge Männer darin, unter ihnen gerade die tüchtigsten und gelehrtesten, welche sich an die eben erwähnte Bitte angeschlossen haben. Ich freue mich, hinzufügen zu können, daß der Vorsteher und die Professoren der Anstalt, lauter entschieden fromme Männer, mit Freuden die Bitte gewährt haben; und wenn ihr Agra besuchen könntet, so würdet ihr diese Jünglinge, welche sämmtlich, jenen Einen ausgenommen, noch dem Namen nach Heiden sind, sich am Sonntag um ihren Vorsteher versammeln sehen, um von ihm biblischen Unterricht zu empfangen. Der oben erwähnte junge Mann hatte seine ersten Eindrücke von den Missionaren (der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums) zu Delhi erhalten, die beim Ausbruch der Meuterei so grausam umkamen. Als nun die höhere Unterrichtsanstalt zu Delhi wegen der Meuterei aufgehoben wurde, kam er nach Agra, wo er in die Zöglinge der Anstalt einen neuen Geist und neues Leben einzuhauchen verstand. Jetzt ist er gemäß seiner eigenen Bitte in das bischöfliche Collegium zu Kalkutta eingetreten. Er wünscht Prediger zu werden, und ich bin überzeugt, er wird ein gesegnetes Werkzeug in der Hand des Herrn werden. Würdet ihr ihn über die schwierigsten Stellen des Römerbriefs examiniren, so würdet ihr finden, daß er über den Lehrinhalt dieses Briefes die richtigsten und klarsten Erklärungen zu geben im Stande ist. Ich selbst bin oft erbaut worden, wenn ich mit ihm diese Epistel las und die merkwürdige Klarheit seiner Einsicht in die darin enthaltenen Wahrheiten wahrnahm.

„Ein anderer erfreulicher Zug in dem Bilde unsrer letztjährigen Missionsarbeit in Indien ist der Umstand, daß ich an die Stelle der

in unsrer höhern Unterrichtsanstalt (College) bisher verwendeten muhamedanischen Schullehrer nunmehr eingeborene christliche Lehrer anzustellen im Stande war. Eine der größten Schwierigkeiten für uns ist die, daß wir genöthigt sind, muhamedanische und heidnische Lehrer anzustellen, allerdings nicht um die Bibel zu lehren, sondern um weltliche Wissenschaften (in Persisch und Sanskrit) vorzutragen; allein im letzten Jahr haben sich drei gelehrte Muhamedaner bekehrt und sind in der Kirche zu Agra getauft worden, und ich habe mit Dank gegen Gott diese Gelegenheit ergriffen, das muhamedanische Element im College mit einem christlichen zu vertauschen, so daß ich nun das Gefühl habe, es arbeiten dort drei Freunde auf dasselbe Ziel hin, das wir im Auge haben. Als ich Agra verließ, hatte sich der oben erwähnte junge Mann noch nicht entschließen können, sich taufen zu lassen; aber mein brüderlicher Mitarbeiter in Agra, Missionar Schackell, hat mir geschrieben, daß dieß nun geschehen sei, und daß er eifrig bemüht sei, auf die übrigen Zöglinge einen segensreichen Einfluß auszuüben. Er ist nun, wie erwähnt, im bischöflichen Collegium in Kalkutta.

„Ein wichtiges Augenmerk der indischen Missionare ist die Heranbildung und Vermehrung eingeborener Pastoren. Ich erinnere mich, wie voriges Jahr ein Herr zu mir sagte: 'Ich glaube nicht, daß ihr im Stande seid, auch nur Einem unter euern bekehrten Eingebornen die Hand aufzulegen und zu sagen, er sei zum Predigtamt tauglich.' Ich war dankbar, ihm erwiedern zu können: 'Ich kenne wenigstens zehn, die nun zur Uebernahme dieses heiligen Amtes vorbereitet sind oder in kurzer Zeit vorbereitet sein werden.' Von diesen Zehn sind bereits drei am 25. Januar dieses Jahres von dem Bischof von Kalkutta ordinirt worden. Viele von den frühesten Missionaren fühlten die Wichtigkeit eines eingeborenen Predigerstandes. Schon Carey, Marshman und Ward (die ersten Baptisten-Missionare in Indien) sagten, es sei vergeblich, eine weite Ausbreitung des Evangeliums in Indien eher zu erwarten, als bis eingeborene Prediger im Stande seien, das verachtete Evangelium den Bramanen ins Angesicht zu verkündigen. Der unvergeßliche Bischof Heber sagt in seinen Tagebüchern, je mehr er Indien kennen lerne, desto mehr sei er überzeugt, daß das Land nur durch die Eingeborenen selbst recht könne christianisirt werden.

„Ich muß die Angelegenheit eines eingeborenen Pastorenstandes

ganz besonders eurer Aufmerksamkeit empfehlen. Der selige Bischof Wilson hat einen Fonds gestiftet zur Unterstützung eingeborener Pastoren. Es ist eine besonders schwierige Frage, in welcher Weise diese Pastoren eingeborener Gemeinden besoldet werden sollen. Die europäischen Missionare mögen von den Missionsgesellschaften in der Heimath unterhalten werden, aber es ist unmöglich, dieß auch auf die eingeborenen Pastoren auszudehnen. Der oben erwähnte Unterstützungsfonds beträgt nun 1200 Pf. Sterl.; aber mein Freund Archidiakonus Pratt (in Kalkutta) schreibt mir: 'Ich wünsche, du könntest ein Lakh Rupies (10,000 Pf. Sterl.) für diesen Zweck sammeln.' Auch der neue Bischof von Kalkutta (Dr. Cotton) nimmt sich treulich der Sache an. Die meisten Missionare in Indien sind ganz überzeugt, daß der eingeborene Pastorenstand mehr Aufmerksamkeit als bisher auf sich ziehen muß; denn sie sind es ja, die mit der Denkweise der Hindu's und Muhamedaner am besten vertraut, von Kindheit auf mit der Sprache und den Sitten des Landes vollkommen bekannt und am ehesten befähigt sind, das Christenthum in der rechten treffenden Weise dem Volke nahe zu bringen.

„Was meine eigene Station bei Agra betrifft, so hat mich oft der scheinbar geringe Erfolg unsrer Arbeit sehr tief niedergeschlagen. Ich glaube jedoch, daß unsre höheren Bildungsanstalten und Volksschulen von großer Bedeutung für unser Missionswerk sind. Sie sind der linke, wo nicht der rechte Arm bei unsrer Thätigkeit, und wenn sie nicht direkt dazu dienen, das Evangelium auszubreiten, so sind sie doch das Mittel, um das Werk tiefer zu gründen. Wir können nicht erwarten, daß diejenigen, welche unsre Predigt nur gelegentlich auf den Straßen und Märkten hören, einen vollständigen und klaren Begriff der christlichen Lehre mit sich hinwegtragen; aber diejenigen, die bei uns Tag für Tag in der Schule sitzen, und die wir durch die ganze Schrift hindurch führen vom ersten Buch Mose an bis zur Offenbarung Johannis, sie werden ohne Zweifel richtige Vorstellungen von der christlichen Wahrheit gewinnen.

„Ich fühle die Wahrheit der Aeußerung, daß wir den geistlichen Boden Indiens bis jetzt gleichsam nur an der Oberfläche 'aufgeritzt' haben. Es mag das ganz wahr sein. Aber es sind doch Anzeichen da, daß das Werk, langsam zwar und allmählig, aber entschieden fortgeht und sich Bahn bricht. Was wir in Indien besonders nöthig haben, ist, daß wir nicht muthlos, sondern vielmehr gestählt und

ermuthigt werden in der Fortführung unsrer Arbeit. Als ich die Missionare in Multan, Amritsar und andern Orten des Pandschâb besuchte, fand ich, daß sie sich Vorwürfe machten und die Frage sich vorlegten, was sie doch noch weiter thun und unternehmen sollten. Sie dachten daran, sich mitten unter den Eingeborenen in den Städten niederzulassen, um mit ihnen in engeren Verkehr zu kommen und ihr Vertrauen mehr zu gewinnen. Sie sprachen davon, die Missions-Reisepredigt kräftiger zu betreiben. Sie meinten auch, es sollte mehr in der Uebersetzung und Bearbeitung christlicher Schriften für das Volk gethan werden. Und allerdings, dieses letztere ist von hoher Wichtigkeit. Denn ich selbst habe wahrgenommen, wie durch die weite Verbreitung von Bibeln und Traktaten mehr als durch irgend etwas Anderes gewirkt worden ist. Man kann kaum in irgend eine Gegend Indiens kommen, ohne Einem oder dem Andern zu begegnen, der auf einem Götzenfest oder an einem Wallfahrtsort oder sonstwo ein christliches Buch empfangen und aus demselben tiefere Eindrücke von der Wahrheit und Schönheit des Christenthums erhalten hätte. Wohl sind während der Meuterei in Agra Tausende und aber Tausende von Bibeln und Traktaten sammt der Druckerpresse verbrannt worden, aber das Wort Gottes kann nicht gebunden und auch nicht verbrannt werden!

„Wir müssen uns in dem Herrn unsrem Gott ermuthigen. Ich las kürzlich die Schilderung der gefahrvollen Reise in den Polargegenden von Dr. Kane. Als dort das Schiff von furchtbaren Eisblöcken eingeschlossen und es klar wurde, daß vor Ablauf des langen Polarwinters kein Entkommen mehr möglich sei, da schreibt Kane: 'Unter diesen Umständen gieng unser Hauptstreben dahin, unsern Muth aufrecht zu halten; denn ein Geist des Verzagens, der Schwermuth, der Muthlosigkeit hätte furchtbarer unter uns aufgeräumt als eine Pestilenz.' Ich fühle es tief, meine Freunde, das Gleiche gilt von unsern Missionsbestrebungen; ich fühle, daß Entmuthigung die furchtbarsten Folgen für uns und unser Werk haben müßte. So viel Entmuthigendes auch vorhanden ist, so müssen wir suchen, lieber auf der Seite der Hoffnung und des fröhlichen Erwartens zu irren, als auf der Seite des Verzagens und der Entmuthigung. Als der Heiland den Sturm des Leidens über sich und seine Gemeinde hereinbrechen sah, da faßte er den endlichen Triumph und die Herrlichkeit seines zukünftigen Reiches ins Auge

und brach siegreich durch. Unsre Sache ist es jetzt, Ihm gleich zu arbeiten, uns selbst zu verläugnen und zu leiden; der Triumph und die Herrlichkeit wird nicht ausbleiben. Als ich vor meinem Abgang von Indien einen alten General, der schon seit 50 Jahren in der indischen Armee dient, fragte, was ich unsern Freunden in England sagen sollte, erwiederte er: 'Sagen Sie ihnen, sie sollen ihre Geldtaschen leeren, sie sollen Schaaren von Missionsleuten aussenden, sie sollen Tag und Nacht beten um eine Ausgießung des heiligen Geistes über dieß arme Volk!'" —

Nach Missionar French sprachen noch mehrere tüchtige Redner, unter ihnen auch Missionar Leupolt von Benares, dessen Bericht über seinen folgenreichen Besuch in Lacknau wir seinem Hauptinhalt nach schon früher (Miss. Mag. 1859 S. 145 ff.) mitgetheilt haben. Wir schließen mit einem Auszug aus der Rede des amerikanischen Missions-Bischofs Payne von Cap Palmas, Westafrika. Die „protestantisch-bischöfliche Missionsgesellschaft von Amerika"-nemlich sandte ihre ersten Sendboten ums J. 1835 nach Cap Palmas (der südwestlichen Spitze von Westafrika, von wo an sich die Küste nach Osten umbiegt, um den Golf von Guinea zu bilden); allein erst mit der Ankunft Payne's (des jetzigen Bischofs) am 4. Juli 1837 fieng die Mission recht an. Nach einem Bericht von 1856 gehörten damals etwa 100 aus Amerika eingewanderte freie Neger zur Abendmahlsgemeinde, wozu noch 91 eingeborene getaufte Neger kamen, von denen 72 als „wahre und musterhafte Glieder der Kirche" bezeichnet werden. Mehr als 1500 Schulkinder besuchten die Missionsschulen. Hören wir nun die Ansprache dieses ehrwürdigen Knechtes Christi.

Nach einigen Bemerkungen darüber, wie er nicht aufhöre für Indien, China und alle Missionen in der Welt zu beten, fuhr er fort: „Ihr werdet euch aber nicht wundern, wenn ich sage, daß meine ganze Seele für Afrika brennt. Ich liebe Afrika. Geboren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, bin ich von Kind auf mit den Gräueln der Sklaverei bekannt, und als ich sah, daß noch Hoffnung für die Erneuerung der unglücklichen Völker Afrika's sei, beschloß ich, mein Leben und meine Gaben dazu zu verwenden, daß auch Aethiopien seine Hände ausstrecken lerne nach dem Heiland der Welt. Und nun stehe ich da nach einer Arbeit von 21 Jahren, als ein Denkmal, daß der Herr seine Knechte auch in Afrika erhalten kann.

„Und was haben wir in Afrika erleben dürfen? Im Lauf von

25 Jahren sind 200 Kirchen auf der afrikanischen Westküste erbaut, 200 Schulen gegründet, 16,000 Kinder in dieselben gesammelt, 15 Dialekte zur Schriftsprache erhoben, eine große Menge von Eingeborenen zu Gemeinden gebildet und mehr als 15 Millionen verkommener Neger mit dem Evangelium bekannt worden. Und über dieß alles ist dem Sklavenhandel von Gambia an im Nordwesten bis zu den Mündungen des Niger, — eine Strecke von 700 Stunden — fast gänzlich ein Ende gemacht.

„Lasset uns den Fußstapfen ein wenig nachgehen, auf denen der Herr solche Resultate zu Stande gebracht hat. Auf Afrika liegt nicht blos die Schuld, daß es gleich andern heidnischen Nationen seinen Gott vergessen, Menschenopfer gebracht und alle Gräuel des Götzendienstes getrieben hat, sondern es ist seit unvordenklicher Zeit doppelt schuldig dadurch, daß es seine eigenen Kinder in die Sklaverei verkauft hat. Lang ehe die Westküste den Europäern bekannt war, hat die Sklaverei in Afrika existirt. Seit uralter Zeit hat das Land seine Karawanen von der Nordost-Ecke des Erdtheils ausgesandt, um im Westen Sklaven zu holen, und durch die ganze Länge und Breite von Afrika war es das Ziel seiner Despoten, einander jählings zu überfallen und in die Sklaverei zu verkaufen. Wie wunderbar, wie überaus merkwürdig ist es, daß eben dieser abscheulichste Handel in der Hand Gottes das Mittel werden mußte, den Segen des Christenthums den Millionen dieses Landes zu bringen! Gerade als dieser Handel seine grauenvollste Spitze erreicht hatte, da schritt Gott ein, um Seinen Rath der Liebe auszuführen. Gleichwie bei Israel in Egypten gerade der höchste Grad der Leiden die Dazwischenkunft Gottes herbeiführte, gleichwie Israel gerade in der babylonischen Gefangenschaft auf immer vom Götzendienst geheilt ward, und wie in der Christenheit die äußersten Anmaßungen und Gräuel des Papstthums den Segen der Reformation erweckten, — gerade so gieng es mit Afrika. Als die Schrecknisse der Sklaverei ihren Höhepunkt erreicht hatten, da stieg das Geschrei des Elends zum Himmel auf und der Herr trat dazwischen, um dem Gräuel ein Ende zu machen. Erst als die brittischen Kriegsschiffe nach Afrika abgesandt und die Kolonieen befreiter Neger in Sierra Leone gegründet wurden, erst da faßte das Christenthum festen Fuß auf der Westküste; und nun zählt die genannte Kolonie 60,—70,000 Einwohner und ist die blühendste an der ganzen Küste. Dann folgte die auf 100 Stunden

an der Küste sich ausdehnende Kolonie von Liberia, die nun 10 bis 15,000 Einwanderer zählt und 100,000 Eingeborene unter ihrer Gerichtsbarkeit hat. Diese beiden Kolonieen haben, zusammen mit den brittischen Kreuzerschiffen, dem Sklavenhandel bis auf eine Strecke von 700 Stunden ein Ende gemacht. Außerdem sind diese Kolonieen das Mittel gewesen, dem rechtmäßigen Handel des Landes einen kräftigen Aufschwung zu geben und dadurch die Aufmerksamkeit der Eingeborenen vom Sklavenhandel abzulenken. Die weitere Folge davon war, daß die englische Sprache sich an der ganzen Küste hin verbreitet, und daß die Eingeborenen nicht blos mit dem Evangelium bekannt, sondern auch zu rechtmäßigem Handel und Gewerbe angeleitet werden.

„Aber ich muß noch auf andere wichtigere Resultate unsrer Arbeit aufmerksam machen. Wenn ich mich nicht täusche, so sind gegenwärtig in Sierra Leone 30 [zum überwiegend größern Theil eingeborene] tüchtig vorbereitete Missionare, und eine viel größere Anzahl eingeborener Katechisten und Schullehrer und 10,000 eingeb. Christen. In Liberia befinden sich 30 wackere Diener des Evangeliums, mehr als doppelt so viel Katechisten und Schullehrer, und mehr als 2000 Abendmahlsgenossen. Diese Missionare, Lehrer und Katechisten dringen ins Innere des Landes vor und verbreiten das Evangelium weithin in das umnachtete Land. Afrika ist nicht mehr ein versiegeltes Land, und eben die Thatsachen, die ich genannt, fordern uns dringend zu reichlicheren Beiträgen und zur Aussendung einer größeren Zahl von Missionaren auf. . . ."

Der Redner schloß mit einer herzlichen Mahnung an die Missionspflicht aller Christen. Nach ihm wurde die Versammlung mit Absingung des Lobgesangs beendigt.

Fahrt über die Stromschnellen des Essequibo.
(Aus Bernau's Missionary Labours in British Guiana.)

Johannes Meyer.

Dritte Abtheilung.*)

1. Aufenthalt in Tamoth Manor.

In dem Weinberg des Reiches Gottes auf Erden ist Raum und Arbeit genug für Knechte der verschiedensten Art und Begabung. Aber welcherlei Art auch die physische, seelische und geistige Ausrüstung eines Arbeiters in diesem Weinberg sein mag, — die Haupt- und Grundbedingung alles gesegneten, fruchtbaren Wirkens ist der lebendige Glaube und die lautere, aus Gott geborene Liebe. Ohne Glauben wirst du an der Rettung der verlorenen Welt verzagen, ohne Liebe wirst du die Armen und Elenden, zu deren Rettung dich Gott gesendet, in ihrem Elend versäumen oder vergessen. Wissenschaft, Talent, Unternehmungsgeist, Rednergabe, Gewandtheit im Umgang, Welterfahrung, — durch all' dieß wird der Mangel an Glaube und Liebe in der Mission nicht ersetzt. Sind aber diese beiden in einem Gemüthe lebendig und kräftig wirksam, da erweisen sie sich auch sofort als die geheimnißvollen Springfedern, welche alle Gaben und Kräfte des Leibes und der Seele, mögen sie reich und groß, oder schwach und gering sein, in harmonische Bewegung setzen, sie stärken und mehren, und sie fruchtbar machen in dem Kreise, dahin uns Gott gesetzt hat.

Johannes Meyer, dessen Leben und Wirken in Guaiana wir zu schildern begonnen haben, war von Natur nicht reich begabt. Seine Lehrer im Missionshaus zu Basel hatten mancherlei Noth mit

*) Siehe die erste und zweite Abtheilung im Miss.-Mag. 1858 S. 429 ff. und S. 521 ff.

ihm in Sachen des Lernens. Am wenigsten bemerklich war bei ihm eine besondere Sprachengabe. Dennoch schreibt der eifrige, talentvolle Missionar Strong, mit welchem Meyer während seines Aufenthalts in Guaiana am innigsten vertraut war, von ihm:*) „Unser entschlafener Bruder war ein Mann von großer geistiger Kraft und von besonderer Begabung zur Erlernung von Sprachen." Strong selbst aber löst uns das Geheimniß, indem er hinzufügt: „Er war ungewöhnlich belesen im Worte Gottes, das ihm der alleinige Wegweiser für all' sein Glauben und Handeln, die Fundgrube aller Schätze und das Zeughaus war, aus dem er alle seine Waffen für den ihm verordneten Kampf zu holen gewohnt war. Aber was ihn vor Allem auszeichnete, und was überschwenglich alle seine Mängel und Gebrechen bis an sein Ende ausglich, das war sein ununterbrochenes Leben von und in jener Liebe, die ihn selbst, als einen verlorenen Sünder, gerettet und selig gemacht, sein unzweifelhafter Glaube an das Wort und die Verheißungen unsres anbetungswürdigen Erlösers, sein brennendes Verlangen, das Zeugniß von der rettenden Sünderliebe Gottes auch Andern zu bringen, und seine überschwengliche Freude, wenn arme Sünder seine Friedensbotschaft zur eigenen Seligkeit aufnahmen. . . . Seine besondere Gabe bestand in dem Zeugniß von der Liebe Gottes zu der verlorenen Welt, in der Predigt von der freien und unbedingten Vergebungsgnade im Blute des Lammes Gottes; und wo er immer predigte, da war die Hand des Herrn mit ihm, also daß er überall, wo er für einige Zeit wirkte, eine gesegnete Frucht seiner Arbeit zurückließ. Ich erinnere mich noch wohl, wie innig ich im Geist mich erquickt fühlte, als ich, aufgefordert von ihm selbst, eines Tages eine Unterredung hatte mit Solchen, die durch seinen Dienst aus der Finsterniß zum Licht geführt worden waren; nicht leicht habe ich sonstwo tiefere Sündenerkenntniß und seligere Freude über die erfahrene Vergebungsgnade im Blute Jesu wahrgenommen."

Dieß war das Geheimniß der außerordentlichen Erfolge, welche unsrem Meyer überall auf seinen Botengängen folgten. Sollen wir es nun noch beklagen, daß er in der Glut seiner suchenden und helfenden Liebe so schnell und vorzeitig sich verzehrt hat? „Ich darf es nicht verschweigen," sagt Strong, „daß unser entschlafener Bruder,

*) Vergl. Gospel Reminiscences in the West Indies, by Leonard Strong. London, Nisbet and Co.

dessen brennender Eifer, dessen Glaubenseinfalt und dessen Leiden uns in unauslöschlichem und gesegnetem Andenken bleiben werden, an einer übermäßigen Empfindlichkeit und einer nervösen Reizbarkeit litt, welche ihm unnöthige Leiden an Leib und Seele bereiteten und seine gesegnete Laufbahn in so bedauernswerther Weise verkürzten." —

Wir verließen Meyer auf der Negerplantage Oranien-Nassau, als er sich eben anschickte, einem Ruf an den Essequibo zu folgen.*) In seinem bisherigen Wirken tritt uns eine gewisse Unsicherheit des Suchens und Tastens nach einem festen Arbeitskreis entgegen. Im Lauf weniger Jahre hatte er viermal seinen Wohnort und eben damit das Feld seiner Thätigkeit geändert. Dieser häufige Wechsel hatte allerdings zum Theil seinen Grund in der Ueberzeugung Meyer's, daß er nicht zum Pastor, sondern zum Missionar im eigentlichen Sinne, d. h. zum Wanderprediger berufen sei, der den Rath Gottes zu unsrer Seligkeit bald da, bald dort in möglichst weiten Kreisen zu verkündigen habe. Aber andererseits ist es unverkennbar, daß der eigentliche Zug seines Herzens anderswohin gieng als zu den Negern, die dort an der Küste und an den Flüssen auf den großen Plantagen leben. Unter diesen schwarzen Brüdern arbeiteten viele Knechte Gottes mit Hingebung und Segen, und überdieß war denselben ja durch die unmittelbare Nähe der englischen Schulen und Kapellen die Möglichkeit gegeben, das Heil in Christo kennen zu lernen und zu ergreifen. Aber für den rothen Mann im Innern des Landes, in den Urwäldern und auf den Savannen, — für ihn sorgte Niemand. Meyer war schon öfters einzelnen zersprengten Gliedern des unglücklichen Indianervolkes auf seinen Wanderungen begegnet, und sein Herz schlug ihnen jedesmal entgegen. Sie entschwanden zwar seinem leiblichen Auge wieder; aber gleichwie ein von dem Pfeil bräutlicher Liebe getroffenes Herz das Bild des Geliebten nicht wieder vergessen kann und es, nur es, unter der Menge der Vorüberwandelnden sucht, so lag in unsres Freundes Gemüth das Bild des rothen Indianers. Er konnte keine Ruhe finden, bis er mit diesem Volke auf immer zusammen war. Daher der bisherige stete Wechsel seiner Arbeitsgebiete, daher das unruhige Hin- und Herschwanken der Magnetnadel seines Herzens, die nicht eher zur Ruhe kam, als bis der Weg zu den rothen Leuten gefunden war. Gott aber bahnte ihm nun diesen Weg.

---

*) Vergl. Miss. Mag. 1858. S. 552.

Die neue Station, nach welcher Meyer im Frühjahr 1843 mit seiner Familie übersiedelte, war eine große Negerplantage an den Ufern des Essequibo, Tamoth Manor genannt, die dem Herrn Barlow, einem Engländer und Anhänger der religiösen Grundsätze der Plymouth-Brüder, gehörte. Der wackere Kaufmann Glover in Oranien-Nassau, von welchem Meyer so viel Freundlichkeit erfahren hatte, führte den scheidenden Lehrer in seiner eigenen Schaluppe nach Georgetown an der Mündung des Essequibo, wo ihn ein anderes Boot des Herrn Barlow erwartete. Mit Sonnenuntergang war Tamoth Manor erreicht. Eine Anzahl gläubiger Neger wartete der Reisenden am Ufer, und da das Fahrzeug um der eingetretenen Ebbe willen nicht bis ans Ufer heranzukommen vermochte, eilten Jene mitten durch den tiefen Schlamm heran und trugen Meyer, seine Familie und seine wenigen Habseligkeiten auf ihren starken Schultern heraus aufs Trockene. Nicht weniger herzlich war der Willkomm in Barlow's gastfreundlichem Hause.

Die Arbeit, die nun Meyer übernehmen sollte, bestand theils in der Leitung der Neger-Schule, für welche in Barlow's Hause selbst ein größeres Zimmer im Erdgeschoß eingerichtet war, theils in den Sonntags- und Wochengottesdiensten, welche in einem eigens dafür eingerichteten Gebäude gehalten wurden. In dem letzteren sollte auch unverzüglich eine Wohnung für Meyer hergerichtet werden; bis zu deren Vollendung wohnte er mit den Seinen unter Barlow's gastlichem Dache. Schon am folgenden Tage fieng er seine Arbeit unter Alten und Jungen an.

Die Plantage Tamoth Manor lag eine gute Strecke flußaufwärts; ebendadurch war sie den zerstreuten Niederlassungen der Indianer näher. Mit eigenthümlichen Empfindungen vernahm Meyer, daß in nicht großer Entfernung, mitten in der Wildniß des Urwaldes an den Ufern eines kleinen Sees, ein Indianerlager sich befinde. Dieß ließ ihm keine Ruhe. Er benützte den ersten günstigen Tag, um zu ihnen zu eilen. Nach mühsamem Marsche in Begleitung einiger Negerbrüder fand er ihre Zelte. Die Begrüßung war herzlich; wichtiger aber und folgenreicher war der Umstand, daß die meisten unter diesen Kindern der Wildniß etwas Englisch verstanden. So verweilte er unter ihnen den ganzen Tag und redete mit ihnen von dem, was seine Seele erfüllte, — von der Liebe Gottes zu der verlorenen Sünderwelt. Es war ein denkwürdiger, entscheidender Tag in Meyer's Leben.

Von nun an stand es bei ihm fest, daß er für die Arbeit unter den Indianern berufen sei.

Unter der Menge, die sich an diesem Tage um den weißen Lehrer schaarte, fesselten vor allen Andern zwei schmucke, muntere, aufgeweckte Knaben sein Herz und Auge. Beide trugen englische Namen. Der eine, Robert, war des Häuptlings Sohn; der andere, Henry, war ein Waise und stand unter der Pflege und Vormundschaft der Schwester des Häuptlings. Wie natürlich war es, daß in Meyer's Herz der Wunsch aufstieg, diese beiden Knaben in seine eigene Pflege zu bekommen. War es nicht möglich, daß der Herr durch die Kinder auch die Herzen der Alten gewinne? Und wenn der Geist Gottes diese jungen Seelen zum Glauben führte, konnten sie nicht selbst wieder gesegnete Arbeiter unter ihrem eigenen Volke werden? Er wagte an den Häuptling die Bitte, ihm die beiden Knaben zu überlassen, damit er sie in allerlei Gutem unterrichte; er selbst wolle ihnen Kost und Kleidung geben. Der Indianer wollte anfangs nichts davon wissen; aber Meyer ließ nicht nach zu bitten und zu unterhandeln. Einen Versuch wenigstens möge er wagen. Die beiden Knaben standen dabei. Sie fiengen selbst an, ihre Bitten mit denen des Fremdlings zu vereinigen, und endlich wurde der Häuptling und seine Schwester weich. Am nächsten Sonntag, sagte er, wolle er selbst sie zu Meyer bringen und zugleich sehen, wie die Dinge bei ihm zugehen.

Wenige Tage vor dem genannten Sonntag zog Meyer aus dem gastfreundlichen Hause Barlow's, wo er doch mehr oder weniger beengt war, in seine eigene Wohnung; und das war gut, denn die Indianer hielten Wort. Etwa zwanzig derselben, den Häuptling mit den beiden Knaben an der Spitze, erschienen mit der ersten Morgenfrühe des Sonntags in Tamoth Manor und stellten sich bei Meyer ein. Mit der ganzen Innigkeit seiner Liebe nahm er sie auf und wies ihnen während der (englischen) Predigt im Versammlungssaale besondere Sitze an. Sie hörten stille und aufmerksam zu; ihr ganzes Benehmen war anständig. Nach dem Gottesdienst prüfte er sie, wie viel sie wohl von dem gehörten Worte möchten aufgefaßt haben. Es war sehr wenig; nicht bloß die Sache, die sie gehört, sondern auch die englische Sprache war ihnen zu fremd. Meyer schlug vor, er wolle ihnen allsonntäglich Unterricht im Englischen geben, damit sie die Predigt des göttlichen Wortes besser verstehen lernten; er selbst aber hoffte, bei diesen Gelegenheiten ihnen auch ihre Sprache abzulauschen.

Denn das fühlte er wohl, daß, wenn das Wort von der Liebe Gottes in Christo seine ganze umwandelnde Kraft an diesen Indianern ausrichten sollte, er es ihnen mit der Zeit in ihrer eigenen Sprache verkündigen müsse. Jene versprachen, wieder zu kommen; Robert und Henry aber blieben bei Meyer.

Von nun an erschienen jeden Sonntag die rothen Leute in Tamoth Manor. Von Woche zu Woche wuchs ihre Zahl; oft waren ihrer mehr als fünfzig. „Es war," schreibt Frau Meyer, „eine Herzenslust, diese armen, unwissenden Kinder des Waldes allsonntäglich zur Schule kommen zu sehen und wahrzunehmen, wie sie mit großer Emsigkeit die Buchstaben lernten und den süßen Geschichten von der Liebe Gottes in Christo Jesu zuhörten. In der Regel verließen sie uns erst Montag frühe."

Inzwischen lernte Robert, der Häuptlingssohn, so leicht und rasch, daß er in wenigen Wochen lesen und schreiben konnte. Auch Henry, obwohl schwächer an Gaben, blieb nicht zurück. Bald wurden auch andere Indianerkinder in Meyer's Schule gesandt, so daß ihre Zahl nach und nach auf zehn stieg, welche die Woche über in seinem Hause wohnten. Zu gleicher Zeit wandte Meyer die ganze Kraft und Ausdauer seines Wesens auf die Erlernung ihrer Sprache. Der Stamm, dessen Glieder sich um ihn geschaart hatten, gehörte zu den Arawacken. Die Gesammtzahl dieses über ganz Guaiana und das angränzende Venezuela verbreiteten Volkes mochte sich damals kaum auf 2000 Seelen belaufen; jetzt mag kaum noch die Hälfte übrig sein. In kleine, von Jahr zu Jahr aussterbende Stämme zerbröckelt gehen sie einem raschen Untergang entgegen. Siebenzig Jahre lang (1738 bis 1808) hatten die Missionare der Brüdergemeinde unter diesem armen Geschlecht gearbeitet. Der edelste und begabteste unter ihnen, Theophil Salomo Schumann, hatte zwölf Jahre seines Lebens der Rettung dieses Volkes gewidmet.*) Viele Seelen wurden durch ihn aus dem Tode zum Leben geführt. Sein bedeutendstes Werk aber war die Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments (die Offenbarung Johannis ausgenommen) in die Arawackensprache; aber sie ist nie gedruckt worden. Das erste Buch, das in diesem fremdartigen Dialekt etwa ums Jahr 1796 in Philadelphia gedruckt ward, ist die Harmonie der Leidens-

*) Vergl. Die Mission unter den Arawacken, ein Gemälde aus der Brüdergemeinde, von K. Fr. Lebberhose. Zu haben im Missionshaus zu Basel.

geschichte, übersetzt von dem Herrnhuter Missionar Fischer; aber die kleine Auflage, die unter die Indianer vertheilt wurde, war bald vergriffen. Erst im Jahr 1850, also nach Meyer's Tode, erschien in London die von einem Missionar der Londoner Missionsgesellschaft bearbeitete Uebersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes im Druck. Meyer fand also keine Hülfsmittel vor, um sich die Erlernung dieser Sprache zu erleichtern. Welche seltsamen Formen und Laute aber dieselbe dem Fremdling darbietet, das möge folgende Uebertragung der Stelle Matth. 27, 62 zeigen, wo es heißt: „Des andern Tages, der da folget nach dem Rüsttag, kamen die Hohenpriester und Pharisäer sämmtlich zu Pilatus und sprachen: Herr, wir haben gedacht ꝛc." Die Uebersetzung lautet:

Abba gassaggabbuhu gia adiggi, Saterdaga, Nassondagan gewai, ma-utia, naggunna Gouverneur Pilatus, ibiti, namagoa adaijahunnŭ, ipilti Priestinu ge, Pharisæunŭ ku, hurrugu rên, nadiaga lumun: Adaijahulî! Agguburugguadoa goâ wa heika etc.

Meyer wurde durch die Schwierigkeit der Aufgabe nicht zurückgeschreckt. Er ließ sich von den Kindern je 25 Worte auf einmal langsam vorsagen, schrieb dieselben auf und gieng damit in die Stille, wo er sie auswendig lernte. War er mit den erwachsenen Indianern zusammen, so hatte er immer seine Schreibtafel zur Hand, um neue Worte sich aufzuzeichnen. Und so schnelle und wunderbare Fortschritte machte er in der Kenntniß der Arawackensprache, daß er in unglaublich kurzer Zeit im Stande war, mit ihnen ohne große Schwierigkeit sich zu unterhalten und ihnen das, was ihnen zum Heile diente, zu predigen. Es war aber seiner brennenden Liebe nicht genug, die Indianer blos bei sich zu erwarten; er selbst suchte sie, so oft er konnte, auf ihren abgelegenen Lagerplätzen auf. Ja, auch den einzelnen Seelen gieng er mit erbarmender Liebe nach. An sich selbst und seine Bequemlichkeit dachte er nicht. Ein einziges Beispiel möge dieß zeigen.

Unter den Knaben, die ihm anvertraut waren, befand sich ein fünfzehnjähriger Junge, Namens Cornelius. Eines Abends nun, als die Zeit zum Schläfengehen kam, wurde derselbe vermißt. Man suchte überall, aber vergebens. Endlich bekannte einer der Knaben, daß ein leichtfertiger Neger von einer entfernten Plantage gekommen sei, um Cornelius zum Tanz abzuholen. Meyer war eben von einer Wanderung in großer Erschöpfung nach Hause gekommen; seine Füße waren so wund und geschwollen, daß er keine Schuhe ertragen konnte.

Die Nacht war finster, der Weg ungebahnt und an vielen Stellen von Sümpfen unterbrochen. Aber ohne sich zu besinnen, brach er unverzüglich auf. Barfuß und unter unsäglichen Schmerzen eilte er nach der bezeichneten Plantage, fand dort wirklich seinen armen Cornelius und kam lange nach Mitternacht mit der geretteten Beute auf Tamoth Manor wieder an.

So rang seine Liebe um jede Seele, die ihm Gott anvertraut hatte. Aber seine Arbeit war auch reich gesegnet. Seitdem er der Sprache der Indianer mächtiger geworden, fieng auch die Wirkung seiner Predigt sich zu zeigen an. Manche gaben unverkennbare Zeichen einer beginnenden Herzens- und Sinnesänderung. Immer entschiedener wandte er sich den rothen Kindern der Wildniß zu. Der Gedanke, ganz zu ihnen überzusiedeln, beschäftigte ihn immer lebendiger; er wartete nur auf die Weisung Gottes zum Aufbruche. Und diese Weisung kam, — freilich von einer Seite her, da er es nicht vermuthet hatte.

Das rege Wirken der Plymouthbrüder an der Küste hatte die Eifersucht eines Geistlichen der anglikanischen Staatskirche wachgerufen. Er suchte mit allen Mitteln der Beredsamkeit denselben entgegenzuarbeiten. Selbst bis zu den Lagerplätzen der Arawacken, unter denen die ersten Blüthen eines neuen Lebens sich zu entfalten begannen, wagte er sich hinaus und warnte sie vor den Irrthümern dessen, der ihnen das Wort gepredigt hatte. „Der Mann," ruft die Gattin des seligen Meyer mit wohl begreiflichem Schmerze aus, „der Mann, der nie zuvor an jene armen Indianer gedacht, um deren Rettung doch mein seliger Gatte sich mit so saurem Schweiß und viel heißem Flehen gemühet hatte, er kam nun, um das gesegnete Werk zu zerstören." Missionar Strong behauptet in seinem Buche, daß jener Geistliche die unerfahrenen, unbefestigten Gemüther der Eingeborenen theils durch herbe Verdächtigungen Meyer's, theils durch Versprechungen, die auf die Eitelkeit des Volkes berechnet waren, zu sich herübergelockt habe. Der Widerwille der Plymouthbrüder gegen alles Staatskirchenthum kam in peinlichen Zusammenstoß mit der Vorliebe der Anglikaner für die staatskirchliche Form und das geistliche Amt. Das Resultat war, daß dieselben Indianer, die durch Meyer's treue Arbeit für Christum gewonnen worden waren, sich nach anglikanischem Ritus taufen und trauen ließen, und daß bald Meyer's Schule und Versammlungssaal kein Glied des Arawacken-

stammes mehr zu sehen bekam. Selbst Robert und Henry folgten dem Strome. „O diese theuern Jungen," ruft Frau Meyer aus, „noch stehen sie lebendig vor meinen Augen! Robert kam noch einmal — das letzte Mal — zu uns, um uns Lebewohl zu sagen. Gott gebe, daß ich ihn im Himmel wiederfinde!"

Der Schlag war für Meyer's empfindliches Gemüth unbeschreiblich schwer. Der Abscheu vor dem anglikanischen Kirchenwesen, der ihn schon während seines Aufenthalts in London in die Arme der Plymouthbrüder getrieben hatte, wurde nun noch mehr gesteigert. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Es trieb ihn hinweg von dieser Gegend, hinweg von der Nähe der Küste und der Europäer, und hinein, tief hinein in die Wälder zu seinen geliebten Indianern.

---

2. Die Reise nach Kumake.

Im Oktober 1843 brach Meyer von Tamoth Manor auf. Mit einigen Thalern in der Tasche, und mit einer blechernen Büchse über den Schultern, die er sich für seine Wanderungen hatte machen lassen, und in welcher etwas Wäsche, seine Bibel und seine Sammlung von Arawack-Wörtern sorgfältig verpackt war, trat er die Reise an. Seine Gattin und seine zwei Kindlein blieben unter der treuen Pflege der Freunde in Tamoth Manor zurück, bis der Herr Weg und Bahn gezeigt hätte für eine Niederlassung unter den Indianern.

Tamoth Manor, welches Meyer nun hinter sich ließ, lag, wie oben erwähnt, am Essequibo, dem westlichen Gränzfluß von brittisch Guaiana. Fast parallel mit demselben liegen der Reihe nach gegen Osten zu die Strombette des Demerara, des Berbice (Verbiß) und Corentyn, welcher letztere die östliche Gränze des brittischen Gebiets bildet. Meyer wandte sich dem zunächst liegenden Demerara zu, an dessen oberem Lauf er eine Reihe von Indianer-Niederlassungen zu finden hoffte. Doch wollte er nicht ohne den Rath und die Zustimmung seiner Freunde an der Küste diesen wichtigen Schritt thun. Er kehrte deßhalb vor Allem in Georgetown, in Petershall und Craig (lauter Plätze an der Mündung des Demerara) ein, um sich durch die Gemeinschaft mit den gleichgesinnten Freunden und durch viel Gebet zu seinem Vorhaben zu stärken. Die Brüder stimmten mit voller Freudigkeit zu Meyer's Plan, und Einer unter ihnen, Mis-

sionar Aveline, der auf der Negerplantage Glasgow arbeitete, war entschlossen, ihn bei dieser ersten Wanderung, wo es sich zunächst nur um das Aufsuchen einer passenden Station handelte, zu begleiten. Am 3. Nov. 1843 brachen sie in einem Boote, begleitet von etlichen gläubigen Negern, auf und fuhren den Demerara hinauf. „Auf jeder Station," schreibt Aveline, „suchten wir in gemeinschaftlichem Gebet die weitere Weisung des Herrn; denn unser ganzes Verlangen gieng dahin, nur den Willen des Herrn auszurichten und unsern eigenen Willen gänzlich in den Tod zu geben; und gelobet sei Sein Name, wir durften auf der ganzen ermüdenden und anstrengenden Reise erfahren, daß wir auf einem Wege uns befanden, wo Er selbst vorangieng und unser Schutz vorwärts und rückwärts war."

Am Abend des ersten Tages erreichten sie die Kolonie Berlin, wo sie sich im Kreise etlicher gläubiger Brüder stärkten. „Hier sammelten wir neue Kraft," schreibt Aveline, „und gürteten unsre Lenden für das, was vor uns lag. Am 4. Nov. erreichten wir Lucky Spot und trafen wieder mit Brüdern zusammen, mit denen wir uns zum Gebet vereinigten. Der folgende Tag war ein Sonntag, an welchem wir mit den Gläubigen das Brod brachen und im Genuß der Liebe Gottes uns erfrischten. Am 6. kamen wir bis Urawly Cobra, einer Indianer-Niederlassung am Fluß, etwa 35 Stunden von Georgetown entfernt. Hier, sowie an allen Orten, wo wir später Indianer trafen, predigte Bruder Meyer in der Arawackensprache das Wort vom Kreuze. Am folgenden Tag hatten wir die Stromschnellen zu passiren, hielten bei mehreren kleinen Indianerplätzen an und erreichten endlich Arawa, wo wir gastfreundlich von den armen Leuten aufgenommen wurden. Dieß war der äußerste Punkt unsrer Fahrt auf dem Demerara. Am 8. Nov. kehrten wir über die Stromschnellen wieder zurück nach Urawly Cobra, um von da aus die Fußwanderung nach den umliegenden Savannen oder Grasebenen anzutreten."

Es ist schwer, sich von den Gefahren solcher Reisen eine richtige Vorstellung zu machen. Jene Stromschnellen, welche die Fahrt auf den Flüssen von Guaiana so gefährlich machen, schildert Missionar Bernau*) mit ergreifender Anschaulichkeit. „Sie legen dem Reisen-

*) Missionary Labours in British Guiana, with remarks on the manners, customs and superstitious rites of the Aborigenes, by the Rev. J. H. Bernau. Lond. 1847.

den," schreibt er, „große Hindernisse in den Weg. Das Hinauf- und Herabfahren ist nicht blos mit Gefahr, sondern oft auch mit Verlust von Menschenleben verbunden. Es ist ein furchtbarer Augenblick, wenn das Boot einmal von der Strömung ergriffen ist und mit der Geschwindigkeit eines Pfeils dahinschießt. Oben am Fall angekommen, wiegt es sich für eine Sekunde auf der Kante der Wellen, stürzt dann mit Blitzesschnelle in den Strudel hinab und scheint da für einen Augenblick begraben. Aber es taucht wieder empor, und dem kräftigen Ruderschlage gehorchend, tanzt es über die vom Kampf des herabstürzenden Wassers aufgewühlten Wogen dahin. Ein kleines Versehen von Seiten des vordersten Ruderers oder des Steuermanns hinten im Boot müßte entweder das Boot auf die Felsen schleudern und in Splitter zertrümmern, oder es in der Tiefe des Wassersturzes begraben. So oft wir deßhalb eine Stromschnelle zu passiren hatten, pflegte ich vorher meine Leute zum Gebet zu versammeln, und mit ihnen eine passende Schriftstelle zu betrachten. Dadurch wurde ihr Muth gehoben und ihr Vertrauen auf Den gestärkt, der ein Herr ist über Leben und Tod. Häufig nöthigten mich meine Indianer auszusteigen und zu Land die Stromschnellen zu umgehen, wenn sie sahen, daß die Fahrt mit größerer Gefahr verbunden war." *)

Die Savannen aber, welche Meyer nun mit seinem lieben Begleiter Aveline zu durchwandern sich anschickte, um die kleinen Indianer-Niederlassungen aufzusuchen, sind, wenn auch weniger gefährlich, doch nur um so beschwerlicher. Es sind weite Flächen, die neben den Flüssen und Urwäldern sich ausbreiten, und entweder von hohem Gras auf sumpfigem Marschboden überwuchert sind, oder nichts als tiefen, heißen Sand darbieten, in welchem der Fuß keinen festen Halt findet. Was für Leiden und Beschwerden die Wanderungen durch diese Savannen unsrem Meyer bereiteten, das wird der Verlauf seiner Arbeiten uns zeigen.

„Nachdem wir unsre Vorbereitungen für die Reise nach den Savannen getroffen," schreibt Aveline, „brachen wir am 10. Nov. von Urawly Cobra auf. Wir hatten uns so leicht als möglich ausgerüstet und alles unnöthige Gepäck an Kleidung und Geräthe bei Seite gelegt, in der Gewißheit, daß der Herr selbst unser Versorger und Hüter sein werde. Ein Arawacke und seine Frau dienten uns

*) Siehe das Titelbild, welches eine Scene aus Bernau's Buch darstellt.

als Führer. Wir brachen Morgens 8 Uhr auf und pilgerten, nur mit Unterbrechung einer einmaligen Rast, auf einem armseligen Fußpfad mitten durch die Waldeinsamkeit bis Nachmittags 4 Uhr vorwärts, wo wir am Rand einer kleinen offenen Sävanne ankamen. Gänzlich erschöpft knüpften wir unsre Hängematten an den Bäumen fest und legten uns unter freiem Himmel für die Nacht zur Ruhe. Am folgenden Morgen um 7 Uhr giengs weiter, bis wir Mittags 1 Uhr mit wunden Füßen und gründlich ermüdetem Leibe eine einsame Wohnung mitten im brennenden Sande erreichten. Hier ruhten wir für den Rest des Tages. Am 12. brachen wir abermals auf in der Hoffnung, bald die Indianer-Niederlassung zu erreichen, die wir besuchen wollten. Nach zweistündigem, unsäglich beschwerlichem Marsche mit bloßen Füßen (denn die Schuhe waren uns unerträglich geworden) mußte Bruder Meyer zurückbleiben, indem er von so heftigen Kopfschmerzen überfallen wurde, daß er nicht mehr weiter konnte. Einer unsrer Negerbrüder blieb bei ihm. Wir Uebrigen erreichten endlich nach vier Stunden das Ziel. Meyer aber kam am folgenden Morgen zu unsrer großen Freude nach. Sein Leiden war durch Gottes Gnade nur von kurzer Dauer gewesen, wie denn überhaupt dieser Anfall der einzige war, an dem er auf der ganzen Reise litt.

„Hier hatten wir denn reichliche Gelegenheit, diesen armen Arawacken zu predigen, und zwar that ich es in englischer Sprache vor denjenigen, welche damit bekannt waren, Meyer aber in ihrer Muttersprache, wobei sie immer mit großer Aufmerksamkeit zuhörten. Einer der Eingeborenen rief einmal in großer Bewegung aus: 'Herr, wir glauben, was ihr prediget; Alle werden es glauben!' Zugleich „versah uns unser himmlischer Vater täglich mit frischem Fleisch durch die Hand der Indianer, indem sie gerade damals besonders glücklich auf der Jagd waren.

„Die Bereitwilligkeit und Begierde, mit der diese sonst so stumpfen Arawacken zum größeren Theil das Evangelium hörten, war merkwürdig. Da wir fürchteten, sie zu ermüden, wenn wir sie allzu oft zusammen riefen, wollten wir die Versammlungen auf jeden zweiten Tag beschränken; allein sie kamen von freien Stücken herbei und baten uns, jeden Tag, so lange wir bei ihnen verweilten, ihnen das Wort von der Liebe Gottes in Christo zu verkündigen."

Hier war nun Meyer in seinem Element. Er wäre am liebsten gleich ganz dageblieben. Aveline drängte zur Rückkehr; länger als

acht Tage wollte er sich nicht mehr halten lassen. Meyer aber konnte sich von seinen Indianern noch nicht trennen; er bat, ihn noch länger allein hier zurückzulassen. Dieser eine Zug läßt uns einen tiefen Blick thun in die Tiefe und Innigkeit der erbarmenden Liebe, mit der er in der Aehnlichkeit seines Meisters dem Verlorenen nachgieng. Die Zahl der Arawacken, die auf jener Niederlassung beisammen waren, betrug nicht mehr als zwanzig. Aber er sah nicht ihre geringe Zahl, nicht ihre Armuth und fast thierische Stumpfheit an; er dachte nur an ihre unsterblichen Seelen, an den theuern und großen Kaufpreis, mit dem auch sie von dem Sohne Gottes erworben waren, und an den Befehl seines Herrn, aller Kreatur das Evangelium zu verkündigen. Die zwanzig armen Arawacken mitten in dem brennenden Sand der Savanne waren in Meyer's Augen ebenso sehr des größten Opfers der Liebe werth, als die Millionen hochgebildeter Hindu's und Chinesen.

Am 20. Nov. brach Aveline sammt den mitgekommenen Negern wieder nach Urawly Cobra auf und eilte von da den Demerara hinab nach Georgetown. Sein Freund Meyer blieb allein bei den Indianern zurück. „Als ich ihn verließ," schreibt Aveline, „hatte er nichts bei sich als zwei Dollars, eine Hängematte, etwas Wäsche zum Wechseln, ein Paar Schuhe, Tinte, Feder und Papier und seine Arawack-Wörtersammlung, die er täglich vermehrte. Die Schuhe waren übrigens Keinem von uns von Nutzen, indem wir sie schon am zweiten Tage unsrer Wanderung um der wunden Füße willen nicht mehr zu tragen vermochten. So ausgerüstet hoffte Meyer später mit Hülfe Dessen, auf dem sein Vertrauen stand, eine Wanderung nach dem Berbicefluß zu machen, wo er andere Indianer-Niederlassungen aufzusuchen wünschte. . . Er äußerte oft, daß er noch nie sich so frisch im Geiste, so kräftig und gesund am Leibe gefühlt habe. Gerne wolle er den Rest seiner Tage und seiner Kraft dem Dienst dieses armen Volkes weihen, wenn es des Herrn Wille also wäre, und er glaube, in solchem seligen Dienste auch das Klima und alle Beschwerden ertragen zu können."

Meyer fuhr fort, jene Indianer täglich in dem Wege des Heils zu unterweisen. Dann ließ er sich zu andern näher oder entfernter liegenden Lagern der Eingeborenen geleiten. Ueberall sammelte er für etliche Tage die Leute um sich und legte ihnen den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit vor. Bald strafte er mit heiligem Ernst die herrschenden

Sünden und zeigte die Gefahr der Unbußfertigkeit, bald lockte er mit herzgewinnender Liebe die Gemüther zu Jesu, dem Trost aller Sünder, dem Heiland auch der Arawacken. So ward er immer weiter ostwärts durch Wälder, Sümpfe und Savannen, von einer Niederlassung zur andern geführt, bis er endlich ein Indianerdorf, Kumäke mit Namen, erreichte, das an den obern Ufern des Berbice lag. Er hatte somit die ganze Strecke, die zwischen dem Demerara und Berbice lag, nach und nach durchwandert. In Kumäke war eben ein großes Heidenfest gefeiert worden, zu dem sich aus der weiten Umgegend viele Arawacken versammelt hatten. Gerade am Tag vor seiner Ankunft war das Fest zu Ende, und die Indianer hielten nach den Ausschweifungen und nächtlichen Tänzen, die damit verbunden waren, noch einen Rasttag, ehe sie sich zur Heimkehr in ihre verschiedenen Ortschaften anschickten. Meyer begab sich sofort, müde und erschöpft wie er war, mitten unter die Haufen hinein, wandte sich an einen der Häuptlinge und sagte, er sei zu ihnen gekommen mit einer Botschaft Gottes; er habe den Auftrag, ihnen zu erklären, daß der große Gott sie liebe; sie seien zwar überaus sündig vor Ihm, aber Gott habe seinen Sohn für sie dahingegeben, damit er für ihre Sünden sterbe; derselbe sei aber wieder auferstanden von den Todten und habe nun sein Himmelreich für alle diejenigen weit aufgethan, welche ihre Sünden beweinen und bekennen, an Ihn glauben und Seines für uns vergossenen Versöhnungsblutes sich getrösten. Der Indianerhäuptling erhob sich, machte die Runde bei Allen und wiederholte ihnen, was Meyer geredet. Bald drängte sich Einer um den Andern um den Missionar; sie boten ihm die Hand zum Gruß, brachten auch ihre Kinder herbei, daß sie ihm die Hand böten, und setzten sich endlich im Kreise umher auf den Boden. Nun erhob Meyer die Stimme und sprach von Jesus, Seinem versöhnenden Leiden und Sterben, und von der Auferstehung der Todten. Als er einmal inne hielt, wollten die Indianer nach ihrer Gewohnheit reden; aber Einer rief: „Wir dürfen nicht reden, wir müssen Alle hören.“ Von nun an war Alles Aug und Ohr, bis er geendet hatte.

Meyer konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier der Ort sei, an welchem der Herr ihn bleiben heiße. Alles schien hier zusammenzuwirken, um in ihm diese Ueberzeugung zu befestigen. Die entgegenkommende Liebe der Indianer war oft wahrhaft rührend. Selbst als seine wenige Baarschaft zu Ende war, wetteiferten die

Leute zu Kumäke, ihn mit den nöthigen Lebensmitteln aus freien Stücken zu versehen. Alles drang in ihn, daß er hier seinen bleibenden Wohnsitz nehmen möge. Ueberdieß befanden sich in der nächsten Umgebung zahlreiche Arawacken-Lager, die ihn wiederholt einluden, sie zu besuchen. Meyer war entschlossen, hieher überzusiedeln. Es galt nun nur noch, die Seinigen abzuholen.

Wie schon erwähnt, war unsrem Meyer von den paar Thalern, die er mitgebracht, fast nichts übrig geblieben, und dennoch sollte er die weite und mühselige Reise an die Küste antreten. Er aber ließ dadurch nicht einen Augenblick sich anfechten. Sein reicher Vater im Himmel, der die Vögel des Waldes ernährt und das Geschrei der jungen Raben vernimmt, — sollte der sein eigenes, in Christo versöhntes und geliebtes Kind auch nur einen Augenblick Mangel leiden lassen? Das war ja unmöglich. Mit dem Psalmlied im Herzen und auf den Lippen: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln," schickte er sich zur Heimkehr an.

Schon der Anfang stärkte seinen Glauben. Ein junger Indianer, der auf seinem Boot eine kleine Strecke Wegs den Fluß hinab zu fahren hatte, bot sich freiwillig an, Meyer bis zu einer gewissen Plantage mitzunehmen, wo unter der Aufsicht eines Europäers Zimmer- und Schiffsbauholz gefällt wurde. Dort ward er freundlich aufgenommen. Der europäische Aufseher erlaubte ihm, den Negern und Indianern, die in seinem Dienste arbeiteten, das Evangelium zu predigen, und bewirthete ihn mit einem reichlichen Frühstück. Meyer's Plan war, den Berbice vollends hinab zu gehen bis nach Neu-Amsterdam, das an der Mündung des Stromes liegt, und dann von dort mit einer Schiffsgelegenheit nach dem Demerara und nach Tamoth Manor zu den Seinigen zu gelangen. Aber wie sollte er ein Boot erhalten ohne Geld? Es war nicht seine Art, mit Bitten sich an Menschen zu wenden; um so inbrünstiger seufzte er zum Herrn um Hülfe und Weisung. Da fragte ihn sein Gastwirth, wie er den Weg zu machen gedenke. Meyer erwiederte, er gedenke auf einem Boot den Fluß hinab zu gehen. „Ei," erwiederte Jener, „da thun Sie besser, erst ein Stück Wegs zu Fuß zu machen. Der Fluß hat hier so viele und große Krümmungen, daß Sie zu Fuß in einer Stunde ebenso weit kommen, als auf einem Boot in einem ganzen Tag. Ich rathe Ihnen deßhalb, diese kleine Stunde bis zur nächsten Holzplantage zu Fuß durch den Wald zu machen, und erst von dort aus ein Boot zu

nehmen." Meyer stimmte mit Freuden zu. Der Weiße geleitete ihn eine Strecke Wegs bis zu dem Waldpfad, der ihn an Ort und Stelle bringen sollte, schärfte ihm ein, denselben immer gerade aus zu verfolgen, und ließ ihn dann allein seines Weges weiter ziehen. Meyer pilgerte, mit seiner zusammengewickelten Hängematte und seiner blechernen Wanderbüchse auf den Schultern, fröhlich und getrosten Muthes durch den dunkeln Wald. Aber bald wurde der Pfad undeutlich und unsicher; es kreuzten sich mehrere fast unerkennbare Fußwege. Er verlor in dem verschlungenen Dickicht des Urwaldes, das nicht einmal einen Strahl der Sonne hindurchließ, die Richtung, und so unsicher wurden seine Schritte, daß er auch seine eigenen Fußstapfen rückwärts nicht mehr zu finden vermochte. Er wanderte eine Stunde um die andere durch die verschlungene Wildniß, bis die Nacht einbrach. In tiefer Erschöpfung hieng er an zwei Bäumen seine Hängematte auf, legte sich hinein, empfahl sich dem gnädigen Wächter und Hüter Israels und schlief ein. Am andern Morgen flehte er dringender als je um die Leitung des Herrn, und setzte dann hungrig und durstig, aber dennoch getrost, seine Wanderung fort. Aber er wußte buchstäblich nicht, wohin er gieng. Im Laufe des Nachmittags ließ ihn der Herr zwei wilde Ananas finden, sowie etliche Waldbeeren, an denen er seinen brennenden Durst stillte. Abermals brachen die dunkeln Schatten der Nacht über ihn herein. Aufs Neue band er seine Hängematte an die Bäume, befahl sich dem Herrn, der ihm Bund und Treue zugesagt, und schlief bis an den Morgen. Der dritte Tag brach an; Meyer schrie zu seinem Gott, Er möchte ihn nicht auf diese Weise im Walde sterben lassen, damit nicht sein Tod Andern zur Entmuthigung gereiche oder sie glauben mache, sein Liebesgang zu den Indianern sei nicht vom Herrn und nicht nach Seinem Willen gewesen. Dann brach er aufs Neue auf, todesmatt und müde wie er war. Schon war die Mittagsstunde vorüber und Meyer vermochte kaum noch sich weiter zu schleppen; siehe, da hellt sich das Waldesdickicht plötzlich auf, und er tritt heraus ins Freie. Er befand sich am Ufer eines kleinen Bachs und nahm zu gleicher Zeit frische Spuren menschlicher Fußtritte und die erloschenen Ueberreste eines Feuers wahr. Unfähig weiter zu gehen, beschloß er hier zu bleiben, damit, wenn er hier sterben sollte, doch seine Leiche hier einmal könnte gefunden werden. Dann nahm er seine Brieftasche heraus, schrieb in kurzen Umrissen Alles nieder, was ihm seit Bruder Aveline's Abreise begegnet war,

muthigen Blätterkronen im Winde wiegen. Flußauf- und abwärts aber liegen da und dort zahlreiche kleine Indianer-Niederlassungen, bald hart am Ufer, bald im nahen Walde versteckt, oft nur zwei oder drei, oft auch zehn und mehr Hütten zählend.

Die Indianer sind, obwohl nach ihren allgemeinen Grundzügen wesentlich Eine Nation, gleichwohl in unzählige kleine Stämme getheilt, von denen jeder seine eigene Sprache redet und seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche hat. In brittisch Guaiana wohnt zunächst an der Küste der Stamm der Karaiben, dieser armselige Ueberrest der Ureinwohner der westindischen Inseln; die Distrikte unmittelbar hinter ihnen landeinwärts nimmt der Stamm der Arawacken in Anspruch, dieselben, deren Sprache Meyer sich angeeignet, und denen er seine Arbeit zugewendet hatte. Kumäke war einer ihrer Hauptorte. Weiter landeinwärts und als nächste Nachbarn der Arawacken wohnen die Akkawäh's, an welche sich dann im Innern die Makusi's, die Warro's und Andere anschließen. Jeder dieser Stämme hat eine durchaus patriarchalische Verfassung. Sie haben kein gemeinschaftliches, den ganzen Stamm beherrschendes Oberhaupt, sondern jede größere oder kleinere Familie steht unter ihrem Familienhaupt, welchem nach einem von den ersten holländischen Ansiedlern entlehnten Ausdruck der Name Capitän oder Hauptmann zukommt. Von allen jenen Stämmen aber sind die Arawacken die gelehrigsten und für Gewerbe und Künste sowohl, als für geistige und geistliche Unterweisung empfänglichsten. „Ich kann nicht anders," schreibt Frau Meyer, die so lange in ihrer Mitte gelebt hat, und deren Herz noch heute mit fürbittender Liebe an diesem armen Volke hängt, „ich kann nicht anders, ich muß noch etwas zum Lobe unsrer lieben Arawacken, insbesondere ihrer großen Gastfreundlichkeit, sagen. Wenn ein Fremdling zu einer ihrer Niederlassungen kommt, so sind sie zu seinem Dienste mit Allem bereit, was sie herbeizubringen vermögen. Sobald der Gast seine mitgebrachten Sachen abgelegt und seine Hängematte zurecht gemacht hat, erquicken sie ihn mit einem gewissen Getränk, das sie selbst bereiten, sammt etwas Cassawabrod und wo möglich auch mit gebratenem Fisch, wenn sie welchen haben; und sollte derselbe auch eine Woche lang bei ihnen verweilen, so werden sie ihn doch täglich und ohne Bezahlung mit allem Nöthigen versehen. Wenn Jemand einen Fremdling sich der Niederlassung nähern sieht, so gibt er immer durch lautes Rufen den Andern ein Zeichen, worauf die ältern Leute an das Ufer eilen,

um den Ankömmling zu begrüßen. Mittlerweile sind die Uebrigen im Stande, sich zum Empfang des Gastes zu rüsten und Erfrischungen bereit zu machen. Dann wird der Fremdling mit seinen etwaigen Begleitern in ein Haus geführt, und jede Familie des Dorfes trägt zu ihrem Unterhalt herbei, was sie gerade vermag. Zuweilen, wenn eine Indianerfamilie sich auf eine Reise begibt, meldet sie sich vorher bei den fernen Bekannten an, die sie zu besuchen gedenkt. Dieß geschieht dadurch, daß man ihnen einen aus Schlingpflanzen geflochtenen Strick sendet, an welchem sich so viele Knoten befinden, als es Tage zur Reise dahin braucht. Der Empfänger löst dann jeden Morgen einen dieser Knoten, und wenn der letzte gelöst ist, weiß er, daß er heute seine Gäste zu erwarten habe. Manchmal geschieht es wohl auch, daß eine Familie ihren eigenen Lebensunterhalt sich nicht mehr zu verschaffen vermag; dann geht sie nach irgend einem andern Indianerdorf und bleibt da oft Wochen lang. Während dieser ganzen Zeit aber werden solche Unglückliche nicht als Bettler, sondern als Gäste behandelt, die man reichlich mit allem Nöthigen versieht.

„Die Indianer beobachten sowohl gegen einander, als gegen Fremde stets eine große Achtung. In ihren Gesprächen unterbricht nie Einer den Andern, sondern man läßt ihn erst ganz ausreden, ehe man selbst das Wort nimmt. Ich sah sie auch nie mit einander zanken; überhaupt scheinen sie ihre Zunge vielmehr in ihrer Gewalt zu haben, als dieß bei den Europäern der Fall ist. In jeder Familie ist der Aelteste das Haupt, und jedes einzelne Glied des Hauses scheint seine Stellung genau zu kennen. Haben sie etwas zu verhandeln, so setzen sie sich vor dem Hause des Capitäns im Kreise auf den Boden, und Jeder besinnt sich wohl, ehe er ein Wort spricht.

„Soweit ich die Eingeborenen beobachtet habe, so sind sie ein glückliches, genügsames Volk. Sie haben wenig Bedürfnisse, und für diese hat der Herr reichlich und gnädig gesorgt. Ihre Häuser bauen sie, ohne einen Nagel zu brauchen. Sie rammen ein paar Pfosten in die Erde und verbinden dieselben durch Querbalken, Sparren und Latten; die Stricke aber, mit denen sie die letzteren zusammenbinden, hängen (als Schlingpflanzen) von allen Bäumen herab. Es gibt dort einen sehr hochwachsenden Baum von der Dicke eines Arms, den sie 'Manicole' nennen; er läßt sich sehr leicht zu Dachlatten spalten, an welche man dann gewisse breite, große Blätter bindet, die im Wald am Boden wachsen. Damit ist das Dach und oft auch die Seiten-

wand vollständig gegen die Witterung gesichert. Auch ihre Schüsseln, Krüge und Becher wachsen frei im Walde. Der Kalabasch-Baum nämlich trägt Früchte in der Form eines Kürbis von allen möglichen Größen; diese höhlen sie aus, schaben sie mittelst eines sehr scharfen Steins ganz glatt und gebrauchen sie dann als Küchengeräth. Ihre Lieblingsnahrung ist die Cassawa. Diese Pflanze treibt einen etwa fünf Fuß hohen Stengel, der eine aschfarbige und ins Braune spielende Rinde hat, und theilt sich oben in mehrere grüne, saftige Zweige, an denen die großen Blätter an rothen oder blauen Stielen hängen. Es gibt zwei Arten von Cassawa, die süße und die bittere. Die Letztere kann nur nach gehöriger Zubereitung genossen werden. Es wird nämlich die im Boden wachsende Wurzelknolle zuerst geschabt und gewaschen; dabei fließt eine weiße, sehr giftige Flüssigkeit heraus, die jedoch, wenn sie dick eingekocht wird, durchaus unschädlich ist. Man sammelt dieselbe sorgfältig und verwendet sie dazu, gekochtes Fleisch aufzubewahren. Die geschabte Knolle wird sodann auf einem Brett zerrieben, auf welchem grobe, scharfe Sandkörner mittelst eines sehr festen Harzes befestigt sind, und das somit in eine Art Reibeisen verwandelt ist. Die zerriebene Masse wird dann ausgepreßt, damit aller Saft entfernt werde, in der Sonne oder über einem gelinden Feuer getrocknet und dann in einer großen eisernen Schüssel zu Brod gebacken. Die Indianer lieben besonders auch die sogenannte 'Pfeffersuppe'. Sie füllen nämlich einen Topf mit grünem Pfeffer, gießen Wasser dazu und kochen es. Ehe es aber fertig ist, werfen sie etliche Löffel voll gekochten Cassawasaft und verschiedene würzige Kräuter hinein. In diese Pfeffersuppe tauchen sie, so lange es ihnen an Fleisch fehlt, ihr Cassawabrod und lassen es sich trefflich schmecken. Es ist gewöhnlich ihr Frühstück, ehe sie auf die Jagd oder zum Fischfang ausziehen."

Doch wir kehren zu Meyer und seiner Familie zurück. Am Tag nach der Ankunft in Kumáke suchte er die armselige Wohnung so gut als möglich in Ordnung zu bringen. Sie war nichts anderes als eine Art offener Schuppen, der auf den Seiten mit einem 3—4 Fuß hohen Geländer (statt Wänden) umgeben war, ohne Bretterboden, ohne Fenster und Fensterläden, außer den Blätter-Jalousieen, welche Meyer's eigene Hand verfertigte, ohne Thüre, ohne irgend ein Geräthe, als die vier mitgebrachten Kisten, welche als Tische und Kästen dienten, — Alles unter dem bloßen Blätterdach, das nur kümmerlich

gegen Regen, Hitze und Unwetter schützte. Anstatt der Bettstellen schlug Meyer vier niedrige Pfosten in den Boden, verband sie an den Seiten mit selbstgespaltenen Latten, zog Stricke von Schlingpflanzen quer herüber und breitete seinen Teppich darauf. Für die Kinder wurden Hängematten an den Hauspfosten aufgehängt. Wichtiger aber, als die Zurüstungen für sich und seine Familie, war ihm die Sorge für seine Indianer. Es galt ja vor Allem, Einrichtungen für eine Schule zu machen. „Mein Mann," schreibt Frau Meyer, „war sehr geschickt und erfinderisch, wo es sich darum handelte, mit den einfachsten Mitteln ordentliche und passende Einrichtungen herzustellen. Da wir nun keine Bretter hatten, um Bänke zu machen, so nahm er feuchte Erde, machte davon in unsrem Gemach ringsum an der Wand eine Art niedrige Mauer, hieb im Walde eine Anzahl glatte und gerade Stämmchen, von denen er die Rinde abschälte, und legte sie auf die Erdmauer, so daß daraus ganz nette Sitze wurden."

Sofort begann auch die Arbeit an den Seelen der Indianer. Im Anfang war unter Allen, die in oder um Kumäke wohnten, eine erstaunliche Begierde nach Unterricht. Den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum Abend hatte Meyer Besuche von wißbegierigen Arawacken, denen er das Evangelium predigte. Am Abend richtete er eine ordentliche Schule ein, wo er Alte und Junge im Lesen und Schreiben unterrichtete. Er selbst hatte die Arawackensprache sich nach und nach so angeeignet, daß er sie nicht blos ziemlich geläufig sprach, sondern auch den grammatischen Bau derselben so weit auffand, daß er die Grundzüge einer Grammatik zu entwerfen im Stande war. Dabei war er unermüdlich in dem Bestreben, theils die Schwierigkeiten der Aussprache zu überwinden, theils seinen Wortreichthum aus den Unterredungen mit den Eingeborenen zu vermehren. Hier kam ihm dann der Umstand sehr zu statten, daß Manche unter ihnen etwas Englisch verstanden. Der Häuptling selbst und seine Brüder waren in ihrer Jugend eine Zeitlang in einer Missionsschule zu Neu-Amsterdam gewesen, hatten sich dort etwas von der englischen Sprache angeeignet und wußten auch Manches von der biblischen Geschichte und der Heilslehre; aber freilich hatte dieß Alles leider nur dazu beigetragen, ihre Eitelkeit zu steigern, nicht aber ihr Herz zu ändern. Sie hielten sich für gescheidter und gebildeter als ihre übrigen Volksgenossen, meinten auch, des Unterrichts in der Heilslehre nicht mehr in dem Maaße zu bedürfen, als die Andern, und ihre selbstgenugsame Gleichgültigkeit

bezeugte seinen festen Glauben an den Heiland, der ihn mit Seinem Blut erkauft habe, und gab etliche Anweisungen, wohin von dem Finder alle seine Papiere und Habseligkeiten gebracht werden sollten. Dann schlang er seine Hängematte um die Bäume, legte sich, obwohl zum Tode erschöpft, dennoch selig in seinem Gott nieder und schlief fest und süß bis an den frühen Morgen. Den ganzen folgenden vierten Tag lebte er von jungen Blättern und Knospen, indem er es nicht wagte, zurück in den Wald zu gehen, um Beeren zu suchen, aus Furcht, er möchte abermals den Weg verlieren und so den Seinen wenigstens den Trost rauben, zu erfahren, wo und wie er gestorben sei. Am Morgen des fünften Tages war er zu schwach, die Hängematte zu verlassen und nach Blättern zu suchen. Ueberzeugt, daß nun sein letztes Stündlein gekommen sei, empfahl er seinen Geist in die Hände Dessen, der ihn geliebt und sich selbst für ihn gegeben, der ihm das ewige Leben erworben und auch die Macht habe, seinen Leib am jüngsten Tage von den Todten zu erwecken. Er fühlte, daß er in Ihm das Leben habe, und daß er nicht sterben könne, sondern leben und ruhen werde in Ihm, den er geliebt und dem er gedient hatte, ja daß er das Leben, eben indem er es in Seinem Dienste verliere, auf ewig finden werde.

Indem seine Seele so in seligem Glauben an der Brust Jesu ruhte, ward er plötzlich erschreckt durch einen ganz in seiner Nähe abgefeuerten Flintenschuß. Er horchte einen Augenblick und vernahm Stimmen, die vom Bache herkamen. Nun richtet er sich in seiner Hängematte auf, schaut sich um und sieht ein Boot mit Indianern, das der Stelle sich nähert, wo er lag. Er rafft seine letzten Kräfte zusammen, ruft und winkt mit Arm und Hand. Siehe, die Indianer hören den Ruf; sie rudern ans Ufer und kommen zu seiner Hängematte. Meyer gibt ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ihn hungre, und sofort bringen die Leute geröstete Fische aus dem Boot herbei, sowie Wasser aus dem Bach, um seinen Durst zu löschen. Nach und nach kehren seine Lebensgeister zurück und er vermag ihnen seine Geschichte zu erzählen, wie er von jener Holzplantage aus den Weg abzuschneiden gesucht und dann im Walde sich verirrt habe. Die Indianer aber sagten ihm, er sei so weit abwegs gekommen, daß er sich nun am Abarry-Flüßchen befinde, welches gerade die Gränze bildet zwischen dem Berbice- und Demerara-Gebiet. Dann trugen sie ihn mit all seinen Sachen in ihr Boot und ruderten ihn den Bach

hinab bis zu ihrer eigenen Niederlassung, wo ihn die Indianerfrauen mit aller Hingebung pflegten, also daß seine Kräfte schnell wiederkehrten. Nach einigen Tagen führten ihn die Indianer auf einem Boot durch einen alten Kanal nach dem Berbicefluß und brachten ihn zu einer Missionsstation der Londoner Missionsgesellschaft, die etwa noch drei Stunden von Neu-Amsterdam (an der Küste) entfernt liegt. Der dort stationirte Missionar nahm ihn als einen Jünger des Herrn mit wahrer Bruderliebe in seine Familie auf und that Alles, um durch treue Pflege und angemessene Nahrung seine tief geschwächte Kraft wieder zu heben. Schließlich schob er unsrem Meyer aus freien Stücken fünf Thaler in die Tasche und verschaffte ihm eine Schiffsgelegenheit nach Neu-Amsterdam, von wo er am 17. Dez. (1843) in Georgetown (am Demerara), und Tags darauf in Tamoth Manor am Essequibo bei den Seinigen glücklich eintraf.

„Der Herr," sagt Missionar Strong, „hat unsern theuern Bruder Meyer mit wunderbarer Hand geleitet. Hätte er von jener Holzplantage aus das Ziel, dem er auf dem gefährlichen Waldpfad zusteuerte, glücklich erreicht, was ja nach einer Wanderung von einer Stunde möglich gewesen wäre, so hätte er den ganzen Weg bis Neu-Amsterdam sich durchbetteln müssen. Da man seine Gesinnung und seinen Beruf nicht kannte, so hätte er ohne Zweifel Schmach, Verachtung und empfindliche Abweisungen erfahren müssen. Aber Meyer hielt sich an die ausschließliche Führung des Herrn, dem er sich anvertraut hatte. Der führte ihn zwar scheinbar ganz und gar irre, hinweg aus dem richtigen Pfad, hinweg aus der Nähe civilisirter Menschen, tief hinein in die Wildnisse der Indianer. Er ließ es zu, daß sein Knecht Hunger und andere Mühsale erleide; aber es geschah nur, damit er erfahre, wie 'der Mensch nicht vom Brod allein lebe, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht;' und dieses Wort hat ihn erhalten und genährt. Gerade im Augenblick der höchsten Noth führte der Herr zu seiner Hülfe eben diejenigen Leute herbei, denen Meyer das Brod des Lebens zu bringen ausgegangen war, damit sie ihm in der Stunde der Todesnoth dienen mit der vergänglichen Speise. So mußten dieselben armen Indianer, die er in Gott reich zu machen gekommen war, mit ihrer Armuth ihm dienen, und mit jenem Instinkt der Liebe, den Gott ihnen ins Herz gab, führten sie ihn sofort zu einem christlichen Bruder und Mitarbeiter am Evangelio, der wiederum seinerseits um des Herrn

willen Meyer's Bedürfnisse stillte und ihm ungebeten die Mittel reichte, zu den Seinen zu kommen. Alles aber wirkte zusammen, um den Namen des Herrn zu verherrlichen."

Die Brüder in Tamoth Manor konnten nach vielem und ernstlichem Gebet nicht umhin, in der Uebersiedlung Meyer's nach Kumäke den Willen des Herrn zu erkennen. Doch kamen sie überein, daß Bruder Aveline erst nochmals mit ihm eine Untersuchungsreise dahin machen solle, ehe auch Meyer's Familie in jene Einsamkeit übersiedle. Denn so sehr auch alle Brüder und Freunde den Heldenmuth und die rücksichtslose Selbstaufopferung Meyer's zu bewundern sich gedrungen fühlten, so glaubten sie doch, die Sorge für seine Gattin und Kinder nicht aus dem Auge lassen zu dürfen. Diese zweite Reise der beiden Missionare Aveline und Meyer, an die sich noch vier Negerbrüder aus freien Stücken anschlossen, gieng glücklich von statten. Sie fuhren, gerudert von den kräftigen Negern, den Berbice hinauf und fanden dießmal nicht ferne von Kumäke, auf einer Holzplantage, die den Namen Lana trägt, einen wohlwollenden Holländer, Namens Sanders, der sie gastfreundlich aufnahm. Er war Eigenthümer der Plantage und residirte in der Regel in Neu-Amsterdam. Als er von Meyer's Absicht hörte, bot er ihm für sich und seine Familie sogleich ein leerstehendes Haus auf seinem Gute unentgeltlich zur Wohnung an. Allein Meyer lehnte es freundlich, aber entschieden ab, da sein Wunsch war, ganz und gar unter den Indianern und ganz nach ihrer Weise zu leben. So fuhr man vollends hinauf nach Kumäke, wo ein Indianerhaus für so lange um einen Thaler per Monat gemiethet wurde, bis Meyer eine eigene Wohnung sich erbaut hätte. Nachdem nun noch mit Herrn Sanders in Lana Verabredungen getroffen waren, daß er auf seiner Schaluppe, welche regelmäßig zwischen diesem Ort und Neu-Amsterdam hin und her fuhr, Meyer und seine Familie hieherbringen und auch später den Verkehr zwischen ihm und seinen Freunden an der Küste vermitteln solle, kehrte die Reisegesellschaft wieder nach Tamoth Manor am Essequibo zurück.

Einige Wochen später, im März des Jahres 1844, schied Meyer mit seiner Gattin und zwei Töchterlein von den Freunden und eilte, getragen von ihren Gebeten und freundlich mit dem Nöthigsten durch ihre Beisteuern ausgerüstet, nach Neu-Amsterdam, wo er beinahe zwei Wochen in dem gastfreundlichen Hause des obengenannten Holländers verweilte, bis die Schaluppe zur Abreise bereit war. Dieser Aufent-

halt wollte unsrem Freunde schwer fallen; aber auch hier hatte der Herr seine treuen Absichten. Denn der freundliche Gastwirth gestattete ihm, täglich in seinem Hause vor einer Anzahl von Leuten zu predigen, und er selbst sollte später durch Meyer's Dienst die köstliche Perle finden, die er zuvor weder gekannt, noch geachtet hatte.

Nach einer glücklichen Fahrt von acht Tagen war Lana erreicht. Von dort brachte sie ein kleines Flußboot vollends nach Kumäke. Die Indianer aber jauchzten vor Freude bei ihrem Anblick und trugen auf ihren kräftigen Schultern das Gepäck und die zarten Kindlein auf den Hügel empor, auf welchem das gemiethete Indianerhaus stand.

---

3. Die ersten Erfahrungen in Kumake.

Das Indianerdorf Kumäke liegt etwa 25—30 Stunden oberhalb der Mündung des Berbice. Die Ufer dieses prächtigen Stromes sind, wie alle Flüsse Südamerika's, mit einem bald schmäleren, bald breiteren Saum des Urwalds eingefaßt, während nur da und dort kleine, grasreiche Savannen bis an den Rand des Wassers reichen. In der Nähe der Seeküste sind die Ufer flach und niedrig; allmählig aber steigen sie zu kleinen Erhebungen an, immer stattlichere Hügel umgürten den Strom, bis im Innern des Continents eine eigentliche Alpennatur mit all ihrer Erhabenheit und Größe sich dem Auge darbietet. Die Umgebungen von Kumäke gehören der Hügelregion an.

Auf einem jener stattlichen Hügel nun, die sich unmittelbar über dem Flußbett erheben, stand die Indianerhütte, welche Meyer für sich und seine Familie gemiethet hatte, während hinter derselben am Abhang hinauf das eigentliche Arawackendorf, mit dem Haus des Häuptlings in der Mitte, lag. Zunächst dahinter, gegen Westen zu, dehnt sich ein Streif des Urwalds aus, in dessen dunkelm Dickicht der Tiger, die Tigerkatze, der Tapir und allerlei anderes Wild haust. Ein Fußpfad führt mitten durch diese schmale Waldlinie quer hindurch und leitet den Wanderer endlich auf eine weit ausgedehnte, wellenförmige und grasreiche Savanne, die sich viele Meilen weit bis an die dunkeln Waldsäume des Demerara ausbreitet. Die Einförmigkeit dieser Grasstrecke wird nur unterbrochen durch die kleinen, seltsamen, schneeweißen Sandhügel, die gleich Ameisenhaufen in zahlloser Menge daliegen, oder durch die schlanken Stämme der Palmen, die ihre an-

sowie ihren jüngern Bruder zurückzugeben, und von da an wurde der Haß gegen Meyer immer entschiedener.

Frederick konnte nur seinen ältesten Sohn, Johannes, herausbekommen. Derselbe entlief dem Häuptling und kam zu seinem Vater; was aber das Mädchen und den jüngern Knaben betrifft, so war der Häuptling und dessen Bruder entschlossen, sie um jeden Preis zu behalten. Siehe, da reckte der Herr selbst seinen Arm aus. Zuerst kränkelte das junge Mädchen, dann auch ihr jüngerer Bruder, und beide starben. Der Herr, der gesagt hat: „Alle Seelen der Menschen sind Mein," hat Sein Recht geltend gemacht, allem Trotz der Menschen zu Spott, und nahm sie hinweg aus aller Versuchung. Diese auffallende Dazwischenkunft Gottes machte einen tiefen Eindruck nicht blos auf die Gläubigen, die in ihrer Zuversicht mächtig gestärkt wurden, sondern auch auf viele Andere ringsumher, und es war unverkennbar, daß Mehrere von da an entschieden sich zum Glauben wandten. Besonders offenbar wurde die Gnade Gottes an Johannes, dem ältesten, geretteten und allein überlebenden Sohne Fredericks. Er ließ sich taufen in den Tod Christi und wurde einer der treuesten und gesegnetsten Gehülfen Meyer's in dem Werke der rettenden Liebe unter den Indianern.

Die Feinde waren entschlossen, den unerschrockenen, eifrigen Missionar um jeden Preis zu entfernen. Sie verbreiteten so üble und boshafte Gerüchte über ihn, wie er ein Verführer und Betrüger sei und auf nichts anderes ausgehe, als die Indianer zu seinen Sklaven zu machen, daß die Sache selbst bis vor den brittischen Beamten kam, der die Aufsicht über das Flußgebiet des Berbice hatte. Er ließ ihm den Befehl zugehen, das Haus, darin er wohnte, sofort zu verlassen, indem nach dem Gesetz nur die Indianer die rechtmäßigen Inhaber des Bodens dieser Gegend seien und Niemand sonst ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Regierung das Recht habe, sich dort anzusiedeln. Meyer mußte gehorchen; aber Katharine, die gläubige Indianerin, nahm ihn und seine Familie in eine ihrer eigenen Hütten, die beste, die sie hatte, im Namen des Herrn auf. Bereits dachten die eingeborenen Brüder von Kumäke, erschreckt durch die drohende Haltung der Regierung, ernstlich daran, mit Meyer vom Fluß hinweg in die Wälder zu ziehen; allein während die Arawacken betend vor dem Herrn lagen und Ihn um Licht und Weisung anflehten, eilte Meyer persönlich zu jenem Beamten und legte ihm die Lage

der Dinge, sowie die Art seiner einfachen Liebesarbeit unter den Indianern dar. Das Herz des Mannes wurde gerührt, und erkennend, daß er durch falsche Gerüchte irregeleitet worden, und daß er dem eifrigen Missionar Unrecht gethan, wurde er von nun an sein warmer Beschützer und Freund. Der Herr legitimirte seinen treuen Knecht selbst vor den Feinden.

Meyer baute nun eine neue und etwas größere Wohnung, die überdieß näher beim Dorfe lag. Es war natürlich, daß er dabei die Hülfe der Indianer in Anspruch nehmen und denselben einen, wenn auch sehr unbedeutenden Taglohn zahlen mußte. Meyer's Kasse war aber völlig leer. Daß er weder irgendwoher eine Besoldung bezog, noch auch je irgend einem Menschen seine Noth klagte, sondern allein und ausschließlich bei seinem himmlischen Vater Hülfe suchte, das haben wir schon öfters erwähnt. Ja er war in diesem Punkte so über alle Maaßen empfindlich, daß er den Gedanken, als hänge er in irgend einem Stück von menschlicher Hülfe ab, gar nicht ertragen konnte. Deßhalb wurde er oft niedergeschlagen, selbst wenn christliche Brüder ihm in Zeiten großer Bedrängniß, die sie bei ihm oder seiner Familie wahrnahmen, das Allernothwendigste darreichten. Um so mehr aber freute er sich und pries Gott aus vollem Herzen, wenn von einer Seite her, wo seine Noth unbekannt sein mußte, und zwar gerade zu einer Zeit, wo diese Noth am höchsten war, rechtzeitige Hülfe kam. Da spürte er dann gleichsam unmittelbar die specielle Fürsorge und die ausgereckte Hand seines himmlischen Vaters, von welchem er allein sich abhängig zu fühlen begehrte. Eine solche Erfahrung machte er nun eben jetzt, da er sich anschickte, eine neue, geräumigere Wohnung zu bauen. Eine Dame in England, welche Meyer während seines Aufenthalts dort kennen gelernt, fühlte sich im Geiste gedrungen, etwas für ihn und seine Familie zu thun, und sandte eine Summe Geldes (15 Pf. Sterl. oder Fr. 375) an Meyer's Freunde an der Küste, mit der Bitte, sie ihm so bald als thunlich zukommen zu lassen. Missionar Aveline auf der Glasgow-Plantage, der treue Freund und frühere Begleiter Meyer's, machte sich selbst auf den Weg, die Gabe zu überbringen. Ja, solchen Zug und Antrieb fühlte er in seinem Innern, ohne Säumen nach Kumäke aufzubrechen, daß er es vorzog, den kürzeren, aber unendlich mühseligeren und gefahrvolleren Weg zu Land, quer durch die zwischen dem Demerara und Berbice liegende Savanne, einzuschlagen. In Begleitung

von drei Negerbrüdern trat er mit einem Taschencompaß die pfadlose Wanderung an, und nach einem viertägigen mühevollen Marsch erreichte er den Berbice nur eine Viertelstunde unterhalb Kumäke. Die Hand des Herrn war sichtbar mit ihm gewesen.

Welche Erquickung dieser brüderliche Besuch für die leidenden Geschwister in Kumäke war, läßt sich kaum beschreiben. „Als Bruder Aveline dort ankam," schreibt Missionar Strong, „fand er insbesondere die Kinder in einem äußerst beklagenswerthen Zustand. Ihre Augen waren von den Stichen der kleinen Mücken so entzündet, daß sie eine Zeitlang ganz und gar blind waren. Aber trotz alles Elends und Leidens, das er fand, konnte er sich doch nur freuen über den festen Glaubensmuth der Geschwister Meyer, über ihren heiligen Eifer für die Rettung der Indianer und über den Segen, der auf ihrer Arbeit ruhte. Es war ein Tag der Erquickung vom Angesicht des Herrn, als er am Sonntag mit diesen Geschwistern, sowie mit den gläubigen Arawacken von Kumäke und den mitgekommenen Negerbrüdern sich zum Tische des Herrn sammeln und Sein Brod brechen und aus Seinem Kelch trinken durfte. Da fühlte er, daß wahrlich auch die Leiden der Wildniß nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns nicht blos erst künftig geoffenbaret werden soll, sondern bereits offenbar geworden ist. Obgleich nicht im Stande, in der Arawackensprache zu reden, füllte der Herr doch unsrem Bruder Aveline Herz und Mund, daß er durch die Vermittlung Meyer's zu der kleinen Gemeinde von Kindern Gottes reden durfte. Während er sich aber der Gemeinschaft mit denen freute, die mit ihm das Brod brachen, mußte er immer wieder staunend daran gedenken, was sie zuvor gewesen waren, und pries Gott über der Gnade, die ihnen so reichlich widerfahren war."

Nach der Rückkehr dieses theuern Gastes, durch welchen neuer Muth und neue Freudigkeit über Alle gekommen war, und der zugleich der Ueberbringer einer so rechtzeitigen Liebessteuer sein durfte, gieng Meyer sofort an den Bau des neuen Hauses, das unter der treuen Mitwirkung der gläubigen Indianer nach wenigen Wochen fertig wurde. „Es war," sagt Frau Meyer, „größer und besser eingerichtet als die Miethwohnung, in der wir früher gelebt hatten, aber es war nichtsdestoweniger eben eine Indianerhütte. Von Mauer- oder auch nur Bretterwänden ringsum war keine Rede, sondern statt dessen lief eine Art Brustwehr umher, über welche Jedermann uns

ins Gemach hereinsehen konnte. Doch machte mein Mann eine Art Jalousieen von großen Blättern, die man bei Nacht herunterlassen konnte. Auch war die Küche ans Haus angebaut, so daß ich nicht in der glühenden Sonne über die Straße nach derselben zu gehen brauchte, wie das in der ersten Wohnung der Fall gewesen war. Auch war ich froh, näher bei unsern Indianern zu sein, von denen bereits Etliche gläubig geworden waren."

„Die bekehrten Indianer," schreibt Frau Meyer ein andermal, „lebten sehr friedfertig beisammen, und die Frauen hatten etwas besonders Sanftes und Mildes in ihrem Wesen. Häufig begleiteten die Letzteren ihre Männer auf die Jagd oder zum Fischfang, und fast jedesmal, wenn sie mit einer Beute nach Hause kamen, theilten sie uns davon mit. Auch die heidnischen Indianer theilten mit uns immer bereitwillig Alles, was sie hatten; aber die gläubigen Brüder und Schwestern fanden eine besondere Freude darin, uns um des Herrn willen zu dienen. Doch nahm mein Mann nie etwas an, ohne ein kleines Gegengeschenk dafür zu geben. Es gieng übrigens oft sehr kümmerlich und spärlich zu. Die Nahrung der Indianer besteht häufig blos aus Cassawabrod, doch meist mit etwas Fisch, zuweilen auch, wenn sie glücklich auf der Jagd waren, mit Fleisch. Wild gibt es in den meisten Gegenden in Menge. Unter den Vögeln sind besonders der Fasan und zwei Arten von welschen Hühnern häufig. Sodann kommen mehrere Hirscharten, das Wildschwein, der Tapir, das Wasserpferd (Hippopotamus) und anderes Wild vor. Auch das Fleisch von Affen essen sie gerne, und der große Pavian ist ein Leckerbissen. Außer Cassawa, wovon sie ihr Brod machen, pflanzen sie sehr wenig, und mein Mann suchte sie oft zu überzeugen, wie vortheilhaft es für sie wäre, wenn sie auch andere Gewächse zu pflanzen versuchten, indem sie dann nicht genöthigt sein würden, fast jede Nacht fischen zu gehen, um sich nur ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Auch stand ihnen ja alles Land offen zur Ansaat, und es handelte sich nur um etwas Fleiß und Anstrengung. Wirklich fiengen sie auch an, Plantanen, Yams und süße Kartoffeln zu pflanzen, was auch uns zu gute kam.

„Ihre Cassawapflanzungen waren in der Regel sehr weit, oft eine Stunde und mehr, vom Dorfe entfernt. Denn sie mußten in der Wahl des Pflanzlandes sehr vorsichtig sein um der Ameisen willen, die oft in einer Nacht alles Grüne an den jungen Pflanzen rein auf-

gieng später, wie wir sehen werden, in entschiedene Feindschaft gegen den Missionar und seine Predigt über. Meyer fieng auch bald an, Lieder in der Arawackensprache zu verfertigen, in welchen er die wichtigsten Grundgedanken des Evangeliums niederlegte, und die von den Indianern mit Begierde gelernt und gerne gesungen wurden. Am wichtigsten aber war es ihm, Theile der heiligen Schrift zu übersetzen, an deren möglichst vollkommener Uebertragung in die Volkssprache er unausgesetzt mit der hingebendsten Treue arbeitete. Daneben fuhr er bis zu seinem Tode fort, sein Wörterbuch zu vermehren, seine Grammatik zu feilen und zu ergänzen und aus dem Umgang mit den Indianern den Geist der Sprache sich anzueignen. Schon im Lauf des ersten Jahres seines Aufenthalts in Kumäke hatte er die Freude, von den Brüdern an der Küste eine kleine Druckerpresse mit dem dazu gehörigen Material zugeschickt zu erhalten, die er sogleich benützte, um ein kleines Lesebüchlein, Theile der heiligen Schrift und eine Anzahl von Liedern zu drucken. Daraus erwuchs für seine Arbeit unter diesen Kindern der Wildniß eine außerordentliche Förderung. „Wir waren unbeschreiblich erfreut," schreibt Frau Meyer, „die Indianer so regelmäßig zum Unterricht kommen zu sehen und bei den Erwachsenen und Kindern die Fortschritte wahrzunehmen, die sie nicht nur in äußerlichem Wissen, sondern auch in der lebendigmachenden Erkenntniß Jesu Christi machten."

Während aber der Herr auf diese Weise Gnade zur Arbeit gab, waren in Meyer's Hütte auch schwere Leiden eingekehrt. „Die vielen Stechfliegen," schreibt seine Gattin, „von denen es in diesen Gegenden wimmelt, plagten insbesondere unsre beiden Kinder aufs entsetzlichste. Eigentliche Stechschnacken fanden sich weniger bei uns; um so unerträglicher waren die Legionen ganz kleiner Mücken, gegen die man sich in gewissen Zeiten des Jahres nur durch einen dicken Rauch zu schützen vermag. Myriaden von ihnen erfüllen dann die Luft, dringen in Augen, Nase, Mund und Ohren, und es wäre selbst unmöglich etwas zu essen, wenn man nicht das Gemach mit dem Rauch von brennendem feuchtem Gras erfüllte, — was freilich auch wieder eine nicht geringe Plage ist. Insbesondere wimmeln die Savannen von diesen fast kaum sichtbaren Mücken, und oft ist es beinahe nicht möglich, durch ihre wolkenartigen Schwärme durchzukommen, ohne aufs empfindlichste zugerichtet zu werden. Manchmal wurden meine armen Kinder fast zum Wahnsinn getrieben durch diese furchtbare Plage. Bei Tag war es übrigens

nicht so schlimm, indem sie die Pein und die Schmerzen über ihren kleinen Spielen vergaßen; aber um so unerträglicher war es bei Nacht. Da hatte ich dann oft die ganze Nacht hindurch mit dem jüngsten Kind auf dem Arm im Zimmer herumzugehen, um es bei seinen Schmerzen, die ihm die Stiche der Mücken verursacht hatten, zu beruhigen und zugleich zu verhüten, daß nicht die Nachbarn durch das Schreien des armen Kindes gestört würden. Dazu gesellten sich die sogenannten Tschigo's oder Sandflöhe, welche eine der entsetzlichsten Plagen dieser Gegenden sind. Es ist ein ganz kleines, flohartiges Insekt, das am liebsten im Sande sich aufhält, wo man es nicht wahrnimmt. Es frißt sich, da man in der Regel dort barfuß geht, unvermerkt in die Füße und Zehen ein, wo es anfangs in der äußeren Haut verborgen lebt; dann dringt es tiefer hinein und verursacht peinliches Jucken und eine kleine Entzündung. Läßt man nun das Insekt einige Zeit unter der Haut stecken, so macht es sich bald einen dünnen häutigen Beutel, worein es sich verschließt und nur eine kleine Oeffnung für den Kopf läßt. In diesen kleinen Beutel legt es seine Eier, deren es sehr viele sind, und die den Nissen der Läuse gleichen; diese nehmen täglich an Zahl und Größe zu, und in wenigen Tagen ist der Beutel bis zu der Größe einer Erbse ausgedehnt. In dieser Zeit fangen die Larven an auszukriechen, die dann wieder, wenn sie nicht ausgezogen oder ausgeschnitten werden, andere Beutel machen und endlich die bösartigsten Geschwüre herbeiführen. Will man dieß verhüten, so muß man den Beutel, nachdem er sich ausgebildet hat, mit dem Messer herausnehmen, jedoch ohne ihn zu zerreißen, sonst würden einige von den Larven in der Wunde zurückbleiben und wieder zu Tschigo's werden. Die Plage ist unsäglich schmerzlich und zugleich nicht selten so gefährlich, daß manche Eingeborene davon lahm werden oder gar sterben, wenn der Brand dazu kommt. Während nun mein jüngstes Kind am meisten von diesen Tschigo's litt, war das ältere Mädchen, das damals nur 3½ Jahre alt war, aufs jämmerlichste mit kranken Augen geplagt, die durch die Stiche der kleinen Mücken entzündet wurden. Wenn sie Abends zu Bette gebracht wurde, schlief sie in der Regel bald ein; aber nach kurzer Zeit erwachte sie an einem entsetzlichen Brennen in den Augen. Diese mußten dann, da sie jedesmal zugeklebt waren, mit Gewalt geöffnet werden, um die angesammelte Eiterung zu entfernen, worauf sie wieder etwas Ruhe hatte. Aber das Gleiche geschah in einer und derselben Nacht drei und vier Mal, so daß das arme

Kind am Morgen fast nichts mehr sah und kaum die Augen zu öffnen vermochte. Und so gieng es mehrere Monate lang fort, bis die armen Kinder nach und nach an die Plage gewöhnt und dagegen abgehärtet waren. Auch sie (die Aeltere) litt viel von den Sandflöhen, aber nicht so sehr als die Jüngere. Es wäre schwer, sich eine Vorstellung zu machen von dem, was diese armen Kinder litten. Wären wir nach Kumäke zeitlichen Vortheils wegen gegangen, so hätte ich es nicht zu ertragen vermocht. Oft wünschte ich, daß nur ich an meiner eigenen Person Alles zu leiden hätte; denn ich glaube, das wäre mir nicht so schwer geworden, als meine Kinder dermaßen leiden zu sehen; allein, wie gesagt, endlich gewöhnten sie sich daran, und obschon die Plage immer mehr oder weniger fortdauerte, so wurden wir doch andererseits vielfach durch die Liebe unsrer Indianer und vor Allem durch die süße Gemeinschaft mit dem Herrn erquickt. Denn er stand treu zu Seiner Verheißung, daß uns Kraft gegeben werden soll nach dem Maaße, als wir es bedurften."

Meyer durfte schon nach kurzer Zeit eine Frucht seiner Arbeit sehen. „Nur wenige Monate nach seiner Ankunft in Kumäke," schreibt Missionar Strong, „geschah es, daß die vornehmste Frau in Kumäke, die Wittwe des verstorbenen Häuptlings und nun zum zweitenmal an einen angesehenen Mann aus dem Akkawäh-Stamm verheirathet, von dem scharfen Pfeil des göttlichen Wortes ins Herz getroffen ward. Ergriffen von dem Gefühl ihres eigenen sündlichen und verlorenen Zustandes, suchte und fand sie Frieden durch den Glauben an das allgenugsame Verdienst Jesu, und bekannte, daß sie nunmehr in Ihm Alles besitze, was ihre Seele wünsche. Sie wurde getauft und feierte mit der Familie ihres Lehrers den Tod Jesu im Abendmahl. Die Bekehrung dieser lieben Indianerin, Katharine oder 'Kargie' genannt, bildete den Anfang des Werkes Gottes unter den Arawacken, und damit hatte der Herr zugleich unsrer theuern Freundin, Frau Meyer, und ihren Kindern eine treue Gehülfin bereitet während der schweren Trübsale, die bald über sie hereinbrachen. Katharinens Mann, Thomas, folgte ihr bald im Glauben an Jesum. Dann schlossen sich ihr Neffe und ihre Nichte an, und nach ihnen kam ein blinder Zauberer, der durch die Annahme der frohen Botschaft von Christo sich erretten ließ aus der Obrigkeit der Finsterniß und in dem Blute des Lammes Gottes die Vergebung der Sünden und den seligen Frieden fand, der über alle Vernunft ist. Diese Vier wurden mit ein-

ander getauft. Nicht lange darnach bekannten neun Andere zu Kumäke ihre Sünden, glaubten und ließen sich taufen. Aber auch Satan fieng an sich zu regen. Zitternd um den erschütterten Besitz seiner Alleinherrschaft, zündete er das Feuer des Neides und Hasses in dem Herzen des Häuptlings und seines Bruders an; denn da sie sahen, daß sie trotz ihres, wie sie meinten, überlegenen Wissens von Meyer nicht als Christen anerkannt, noch in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurden, so fühlte sich ihre Eigenliebe verletzt, und von nun an wurden sie erklärte Feinde des Missionars und seines reichlich gesegneten Werkes."

Dazu kamen nun noch einige besondere Vorfälle, welche den Haß der Feinde noch mehr steigerten. Um jene Zeit nämlich vernahm Meyer, daß eine Indianerin, welche regelmäßig bei seinen Predigten sich einfand, vor Kurzem erst ihre Tochter einem Manne verlobt hatte, der bereits eine Frau und zwei Kinder hatte. Meyer drang ernstlich in die Mutter des Mädchens, ihr Kind doch nicht auf diese Weise zu opfern; wenn ihr das Heil ihrer eigenen Seele und das ihrer Tochter am Herzen liege, so möge sie noch einmal reiflich erwägen, ob nicht aus einer solchen Verbindung eitel Elend für ihr Kind erwachsen müßte. Dieß kam dem Manne, dem das Mädchen versprochen war, zu Ohren und er ward darüber so ergrimmt, daß er mehr als einmal unsrem Meyer den Tod drohte.

Bald kam noch ein anderer ähnlicher Fall dazu. Einer der gläubigen Indianer, Namens Frederick, hatte noch in der Zeit seines Unglaubens seine drei Kinder (zwei Knaben und ein Mädchen) der alleinigen Aufsicht und Pflege des Häuptlings und seines Bruders übergeben. Nun suchte Meyer jenem Manne (Frederick) klar zu machen, daß er selbst für das Wohl seiner Kinder zu sorgen habe und dafür vor Gott verantwortlich sei. Gott habe die Kinder ihm anvertraut, und nun, da ihn der Herr zu sich gezogen und ihm Leben und Frieden in Christo geschenkt habe, so sei es in doppeltem Grade seine Pflicht, auch seine Kinder zu Jesus zu führen und sie für Ihn zu erziehen. Frederick fühlte die Wahrheit dieser Mahnungen und war nun ängstlich bemüht, seine Kinder aus den Händen jener Feinde des Evangeliums zu retten und wieder an sich zu bringen. Ach, eines derselben, ein kleines Mädchen, war brreits nach indianischem Brauch dem Häuptling als Frau zugesprochen. Es war natürlich, daß der entrüstete Mann sich aufs entschiedenste weigerte, dieses Mädchen,

fressen, was natürlich das Gedeihen der Cassawa hindert. Haben diese kleinen Thiere einmal eine Pflanzung ausfindig gemacht, so kommen sie immer und immer wieder dahin. Die Indianer versuchten oft sie zu vertilgen, indem sie ein Loch vor ihrem oft 3—6 Fuß hohen Bau graben und darin ein Feuer anzünden, um sie zu ersticken. Allein sie sind so zahlreich, daß man ihrer sich nicht erwehren kann. Ich erinnere mich, daß ich in einer Nacht durch das Stöhnen und Schreien eines meiner Kinder, die in Hängematten schliefen, aufgeweckt wurde, und als ich Licht machte und nachsah, nahm ich zu meinem unbeschreiblichen Schrecken wahr, wie das arme Kind über und über mit großen Ameisen bedeckt war."

Dieß waren die Anfänge des Missionslebens in Kumäke. Der Herr hatte den Kelch der Freude mit viel bittern Leiden gemischt; aber —

Süß ist's, für ein ew'ges Leben
Erdengut, Leib und Blut
Jesu hinzugeben;
Pilger sind wir noch hienieden,
Droben hat eine Stadt
Uns der Herr beschieden.

Selig, wer im Kampf bestehet,
Glauben hält, und ins Feld
Guten Samen säet.
Nach dem Weinen, nach dem Ringen
Wird er nun friedlich ruh'n,
Und viel Garben bringen.

Die Heiden in London und die Christen in Kalkutta.

Wenn man durch die Hauptstraßen der Weltstadt London geht, deren Bevölkerung alljährlich um 60,000 Menschen wächst, so hört man da nicht blos die Sprachen von ganz Europa reden, sondern man begegnet auch je und je den schwarzen und braunen Fremdlingen aus Afrika, Indien, China, Neuseeland und den Inseln der Südsee. Es mögen in dieser Haupt-

stadt Englands fortwährend zwischen 5000 und 6000 Eingeborene außereuropäischer Länder wohnen. Nur sehr wenige dieser Letzteren sind Christen; die weit überwiegende Mehrzahl sind Heiden und Muhamedaner. Der größte Theil kommt als Schiffsmannschaft auf brittischen Fahrzeugen dahin; Andere haben heimkehrende englische Familien als Diener oder Kindswärterinnen nach Europa begleitet; noch Andere kommen im Gefolge von ausländischen Gesandten oder in eigenen Geschäften an. Als die verwittwete Königin von Audh (Nordindien) im August 1856 in Southampton landete, befanden sich nicht weniger als 130 Männer und Frauen, meist Hindu's und Muhamedaner, in ihrem Gefolge. Fast eben so viele waren im Geleite des Nawab (Fürsten) von Surät (oberhalb Bombay), der im Jahr 1853 nach England kam, um einen Proceß gegen die Ostindische Compagnie zu führen. So bewegt sich in Mitten dieser christlichen Weltstadt selbst, von welcher alljährlich gegen 50 bis 60 Missionare in die Heidenwelt ausziehen, eine große heidnische und muhamedanische Bevölkerung, welche der Einwohnerschaft einer gewöhnlichen indischen Stadt gleichkommt.

Bis vor wenigen Jahren hat keine Menschenseele sich um diese unglücklichen Fremdlinge bekümmert. Als vor einiger Zeit ein christlicher Freund einen Muhamedaner aus Indien besuchte, um mit ihm von seiner Seele Rettung und von Christo zu reden, da sah dieser Fremdling mit höchstem Erstaunen dem besuchenden Freunde ins Auge und sagte: „Es ist nun das siebente Mal, daß ich England besuche, und bereits lebe ich fünf Monate in London; aber nie zuvor hat irgend Jemand mit mir von der Religion dieses Landes und von Jesus Christus geredet." Doch das wäre das Allergeringste; viel schmerzlicher und herzzerschneidender ist, daß in der Regel fast alle diese heidnischen Fremdlinge in London in viel größeres Elend, in viel furchtbarere Tiefen der Sünde hinabsinken, als dieß in ihrem eigenen Vaterland geschehen war. Fast so viele ihrer die Küsten Englands wieder verließen, fluchten einem Lande, in welchem sie nur doppeltes Elend gefunden hatten; und was Wunder, wenn durch die Berichte, welche diese Unglückliche in ihrem Vaterlande von dem gaben, was sie in dem christlichen England gesehen und erlebt hatten, die daheimgebliebenen Heiden und Muhamedaner mit Abscheu gegen die Religion eines Landes erfüllt wurden, die, wie sie meinten, solche Früchte hervorbringe.

Damit aber diese Behauptungen nicht als übertrieben erscheinen, geben wir aus dem Bericht eines Stadtmissionars, der ausschließlich unter diesen Fremdlingen arbeitet, einige Scenen wieder, von denen er selbst sagt, daß sie nichts Außergewöhnliches enthalten.

Nach seiner Versicherung findet man sie am zahlreichsten auf den ankommenden Schiffen; sodann vornemlich von 5 Uhr Abends bis Mitternacht in den verworfensten Orten der Sünde und des Lasters; ferner als Bettler oder Straßenkehrer auf den Hauptstraßen der Weltstadt; endlich in den Armenhäusern, Gefängnissen und Hospitälern. Auch in vielen Privathäusern sind sie als Diener oder Kindsmägde in solchen Familien zu treffen, die aus den überseeischen Kolonieen heimgekehrt sind.

Treten wir auf eines jener Schiffe im Hafen. Es ist der „Dominion". Die Laskärs (dieß ist der allgemeine Name für die orientalischen Seeleute), welche Matrosendienst auf demselben genommen hatten, sind an der Küste Englands angekommen mit einem Herzen voll bitterer Klagen und voll Gedanken der Rache. Sie waren auf der Seereise schlimm behandelt worden, sei's mit oder ohne guten Grund. Der Eine geht finster und gebückt auf dem Verdeck umher; er behauptet, sein Rücken sei mit einem dicken Knittel so übel zugerichtet worden. Ein Anderer sagt, die Zähne seien ihm mit einer Kette eingeschlagen worden. Ein Dritter trägt noch die Wunden von einer unnatürlichen Züchtigung. Fünf liegen krank in Folge schlechter Behandlung. Sie klagen gemeinsam vor dem englischen Gericht; aber der Capitän und die Schiffsoffiziere werden frei gesprochen. Da nehmen sie die Rechtspflege in die eigene Hand, fallen über den Steuermann her und richten ihn so übel zu, daß sein Leben in Gefahr ist. Vier von den Uebelthätern wandern in Folge davon ins Gefängniß.

Wir eilen ans Ufer. Da finden wir in einem der verrufensten Orte einen jungen Hindu, Abdallah mit Namen. Er hatte selbst den Scheiterhaufen angezündet, auf welchem seine lebende Mutter mit der Leiche seines Vaters verbrannt worden war. Die Scene hatte ihn aber so mit Ekel erfüllt, daß er Muhamedaner wurde. — Dort begegnen wir zwei Chinesen, die als eine Art Taschenspieler in den Straßen von London sich herumtreiben. Der eine stellt sich an eine Bretterwand mit ausgespreizten Händen und Beinen; der andere wirft aus der Ferne mit scharfen spitzen Messern nach ihm und faßt

nach und nach seine ganze Figur mit den Messern ein, die um seinen Kopf, zwischen seinen Fingern und an den Gränzlinien seiner Arme und Beine im Holze sich einspießen. — Wiederum finden wir einen Hindu, Abdul Rhemon mit Namen, in einer elenden Kneipe, die er gemiethet hat. Im untern Theil ist ein Opiumgemach, in welchem Dutzende von Laskärs dem verderblichen Genusse sich hingeben; im obern Theil der Wohnung ist ein Bordell mit englischen Dirnen eingerichtet für die herzudrängenden Orientalen. — Sampho, ein Chinese aus Singapur, der schon sechsmal im Zuchthaus gesessen, wandert nun zum siebenten Mal in eine vierjährige Haft, weil er das Stehlen nicht lassen kann und die Predigt von Gottes freimachender Gnade noch nie gehört hat.

Dann hören wir von englischen Dirnen, die vornemlich mit diesen Fremdlingen zu thun haben, — von einer „Laskär-Sally", einer „Kalkutta-Luise", einer Chinesen-Emma"; wir hören von diesen getauften Töchtern Englands Dinge, die zu schändlich sind, um sie hier wiederzugeben.

Treten wir in die Miethwohnungen dieser Unglücklichen. Es gibt Straßen und Quartiere in London, die von Orientalen wimmeln, und die zugleich wahre Sünden- und Lasterhöhlen sind. In einer derselben wohnt ein englischer Wirth, der in seiner elenden Wohnung ausschließlich Laskärs zu beherbergen pflegt. Die Kegelbahn ist mit Brettern eingefaßt und bedeckt, damit allnächtlich 30 derselben hier Nachtquartier finden. Aus dem Trinkzimmer hören wir einen ungewöhnlichen Lärm. Wir treten hinein. Der Raum ist voll von liederlichen (englischen) Dirnen. In einer Ecke producirt ein Geiger seine Künste. In der gegenüberliegenden Ecke scheint eine Leiche auf dem Tisch zu liegen; ein Leichentuch ist über sie ausgebreitet, und rings um die Leiche brennen Lichter. Dirnen sitzen um den Tisch. Eine von ihnen erhebt sich, rasselt mit einer blechernen Geldbüchse und sagt: „Bitte, gib einen Groschen, um den armen Laskär zu beerdigen." — „Wie? Ein Laskär? Wo ist er? wann starb er? wie hieß er?" Auf alle diese Fragen wird treulich geantwortet. Mit einer gewissen Wehmuth treten wir an den Leichentisch und heben das Leichentuch ein wenig empor. Da stellt sich unsrem Auge unter dem schallenden Gelächter der Dirnen statt einer Leiche — ein altes Segeltuch dar.

Eine andere Scene. Acht Schiffe sind eben im Hafen eingelaufen. Hunderte von Laskärs strömen ans Ufer. „Laskär-Sally", „Chinesen-

Emma" und „Kalkutta-Luise" sind samt einer Schaar anderer Dirnen emsigst beschäftigt, die Unglücklichen in Empfang zu nehmen. Bald sieht man aus allen Fenstern der umliegenden Kneipen und Bordelle je 10, 20 und mehr orientalische Köpfe herausschauen. Am meisten drängt man sich zu Abdul Rhemon's Lasterhöhle. Wir treten ein. In einem hintern Zimmer sind 10 Laskärs, zankend und schreiend. An der Thüre wüthet und tobt ein junger Araber, dem eine Dirne ein Kleidungsstück gestohlen. Im obern Stock ist das Opiumgemach. Rauch und Gestank hindern uns einzutreten. Doch nehmen wir wahr, wie mitten unter dem elenden Volk ein Hindu auf seiner indischen Fidel aus allen Kräften drauf los geigt. Alles ist Confusion, Elend, Sünde, Schmutz, — eine wahre Hölle.

Noch einen oder zwei Gänge, und dann sei's genug. Wir treten bei Nacht in eine finstere Gasse, eine wahre Diebs- und Lasterhöhle. In allen den halbzerfallenen Hütten leben Orientalen mit feilen Dirnen. Wir steigen auf einer Leiter, an der etliche Sprossen fehlen, mit Lebensgefahr in eines der Gemächer. Da tönt aus demselben das Schlaflied uns entgegen, das eine englische Mutter ihrem von einem Laskär erzeugten Säugling singt. Es lautet:

O, ich war in letzter Nacht betrunken
Und auch betrunken in der Nacht zuvor;
Und mich soll der — holen, wenn ich nicht auch heute Nacht mich betrinke,
Und sollt' ich mich auch nie mehr sonst betrinken können.

Das war das Schlaf- und Wiegenlied einer brittischen Tochter über ihrem in Sünde geborenen, von einem Heiden empfangenen Kinde.

Furchtbar ist das Loos vieler indischen Ayah's oder Kindsmägde, die von englischen Familien mitgenommen wurden. Allerdings bleiben manche in diesen Familien, bis diese wieder nach Indien zurückkehren. Andere werden entlassen und wissen meist kein anderes Mittel, als in die Bordelle zu flüchten. „Ich fand," schreibt ein Stadtmissionar, „in Einem Hause 28 Ayah's beisammen. Ihre Kisten oder Koffer waren ihre Bettstätten; Thüren und Fenster waren zerbrochen, was meist während der wüthenden Zänkereien der betrunkenen Ayah's geschah. Nach hinten wohnen meist Männer, gleichfalls Orientalen."

Es sei genug mit diesen Scenen, obschon wir sie aus den Armenhäusern, Hospitälern und Gefängnissen reichlich vermehren könnten.

Aber, fragst du, kümmert sich denn Niemand um diese unglück-

lichen Fremdlinge? Wir haben im Miss. Mag. 1857 S. 381 der Gründung einer Anstalt gedacht, die unter dem Namen „die Heimath des Fremdlings, eine Zufluchtstätte für Asiaten, Afrikaner und Südsee-Insulaner in London" bekannt ist. Der Segen dieser Stiftung hat sich seitdem tausendfach bewährt. Am 6. Juni des laufenden Jahres hielt der Verein, welcher dieselbe in Gang gebracht hat, sein Jahresfest. „Der Zweck dieser Anstalt," heißt es im Bericht, „ist, den indischen Seeleuten und andern Orientalen, die nach England kommen, eine bequeme und anständige Wohnung samt gesunder Nahrung zu bieten, und zwar um einen Preis, der die Anstalt in den Stand setzen soll, sich selbst zu erhalten. Jeder Einsaße hat deßhalb nicht weniger als 10 Fr. per Woche zu bezahlen, wofür er drei Mahlzeiten des Tags, ärztliche Pflege, Bäder, Waschen ꝛc. erhält, so daß er nur noch für seine Kleidung selbst zu sorgen hat, wofür aber gleichfalls in der Anstalt selbst um die billigsten Preise gesorgt werden kann. Außerdem trägt die Anstalt Sorge, das Geld und anderes Eigenthum der Leute in sichere Verwahrung zu nehmen, Geldsendungen an ihre Verwandten und Freunde im Orient zu vermitteln, ihnen mit Rath und That überall an die Hand zu gehen, sie vor Betrug zu schützen, ihnen Plätze auf Schiffen zur Heimkehr zu verschaffen, sie mit heiligen Schriften in ihrer Sprache zu versehen ꝛc. . . . Im Jahr $18^{57}/_{58}$ wurden den Leitern der Anstalt von den Herbergsuchenden im Ganzen 346 Pf. Sterl. in Verwahrung gegeben mit vielen Uhren ꝛc. An Kleidungsstücken wurde verabreicht im Werth von 502 Pf. Sterling. Die Zahl der Orientalen in Armenhäusern, Spitälern und Gefängnissen hat außerordentlich abgenommen, und 84 Bettler wurden von den Straßen aufgelesen und als Matrosen oder Diener nach Indien zurückgesandt. Vom Juni 1857 bis Juni 1858 wurden 884 Asiaten, Afrikaner ꝛc. in der Anstalt beherbergt. Im Durchschnitt waren wöchentlich 50 darin. Nur für die Nachtherberge wurden 857 gelegentliche Gäste [die nicht bei jenen 884 mitgerechnet sind?] aufgenommen. Die Arbeiten der Evangelisten, welche regelmäßig den Leuten die h. Schrift vorlesen und erklären, dauerten unausgesetzt fort. Einnahmen: 3728 Pf. Sterling; Ausgaben: Pf. 3533; Schuld: Pf. 5328."

Seit zwei Jahren nun hat auch die Stadtmission in London einen eigenen Arbeiter für diejenigen Orientalen angestellt, die nicht in den Bereich der „Fremdlingsheimath" kommen. Derselbe hat mit

großer Hingebung die verschiedenen orientalischen Sprachen gelernt, so daß er die heil. Schrift im Persischen, Arabischen, Hindi und Malayischen vorzulesen und in Hindostani fließend zu sprechen versteht. Derselbe hat in zehn Monaten (1858) nicht weniger als 2500 Asiaten besucht und sie zu dem Reiche Gottes eingeladen. Wie erwünscht aber und tröstlich für Viele diese Besuche des Missionars sind, das beweist am besten der Umstand, daß er selbst in den wenigen Stunden, da er zu Hause zu finden war, im Lauf von zehn Monaten 1095 Besuche von ihnen erhalten hat. Die Erfahrungen, die er in dieser Arbeit zu machen hat, sind ganz und gar die gleichen, wie sie die Missionare draußen machen: — dieselben Einwürfe, derselbe Hohn, dieselben Grobheiten, aber auch hin und wieder dieselben Ermunterungen und Erfolge. Am merkwürdigsten sind diejenigen Begegnungen, wo er mit Leuten zusammentrifft, die in Missionsschulen gebildet wurden, oder die von der Predigt der Missionare in ihrem Vaterlande Eindrücke empfangen hatten. Es sind ihrer nicht wenige. Solche Leute sind in der Regel eigenthümlich betroffen und erstaunt darüber, daß sie in London ebenso von einem „Padre" angepackt werden, wie sie es in Indien oder Afrika erfuhren. Köstlich ist es, in der „Fremdlingsheimath" einen alten bekehrten Hindu mit seinem Weibe zu treffen, der in Benares durch Missionar Leupolt das Heil in Christo gefunden, und der nun in London unter seinen Landsleuten zusammen mit dem Stadtmissionar Evangelistendienst that. Er ist unter Thränen des Dankes wieder in seine Heimath gezogen. Aus dem neuesten Jahresbericht der „Londoner Stadtmission" ersehen wir, daß der Missionar 3500 Besuche bei einzelnen Orientalen gemacht hat, worunter allein 1291 Malayen und 452 Chinesen, deren Sprache er gleichfalls nothdürftig gelernt hat. Viele heil. Schriften und Traktate wurden ausgetheilt.

Was der Erfolg dieser Liebesarbeit sei, wissen wir nicht; wir brauchen's auch nicht zu wissen. Es ist genug, daß die Schmach von England abgewälzt ist, als sende es jährlich viele Dutzende von Missionaren in ferne Heidenländer und kümmere sich nicht um die 5000 Heiden und Muhamedaner, die unmittelbar in seinen Straßen sich bewegen. Der Herr wird dieß Werk nicht ohne Frucht und Segen lassen.

Haben wir aber soeben uns vor Augen gestellt, was in einer europäischen Christenstadt für die dort weilenden Heiden gethan wird, so ist es lehrreich zu erfahren, was in einer großen asiatischen Heidenstadt für die dort wohnenden Christen geschieht.

Kalkutta liegt etwa 30—35 Stunden vom Meere entfernt auf dem östlichen Ufer des Hugli, eines Arms des Ganges. Da wo noch vor hundert Jahren mitten zwischen Sumpf und Wald kleine Weiler von indischen Bauern lagen, dehnt sich nun längs des Flusses zwei Stunden lang eine Stadt der Paläste aus, in welcher mehr als 600,000 Menschen beisammen leben. Das glänzendste Quartier ist wohl die Tschauringhi, eine Reihe von Palästen, die sich an der Gränzlinie der Esplanade, d. h. des freien, mit Bäumen bepflanzten Platzes, vom Regierungspalast an bis gegen das Fort William hinabzieht. Der Regierungspalast selber ist der prachtvollste Bau von Kalkutta. Auf der Nordseite führen elegante Treppen unter hochanstrebenden jonischen Säulen zum Haupteingang, während auf der Südseite ein Halbkreis von Säulen mit einem Dom sich erhebt. Die vier Flügel des Palastes, je einer an den vier Ecken des Gebäudes, wo die Privatgemächer des Generalgouverneurs von Indien liegen, sind mit dem Hauptbau durch kreisförmige Säulengänge verbunden, welche zu luftigen Spaziergängen dienen, während das Centrum des Baues zwei Prachthallen enthält, von denen die untere, der Audienz- und Empfangsaal, mit grauem Marmor belegt und von dorischen Säulen getragen, die obere, der Ballsaal, mit dunklem polirtem Holz getäfelt und von jonischen Säulen unterstützt ist.

Weiter fesseln das Auge in der Tschauringhi das Stadthaus, der Gerichtshof, die zwei anglikanischen Kirchen, sowie die hübsche schottische, zwei katholisch-portugiesische, eine griechische und eine armenische Kirche neben vielen Hindu-Pagoden, muhamedanischen Moscheen ꝛc., während im Süden das treffliche Festungswerk des Forts William sich erhebt mit seiner meist europäischen Garnison. Auf dem prächtigen Fluß, der bei Flutzeit mehr als 20 Minuten breit ist, bei der Ebbe aber namentlich auf der westlichen Seite breite Sandbänke trocken läßt, liegen fortwährend Handelsschiffe aus aller Welt samt den zahllosen ab- und zugehenden Fahrzeugen der Eingeborenen und den eleganten Gondeln der Engländer, — ein Anblick, der dem Ganzen einen äußerst belebten, wahrhaft reizenden Charakter gibt. Auf den Straßen sieht man Morgens und Abends stets elegante Equipagen,

Reiter und Reiterinnen, Palankins und reichgeschmückte Elephanten über die Esplanade und die öffentlichen Plätze sich bewegen, während die vielen Kanäle und besonders der künstliche Teich, der in Mitten der Tschauringhi auf einem freien Platze gegraben ist, und zu welchem elegante Treppen hinabführen, das Gefühl von Kühlung und Erfrischung geben. Andererseits aber mahnen freilich die täglich im Fluß dahinschwimmenden Leichen, auf denen Geier und andere Vögel ihr Mahl halten, daran, daß man in einem Lande des heidnischen Elends sich befindet.

Noch lebhafter wird man daran gemahnt, wenn man nach den nördlichen Quartieren, der sogenannten schwarzen Stadt, sich begibt, wo die ärmeren Klassen der Eingeborenen wohnen. Die Straßen sind eng, schmutzig und ungepflastert. Die wenigen zweistöckigen Wohnungen sind von Backstein und haben flache, terrassenförmige Dächer; die bei weitem größere Zahl aber sind Lehmhütten, mit kleinen Ziegeln oder mit Palmblättern bedeckt, häufig auch nur mit Wänden von Bambus und Matten. Hier wimmelt es von schwarzem Volk, das in die tiefste Unwissenheit und in schmählichen Götzendienst versunken ist.

Aber zwischen den reichen Bewohnern der Paläste in Tschauringhi und dem elenden Heidenvolk in der schwarzen Stadt steht eine Bevölkerung in der Mitte, auf die wir hier vornemlich die Aufmerksamkeit zu lenken haben. Hinter den Prachtwohnungen, die sich am Fluß ausdehnen, breiten sich landeinwärts Quartiere aus, namentlich zwischen dem Darramtolla-Quartier und dem Bhau-Bazar, welche von ärmeren Europäern, den Nachkommen der Portugiesen und den Mischlingen von Europäern und Hindufrauen, dicht bevölkert sind. Sie Alle sind — wenigstens dem Namen nach — Christen; aber so furchtbar entartet und herabgekommen sind sehr Viele von ihnen, daß sie in Gesinnung und Leben, in Sitte und Religion sich von den Eingeborenen nicht mehr eigentlich unterscheiden. Sie sind eben das in Kalkutta, was die 5—6000 Hindu's, Chinesen, Araber und Neger in London sind, — ein Gegenstand der Mission. Hören wir, was der Friend of India, der wöchentlich einmal in Kalkutta erscheint, in einer seiner neuesten Nummern über sie sagt. Der Artikel ist überschrieben: „Die Pariah's von Kalkutta."

„Die Umstände," heißt es dort, „unter denen unser indisches Reich gegründet wurde, und die Sittenlosigkeit unsrer Landsleute

während der finstern Zeit eines Clive, Hästings und Cornwallis, haben eine Menschenklasse von gemischter Abkunft in die Welt gesetzt, die mit geringen Ausnahmen auf die tiefste Stufe der Entartung herabgesunken ist. Ihre Zahl ward vermehrt durch die Abkömmlinge der Portugiesen und Franzosen, während der Mangel an bildendem Unterricht und sittlicher Zucht sie Alle nach und nach unvermerkt in den Zustand der heidnischen Masse herabsinken ließ, welche sie umgibt. Christen blos dem Namen nach, unterschieden sie sich von den Heiden um sie her eben so wenig in ihrer Unwissenheit als in ihrer Lasterhaftigkeit, indem sie an die Stelle des Götzendienstes den Aberglauben eines ganz verkommenen Katholicismus stellten und mit den Verbrechen von Asiaten die Verworfenheit zuchtloser Europäer vereinigten. In den meisten Fällen vergaßen sie vollständig ihre eigene Sprache, wenn sie je dieselbe inne hatten, und eigneten sich entweder das Portugiesische in seiner verkümmerten Form oder die Landessprache an. Durch allmählige Aufnahme des eingeborenen Elements, sowie durch Vermehrung aus sich selbst, wuchsen sie an Zahl, ohne jedoch irgend eine Theilnahme oder Aufmerksamkeit, höchstens nur eine vorübergehende, auf sich zu ziehen.

„Kiernander, der erste protestantische Missionar in Bengalen*), war auch der erste, der für diese verkommene Menschenklasse sorgte und die öffentliche Theilnahme für sie zu erwecken bemüht war. Er eröffnete 1758 eine Schule in Kalkutta, wo hauptsächlich Portugiesisch gelehrt wurde, und wurde der erste Stadtmissionar in Indien. Bald nachher wurde aus wohlthätigen Steuern eine große Schule gegründet (jetzt die Freie Schule genannt); die Soldaten-Waisenanstalt ward zu Kidderpur eröffnet; für die verwahrlosten Klassen gründete man die Wohlthätigkeitsanstalt (Benevolent Institution), und die besseren Klassen erhielten Kost, Wohnung und Unterricht in der 'Martiniere'. Aber die ärmere Klasse der Christen wuchs zu rasch, als daß durch all dieß die Masse von Unwissenheit merklich vermindert worden wäre, zumal da jene Anstalten nur für Kinder gegründet waren, während die Erwachsenen weder Unterricht erhielten, noch sonst in ihrer Lage verbessert wurden. Mittlerweile trug die immer

*) Kiernander, 1710 in Schweden geboren, studirte vier Jahre in Halle unter Aug. Herm. Francke und wurde durch ihn der Christian Knowledge Society (Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß) in London empfohlen, welche ihn 1740 als Missionar nach Indien sandte.

bedeutendere Entfaltung des Handels von Kalkutta seit 1813, sowie die Zunahme des europäischen Militärs und der Handelsleute wesentlich dazu bei, diejenige Klasse der Bevölkerung zu mehren, die auf der untersten Stufe der Gesellschaft stand, und von denen Viele ihren Lebensunterhalt dadurch sich erwarben, daß sie sich der Lasterhaftigkeit derer zur Verfügung stellten, die über ihnen standen. Die abgelegenen Theile von Kalkutta wurden wahre Sündennester, ganze Quartiere wurden demoralisirt, und die Seitengassen von Flagstreet, Bhau-Bazar und Cositollah konnten sich den verrufensten Quartieren von London und Glasgow an die Seite stellen. Je mehr Kalkutta sich zu einer großen europäischen Handelsstadt entfaltete, um so mehr lockte dieser Platz auch alle jene Laster an, welche überall im Geleite der Civilisation sind, jedoch mit dem betrübenden Unterschied, daß hier einerseits die Schranke einer das Laster hemmenden öffentlichen Meinung fehlte, andererseits der Einfluß des Klima's und des Heidenthums das Uebel steigerte.

„Diese Zunahme der verwahrlosten und verbrecherischen Klassen führte dann allerdings nicht blos zur Errichtung zahlreicher Schulen für die Jugend, sondern auch zur Gründung von Hospitälern für die Kranken, zu einem Armenhaus für die Dürftigen, zu einem Asyl für Aussätzige und zur Stiftung einer Gesellschaft, welche verschiedene Zweige der Wohlthätigkeit zusammenfaßt, unter dem Namen: Distrikt-Wohlthätigkeits-Gesellschaft (District Charitable Society). — Diese Anstalten wurden theils von der Regierung unterhalten, theils von jener Freigebigkeit, durch welche die Engländer in Indien sprüchwörtlich geworden sind. Aber das Alles war ganz und gar ungenügend, um dem Nothstand der untern christlichen Volksklasse abzuhelfen und mit ihrer erschreckenden Zunahme gleichen Schritt zu halten. Ueberdieß hatten alle jene Vereine nur die leibliche Noth derselben im Auge. Es bedurfte offenbar einer neuen und ganz andern Hülfe, und diese wurde vor sechs Jahren in Gang gebracht unter der Form der Kalkutta Stadtmission, mit einer Organisation ähnlich derjenigen in London.

„Eine genaue Zählung der armen verwahrlosten Namenchristen in Kalkutta ist nie gemacht worden, aber die Stadtmissionare glauben, daß es etwa 1500 bis 1800 Familien*) sind, denen sich ihre

*) Also im Ganzen etwa gerade so viel Seelen, als es Heiden und Muhamedaner in London giebt.

Liebesarbeit zuzuwenden habe. Sie sind insgesamt arm und gehören zu allen christlichen Bekenntnissen, sind jedoch vornemlich Katholiken. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl verkommener Europäer sind sie Alle von gemischter Abkunft und gehen unter dem Namen von Portugiesen, Engländern, Armeniern und Juden. Etliche sind in den niedersten Stellen der Regierung angestellt, Andere sind Handwerker, kleine Krämer und Hausirer, noch Andere Ausläufer ohne einen regelmäßigen Lebensunterhalt, und nicht Wenige nähren sich vom Laster. Sie bewohnen die elendesten Hütten derjenigen Quartiere von Kalkutta, welche in der Mitte zwischen der aristokratischen Straße von Tschauringhi, der stattlichen Cositollah und der sog. schwarzen Stadt liegen. Vergraben in Lasterhöhlen und in einem Pfuhl von Schmutz, tauchen sie selten an die Oberfläche des städtischen Lebens empor, und wer Kalkutta, diese Stadt der Paläste, nur vorübergehend besucht oder nur kurze Zeit darin verweilt, wird nicht einmal von ihrer Existenz etwas erfahren. Selbst die katholischen Priester kümmern sich nur wenig um sie, und diese Unglücklichen stehen weit unter der Linie, bis zu welcher der gewöhnliche brittische Regierungskaplan sich herunterläßt, während selbst die erbärmlichen Schulen, deren es in ihrer respektableren Nachbarschaft so viele giebt, ihnen um des geforderten Schulgelds willen unerreichbar sind. Wären nicht die Stadtmissionare und die Bibelleser, die bei etlichen Kalkutta-Kirchen angestellt sind, hülfreich ins Mittel getreten, so wäre diese dem Namen nach christliche Bevölkerung mitten im Herzen des christlichen Quartiers unbeachtet verdorben und gestorben. Manche unsrer Kalkutta-Stadtkirchen haben ihre zwei Kaplane und es ist beschlossen worden, ihre Zahl noch zu vermehren. Diese Kaplane könnten wohl viel mehr Aufmerksamkeit einer Bevölkerung zuwenden, welche durch bereits vorhandene Anstrengungen und Hülfsmittel nicht erreicht werden kann. Das Klima Indiens gestattet nicht wohl eine Thätigkeit, wie sie in London und Glasgow betrieben wird; aber durch die Bemühungen einer gebildeten Geistlichkeit in außeramtlicher Arbeit, ausgeführt mit dem Liebeseifer, der ihnen Allen innewohnen sollte, und unterstützt von den bereits vorhandenen tüchtigen, aber nur halbgebildeten Stadtmissionaren, könnte von dem brittischen Namen in Indien ein Makel ausgelöscht werden, den die heidnische Lebensweise der Namenchristen und die Laster einer verarmten und verbrecherischen christlichen Bevölkerung auf denselben gebracht haben. Unsern Geistlichen in Kalkutta steht ein

weites Feld offen, um den Eifer des Bischofs von London und seiner Geistlichkeit, oder die Liebesthätigkeit der Kirchen zu Edinburg und Glasgow nachzuahmen.

„Die Rebellion hat der Stadtmission in Indien ein neues Feld eröffnet. Das Zuströmen europäischer Soldaten und Matrosen, hervorgerufen durch die Ereignisse der beiden letzten Jahre, der Mangel an hinreichender Fürsorge für ihre geistigen Bedürfnisse, und die Macht der Versuchung in ihrer abscheulichsten Form, — dieß Alles hat die Aufmerksamkeit der Stadtmissionare auf sich gezogen. Die Scenen, die man in den Straßen von Kalkutta mit ansehen konnte, als ein Regiment ums andere durchzog auf dem Weg nach dem Kriegsschauplatz, gaben der Kommittee der Stadtmission Anlaß, an die oberste Regierungsbehörde die Bitte zu richten, daß dem Uebermaaß der Ausschweifungen Einhalt gethan und Rath geschafft werde, wie dem Militär unschuldige Vergnügungen bereitet würden. In Folge davon wurden neue Verordnungen erlassen in Betreff der Punschhäuser und Branntweinschenken; eine Marketender-Bude ward errichtet und auf einem freien Platz sind Einrichtungen zu zweckmäßigen Spielen und Belustigungen getroffen. Im Uebrigen ist eine brittische Dame täglich damit beschäftigt, die Armenhäuser und Hospitäler zu besuchen, während auch die anderen Stadtmissionare die Krankenhäuser, das Asyl für Aussätzige, das Gefängniß und Zuchthaus besuchen; und endlich besteht eine Zufluchtstätte, worin schlechte Dirnen, welche gerne zu einem ehrbaren Leben zurückkehren möchten, Aufnahme finden. Es wurden im Lauf des vergangenen Jahres 1165 Besuche bei den Soldaten und Matrosen gemacht.

„Hier ist somit ein Arbeitsfeld offen für wahre Liebe und eine treffliche Aufgabe für die edelsten Anstrengungen. — Die Beisteuern für 1858 betragen nicht viel über 4000 Rupies (Fr. 10,000). Die Klasse der verwahrlosten und verbrecherischen Christen in Kalkutta nimmt alljährlich zu und wird immer zunehmen; auch die Zahl von Europäern, die hieher kommen, wird immer größer und muß fortwährend steigen. Die ersteren sind unsres Glaubens und rechnen sich zu unsrer Rasse, und dennoch sind sie unwissender und entarteter, als die Heiden um sie her, in deren Augen sie ein stehender Vorwurf gegen das Christenthum sind. Während wir auf der einen Seite bedeutende und trefflich organisirte Thätigkeiten entwickeln für die Bildung und Bekehrung der Eingeborenen, lasset uns auch unsre eigenen

Stammverwandten nicht vergessen, denen unsre Gleichgültigkeit gestattet, in Elend und Laster zu leben und in Unwissenheit und Verzweiflung zu sterben." —

So redet der Friend of India. Ein nachdenksamer Leser wird daraus viele lehrreiche Schlüsse ziehen. Vor Allem ist aus dieser ergreifenden Schilderung von den Zuständen Kalkutta's, die übrigens eben so gut auf Bombay, Madras und andere große Städte Indiens passen, ganz erklärlich, warum gerade in diesen größeren Hauptorten die Mission am erfolglosesten ist. Die Verworfenheit und Sittenlosigkeit des europäischen Elements ist „ein stehender Vorwurf gegen das Christenthum," und hundertmal kann man Heiden und Muselmanen mit Abscheu sich abwenden sehen von den betrunkenen brutalen Soldaten und Matrosen, die gleich dem Vieh sich geberden, und die zugleich die Entehrer ihrer Frauen und Töchter sind; und was Wunder, wenn sie sagen: sie begehren nicht eine Religion, welche schlechtere Früchte trage, als ihr eigener Götzendienst?

Andererseits wird es Jedem klar, wie der Missionar in Indien nicht blos die Hindu's und Muhamedaner zum Gegenstand seiner suchenden und rettenden Liebe zu machen hat, sondern wie auch die Europäer um ihn her in hohem Grade seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Alle Missionare der Basler Gesellschaft, die in größeren Städten stationirt sind, arbeiten deßhalb nicht nur an den Eingeborenen, sondern auch an den Europäern. Missionar Hebich hat in ganz Indien seine „weißen Kinder", — d. h. europäische Militärs von hohem und niederem Rang, die durch seine Liebesarbeit bekehrt und für den Herrn gewonnen wurden, und die bei ihrem Abmarsch aus Cannanur den Samen des Lebens nach andern Garnisonen durch ganz Indien, ja nach Persien und Aden getragen haben. Auf den blauen Bergen (Nilgherries) haben ihm die Engländer eine eigene Kapelle (die Zionskapelle) gebaut, in welcher er bei seinen zeitweiligen Besuchen wochenlang alle Tage vor Hunderten von Europäern predigt und jedesmal eine reiche geistliche Beute davonträgt. Diese Bekehrten aber, unter denen nicht blos gemeine Soldaten, sondern hohe Beamte in Civil- und Militärämtern sich befinden, werden dann selbst wieder die besten Gehülfen im Missionswerk durch Wandel und Wort.

Gottes Werk muß gethan werden daheim und draußen, unter den Heiden und Christen. Es dehnt sich immer weiter und weiter

aus. Indem wir das Netz der rettenden Liebe in die Heidenwelt auswerfen, finden wir dort auch verwahrloste Christen unsres Stammes, die gleicher Erbarmung bedürftig sind; und während wir draußen das Verlorene suchen, begegnet uns daheim das gleiche Heidenthum. Wir fühlen den Umfang und Nachdruck des apostolischen Wortes: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Missions-Zeitung.

Indien.

Die in Indien arbeitenden Missionare der „Methodisten Episkopalkirche von Nordamerika“ erließen kürzlich einen Aufruf zu Beisteuern an die umwohnenden Engländer. In demselben geben sie folgende Nachricht über die Kirche, welche sie ausgesandt hat. Es heißt darin:

„Die amerikanische Methodisten Episkopalkirche verdankt ihren Ursprung nächst Gott den Arbeiten John Wesley's in London. Schon im Anfang seiner Laufbahn sandte er Missionare nach den vernachlässigten Theilen der amerikanischen Kolonieen. Gott segnete in Gnaden ihre Arbeiten. Als aber am Schluß des amerikanischen Freiheitskrieges das Land fast ganz von Predigern und gottesdienstlichen Orten entblößt war, da hielt dieser ehrwürdige Knecht Gottes es für seine Pflicht, Alles zu thun, was in seiner Macht lag, um den Mangel zu ersetzen. Deßhalb vermehrte er die Zahl seiner Missionare, und im Jahr 1784 übertrug er seinen amerikanischen 'Societäten' das Recht, sich selbst zu einer Kirche zu organisiren.

„Aus solchen schwachen Anfängen erwuchs unter des Herrn Segen dort eine Gemeinde Christi, die den Namen 'Methodisten Episkopalkirche' trägt, und die nun in den vordersten Reihen unsrer amerik. Christenheit steht. Sie zählt gegenwärtig (abgesehen von der südlichen Abtheilung, die sich 1844 von ihr um unsres Zeugnisses willen wider die Sünde der Sklaverei trennte) 7 Bischöfe, 6134 Geistliche, 7169 'Lokalprediger', mit 953,472 Abendmahlsgenossen; es stehen unter ihrer Pflege wahrscheinlich nicht weniger als 4 Mill. Amerikaner. Die Zahl der zu ihr gehörigen gottesdienstlichen Plätze beträgt 8335 mit 2174 Pfarrwohnungen. Sie hat 14 höhere Lehranstalten (Colleges), 2 theologische Schulen, mehr als 70 Akademieen und weibliche Erziehungsanstalten; auch besitzt sie die größte (kirchliche) Druckerei in der Welt.

„Die auswärtigen Missionen dieser Kirche befinden sich in China, Schweden, Norwegen, Deutschland, Bulgarei, Afrika, Sandwichinseln, Südamerika und Indien. Die meisten

derselben sind aber erst vor Kurzem begonnen worden, so daß die Zahl der Missionare nur 42 im Ganzen beträgt. Daß eine so große Kirche bis jetzt nur so wenige Arbeiter ins Ausland ausgesandt hat, ist erklärlich aus dem Umstand, daß sie erst seit 74 Jahren besteht, daß durch die Freigebigkeit ihrer Glieder alle jene obengenannten Anstalten erst gegründet wurden und die Prediger und Lehrer besoldet werden mußten, und daß in Folge der zunehmenden Einwanderung die heimathliche Mission alle Kräfte in Anspruch nimmt. Wir haben gegenwärtig 700 Missionare unter der englisch redenden Bevölkerung Amerika's, 245 unter den Deutschen, 30 unter den Schweden und Norwegern, 11 unter den Wälschen (von Wales), 3 unter den Franzosen und 23 unter den Indianern, — im Ganzen 1012 Missionare, die daheim in Amerika arbeiten. Die Einnahme unsrer Missionsgesellschaft im Jahr 1858 betrug 272,190 Dollars (à fl. 2. 30 kr.).

„Die festere Begründung unsrer Arbeiten in der Heimath gestattete neuerdings unsern Gemeinden, den Ansprüchen der Heiden und Muhamedaner mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Demgemäß wurde vor zwei Jahren eine Mission in Indien begonnen. Drei Männer wurden dahin gesandt. Die Geldkrise in Amerika gestattete für einige Zeit keine Vermehrung; der Militäraufstand in Indien aber forderte unsre Gemeinden zu neuen größeren Anstrengungen auf. Verstärkung und Ausdehnung unsrer indischen Mission wurde beschlossen. Auch in Indien selbst wurden wir dazu ermuntert und Unterstützungen wurden zugesagt. So haben wir, die Unterzeichneten, uns anheischig gemacht, dafür zu sorgen, daß zwanzig neue Missionare auf Kosten unsrer Gesellschaft nachgesandt und unterhalten werden sollen, wenn anders die Missionsfreunde in Indien für Wohnungen dieser Arbeiter zu sorgen sich verpflichten.

„Was wir im Glauben zugesagt haben, dazu hat die Kommittee in Newyork ihre freudige Zustimmung gegeben. In Folge der Erweckungen in Amerika haben viele Jünglinge und Männer sich zum Missionsdienst anerboten. Bereits sind etliche hieher unterwegs.

„Das Gebiet, das wir für unsre Arbeit gewählt haben, ist das westliche Audh (Oude) und Rohilkand. Wir haben bereits Lacknau, Moradabad und Neyni Tal besetzt. Sobald unsre Brüder ankommen, werden wir eine Mission in Sitapur, Schahdschehanpur, Bareilly, Badaon, Philebhit und Bidschnour beginnen. Wir werden jede Station stark besetzen und die umliegende Gegend durch regelmäßige Missionsreisen und Gründung von Schulen mit dem Evangelium bekannt machen.

„Um zwanzig Brüder mit Wohnungen zu versehen, bedürfen wir etwa 60,000 Rupies (Fr. 150,000) . . . " (Dann folgen Bitten um Unterstützung ꝛc.)

Unterzeichnet sind: „W. Butler, Dr. der Theologie, N. Pierce, Dr. der Philos. und J. L. Humphrey; Lacknau, den 20. Jan. 1859."

Bibelfest in Waikato, Neuseeland.

(Siehe das Bibelblatt Nr. 3.)

Blumhardt und die Basler Mission.

Vierter Artikel.

1. Die Schule in Nürtingen.

Blumhardt, dessen erste Jugendzeit wir in einem vorangehenden Artikel (Miss. Mag. 1857 S. 241 ff.) zu schildern versuchten, hatte schon in seinen frühesten Lebensführungen eine Lection höherer Weisheit zu lernen angefangen, an der er sein ganzes übriges Leben hindurch zu lernen nicht aufhörte, und die ihm nachmals in jenem großen Berufe, für den ihn sein Gott erzog, von so reichem Gewinn und Segen wurde. Es war jene Weisheit, deren unverbrüchlicher Grundsatz es ist, auf die Winke des Herrn zu achten, sie geduldig und betend abzuwarten, dann aber, wenn sie klar vor Augen liegen, getrost und fest auf dem göttlich angewiesenen Wege vorwärts zu schreiten. Wenn irgendwo, so ist diese Weisheit in der Stellung eines Leiters auswärtiger Missionen unentbehrlich; denn in der Mission ist nichts gefährlicher und bedenklicher, als ein rasches Zufahren nach eigenem, wenn auch noch so gutem Meinen, ein ungeduldiges Vorauslaufen vor der wegweisenden Leitung Gottes, ein Mangel an Achtsamkeit auf göttliche Weisungen und eine Unbekanntschaft mit jener heiligen Kunst, die verschiedenen providentiellen Winke mit Einem Blicke zusammen zu schauen. Solche Weisheit lernt sich aber nicht in wenigen Jahren, sie lernt sich auch nicht aus Büchern; man gewinnt sie nur durch eigene längere Lebenserfahrung, durch göttliche Erziehung. Blumhardt hat diese Art von Erziehung von früher Jugend an reichlich genossen. Die Züge, die wir aus seinen ersten Lebensjahren bis zu seinem Austritt aus dem elterlichen Hause unsern Lesern vorgeführt haben,

sind dafür Zeuge; auch seine weiteren Erfahrungen, die er nun machen sollte, waren darauf berechnet.

Am 23. April 1792 gab es in dem Hause des frommen Schusters Matthäus Blumhardt viele bittern Thränen. Es war das erstemal, daß aus dem Kreise der innigst verbundenen Familie ein Glied scheiden sollte. Der älteste Sohn Gottlieb stand im Begriff, nach Nürtingen abzureisen, um in die Schule seines Oheims, des Reallehrers Ettensperger, einzutreten. Besonders schwer war der Abschied von der leidenden, kränklichen Mutter. „Thränen rollten stromweise über meine Wangen," so schreibt Blumhardt selbst etwa acht Jahre später; „meine Mutter drückte mich an ihr Herz, sie konnte sich fast nicht losreißen; bange Ahnungen schienen sich in ihrem Gemüthe zu erheben. 'Mein lieber Sohn,' — dieß waren die letzten Worte meiner edlen Mutter, die noch jetzt mit unauslöschlicher Schrift in meiner Seele stehen, — 'fürchte Gott und halte Seine Gebote. Der Segen deiner Mutter begleite dich auf deinen Wegen, und der Geist des Herrn behüte dich, wenn du in Gefahr bist, der Stimme Gottes zu widerstreben. Rechne darauf, daß ich dich ewig lieben werde.' — Ja, theure Mutter, deine Liebe ist eine ewige Liebe, und auch in deines Sohnes Herz wird Dank und Liebe gegen dich in Zeit und Ewigkeit nimmer aufhören!"

Der Vater aber drängte zum Aufbruch. Er selbst setzte sich mit seinem Gottlieb in ein Wägelein und begleitete ihn nach Nürtingen.

Diese erste kleine Reise war für unsern Blumhardt immer unvergeßlich. In seinem Gemüthe kämpften Wehmuth und Freude, Furcht und selige Hoffnung. Der Vater war weicher und gesprächsamer als je. Bald gab er dem Sohne väterliche Ermahnungen, weisen Rath und ernste Warnungen, bald sprach er seine Hoffnung aus, daß Gottlieb ihm noch zu wahrer Freude werden würde. Es wurde eine Saat heiliger Entschlüsse in die junge Seele gesäet.

In Nürtingen, einem würtembergischen Landstädtchen, etwa fünf Stunden von Stuttgart entfernt, in reizender Lage am Neckar gelegen, wurde Gottlieb mit wahrer Elternliebe von seinen Verwandten aufgenommen, und diese Liebe blieb sich gleich während der ganzen Zeit, da er unter ihrer Pflege blieb. Freilich bedurfte er auch einer solchen Atmosphäre. Denn als nun nach wenigen Stunden auch der Vater von ihm schied und Gottlieb zum erstenmal ganz allein unter lauter ungewohnten Umgebungen und neuen Verhältnissen sich

fand, da brach auch der herbe Schmerz des Heimwehs mit aller Macht über ihn herein. Dasselbe wurde noch vermehrt durch die Anwesenheit von sechs andern und zwar lauter ältern Kostgängern, die mit unverhaltenem Hochmuth den schüchternen, noch gar unwissenden neuen Ankömmling ihre Ueberlegenheit fühlen ließen. Die gute Hausmutter nahm sich Gottlieb's mit aufmunternder Liebe an und suchte ihn auf alle Weise zu trösten und aufzuheitern; aber es wollte wenig nützen. Der verständige Ettensperger ließ die Sache gehen, als merke er sie nicht. Eines Tages aber, als sein heimwehkranker Zögling eben in fröhlicherer Stimmung war, ergriff der weise Erzieher rasch diesen Moment und faßte das aus dem Geleise gekommene Gemüth an dem Punkte an, bei dem es gefaßt werden mußte. Er stellte ihm den Zweck seines Aufenthalts in dieser Schule, die treffliche Gelegenheit, die ihm zum Lernen geboten war, die Kraft seiner Jugend, die Opfer und Hoffnungen seiner Eltern, das große Ziel seines Strebens vor Augen und wußte so mächtig das empfängliche Gemüth anzuregen, daß Blumhardt selber sagt: „Von Stund' an gab ich meinen weichen, ungesunden Gefühlen den Abschied, nahm meine Bücher vor, fieng an zu arbeiten und versenkte mich so in meine neuen Aufgaben, daß es meinem lieben Oheim oft schwer ward, mich auch nur zu einem Gang ins Freie zu bewegen."

Mit einer Anstrengung, welche alle Kräfte aufbot und alle Schwierigkeiten überwand, suchte nun Gottlieb die Lücken auszufüllen, die sich in seinem Wissen vorfanden. Seine Mitschüler waren wie an Alter, so an Kenntnissen ihm weit voraus. Dieß und ihr Spott stachelte ihn vorwärts. Schon nach einem halben Jahr hatte er sie erreicht, und im zweiten Halbjahr war er, der 14jährige Junge, seinem übermüthigsten Gegner, einem 19jährigen Schüler, überlegen.

„Mein Leben in Nürtingen war übrigens sehr einfach und regelmäßig," schreibt er von jener Zeit. „Ich fühlte mich bei meiner Arbeit glückselig und hatte kein Bedürfniß nach Freunden. Ich *dachte* mehr als ich *empfand*, und wenn es mir einmal zu enge und zu einsam bei meinen Büchern werden wollte, so gieng ich hinaus ins Freie, um mich in Gottes herrlicher Natur zu erquicken." Dabei fehlte es nicht an der geistlichen Nahrung aus Gottes Wort. Im Hause des wackern Reallehrers wurde die Bibel fleißig gelesen und das Haus Gottes regelmäßig besucht. „Besonders theuer," schreibt Blumhardt noch im Jahr 1809, „ist mir aus jener Periode das

Andenken an den seligen Herrn Dekan Denk, der durch seine salbungsvollen und feurigen Vorträge mein Inneres rührte und mir das Trachten nach dem Reiche Gottes zu einer wichtigen Angelegenheit meines Herzens machte."

Doch das liebe Elternhaus in Stuttgart bildete auch jetzt noch den Mittelpunkt seiner Liebe und seines stillen Sehnens. Jede Woche erhielt er zweimal Briefe von der theuern Mutter. Er sagt: „Ich küßte diese Briefe und netzte sie mit Thränen." Dann fügt er hinzu: „Jeder Jüngling ist in seiner Art ein Schwärmer. Der Gegenstand meiner schwärmerischen Liebe war meine Mutter. Sie füllte meine ganze Seele, und der Gedanke an die süße Wonne, ein würdiger Sohn meiner Mutter zu werden, machte mich zu jeder Anstrengung, zu jedem Opfer fähig."

Kindesliebe ist ja einer der schönsten und heiligsten Züge in dem Gemüth eines Menschen; sie ist ein Anknüpfungspunkt für alles Herrliche und Gute. Aber wenn eine Seele für Gott, das höchste Gut, erzogen werden soll, so darf auch Kindesliebe nicht zwischen Gott und die Seele, oder gar an die Stelle der Gottesliebe treten. Der Herr ist ein eifriger Gott und will keine andern Götter neben ihm haben. Blumhardts Seele mußte diesen Eifer Gottes erfahren, damit Er, der Herr, seine einzige Liebe würde.

Schon seit einiger Zeit ließen es die Briefe der Mutter deutlich und immer deutlicher merken, daß ihre Kränklichkeit einen bedenklichen Charakter annahm. Sie sprach immer bestimmter, immer häufiger von ihrer baldigen Auflösung. Sie verweilte in ihren Zuschriften an den geliebten Sohn fast mit Vorliebe bei ihrer Hoffnung einer nahen seligen Heimfahrt. Nur wenn sie von der Zukunft ihres Gottlieb redete, oder von den jüngern Kindern, die zum größten Theil noch unerzogen waren und der Mutterpflege bedurften, gieng ein Zug der Wehmuth durch ihre Briefe. Sonst aber athmete darin nichts als der Hauch der Sehnsucht nach der himmlischen Heimath. Nach und nach zeigten auch die veränderten Schriftzüge, die offenbar mit zitternder Hand geschrieben waren, die steigende Gefahr. Es war die Auszehrung, welche rasch die Kräfte der trefflichen Frau verzehrte. Gottlieb erwartete mit Bangigkeit jeden neuen Botentag.

Es war der 26. Dezember 1793, der Tag nach dem lieben Weihnachtsfeste, daß Gottlieb irgend eine kleine Festbescheerung nach der alten, schönen Sitte Würtembergs durch den Boten von dem

Elternhause erwartete. Statt dessen kam nur ein einfacher Brief, ein Brief von der Hand der theuern Mutter. Er lautete also:

„Mein lieber Sohn, — Zum letzten Male richte ich mein Haupt vom Kissen auf, um dir mit sterbender Hand meine unvergängliche Mutterliebe auszudrücken. Bald, bald bin ich nicht mehr hienieden; bald darf ich dahin gehen, wohin sich meine Seele sehnet, in das Land der ewigen Ruhe und des seligen Friedens. Wie gerne möchte ich dich und deine lieben Geschwister gleich mit mir nach der ewigen Heimath nehmen. Ich trage euch auf dem Herzen, wie der zärtliche Apostel Paulus seine Gemeinden. Du weißt, wie ich euch immer liebte, wie besorgt ich für euer zeitliches und ewiges Wohl gewesen bin. Nun muß ich von euch scheiden und euch in einer Welt zurücklassen, in der ich wenig frohe Tage gehabt, und der ich mit Freuden den Rücken kehre. Diese Welt kennet ihr noch nicht. Aber ich übergebe euch dem Vater, der euch in Christo Jesu so hoch geliebet hat, und der auch euch bewahren kann zum ewigen Leben. Ich habe Ihn als einen treuen und liebenden Vater auch unter den schwersten Züchtigungen kennen gelernt, und ich segne jeden Augenblick, da ich durch Leiden geprüft und für Sein ewiges Reich erzogen wurde. Jetzt steht mir noch der letzte Kampf bevor; aber ich zage nicht, ich halte mich an meinen Herrn, der mich geliebet hat vor der Grundlegung der Welt. Er wird mir aushelfen zu Seinem ewigen Reiche.

„Höre nun die Stimme deiner sterbenden Mutter, die dich zärtlich liebt. Halte dich an deinen Heiland und hange Ihm an. Sei getreu bis in den Tod, so wird Er dir die Krone des ewigen Lebens geben. Bleibst du bei Ihm, so wirst du glücklich sein, auch wenn dein Leben mit unzähligen Leiden, wie das meinige, fortwährend durchflochten sein sollte.

„Komm nun zu deiner sterbenden Mutter; denn du, mein lieber Gottlieb, als der älteste Sohn, sollst deiner Mutter die Augen zudrücken. Komm so schnell du kannst. Ich bleibe ewig deine dich zärtlich liebende Mutter Barbara Blumhardt."

Unser armer Gottlieb war wie zerschmettert. In einer Art Betäubung ergriff er, fast ohne ein Wort reden zu können, Stock und Hut und eilte Stuttgart zu. Er wußte selbst nicht, wie er die Vaterstadt erreichte. Er trat in das elterliche Haus, eilte an das Bette der sterbenden Mutter, und brach nun endlich, als das schon brechende Auge noch einmal aufleuchtete und ihn mit unaussprechlicher Liebe

ansah, in einen Strom von Thränen aus, nachdem er auf dem ganzen Wege nicht hatte weinen können.

Die edle Frau hatte an jenem Abend und bis zum folgenden Morgen einen schweren Todeskampf, in welchem sie unter überwältigenden Bangigkeiten nach Licht, nach himmlischer Lebensluft rang und um Verkürzung der Leiden flehte. Sie bat die Ihrigen, ihr sterben zu helfen. Gottlieb rang mit Gott um Hülfe. Und diese kam endlich. Am 27. Dezember 1793 gegen Mittag schlief sie in den Armen ihres Sohnes sanft und stille zur ewigen Ruhe ein.

Noch in späten Jahren füllten sich die Augen Blumhardt's mit Thränen, wenn er von seiner edlen unvergeßlichen Mutter sprach. Es war aber ein zwiefaches Maaß von ihrem Geiste auf den Sohn gekommen. Sie war eine Kreuzträgerin gewesen, wie wenige; aber unter dem Kreuze hatte sich ein ganzer Blüthenstrauß der Tugenden Christi in ihrem sanften, stillen, in Gott lebenden Geiste entfaltet, deren süßer Geruch ihr ganzes Haus erfüllte, und von denen ein köstlicher Same in das Herz ihres Sohnes gefallen war. Es schmückt kein Grabstein die Stätte, da ihr Leib der Auferstehung entgegen harrt; aber ein unvergängliches Denkmal ist ihr in dem Leben und Wirken ihres Sohnes gestiftet worden. „Ich gelobte es auf ihrem Grabe," schreibt dieser sieben Jahre nachher, „und gelobe es jetzt nochmals, da ich mich im Geiste an ihr Sterbebette versetze, unter Gottes Gnade ein würdiger Sohn meiner Mutter zu werden und gleich ihr mein ganzes Leben Dem zu opfern, für den sie mich erzogen hat, und den sie mich lieben lehrte. Ihr Wort, das sie sterbend so oft wiederholte: 'Kinder, bleibet dem Heiland getreu,' wird mir Regel und Richtschnur sein im Leben und Sterben. Es sind nun sieben Jahre verflossen, und die Wunde ist nicht vernarbt, welche jene Stunde des Abschieds mir geschlagen hat. Aber auch diese Wunde ist mir ein Segen; denn sie entwöhnt mich mehr von dieser Welt, und macht mich Ewigkeitsbegieriger, Heimwehkranker."

Die Wirkung dieser schmerzlichen Erfahrung war eine tiefgehende, dauernde und selige. Blumhardt war zu jener Zeit in der doppelten Gefahr gestanden, sich ganz in das ehrgeizige Ringen nach gelehrtem Wissen zu versenken und darüber seinen Gott zu verlieren, — und andererseits sich in dem Erfolg seiner Anstrengungen selbstgefällig zu spiegeln und dadurch ein unnützer Mensch zu werden. Jener heilsame Schlag führte ihn zur Besinnung. Er hatte die Armseligkeit

alles dessen, was Welt und weltliches Wissen geben kann, wieder erkannt und geschmeckt; er bedurfte wieder seines Gottes und suchte ihn von Neuem. „Zum erstenmal wieder," sagt er, „wandte ich mich recht ernstlich zu Gott. Ich bat ihn aus tiefem und ernstem Seelengrunde auf meinen Knieen, mich lieber an der schmerzhaftesten Krankheit sterben zu lassen, ehe ich dem Gelübde untreu würde, das ich Ihm am Grabe meiner Mutter gelobt hatte." Es kam ein höherer Schwung über ihn, als je zuvor. „Unsre jetzigen Zeiten," sagt er, „waren mir zu bequem, zu träge, zu thatenlos." Freilich konnte diese höhere Erregung, die sich seines ganzen geistigen Wesens bemächtigte, nicht in gleicher Stärke andauern; aber sie hinterließ eine bleibende Saat, die durch sein ganzes nachfolgendes Leben edle Früchte trug.

Blumhardt blieb von da an noch vier Monate in dem Hause seines väterlich gesinnten Oheims in Nürtingen und studirte mit ernstem Fleiße fort. Die lateinische Sprache, sowie tüchtige Anfänge des Griechischen und Französischen, außerdem Geschichte, Geographie und Mathematik bildeten die Stoffe, die er zu bemeistern bestrebt war, und die er sich wirklich in solchem Grade zu eigen machte, daß er unter allen Schülern Ettensbergers bei weitem der geförderste war. Dieß zeigte sich auch bei einer besondern Gelegenheit, die um jene Zeit eintrat. Es war nemlich im Oktober 1793 Herzog Karl von Würtemberg nach einer 50jährigen wechselvollen Regierung gestorben und sein Bruder Ludwig Eugen folgte ihm in der Regierung. Seine edle und für das Wohl des Landes mütterlich besorgte Gemahlin Sophie Albertine machte es sich zur Aufgabe, nicht nur der Armen sich mit fürstlicher Liebe anzunehmen, sondern insbesondere auch die Schulen des Landes, auf denen die Hoffnungen der Zukunft ruhen, ihrer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen. Deßhalb pflegte sie öfters nicht blos die Lehranstalten der Residenz, sondern auch die Schulen des Landes mit ihrer persönlichen Gegenwart zu beehren, ihren Zustand zu untersuchen und den Fleiß der Lehrer und Schüler durch allerlei Aufmunterungen anzuspornen. So kam die Herzogin im Frühjahr 1794 unerwartet auch nach Nürtingen, und sofort wurde dem lieben Ettensperger angekündigt, daß sie seine Realschule persönlich kennen lernen wolle. „Alles war in gespannter ängstlicher Erwartung," schreibt Blumhardt. „Sie kam, und jeder Schüler wurde in ihrer Gegenwart examinirt. Die Herzogin brachte mehrere Stunden in unsrer Schule zu. Endlich brach sie auf. Beim Weggehen gieng

sie auf mich zu und drückte mir mit einigen huldvollen Worten, in denen sie ihre Zufriedenheit aussprach, eine silberne Denkmünze in die Hand. Ich wußte nicht, wie mir war, als mir vor allen Andern diese Auszeichnung widerfuhr. Meine Eitelkeit wurde aufs gefährlichste aufgeregt, und ich meinte wirklich, ich sei etwas. Aber der Herr wußte mich schnell wieder aus diesen Schlangennetzen zu erlösen, indem er mich schon nach wenigen Wochen in eine sehr demüthigende Lage versetzte."

Theils der Umstand nemlich, daß Blumhardt in der Schule seines Oheims wenig Neues mehr lernen konnte, theils die beschränkten Mittel seines Vaters machten es nothwendig, daß er Nürtingen nach zweijährigem gesegnetem Aufenthalte im Frühjahr 1794 — acht Tage nach jener ehrenvollen Auszeichnung — verließ und wieder in das elterliche Haus nach Stuttgart zurückkehrte.

---

2. Der Eintritt in das Gymnasium zu Stuttgart.

Blumhardt war nun volle 15 Jahre alt. Die zwei Jahre in Nürtingen hatten nicht nur ein schönes Maaß von Kenntnissen seinem strebsamen Geiste gebracht, sie hatten auch seinen Charakter gereift, sein Herz geläutert, sein Gemüth in Gott befestigt. Aber noch war Alles unabgeklärt; der Blick des heranwachsenden Jünglings war noch immer auf einen engen Gesichtskreis beschränkt, und fast wollte es ihm vorkommen, als sei nun das Ziel erreicht, dem er entgegengestrebt hatte. „Die Wünsche, die ich in mir getragen," sagt er selbst, „waren zum Theil befriedigt. Ich lebte damals im Grunde froh und glücklich. Die Personen, mit denen ich verkehrte, waren wohlwollend gegen mich; ich kannte eigentlich die Welt in ihrer Lügenhaftigkeit und Gottentfremdung nicht. Alle diejenigen, die mir ein gutes Wort gaben oder ein freundlich Angesicht zeigten, hielt ich für wahrhaft gute Menschen und setzte mein ganzes Vertrauen auf sie. Es war Gottes Barmherzigkeit, die mich, den harmlosen, Jedermann trauenden Jüngling vor der Verführung bewahrte."

Was jedoch nun aus Gottlieb werden sollte, war weder ihm selbst, noch seinem Vater klar. Ja, seine Lage war mit dem Eintritt ins elterliche Haus wieder dunkler geworden als je. „Ich stand da," schreibt er, „wie ein Wanderer in einer unwegsamen Einöde, in

welcher ihm jede Spur des Weges verloren gieng. Ohne bestimmte Berufsarbeit, ohne Anweisung von Seiten erfahrener Männer, ohne bestimmten Zweck, ohne Freund stand ich rathlos da. Das einsame stille Zimmer, das ich in Nürtingen bewohnt hatte, mußte nun gegen das Geräusch der Handwerksstube vertauscht werden, in der ich von nun an wieder meine Studien treiben mußte. Und das treue Herz, bei dem ich sonst in ähnlicher Lage Trost, Rath und Hülfe gefunden, die theure Mutter, die ich in jedem Winkel des Hauses vergeblich suchte, — sie lag im Grabe." — Dieser Zustand konnte und sollte jedoch nicht lange währen. Gottlieb suchte Beschäftigung und fand sie dadurch, daß er jüngern Leuten Privatlectionen gab, bis weitere Aussichten sich eröffnen würden. Freilich gieng es auch hier durch allerlei Demüthigungen. Er fand im Anfang nur Kinder armer Leute, denen er in Elementarfächern Unterricht geben sollte, und die ihn nur sehr kärglich belohnen konnten. Und doch mußte er seinem Vater ein monatliches Kostgeld zahlen, weil dieser mit Recht nun fordern zu können glaubte, daß sein Sohn sein eigenes Brod esse; andererseits trieb ihn sein Wissensdurst nach Fortschritt in höheren Kenntnissen, und sein reifendes Alter mahnte dringend an die Verfolgung eines bestimmten Lebenszieles. Unter diesen drückenden Umständen hielt ihn nur sein kindliches Gottvertrauen aufrecht. Er betete und rang mit seinem Gott; er konnte es Seiner Weisheit und Treue auch gläubig zutrauen, daß Er auch jetzt, wie schon so oft, Rath und Hülfe zu rechter Zeit schaffen werde. Und diese Hülfe kam bald.

Eines Tags besuchte ihn ein junger Freund, dem er sein ganzes Herz ausschüttete und den Kummer klagte, unter welchem er dahingieng. Es wurden mit jugendlicher Lebhaftigkeit allerlei Plane besprochen, wie Blumhardt seine Studien weiter fortsetzen könnte. Endlich forderte ihn der Freund, der selbst das städtische Gymnasium besuchte, auf, mit ihm einen Besuch bei dem wohlwollenden Gymnasial-Professor Ströhle zu machen. Gottlieb folgte der Einladung mit Freuden. Die beiden jungen Freunde wurden mit väterlicher Liebe aufgenommen. „Der ehrwürdige Mann," schreibt Blumhardt, „gewann in der ersten Minute meine ganze Liebe. Er machte einige Fragen an mich in Beziehung auf meine jetzige Beschäftigung und meine Plane für die Zukunft. Trotz meiner natürlichen Schüchternheit bekam ich solches Zutrauen zu dem Manne, daß ich ihm mein ganzes Herz ausleerte, ihm meine gegenwärtige Lage schilderte und

mein brennendes Verlangen aussprach, in einen meinen Kräften angemessenen Wirkungskreis versetzt zu werden. Der edle Mann fühlte mit mir, sprach mir Muth ein, rieth mir, das Gymnasium zu besuchen, bot mir seine Dienste und insbesondere die freie Benützung seiner Bibliothek an und schloß mit dem Versprechen, mir in der griechischen Sprache, in der ich noch am weitesten zurück war, selber Unterricht zu geben. Ich werde es nie vergessen, was ich bei diesem ersten Gespräche mit dem vortrefflichen Manne fühlte. Gott vergelte ihm, was er an mir gethan hat. Ich fühlte mich wieder aufgerichtet, mein Muth ward wieder gehoben, und ich hielt Alles für möglich, weil dieser edle Mann es für möglich gehalten."

Der Rath des wackeren Professors wurde ohne Verzug ausgeführt. Blumhardt trat als Schüler in das Gymnasium ein. Die daraus erwachsenden Kosten wurden aus dem Ertrag von Privatlectionen bestritten, welche ihm Professor Ströhle verschaffte, und die nun theils für unsern Blumhardt selbst geistig förderlicher wurden, weil seine Schüler reifere Leute waren, theils auch mehr eintrugen.

Das Stuttgarter Gymnasium war in einer trüben und schweren Zeit gegründet worden. Schon der vielgeprüfte Herzog Ulrich, durch dessen Kraft und Entschiedenheit in Würtemberg die Sache der Reformation den Sieg erlangte, hatte in der Residenz ein Pädagogium gestiftet, in welchem für die vornehmere strebsame Jugend des Landes alte und neue Sprachen, sowie Religion, Mathematik, Geschichte und andere höhere Wissenschaften gelehrt wurden. Sein edler Sohn, Herzog Christoph, verbesserte die Anstalt auf mannigfache Weise. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges aber, wo Würtemberg so tief zerrüttet und in seinen edelsten Wurzeln beschädigt wurde, zerfiel auch diese Stiftung und bot ein klägliches Ansehen dar. In diesem Zustande blieb sie, bis in der sogenannten „vormundschaftlichen Regierung" der geistvolle und tüchtige Administrator Friedrich Karl von 1677—1693 die Geschäfte der Regentschaft übernahm. Ihm verdankt das würtembergische Land die Verwandlung des zerfallenen Pädagogiums in ein Gymnasium, das die ursprüngliche Idee einer höhern Bildungsschule in vollkommenerer Weise verwirklichte. Er selbst legte den Grundstein der neuen Anstalt am 27. Merz 1685, eröffnete dieselbe am 12. Sept. des folgenden Jahres, stellte feste und zweckmäßige Ordnungen für den zu ertheilenden Unterricht, wie für die Sittenzucht auf, berief tüchtige Lehrer, schaffte verschiedene wissenschaftliche Samm-

lungen und Apparate an und förderte auf jede Weise das Aufblühen der neuen Anstalt. Den untern Klassen standen sechs, den obern fünf Lehrer vor; an der Spitze stand ein Rector. Das Ganze ward unter die Oberaufsicht einer eigenen Studienbehörde gestellt. Seit jener Zeit ist das Gymnasium zu immer höherer Blüthe gekommen. Die Zahl der Klassen und Lehrer vermehrte sich von Zeit zu Zeit, und mit der weitern Entwicklung der Wissenschaft und der Zeit hielt auch diese Anstalt gleichen Schritt.

Hier also fand der strebsame Geist unsres Blumhardt eine reichliche und gesunde Befriedigung, und das um so mehr, als um jene Zeit noch ein Geist der Zucht und Religiosität das Ganze durchdrang. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer schritt der wißbegierige und fleißige Blumhardt mit raschen Schritten vorwärts; in sein Wissen kam Ordnung, Klarheit und Abrundung, und es bildete sich in ihm eine feste und solide Grundlage solcher Kenntnisse, auf welche später die höheren Universitätsstudien aufgebaut werden konnten. „Das Gymnasium," schreibt er selbst, „dessen obere Klassen ich von 1795 bis 1798 besuchte, kam meinem Durst nach Kenntnissen vortrefflich zu statten. Die tüchtigsten Lehrer, unter denen die drei edlen, leider allzufrüh dieser Anstalt entrissenen Männer, die Professoren Ströhle, Drück und Bardili ganz besonders um meine wissenschaftliche Bildung sich verdient machten, wetteiferten mit einander, ihre Zöglinge gründlich in den Wissenschaften zu unterrichten und auf ihre Geistes- und Herzensbildung die möglichste Sorgfalt zu verwenden. Besonders dankbar gedenke ich des edlen, mit väterlicher Liebe an meinem Wohl arbeitenden Herrn Professor Ströhle, der sich täglich einige Stunden der Morgenruhe, die für seine Gesundheit so nöthig gewesen wären, versagte, um die griechischen Klassiker mit mir zu lesen und meiner Unwissenheit nachzuhelfen." — Freilich mußte Gottlieb unter unsäglichen Schwierigkeiten sich durcharbeiten. Alle freien Stunden waren von Morgens 5 Uhr bis 8 Uhr Nachts mit Privatlectionen ausgefüllt, welche ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien geben mußten. Er konnte meist nicht einmal ruhig zu Mittag essen. Erst wenn Nachts 9 Uhr die Andern Feierabend machten und es auch im Elternhause stille geworden war, erst dann fieng Blumhardt seine eigenen Studien an, und in der That, es bedurfte einer hohen Spannkraft des Willens, um nach erschöpfendem Tagewerk erst in so später Stunde Arbeiten vorzunehmen, die sonst eine frische und ungeschwächte

Kraft Leibes und der Seele erfordern. Diese Spannkraft gab ihm aber nicht nur ein heißer Wissensdurst oder die Gewalt der Noth, sondern er nährte und stärkte sie aus einer Quelle, die nicht von unten war.

Eben um jene Zeit nemlich trat in Blumhardt's äußeren Verhältnissen ein Wendepunkt ein, der auch für sein inneres Leben von den wichtigsten Folgen war. Sein Vater fühlte das Bedürfniß, seinen zum Theil noch unerzogenen Kindern wieder eine Mutter zu geben, und zwar um so mehr, als er selbst durch seinen Beruf verhindert war, sich derselben anzunehmen. Am 1. Febr. 1795 trat er in seine zweite Ehe mit Marie Agnes Ottilius, einer gutmüthigen, wohlmeinenden Person, die sich wirklich recht mütterlich der angetretenen Kinder annahm und überhaupt in das verwaiste Hauswesen wieder Ordnung und Stetigkeit zu bringen verstand. Allein jener höhere geistliche Sinn, der einst in Gottlieb's eigener Mutter gewohnt, fehlte ihr, und obwohl sie in keiner Weise einem lebendigen Christenthum entgegen trat, so trug sie doch selber es nicht in sich, wie es ihr auch überhaupt an einem feineren Zartgefühl und edlerer Bildung mangelte. Niemand fühlte dieß schmerzlicher als unser Gottlieb. Er bewies der neuen Mutter zwar alle kindliche Ehrerbietung und schätzte ihre Rechtschaffenheit und sorgsame Häuslichkeit sehr hoch; aber das Elternhaus wurde ihm doch jetzt erst recht fremd, und das Bedürfniß, sich an wahrhaft verwandte Seelen anschließen und anlehnen zu können, erwachte in ihm jetzt mit doppelter Macht. Blumhardt war eine mittheilsame und liebebedürftige Natur. Bis dahin hatte theils seine entschlafene Mutter alle seine Liebe in sich concentrirt und alles Bedürfniß nach Mittheilung befriedigt, theils hatten seine Studien, seine Kämpfe mit den Schwierigkeiten seines Lebensganges und das ihm innewohnende Gefühl seiner Mängel ihn zurückgehalten, viel Umgang mit Andern zu suchen. Aber jetzt, wo sein Geist klarer, sein Kraftgefühl stärker, sein Lebensgang geebneter, sein Studium geregelter geworden war, und wo zugleich im Elternhause für ihn kein rechter Anknüpfungspunkt mehr sich fand, jetzt machte sich jenes Bedürfniß nach Umgang mit gleichgesinnten, geistesverwandten Seelen doppelt fühlbar. Aber nicht um des Genusses willen suchte er von nun an Freunde, sondern um des geistigen Gewinns willen. Wie ihm durch Gottes gnädige Führung die Mittel zur Ausbildung seines Verstandes und Wissens zu Theil geworden waren, so suchte er nun

auch eine Hülfe, durch welche er am inwendigen Menschen, in Glauben, Liebe und wahrer Heiligung wachsen könnte. „Je mehr meine Zeit," schreibt er, „von bloßen Beschäftigungen des Kopfes ausgefüllt war, desto lebendiger fieng ich jetzt an, auch das Bedürfniß nach Nahrung des Herzens zu empfinden. Bei meinen Alters- und Schulgenossen fand ich nirgends eine ernstere und höhere Richtung oder ein edleres Streben. Deßwegen entschloß ich mich, ältere und erfahrene Männer aufzusuchen, in deren Umgang ich wahre Weisheit lernen und Nahrung für meinen Geist finden könnte."

Bei diesem Suchen kam unsrem Blumhardt der Umstand zu gute, daß sein elterliches Haus, besonders in den Lebzeiten seiner trefflichen Mutter, aber auch nach ihrem Tode, jeweilen von Männern besucht wurde, die zu den edelsten, obwohl in Niedrigkeit gekleideten Perlen seiner Vaterstadt gehörten. Unter ihnen zog unsern Gottlieb vor Allem der muntere, geistesfrische Schullehrer Gundert, sowie der sinnige, zartfühlende, kindlichreine Hauslehrer Jeremias Flatt an. Den letzteren hat A. Knapp in seiner Christoterpe (Jahrg. 1852) trefflich gezeichnet, und auch der Schreiber dieser Blätter trägt noch aus frühester Kindheit ein deutliches Bild dieser Nathanaelsseele in sich. Er hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas an sich, das ein ungewöhnlich klares Spiegelbild Dessen war, der der Liebenswürdigste und Schönste, der Sanftmüthigste und Demüthigste unter den Menschenkindern war. Noch steht es mir mit dem frischesten Eindruck vor Augen, wie der liebliche Alte mich, den siebenjährigen Knaben, zwischen seine Knie stellte und zu mir sprach: „Hast du auch schon gesehen, wie die Glaser (er war selbst einst ein solcher gewesen) so sachte und vorsichtig ihres Weges gehen, wenn sie eine Last zerbrechlichen Glases auf dem Rücken tragen? Gerade so gehen die Kinder Gottes sachte und vorsichtig ihres Wegs, sehen gerade vor sich, merken und meiden jeden Anstoß im Wege und vergessen es nie, daß sie einen kostbaren Schatz in zerbrechlichen Gefäßen bei sich tragen." Damit hatte er am allerbesten sein eigenes Leben vor Gott gezeichnet. Eine ganz andere und doch durchaus verwandte Natur war der treffliche Gundert. „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich euch, freuet euch!" Das war das Motto seines Lebens. Keiner zwar erkannte den Schaden, den die Sünde in der menschlichen Natur angerichtet, tiefer und schmerzlicher als er; keiner aber hatte auch die überschwengliche Gnade Gottes in Christo und das allgenugsame Ver-

dienst des Opfers Jesu lebendiger und dankbarer erfaßt, als Gundert. Und die Freude darüber, daß hinfort nichts Verdammliches ist an denen, die in Christo Jesu sind, war das vorherrschende Gefühl in ihm, und diese Freude am Herrn, der unsre Gerechtigkeit ist, war seine Stärke.

Dieß waren die beiden Männer, zu denen sich Blumhardt besonders hingezogen fühlte, und an die er sich auch mit der ganzen Innigkeit seiner Liebe anschloß. Eben diese Männer aber waren damals die Hauptleiter einer sogenannten „Versammlung". Jeden Sonntag nach der Abendkirche kam bei Gundert eine Anzahl suchender Seelen aus allen Ständen zusammen, um sich noch weiter aus dem Worte Gottes zu erbauen. Man sang aus Hiller's „Schatzkästlein" ein Lied und Einer sprach dann ein Gebet aus dem Herzen. Dann wurde entweder eine Predigt gelesen von Brastberger oder von dem gewaltigen Georg Conrad Rieger, oder es ward eine der heute gehörten Predigten frei durchgesprochen und ihr Inhalt auf die speciellen Bedürfnisse des Christenlebens angewendet, wobei mancherlei passende Bibelstellen angezogen und erörtert wurden. An diesen freien Besprechungen betheiligte sich ein Jeder, der zu irgend einer Frage oder Bemerkung sich angetrieben fühlte, obwohl der Kreis derer, die auf diese Weise mitredeten, immer beschränkt war. Gundert, Flatt, Vater Matthäus Blumhardt und etliche wenige Andere waren die hauptsächlichsten Wortführer. Mit Gebet und Gesang wurde wieder geschlossen.

Gottlieb hatte bis dahin an derartigen religiösen Privatversammlungen nicht theilgenommen, obwohl sein Vater und seine selige Mutter regelmäßig dieselben besucht hatten. Jetzt fühlte er zum erstenmal einen Zug dahin, ein inneres Bedürfniß nach solcher Gemeinschaft. Auch mochten wohl die beiden Männer, die er nun öfters besuchte und die den hoffnungsvollen frommen Jüngling sehr lieb gewannen, ihn jeweilen aufgefordert haben, sich an die Versammlung anzuschließen. Aber hier entstand in seinem Gemüthe ein nicht geringer Kampf. Denn die Glieder der Privatversammlungen hieß man damals wie jetzt (seit Speners Zeit) Pietisten, und auf diesem Namen lag damals wie jetzt eine Schmach. Das wußte Blumhardt sehr gut. Und sollte er gerade jetzt, da er die Ehre hatte, ein Gymnasist zu sein, sich dieser Schmach aussetzen? War auch nur Einer unter allen seinen Mitschülern Pietist geworden? Und sollte er, der ohnehin durch seine

Armuth, durch seine geringe Herkunft und durch seine unansehnliche äußere Erscheinung nicht selten die Spottlust vornehmerer Jünglinge gekitzelt hatte, nun auch noch diese Schmach freiwillig auf sich laden?

Es war dieß die erste Probe seines christlichen Sinnes. Bestand er sie, so mußte dieser Sieg große und wichtige Folgen haben. Es war dann ein Sieg, aus dem er nur mit einem gestählten Charakter, mit einem geschärften Bewußtsein seines Unterschiedes von der ungläubigen Welt, mit einem unschätzbaren Gewinn an Selbstständigkeit und Kraft des Wahrheitssinnes hervorgehen mußte. Und Blumhardt bestand die Probe. Nach langem und heißem Kampf siegte in ihm die Ueberzeugung, daß ein freies Bekenntniß seines Glaubens für ihn heilige Pflicht sei, und daß aus dem Anschluß an jene Versammlung für sein Herz ein seliger Gewinn hervorgehen müsse, der alle damit verbundene Schmach weit aufwiegen werde.

„Ich kann nicht sagen," erzählt er selbst, „wie mir zu Muthe war, als ich aus der Versammlung nach Hause gieng. Es hatte Alles, was ich gesehen und gehört, mich so mächtig ergriffen, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Hätte mich einer der Anwesenden gefragt, was ich denn hier suche, ich wäre meiner Sinne beraubt worden. Ich fühlte, daß mein Herz noch unter ungöttlichen Einflüssen stehe, die sich mit einem freien und herzlichen Bekenntniß des Namens Christi nicht vertragen, und der Kampf, der zwischen Fleisch und Geist in mir entstand, erschütterte mein ganzes Wesen. In diesem Zustand besuchte ich die Versammlungen immer aufs Neue, blieb zwar darin immer stille, aber sehr aufmerksam, und nach und nach fühlte ich mich dort so unbeschreiblich wohl, daß ich von einem Sonntag zum andern auf jene Stunde mich freute. Es waren meine seligsten Stunden. Ich fieng auch an, im täglichen Leben über meine Gedanken und Empfindungen aufs strengste zu wachen, und wenn jenes selige Gefühl, das ich während der Versammlungen zu haben pflegte, zu erkalten schien, so ängstigte ich mich über die Maaßen. Ich legte zu viel Werth auf Empfindungen und machte mir dadurch wohl viel unnütze Noth; doch stärkte und entfaltete damals der Herr in mir den Samen des neuen Lebens, der unter meinen vielen Geschäften so leicht gänzlich hätte verloren gehen können. Gelobt sei sein Name dafür!"

Wir dürfen nicht vergessen, hier auf die Bedeutung aufmerksam zu machen, welche diese von nun an beharrlich fortgesetzte innige Ver-

bindung Blumhardt's mit den bedeutendsten Männern und Führern dieser Versammlungen für seine künftige Lebensaufgabe hatte. Denn eben jene Männer und eben jene Versammlungen in Würtemberg bildeten später und bilden noch bis auf den heutigen Tag die Hauptstützen, durch welche alle freiwilligen christlichen Bestrebungen für die innere und äußere Mission getragen und gefördert werden. Mit diesen Privatversammlungen blüht und verwelkt in Würtemberg das religiöse Leben; mit ihnen steht und fällt der alte kernhafte, gediegene, ächt evangelische Charakter des würtembergischen Volks. Wer an ihnen rüttelt, wer sie untergräbt und zersprengt, der ist, vielleicht ohne es zu ahnen, der gefährlichste Feind seines Vaterlandes. Indem nun Blumhardt an sie sich anschloß, knüpfte er ebendamit durch die Vorsehung Gottes diejenigen Verbindungen an, die nachmals für seine Thätigkeit als Missionsinspektor die unentbehrliche Hülfsmacht bildeten.

Je schöner und folgenreicher dieser Sieg war, den Blumhardt damals über sich selbst errang, um so gnädiger krönte Gott denselben durch ein Geschenk, das gleichsam eine Zugabe war zu dem übrigen Segen, den er dort gefunden hatte. Er sollte nemlich eben jetzt auch einen Freund finden, der gleiches Alters, gleicher Gesinnung, gleiches Strebens und an Lebenserfahrungen ihm verwandt war.

Hören wir, wie einige Jahre nach diesem beglückenden Funde Blumhardt selbst das erste Zusammentreffen mit dem Manne schildert, mit dem er bis an sein Lebensende in ununterbrochener, innigster Herzensverbindung blieb, ja mit dem er später in Basel eine Zeitlang in unmittelbarster Gemeinsamkeit am Werke der Mission arbeitete.

„Zu jener Zeit," schreibt er, „ließ mich Gottes Güte einen Freund finden, — einen Bruder nenne ich ihn, einen liebenswürdigen Herzensbruder, der mit dem Innersten meiner Seele unauflöslich verwachsen ist. Es ist Handel von Nürtingen. Wunderbar, wie Seelen, die für einander geschaffen sind, aus Millionen in dieser Welt einander herausfinden! Es gibt einen gewissen Takt der Sympathie, der unwillkührlich wirkt und die verwandten Seelen zusammenführt. Dieser geheimnißvolle Instinkt scheint dem Menschen für die Reise durch diese Welt als ein Compaß mitgegeben, mittelst dessen er die ihm gleichgesinnten Herzen auffindet. Ich sah ihn zum erstenmal, als ich eines Morgens in den Hof des Gymnasiums trat, — eine lange blasse Gestalt, Ernst und Biederkeit lag in seinen Zügen, aus seinen Augen sprach Herzlichkeit und Demuth. Mit einer gewissen

Aengstlichkeit sah er um sich, er schien die Menschen zu fürchten, und doch glaubte ich in jeder seiner Mienen die Worte zu lesen: Ich suche einen Freund und habe ihn bis jetzt nicht gefunden. Er verschwand aus meinen Blicken; aber in meinem Herzen erwachte das unwiderstehliche Verlangen, mich ihm, es koste was es wolle, zu nähern. Ich erkundigte mich nach seiner Wohnung, und noch am gleichen Abend suchte ich ihn in der Dämmerung auf. Er war Hauslehrer in der Familie eines Gastwirths und hatte die Kinder desselben, da sie im Gewirre des Wirthshauslebens ohne Aufsicht waren, außer den Schulstunden zu überwachen und zu leiten. Daneben besuchte er wie seine jüngeren Zöglinge das Gymnasium. Der Lärm des Hauses, die Ungeberdigkeit der Kinder und die ganze Schwierigkeit seiner Stellung lagen wie ein schwerer Stein auf seinem zartfühlenden Herzen. Mit einiger Befangenheit trat ich in sein Zimmer, als er eben an einem offenen Schranke stand und Thränen zu trocknen schien. Ich entschuldigte mich und rechtfertigte meinen Besuch damit, daß ich mich bei ihm, dem Nürtinger, nach meinem Oheim Ettensperger gerne erkundigen wollte. Er gab mir eine kurze Antwort. Dabei aber rollten ihm Thränen über seine Wangen, eine tiefe Wehmuth sprach aus jeder seiner Mienen. Kaum konnte ich ein paar Worte des Trostes herausbringen, als er mir in die Arme fiel und mit heftiger Bewegung rief: 'Sie sind mir ein Engel Gottes, der mir in dieser schweren Leidensstunde zugesendet ward!' Ich hielt ihn fest in meinen Armen und dieser Augenblick verband uns auf ewig. Wir gelobten einander unverbrüchliche Bruderliebe.

„Nichts verknüpft fester und dauernder, als eine auf Harmonie der Grundsätze gegründete gegenseitige Neigung. Bloße Zuneigung der Herzen ohne Einheit der Gesinnung muß früher oder später erkalten. Eine Liebe der ersteren Art verband uns Beide. Wir verfolgten in einsamen Stunden die Spuren der göttlichen Weisheit, die uns Beide für einander geschaffen und erzogen hatte, und entdeckten mit jedem Tage mehr Aehnlichkeit unsrer Grundsätze, Erfahrungen, Bestrebungen, Wünsche und Zwecke. Diese Entdeckungen entzückten uns oft und machten uns einander immer unentbehrlicher. Mein Freund Handel, der im Anfang mit einer düstern Schwermuth zu kämpfen hatte, wurde durch seinen heitern Blumhardt nach und nach munterer, lebendiger, seines Lebens froher, und so durchlebten wir ein paar Jahre in stiller Zurückgezogenheit und lernten nur in so

weit die Welt kennen, als sie sich in unsrem eigenen Innern darstellte."

Dieß war die Begegnung Blumhardts mit seinem Freunde Handel, dessen Lebensweg von nun an aufs innigste mit dem des Ersteren verschlungen war. Handel selbst aber schreibt noch als 70jähriger Greis: „Der Umgang mit meinem seligen Freunde Blumhardt in den zwei Jahren (vom Herbst 1796 bis Herbst 1798) gehört unter die theuersten Segnungen, die der Herr für mein ewiges Heil mir als gleichzeitigem Schüler des obern Gymnasiums in Stuttgart zufließen ließ. Wir waren dort unzertrennliche Freunde und freuten uns Gottes unsres Heilandes und seiner Führungen von ganzem Herzen, wobei wir manches Schwere unsrer Lebenslagen vergaßen. Blumhardt war in jener Zeit recht eigentlich mein Mentor."

Die schönsten Tage waren für beide Freunde die Sonntage. Blumhardt pflegte da schon bei guter Zeit sich bei seinem Herzensfreunde einzufinden, um ihn zu seinem Lieblingsprediger, dem trefflichen Garnisonspfarrer Moser abzuholen, dessen Vorträge (von 9 bis 10 Uhr) zu den gediegensten und erbaulichsten gehörten. Von da gieng es entweder um 10 Uhr in die Schloßkirche, um den ehrwürdigen Hofprediger Storr oder seinen trefflichen Kaplan Rieger (Sohn des Carl Heinrich und Enkel des Georg Conrad Rieger) zu hören; oder sie giengen auf einem Umweg, der mit brüderlichem Gedankenaustausch gewürzt war, nach der Leonhardskirche, wo sie um 11 Uhr der Kinderlehre beiwohnten. Nach Tische wurde ein Spaziergang gemacht, um dann um 2 Uhr abermals in der Leonhardskirche sich an den gesalbten körnigten Vorträgen des Diakonus Dann zu weiden. Nach dem Gottesdienste aber stellten sie sich, mit einer gewissen Unersättlichkeit des geistlichen Bedürfnisses, in dem lieben Kreise der „Versammlung" ein, wo sie mit ungeschwächter Innigkeit und Heilsbegierde an dem Munde der erfahrenen Männer Gundert und Jeremias Flatt hiengen. Den Abend des heiligen Tages schlossen sie auf einsamen Spaziergängen oder auf dem Zimmer des treuen Handel. „Durch all dieß," schreibt Handel, „wurden und blieben wir einander sehr nahe und kamen zugleich in immer innigere Verbindung mit unsrem Heilande." — So genährt und gekräftigt gieng es dann an die Wochenarbeit, die ihre Weihe und Kraft von den Segnungen des Sonntags empfieng. „In dieser Weise vergiengen uns," schreibt Blumhardt, „etwa 18 Monate, in denen unser Leben in stiller Gleichförmigkeit

sich fortbewegte. Wir schwammen neben einander, und wenn Einer in Gefahr war, in einen Strudel zu gerathen oder zu sinken, so eilte der Andere auf ihn zu und zog ihn heraus."

---

3. Die Maturitätsprüfung.

Bis dahin war die Frage, was aus Blumhardt eigentlich werden solle noch nicht deutlich und bestimmt zur Lösung gekommen. In seinem vierzehnten Lebensjahre war ihm der Gedanke am nächsten gestanden, Schullehrer zu werden; allein schon die ersten Erfahrungen, die er als Schullehrerzögling in der Schule des würdigen Schweizerbarth gemacht hatte, waren hinreichend, seine Wünsche weit über dieses Ziel hinauszuführen. Sein Aufenthalt in der lateinischen Schule seines Oheims Ettensperger in Nürtingen weckten in ihm den Plan, sich zu einem Reallehrer oder Präceptor einer lateinischen Schule heranzubilden, und dieses Ziel stand lange Zeit als das begehrenswertheste vor seinen Augen. Allein je mehr er die Süßigkeit des Wortes Gottes an seinem eigenen Herzen schmeckte, und je mehr sein Geist heranreifte und sich klärte, desto deutlicher und bestimmter gestaltete sich in ihm auch die Gewißheit, daß er zu nichts Anderem von Gott berufen sei, als zum unmittelbaren Dienst am Evangelio in der Kirche Christi. „Wie oft," so schreibt er selbst, „wie oft hatte es mich in meiner frühesten Jugend schon bis zum lauten Weinen gerührt, wenn ich einen rechtschaffenen Prediger auf der Kanzel stehen sah und seine Gemeinde Aug' und Ohr war, um seine Worte zu vernehmen. Dieses Bild, das meine selige Mutter in mir geweckt hatte, lag lange dunkel in meiner Seele und erfüllte mich mit manchen jugendlichen Träumen, für die ich immer gerne die Einsamkeit suchte. Oft weinte ich heiße und bittere Thränen, wenn ich auf der einen Seite an das Ziel meines Sehnens dachte, auf der andern Seite aber in den geringen Vermögensumständen meines Vaters die Unmöglichkeit sah, bis zu diesem Ziele zu gelangen."

Nun hatte der Herr so weit geholfen, und die Hoffnung, Theologie studiren zu können, war um Vieles näher gerückt. Sollte aber dieser Plan ausgeführt werden, so war ihm nach den Ordnungen der würtembergischen Kirche nur Ein Weg offen. Er mußte, ehe er die Universität beziehen konnte, eine strenge Prüfung bestehen, in welcher es zunächst sich bewähren sollte, daß er für das höhere Studium

der Philosophie und Theologie tüchtig vorbereitet sei. Er mußte dann einen fünfjährigen Cursus auf der Landesuniversität Tübingen durchlaufen, und endlich abermals die rigorösen Prüfungen durchmachen, welche ihn zum Candidaten und Magister der Theologie machen und ebendamit zur Uebernahme des Predigtamtes für tüchtig erklären sollten. Die Frage nach den Kosten eines fünfjährigen Universitätslebens tritt bei einem würtembergischen Theologen, auch im Falle großer Armuth und Mittellosigkeit, weniger in den Vordergrund; denn die unvergleichliche Stiftung des theologischen Seminars in Tübingen gewährt demjenigen, der in dasselbe aufgenommen wird, den Vortheil, daß er darin freie Wohnung, reichliche Kost und eine Reihe manigfacher Erleichterungen genießt. Wäre somit Gottlieb nur einmal in diesem sichern Hafen des theologischen Seminars eingelaufen, so war keine Gefahr mehr. Er hätte mit seiner Gewöhnung an die äußersten Entbehrungen und mittelst einiger Privatlectionen, die ihm etwas Weniges eintrugen, sich durchzuschlagen vermocht. Die Hoffnung aber, in der Maturitätsprüfung so zu bestehen, daß er in das Seminar könnte aufgenommen werden, war bei Blumhardt in hohem Grade vorhanden. Denn obwohl er so spät erst angefangen hatte, sich mit höheren wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen, so hatte doch sein eiserner Fleiß, seine reiche Begabung und sein treuer Gebetsernst ihn so rasch gefördert, daß er mit jedem der Mitbewerber Schritt halten zu können die Aussicht hatte.

Aber alle diese tröstlichen hoffnungsreichen Umstände wurden geradezu wieder aufgehoben durch zwei Dinge, die wie unübersteigliche Berge sich zwischen ihn und sein Ziel lagerten.

Am 23. Dez. 1797 nämlich endete das Leben des Herzogs Friedrich Eugen, dieses Regenten voll Menschenfreundlichkeit und Güte, durch einen plötzlichen Schlaganfall, und sein ältester Sohn Friedrich (nachmals der erste König von Würtemberg) trat die Regierung an. Es war ein Fürst in der Kraft und Blüthe des männlichen Alters, ausgerüstet mit mehr als gewöhnlichen Gaben, mit unerschöpflicher Energie und Beharrlichkeit, mit rastloser Thätigkeit und vornehmlich mit einem hohen Gefühl seiner Fürstenwürde. Das würtembergische Volk, auf seine alten Freiheiten nicht wenig eifersüchtig, sah mit einer gewissen Aengstlichkeit diesen kräftigen Geist die Zügel der Regierung ergreifen. Denn es war bekannt, daß er schon zu Lebzeiten seines milden und wohlwollenden Vaters auf eine

Beschränkung der Volksfreiheiten hinarbeitete, und jedem Tieferblickenden war es klar, daß das Ideal dieses Fürsten nichts anderes war, als die unbeschränkte Vereinigung aller Macht in der Hand des Regenten. Die Befürchtungen schienen auch nur zu bald durch einige Erlaße des neuen Herzogs gerechtfertigt zu werden. Unter allen diesen fürstlichen Befehlen aber war keiner ungerechter und man darf wohl sagen widersinniger, als derjenige, der gleich Anfangs 1798 in den öffentlichen Blättern erschien. Es war die Verordnung, daß hinfort die Söhne armer Bürger und Handwerker nicht mehr zum Studium der Theologie zuzulassen seien. Es mochte diese Verordnung ihre Veranlassung gehabt haben theils in der Wahrnehmung, daß unter den würtembergischen Pfarrern eine nicht geringe Anzahl von Männern war, die bei aller Ausrüstung an Schulkenntnissen doch an einer gewissen allgemeinen Bildung unverkennbaren Mangel litten, — einen Mangel, den man ihrer Herkunft aus niedrigen und geringen Verhältnissen glaubte zuschreiben zu müssen; theils in der Wahrnehmung, daß viele arme Bürger ihre Söhne nur darum für das Studium der Theologie bestimmten, weil sie dadurch der Aushebung zum Soldatenstande entgiengen, und weil andererseits die schönen und reichen Stiftungen, welche die theologische Fakultät besaß, eine leichte Versorgung in Aussicht stellten. Es ist aber nicht schwer zu erkennen, wie höchst unzweckmäßig das Mittel war, das zur Abhülfe der genannten Uebelstände angewendet wurde.

Dieses herzogliche Edict berührte den gesunden Sinn des würtembergischen Volkes im Allgemeinen sehr schmerzlich; aber es traf Keinen niederschlagender und zerschmetternder, als unsern Blumhardt. Durch diesen Erlaß wurden mit Einem Schlag alle seine Hoffnungen vernichtet, und zwar gerade zu einer Zeit, wo in seinem Gemüthe sich die Gewißheit seines göttlichen Berufes zum Predigtamte zur vollen Klarheit entfaltet hatte. Dazu kam, daß ausdrücklich, um ihm keine Täuschung über die Anwendung dieses Gesetzes auf seinen eigenen Fall übrig zu lassen, von Seiten des herzoglichen Consistoriums an ihn und mehrere andere Bürgersöhne, die mit ihm das Gymnasium besuchten (seinen Handel eingeschlossen), die specielle Weisung ergieng, jede Hoffnung auf eine Zulassung zum Studium der Theologie aufzugeben. Als der wohlmeinende Rector nicht ohne den sichtbaren Ausdruck der Wehmuth und des Bedauerns diesen Jünglingen das Rescript vorlas, konnte Blumhardt seine Gefühle kaum bemeistern.

Es war natürlich, daß auch in diesem sanftmüthigen Geiste sich ein Sturm des Ingrimms erhob, der sich erst legte, als er in einem Strom von Thränen sich Luft machen konnte. Das Gefühl der Zerschmetterung war um so furchtbarer, je näher sich Blumhardt am Ziele seiner schönsten Hoffnungen sah. Aber nach und nach brach sich auch hier der Glaube, das Vertrauen auf die allvermögende Weisheit und Güte seines Gottes wieder Bahn. Er wußte ja, daß seinem Gotte nichts unmöglich sei. „Ich empfahl meine Sache Gott," schreibt er, „gieng meinen stillen Gang weiter, als wenn nichts geschehen wäre, und hoffte mehr auf die Macht des Herrn, als auf die Gunst des Fürsten."

Und siehe, sein Vertrauen sollte nicht zu Schanden werden. Schon am 11. Januar 1798 hatte der neue Herzog zur freudigen Ueberraschung des Landes die alten Landstände, diese Vertreter der Volksrechte, wieder versammelt und ihnen (am 22. Jan.) die feierliche Bestätigungsurkunde der Landesfreiheiten persönlich übergeben, worin er „im Worte der Wahrheit, bei fürstlichen Würden, Ehren und Treuen alle frühern Verträge nach ihrem ganzen Inhalt bestätigte, und versprach, sämmtliche Punkte steif, fest und unverbrüchlich zu halten und in keinem Stück weder dagegen zu thun, noch dagegen thun zu lassen." Diese unerwartete und deßhalb um so erfreulichere Erklärung des Herzogs ermuthigte nun auch die Stände, dem Fürsten eine Reihe von „Beschwerden" ehrerbietig vorzulegen und um deren Abstellung zu bitten. Schon am 17. März erfolgte eine herzogliche Entschließung, die das ganze Land mit Jubel erfüllte. Die wichtigsten Beschwerden waren darin sofort erledigt, den dringendsten Wünschen war Erfüllung verheißen. Vornehmlich war darin die Ehre des Bürgerstandes wiederhergestellt. Alle Civilstellen in der Kanzlei und auf dem Lande sollten hinfort mit bürgerlichen Landeskindern besetzt und dem Adel keine andern, als die in der Verfassung bestimmten Vorrechte eingeräumt werden. Selbst zwei Drittheile der Offiziersstellen sollten den Bürgerlichen vorbehalten bleiben, und die Gelehrten vom Bürgerstande selbst nicht von den Präsidenten- und Directorenstellen ausgeschlossen sein. Was aber wie ein Lichtstrahl aus einer andern Welt in die Dunkelheit unsers Blumhardt fiel, das war die ausdrückliche Erklärung, daß „das Studium der Theologie den Söhnen gemeiner Bürger nicht länger verwehrt bleiben solle." — „Wir jubelten laut," sagt er, „über den Hoffnungsstern, der an unserm Horizont so helle aufgieng, und priesen Gott, der die Herzen der Fürsten lenkt wie Wasserbäche."

Damit aber Blumhardt nicht aus der heilsamen Schule des Kreuzes herauskomme und sein Gang recht eigentlich ein Glaubensgang bleibe, hatte sich damals bereits ein anderer Berg vor ihm aufgethürmt, der im Laufe der nun folgenden Monate nur immer höher und unübersteiglicher zu werden schien. „Von meinem fünfzehnten Jahre an," schreibt er, „hatte sich wahrscheinlich in Folge gänzlichen Mangels an Bewegung eine Drüsen-Verschleimung in meinem Halse angesetzt, welche drei Jahre lang eine so hartnäckige Heiserkeit verursachte, daß ich kein lautes Wort zu reden vermochte. Ich hatte schon lange den Arzt gebraucht, aber es half Alles nichts; ja es wurde nur schlimmer. Je näher der Herbst (1798) heranrückte, wo das Maturitätseramen über mich entscheiden sollte, desto mehr stürmte es in meiner Seele. Ich durfte gar nicht daran denken, unter diesen Umständen in das Seminar aufgenommen zu werden. Meine Lehrer, die mir sehr wohl wollten, bedauerten mein Schicksal; Alle, die mich kannten, hatten Mitleid mit mir. Aber ich gab den Muth und die Hoffnung nicht auf, bat Gott mit Thränen um Hülfe, arbeitete daneben Tag und Nacht fort, lief wieder und wieder zum Arzte, nahm ein angeordnetes Mittel ums andere, gieng oft hinaus in einen benachbarten Tannenwald und versuchte dort durch gewaltsame Anstrengung laut zu schreien: — aber Alles schien vergebens. Dennoch ward ich nicht verzagt. Gott hatte beschlossen, meinen Glauben und meine Geduld zu prüfen, um sich desto mehr an meiner Schwachheit zu verherrlichen. Ich stärkte meine Hoffnung durch herzliches Flehen zu dem himmlischen Arzt und trug ein unzerstörbares Vertrauen auf seine rechtzeitige Hülfe in mir. Nie war ich rastlos thätiger, als in dieser entscheidenden Periode."

So kamen die Herbstprüfungen für unsern Blumhardt immer näher. Der Professor der Beredsamkeit theilte bereits unter diejenigen, welche zur Universität abgehen sollten, die Themate für die zu haltenden Abschiedsreden aus. Lächelnd fragte er den armen Blumhardt, ob er auch ihm ein solches geben solle? Lächelnd antwortete dieser mit heiserer Stimme Ja. Denn seinem Glauben war die Hülfe Gottes gewiß. Er wußte, daß die Abhaltung einer solchen Rede die fast unerläßliche Bedingung seiner Aufnahme ins Seminar sei, und da ihm seine Berufung zum Studium der Theologie göttlich gewiß war, so konnte auch sein Vertrauen auf Durchhülfe in der gegenwärtigen Noth nicht irre und wankend werden. Der Gegenstand, über welchen

Blumhardt eine französische Rede auszuarbeiten hatte, war die Philosophie des Sokrates. „Bald weinte, bald lachte ich," sagt er, „über den vor menschlichen Augen unsinnigen Entschluß, eine öffentliche Rede halten zu wollen vor dem versammelten Consistorium und vielen andern Herren, mit einer Stimme, die sich kaum den Nächststehenden verständlich machen konnte. Doch ich arbeitete sie aus, — mit welchen Gefühlen, das weiß allein der Herr. Es waren nur noch drei Tage bis zum entscheidenden Zeitpunkt, und noch war nicht die leiseste Hoffnung zur Besserung eines Uebels da, das nun seit drei Jahren mich plagte. Ich machte einen letzten Versuch beim Arzte, der mich wahrhaft rathlos ansah. 'Ich weiß Ihnen nicht mehr zu helfen,' sagte er. Doch nach einiger Zögerung fügte er hinzu: 'Versuchen Sie noch das Letzte. Nehmen Sie Weinessig und gurgeln Sie sich damit.' Ich eilte nach Hause und befolgte seinen Rath; ja ich wiederholte das vorgeschriebene Mittel so lange, bis meine Kehle ganz-wund war. Aber siehe, nach einem Tag fieng ich an, einen rauhen Baßton von mir zu geben. O wie ich dankte, wie ich jauchzte, wie ich die ganze Welt hätte umarmen mögen! Es wurde von Tag zu Tag besser; meine Stimme, unmelodisch wie sie war, brachte doch deutliche, wohlverständliche Töne hervor."

So kam der entscheidende Tag. Blumhardt trat, als die Reihe an ihn kam, auf die Tribüne, um seine Rede vor der ansehnlichen Versammlung zu halten. „Voll Begeisterung," schreibt er, „stimmte ich meinen neuen Baßton an, und je besser mir die Modulation meiner Stimme gelang, desto pathetischer wurde ich." Der Herr ließ es seinem treuen, demüthigen Kinde gelingen zum Erstaunen Aller. Die jungen Leute mußten sich nun entfernen, und das Consistorium trat zusammen, um über ihr Schicksal zu entscheiden. „Ich gieng," sagt Blumhardt, „ins freie Feld; denn die Stadt war meinem gepreßten Herzen zu enge. Da flehte ich aus allen Kräften zu meinem Gott um Erhörung. Diese Augenblicke sollten ja meinem ganzen Erdenleben seine Richtung geben. Nach einer Stunde kehrte ich in mein elterliches Haus zurück. Da stürzten mir Vater und Geschwister voll Entzücken in die Arme und riefen jubelnd: 'Du bist in das Seminar aufgenommen! Soeben ist ein Herr bei uns gewesen und hat uns die frohe Nachricht gebracht!'"

Missions-Zeitung.

Die große amerikanische Missionsgesellschaft im Jahr 1858.

Die Stiftung dieser Gesellschaft (American Board of Commissioners for foreign Missions) im Jahr 1810 haben wir im Missions-Magazin (1858, S. 311) näher geschildert. Nach dem Muster der Londoner MG. stellt sie nicht nur kein dogmatisches Bekenntniß als Norm für ihre Missionare auf, sondern sie läßt diesen auch die Wahl der Kirchenform völlig frei, nach welcher sie die neugegründeten Gemeinden einrichten wollen. Doch besteht sie ihrem Kern nach aus Congregationalisten. Der Sitz des leitenden Ausschusses befindet sich in Boston; ihre Jahresfeste aber feiert sie abwechselnd in verschiedenen Städten von Nordamerika, offenbar mit dem weisen Zweck, das Interesse für die Mission so weithin als möglich zu wecken und zu stärken. Im verflossenen Jahre (1858) fand das 49. Jahresfest weit im Westen, in der Stadt Detroit, Staat Michigan, statt. Es begann am Dienstag den 7. Sept. und dauerte bis Freitag. Dazu hatten sich aus allen Theilen des Landes 53 eigentliche Ausschußmitglieder und gegen 300 Ehrenmitglieder samt einer großen Zahl anderer Freunde der Gesellschaft eingefunden. Gegen 1200 Personen hatten bei den Einwohnern von Detroit gastfreundliche Herberge gefunden, und Jedermann bestrebte sich dort, den fremden Gästen Liebe und Aufmerksamkeit zu beweisen. Auch nahmen die Leute von Detroit selbst lebhaften Antheil an den öffentlichen Versammlungen. Die Kirche, in welcher die Hauptversammlungen stattfanden, war täglich überfüllt. Außer diesen eigentlichen Festversammlungen wurde am Mittwoch und Donnerstag Abend in zwei Kirchen Gottesdienst und am Freitag Nachmittag Abendmahl gehalten. Jeden Morgen um 8 Uhr wurden in der Baptistenkapelle Gebetsstunden gehalten, während zu gleicher Zeit an einem anderen Orte die heimgekehrten Missionare Vorträge hielten.

Die Feier wurde (Dienstag Nachmittag) mit Gebet, Gesang und Lesen eines Bibelabschnittes begonnen, worauf der Jahresbericht mitgetheilt wurde. Die Jahres-Ausgaben der Gesellschaft beliefen sich (einschließlich eines Deficits vom vorangehenden Jahr im Betrag von 2847 Dollars à 2 fl. 30 kr.) auf 374,889 Dollars, während die Einnahmen im Gan-

zen 334,018 betrugen, so daß also ein Passivsaldo von 40,870 Doll. sich ergibt.*) Ohne Zweifel war dieser Ausfall eine Folge der schweren Finanzkrisis, welche im Jahr 1857 und '58 Amerika betroffen hatte, und deßhalb kann der Bericht mit Recht sagen: „Wir haben alle Ursache, dem Herrn zu danken, daß unser Deficit nicht viel bedeutender ist."

Im verflossenen Jahre hat sie den Tod zweier Missionare und dreier Missionsfrauen zu beklagen. Ausgesandt wurden in die verschiedenen Missionsgebiete nicht weniger als 31 Personen, worunter zwölf Missionare sich befinden, welche mit neugestärkter Gesundheit auf ihre früheren Stationen zurückkehrten. Zwölf andere Männer und vier weibliche Gehülfen sollten demnächst in die Mission ausziehen.

Von den beiden Missionsblättern der Gesellschaft (Missionary Herald und Journal of Missions) wurden von dem einen 17,270, von dem andern 41,183 Exempl. im Lauf des Jahres ausgegeben.

Was nun die Missionen der Gesellschaft betrifft, so theilen sie sich in drei große Abtheilungen: die erste für Länder, welche dem Namen nach christlich sind (europ. und asiat. Türkei und die angränzenden Länder); die zweite für civilisirte heidnische Völker (Ostindien, Siam, China); die dritte für barbarische heidnische Stämme (West- und Südafrika, Sandwich-Inseln und Indianer). Wir versuchen nun aus dem größeren Jahresbericht die Hauptsachen zusammenzustellen.

I. Mission am Gabun. Der Gabun mündet mehrere Grade südlich vom Niger in den Golf von Guinea. Drei Stationen sind dort von den Amerikanern besetzt: Baraka (seit 1842) mit zwei verheiratheten Missionaren, einer Lehrerin und einem eingeb. Gehülfen (es wurden im letzten Jahr vier Glieder in die Gemeinde aufgenommen; in der Knabenschule befanden sich 35—40, in der Mädchenschule 10 Kinder); Olandebenk (seit 1850), gegenwärtig leer; Nengenenge (seit 1854), am obern Lauf des Flusses, etwa 25—30 Stunden vom Meer entfernt, mit einem verheir. und einem ledigen Missionar. „Unser Ziel," schreibt die Kommittee, „war immer, in das Innere zu dringen und aus der Fieberregion der Küste herauszukommen." Demgemäß machten im letzten Jahr zwei Missionare eine Untersuchungsreise ins Innere. Aber überall dichter, mit Schlingpflanzen verwachsener Wald. Einmal versuchten sie einen Berg zu erklimmen, um einen Blick in die Ferne zu gewinnen. Oben im dichten Gehölz angekommen, hießen sie einen der mitgekommenen Neger den hervorragendsten Baum erklettern, um Kunde von dem umliegenden Lande zu erhalten. Dieser rief aus dem Wipfel des Baumes voll Entzücken aus: „Ich sehe Berge in des weißen Mannes Land!" Er meinte, der schwarze Mann könne nicht so viele und so große Berge in seinem eigenen Lande besitzen. Einer der Missionare stieg gleichfalls hinauf und verglich den Anblick, der sich ihm

*) Unter den Einnahmen figuriren Legate im Betrag von 34,248 Dollars; ebenso 10,000 Dollars als Beitrag von der in England bestehenden „Gesellschaft zur Unterstützung der (amerikanischen) Missionen in der Türkei."

darbot, mit einem „Ocean von mächtigen Bergen, die weit in der Ferne gegen Norden sich erheben.“ — Der Versuch auf dem Gabun weiter stromaufwärts zu dringen, findet große Schwierigkeiten. „Der Sklavenhandel,“ sagt der Bericht, „hat Alles demoralisirt. Ein Negerstamm liegt hinter dem andern, jeder mit seiner eigenen Sprache und jeder begierig, der Hauptstapelplatz des Handels zu sein, der auf und ab an der Küste getrieben wird. Vielleicht, wenn es bekannt wird, daß der Missionar nichts mit irgend welcher Art von Handel zu thun hat, erhält er freien Durchzug durch alle diese Stämme; aber das fordert Zeit, Geduld, wiederholte Anstrengungen, vielleicht wiederholtes Mißlingen und manches Opfer an Menschenleben. . . Der größte Uebelstand ist die Thatsache, daß die Franzosen den Gabunfluß in Besitz genommen haben und das Recht der Oberaufsicht in Anspruch nehmen. Kürzlich ist eine französische Fregatte weit oben im Fluß stationirt worden, vorgeblich als ein Erholungsplatz für Offiziere und Handels-Agenten, in Wirklichkeit aber, wie es scheint, als ein Empfangsschiff für große Schaaren sogenannter 'freier Auswanderer' für ihre westindischen Kolonien, die jedoch nichts anders als Sklaven sind.“

Zwei Missionare dieser Stationen, die nicht hier aufgezählt sind, starben im Laufe des Jahrs. Das Klimafieber rafft stets Viele hinweg.

II. Die Zulu-Mission in Südafrika, seit 1834. Die Zulu's sind über die brittische Natal-Colonie (140,000 Seelen) u. die angrenzenden Gebiete Südafrika's (etwa 150,000) zerstreut, und hatten vor dem Beginn der Mission weder eine Spur von Civilisation, noch irgendwelche religiöse Begriffe. Die größte Schwierigkeit war, Worte für christliche Ideen zu finden; diese mußten geradezu aus andern Sprachen eingeführt werden, wie dieß ja auch im Deutschen (z. B. Evangelium, Prophet, Apostel ꝛc.) der Fall ist. Nahezu das ganze N. Test. samt den Psalmen und dem 1. Buch Mose ist in die Zulusprache übersetzt und wird gegenwärtig gedruckt.

Die Amerikaner haben 12 Stationen (Mapumulo, Umvoti, Esidumbini, Umsunduzi, Inanda, Itafamasi, Table Mountain [Tafelberg], Amanzimtote, Ifumi, Ahmahlongwa, Ifafa, Umtwalumi) mit sechs Außenstationen. Daselbst arbeiten 13 Missionare (nur auf Einer Station sind zwei Missionare), 13 Missionsgehülfinnen und zwei eingeborene Gehülfen. Die Zahl eigentlicher Gemeinden beläuft sich auf 6 mit etwa 200 Mitgliedern. Auf allen Stationen befinden sich blühende Schulen, meist geleitet von eingeborenen Schullehrern. Ein Schullehrerseminar fängt nun an, schöne Früchte zu tragen. Die Fortschritte in äußerer Civilisation sind jedoch augenfälliger als das Wachsthum an wahrhaft christlichem Leben. Die brittische Colonialregierung in Südafrika unterstützt kräftigst die Mission, indem sie es offen ausgesprochen hat: „Es ist viel wohlfeiler, Missionare unter einem barbarischen Volke zu unterhalten, als Soldaten, und die Wirkung, welche jene auf das Volk ausüben, ist unendlich viel besser, als die einer bewaffneten Kriegsmacht.“ Uebrigens bedarf diese Mission sehr der Verstärkung.

Die Bürgerkriege, welche vor einigen Jahren unter den Zulu's wütheten und viele Tausende von Menschenleben kosteten, haben aufgehört, seit die Oberhäuptlingschaft von Umpande auf seinen Sohn Ucetywayo übergegangen ist.

Wir müssen diesen Zulu-Bürgerkrieg aus andern Quellen hier etwas ausführlicher erwähnen. Der alte Oberhäuptling Umpande oder Pande, welcher über etwa 100,000 Zulu's herrscht, begieng vor einigen Jahren denselben politischen Fehler, der im Mittelalter so viel Unheil auch über Deutschland gebracht hat: er theilte sein Reich unter seine drei Söhne und behielt sich nur die Oberhoheit vor. Die Folge war, daß die Söhne den Tod des Vaters nicht abwarten konnten, und daß ein Jeder nach der Alleinherrschaft begierig war. Der dritte Sohn, Ucetywayo, hatte den meisten Anhang unter dem Volk und trat am ersten als Empörer auf. Der älteste Bruder aber, der als Erstgeborener das erste Anrecht an den Thron besaß, sammelte seine Krieger und begegnete am 2. Dec. 1856 mit 7000 seinem jüngern Bruder, der 15,000 Mann zählte, am Tugela, dem Gränzfluß zwischen dem freien Zulugebiet und der Natal-Colonie. Die 7000 des ältern Bruders waren zum voraus entmuthigt, und deßhalb hatten die Meisten ihre Weiber und Kinder mitgenommen, um bei der erwarteten Niederlage sofort gemeinsam sich zu retten. Der Tugela, an dessen Ufer die Schlacht stattfand, ist dort etwa ¼ Stunde breit und sehr tief. Kaum hatte die Schlacht begonnen, so stürzte sich die schwächere Parthie, Männer, Weiber und Kinder, in den Strom, um das jenseitige Ufer zu gewinnen und auf dem brittischen Gebiet Sicherheit zu suchen. Die wüthenden Feinde stürzten sich ihnen nach und durchbohrten ohne Unterschied Alles, was sie erreichen konnten, mit ihren Speeren. Dieß gieng so lange fort, bis das tiefer werdende Wasser sie zum Rückzug nöthigte. Man rechnet, daß etwa 3000 lebendig das jenseitige Ufer erreichten, während die Uebrigen (ein Bericht redet von 13,000 Männern, Frauen und Kindern), im Wasser umkamen, sei's von den Wunden, sei's durch Ertrinken. Die Zulufrauen tragen ihre Kinder in einem Sack oder Fell auf dem Rücken, und da war es eine besondere Lust der Feinde, Mutter und Kind mit Einem Stoß zu durchbohren. Der Strom führte die Leichen ins Meer hinaus und einige Tage hernach war das Meeresufer viele Stunden weit mit ausgewaschenen Leichen bestreut. Einzelne Scenen, die man nachher auf dem Schlachtfeld sah, waren herzzerreißend. In der Natal-Colonie fürchtete man einen Einfall der siegreichen Feinde; allein diese zogen sich zurück. Der alte König Pande versuchte nun selbst das Kriegsglück gegen seinen rebellischen Sohn, zog sich aber vor der Schlacht zurück, und durch Vermittlung der engl. Regierung kam es dahin, daß er zu Gunsten seines aufrührerischen Sohnes Ucetywayo der Herrschaft entsagte.

Diese furchtbare Heimsuchung des Zuluvolkes scheint wenigstens den Erfolg gehabt zu haben, daß ihr Stolz gebrochen ist und ihre Herzen dem Evangelium zugänglicher geworden sind. — Wir kehren aber zum Jahresbericht zurück.

III. Die Mission in Griechenland. Missionar Dr. King in Athen

(der einzige Missionar) predigt allsonntäglich vor etwa 50 Griechen, die mit Begierde das Wort Gottes zu hören scheinen. Doch sind die Aussichten dieser Mission trübe. Die wichtigste Thätigkeit besteht in der Verbreitung der heil. Schrift. Die Erlaubniß hiezu wurde schon 1829 durch den damaligen Präsidenten Capodistria gegeben. Im J. 1833 erhielt Dr. King die Rechte eines Buchhändlers, und 1835 die Gestattung, in allen Ortschaften des Königreiches die heilige Schrift in Alt- und Neugriechisch zu verbreiten. Im J. 1854 wurde ein großer Traktat über das Lesen der heil. Schrift gedruckt, wovon 1000 Ex. dem Minister des öffentlichen Unterrichts übergeben wurden. Dieser vertheilte das Büchlein im ganzen Königreich und empfahl allen Schullehrern aufs dringendste das Studium der Bibel. Bei alle dem hat Miss. King unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden und viel Feindschaft zu ertragen.

IV. Nordarmenische Mission. Auf 10 Stationen (Constantinopel mit 7 Predigtplätzen, Smyrna, Cäsarea, Yosgat, Tokat, Siwas, Arabkir, Kharput, Baghtschejuk, Adrianopel) und auf 30 Außenstationen, worunter Thyatira, Erzerum, Trebisond, Nicomedien ꝛc., arbeiten 28 Missionare, ebenso viele Frauen und Jungfrauen, 4 eingeb. Pastoren, 21 eingeb. Prediger und 86 andere Nationalgehülfen. Die Namen eines Dwight, Goodell, Schauffler ꝛc. sind in der Mission theure und geehrte Namen geworden. Alljährlich versammeln sich Abgeordnete von allen Stationen einmal zu Constantinopel, um die allgemeinen Angelegenheiten dieser Mission zu berathen. Es sind jedesmal Tage der Erquickung und des reichsten Segens. Die Conferenz am 28. Mai 1858 war gesegneter als je. „Viele von den Brüdern weinten wie Kinder; der heilige Geist war spürbar gegenwärtig und Aller Herzen fühlten seine erneuernde Kraft.“

Auf allen Stationen wird regelmäßig am Sonntag gepredigt; Zuhörerzahl im Ganzen 920. Es bestehen 40 Freischulen mit etwa 1000 Knaben und Mädchen. Die Gesammtzahl der eigentlichen Abendmahlsgenossen beträgt 570, wovon 117 im Laufe des Jahres hinzugethan wurden.

Das wichtigste Institut ist das Seminar zu Bebek bei Constantinopel, worin sich gegenwärtig 40 Zöglinge befinden, von denen 16 zur theologischen Klasse gehören. Fünf haben im J. 1858 ihre Studien vollendet und sind an verschiedenen Orten als Prediger angestellt worden. Eine andere theologische Anstalt soll zu Tokat errichtet werden. Die Mädchenanstalt zu Haskioy zählt 34 Zöglinge. Von den 100 Mädchen, die hier erzogen wurden, haben sich im Lauf der Zeit 65 als entschieden bekehrt erwiesen; 16 sind an eingeborene Prediger und Lehrer verheirathet, 10 sind Lehrerinnen an Schulen geworden.

In Constantinopel befindet sich die Missionsdruckerpresse, auf welcher in diesem Jahr 59,000 Bände und 34,250 Traktate in verschiedenen Sprachen gedruckt wurden. Die Arbeit unter den Türken geht ununterbrochen fort; der Verkauf heiliger Schriften an sie ist noch immer im Zunehmen. Die Zahl derer, welche sie lesen und studiren, wächst fortwährend. Doch ist hier eine Be-

merkung des Berichts sehr wichtig. „Nach der neueren Politik der türkischen Regierung," heißt es darin, „darf allerdings ein Türke, welcher Christ wird, nicht mehr hingerichtet werden; allein das Gesetz, welches Religionsfreiheit proklamirt, giebt Niemand die Gestattung, die Bekehrung eines Türken zum Christenthum zu versuchen. Auch steht einem Türken jede Gewaltmaßregel frei, um einen solchen Versuch von sich abzuweisen. Kein Reichsgesetz, kein Vertrag mit irgend einer ausländischen Macht gibt ausdrücklich das Recht, eine Mission direct unter den Türken zu begründen." — Dieß muß man im Auge behalten.

In Baghtschejuk und dem umliegenden Lande wohnen etwa 95000 Armenier, die ein reiches Feld für die Mission darbieten. Noch wichtiger ist die Nachbarschaft von Tokat, wo große Massen von sog. „Kasselbasches" wohnen, welche Nachkommen der zum Muhamedanismus gezwungenen Christen sind und gerade jetzt Miene machen, die proklamirte Religionsfreiheit zu benützen und wieder zum Christenthum zurückzukehren. Es sollen ihrer bereits 40,000 sich dahin ausgesprochen haben, daß sie zum Christenthum, der Religion ihrer Väter, zurückkehren wollen. Auch die Kurden und Armenier sind sehr zugänglich.

Wir erwähnen hier aus andern Quellen, daß das beabsichtigte Seminar in Tokat (dem Ort in Kleinasien, wo der selige Missionar Henry Martyn seine letzte Ruhestätte fand) wirklich in Gang gebracht wurde; allein eine geheimnißvolle Führung hat die Missionsfamilien dort aufs schmerzlichste geprüft. Am 7. März 1859 Abends brach im Missionshause, das von den drei Missionsfamilien van Lenney, Winchester und Pettibone, sowie von einer Anzahl armenischer Zöglinge bewohnt war, Feuer aus (man vermuthet, durch Brandstiftung) und verzehrte in kurzer Zeit das ganze Gebäude. Van Lenney, auf dessen Flügel das Feuer zuerst ausbrach, verlor Alles, was er an Eigenthum besaß; die andern Familien konnten das Meiste retten. „Unsere theologische Schule," schreibt van Lenney, „die mit so viel Mühe in Gang gebracht wurde, und zwar in einem Gebäude, das ich mit dem Schweiß meiner Stirne benetzt habe, ist nun abermals vernichtet. Unsre liebe Kapelle, wo 4½ Jahre lang das Wort Gottes reichlich verkündigt wurde, ist nicht mehr! Alle meine Privatpapiere, Zeichnungen und Bücher, die ich seit 28 Jahren gesammelt hatte, so viele theure Andenken von Freunden, meine Bibliothek von etwa 2000 Bänden in englischer, französischer, alt- und neugriechischer, armenischer, türkischer und lateinischer Sprache, meine gesammelten Predigtmanuscripte, die ich zum Gebrauch der armenischen Brüder herausgeben wollte, meine andern wissenschaftlichen Arbeiten in armenischer Sprache, das Manuscript eines armenischen Commentars über das A. und N. Test., das eben die letzte Ueberarbeitung erfahren sollte, sowie eine gründlich durchgearbeitete und zum Druck fertige Auslegung der acht ersten Kapitel des Römerbriefes, — Alles ist dahin! Der Herr hat es gegeben, Er hat's genommen; Sein Name sei unter Thränen gelobt! Ich freue mich, daß Er mir nicht kann entrissen wer-

den." — Das von dem lieben van Lennep hier erwähnte verbrannte Manuscript eines Commentars über das A. und N. Test. ist die armenische Uebersetzung des bekannten Calwer Bibelwerks, herausgegeben von Dr. Barth, für die ein deutscher Fürst 2000 fl. großmüthig gegeben hatte, und von welcher keine Abschrift vorhanden ist, — das Werk vieler Jahre und großer Mühe! — Doch wir kehren zum Jahresbericht zurück.

In Siwas, Cäsarea, Kharput und Arabkir mit ihren volkreichen Umgebungen wächst die Zahl der Gläubigen mit jedem Jahr. Die größte Schwierigkeit ist der Mangel an Nationalgehülfen, so viele ihrer auch bereits vorhanden sind. Die Gemeindeglieder sind in der Regel sehr bereitwillig, reichliche Steuern zur Förderung des Werkes zu geben.

Eine wichtige Mission eröffnet sich von Adrianopel aus in der Bulgarei. Diese Stadt ist in ihrem obern Theil von 40,000 Türken, in ihren niedriger gelegenen Quartieren von 100,000 Armeniern, Bulgaren, Griechen und Juden bewohnt. Als der amerik. Miss. Morse dort ankam, wurden ihm von den türkischen Beamten die mitgebrachten 2000 türkische N. Testamente weggenommen. Die Regierung in Constantinopel aber befahl, sie herauszugeben, und dieß that denn auch der türkische Beamte mit den Worten: „Wenn es Gottes Wille ist, daß die Bibel die Oberhand habe, so geschehe Sein Wille!" Jetzt ist ein Buchladen mit heiligen Schriften eröffnet und Viele kaufen und lesen sie. — Neuerdings (Okt. 1858) haben sich zwei amerikanische Methodisten in Varna und Schumla mitten unter den Bulgaren niedergelassen und eine Mission begonnen. Zwischen beiden Theilen (amerik. Methodisten und Congregationalisten) ist durch herzliche Uebereinkunft das Arbeitsfeld gegenseitig abgegränzt. Bereits haben viele Eingeborene mit Freuden dem lautern Evangelium sich zugewandt. Die Bulgaren sollen an gesundem Verstand und geistiger Empfänglichkeit den Armeniern überlegen sein.

V. Südarmenische Mission. Auf fünf Stationen (Aintab, Marasch, Urfa, Aleppo, Antiochia) und 14 Außenstationen, worunter Kessab, Tarsus ꝛc., arbeiten 9 Missionare mit ihren Frauen, 3 ordinirte eingeb. Pastoren, 2 eingeb. Prediger und 28 andere Nationalgehülfen. Dieses ganze Missionsfeld wurde 1848 in Angriff genommen und zunächst Aintab besetzt. Damals waren es nur 8 Gemeindeglieder. Jetzt ist das Werk von Tarsus an bis an den Euphrat ausgebreitet, und aus der einen Gemeinde sind 9 Hauptgemeinden mit 396 Abendmahlsgenossen und mit einer regelmäßigen Zuhörerschaft von mehr als 1000 Personen geworden. Im letzten Jahr allein wurden 101 Glieder zur Gemeinde hinzugethan. Wenn man aus der Opferwilligkeit der Christen einen Schluß auf ihre geistliche Herzensstellung machen darf, so steht es unter jenen Gemeinden sehr gut. Der Bericht nämlich erwähnt, daß die Gemeinde in Aintab allein (224 Glieder) in diesem Jahr 207 Dollars für den Unterhalt des Pastors, 281 für Schulen und andere Zwecke gegeben, und daß die Frauen für sich 114 Dollars für die Förderung der Mission gesteuert haben. Ein

Mann gibt jährlich die Hälfte seines Einkommens für die Sache Christi. Aehnlich ist's in den andern Gemeinden.

In den 15 Schulen werden 400 Knaben und 170 Mädchen unterrichtet. Die Nachfrage nach Bibeln und N. Testamenten ist außerordentlich, so daß die vorhandenen Vorräthe nicht ausreichen.

VI. Die syrische Mission an und auf dem Libanon. Auf 9 Stationen (Beirut, Abeih, Sidon, Hasbeya, Deir el Komr, B'hamdun, Kefr Schima, Tripoli und Homs) mit 7 Außenstationen, arbeiten 12 Missionare, 1 Buchdrucker, 15 Frauen und Jungfrauen, 3 eingeb. Prediger und 7 andere Nationalgehülfen. Es bestehen nur vier eigentliche Gemeinden (in Beirut, Abeih, Sidon und Hasbeya) mit 95 Abendmahlsgenossen, wovon 15 im letzten Jahr neu hinzugekommen waren. Dagegen wird das Unterrichtswesen in ausgedehntem Maaße betrieben. In Abeih besteht ein Lehrerseminar mit 25 Zöglingen; von ihnen gehören vier reifere Männer zur theologischen Klasse. Eine Mädchenanstalt besteht in der Nähe von Abeih. Außerdem werden in 30 Volksschulen 743 Knaben und 277 Mädchen unterrichtet.

Die Druckerpresse in Beirut liefert jährlich viele christliche Schriften in der Landessprache. Das N. Test. und die 5 Bücher Mosis sind gegenwärtig zum Druck bereit. Es sei hier auch erwähnt, daß der Mann, welchem die wichtigsten literarischen Arbeiten zu verdanken sind, Miss. Dr. Eli Smith, am 11. Jan. 1857 in die ewige Ruhe eingieng.

Die eigenthümliche Schwierigkeit der Mission unter den Arabern des Libanon wird folgendermaßen geschildert: „Ein Hauptgrund ihrer Unempfänglichkeit liegt darin, daß das Volk bereits ein durchaus religiöses ist. Religiöse Formen und religiöse Sprache sind durchaus herrschend. Die heiligsten Worte und andächtigsten Ausdrücke sind auf den Lippen Aller, der Gelehrten und Ungelehrten, der Männer, Frauen und Kinder, ja im Munde der Gottlosesten und Verworfensten. Ihre Grußform, ihr gewöhnliches Tagesgespräch ist so mit religiöser Redeweise verwoben, daß ein Fremdling leicht den Eindruck bekommen könnte, sie seien das frömmste Volk auf Erden. Was immer Gegenstand des Gesprächs sein mag, religiöse Ausdrücke mischen sich immer hinein. Selbst ihre Namen sind mit der Religion verknüpft, und das ganze tägliche Leben schließt die heiligsten Dinge und Worte in sich. Nun ist es in der That nicht leicht, ein solches Volk zu überzeugen, daß ihnen ein Neues, eine Wiedergeburt von Oben, noth thut."

(Fortsetzung folgt.)

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt. Das Bibelfest auf Neuseeland.
1. Finsterniß bedecket das Land. 2. Die ersten Missionsanfänge.
3. Die Mäori-Bibel. 4. Das Bibelfest in Waikato.

Nr. 3. 1859.

Das Bibelfest auf Neuseeland.

1. Finsterniß bedecket das Land.

Wenn Einer vor 25 oder 30 Jahren durch die westlichen Theile von Nordamerika, etwa durch den Staat Missouri jenseits des Mississippi reiste, so traf er da und dort mitten im Urwald ein einsames Blockhaus, von einer oder etlichen Bauernfamilien bewohnt. Um die Wohnung her war der Wald ein wenig gelichtet; Geflügel aller Art trieb sich zunächst um das Gehöfte her; da und dort lag ein gefällter Baumstamm, eine Axt, eine Säge, ein Ackerwerkzeug; auf dem freien Platz zwischen der Wohnung und dem Urwald weideten etliche Ziegen, Kühe und Schweine, und am Rand des Waldes hin zog sich ein Stückchen Ackerland mit Gerste oder Roggen oder Waizen, daneben ein kleiner Gemüsegarten. Durch den Wald aber führte nur ein mit der Axt gehauener Fußpfad, während das unheimliche Heulen des Wildes, das Kreischen der Waldvögel und das Girren der Legionen von wilden Tauben der einzige Ton war, der die Stille der Waldeseinsamkeit unterbrach. Es bedurfte stundenlanger Märsche, um zum nächsten menschlichen Nachbar zu gelangen.

Der gleiche Wanderer kommt nun nach 25 oder 30 Jahren wieder nach der gleichen Stelle. Aber wie ist nun Alles so ganz und gar verwandelt! Statt des rauhen Waldpfades, auf dem man bald über um-

gestürzte Baumstämme zu klettern, bald durch tiefe Sümpfe zu waten, bald auf rohen Baumlagern über Abgründe oder Bäche zu schreiten hatte, braust nun dort die Lokomotive mit dem langen Güter- und Personenzug auf wohlgebauter Eisenbahn dahin. Der Urwald ist meilenweit gelichtet und üppige Kornfelder wogen auf dem Gefilde, so weit das Auge reicht. Wo das trübselige Blockhaus stand, da breitet sich nun eine ansehnliche Stadt mit zehntausend Einwohnern aus. Aus der Reihe stattlicher Wohnungen erheben sich freundliche Kirchen; neben den Volksschulen blüht eine Akademie für die vornehmeren Jünglinge und eine Erziehungsanstalt für Töchter der höheren Stände. Der lebendige Verkehr in den Straßen redet laut von dem raschen Emporblühen des Handels, der Industrie und der Gewerbe. Von der alten Wildniß ist keine Spur mehr vorhanden. Wie mag der Wanderer, der nach 30 Jahren diese Stelle wieder besucht, voll Verwunderung und Staunen all das Neue betrachten, das vor seinem Auge sich darstellt!

Und doch, was ist eine solche äußere Umwandlung der Dinge im Vergleich mit jener sittlichen und geistlichen Neugestaltung, welche im Laufe von 25 bis 30 Jahren mit dem Volke von Neuseeland vor sich gegangen ist! Es ist etwas Großes und Erstaunliches, wenn die Emsigkeit und Kraft der Menschenhand in wenigen Jahrzehnten aus der Wildniß des amerikanischen Urwaldes eine solche Neuschöpfung hervorbringt, wie wir sie oben geschildert haben; aber es gehört mehr als menschliche Kunst und menschlicher Fleiß dazu, um eine geistliche Wildniß in einen geistlichen Garten Gottes zu verwandeln. Was in Neuseeland geschah, das war nur möglich durch die Alles erneuernde Kraft des Wortes Gottes. Die moderne Civilisation, wo sie ohne die mitwirkende Kraft des Evangeliums zu einem verwilderten Heidenvolke gebracht wird, macht das Uebel nur noch schlimmer; denn während sie einerseits die Kraft des Heidenthums innerlich nicht zu brechen, noch zu überwinden vermag, fügt sie andererseits zu den rohen Heidengräueln, die sie vorfindet, noch die viel schlimmeren Laster der civilisirten Völker hinzu, und beschleunigt dadurch den sittlichen und nationalen Untergang solcher unglücklichen Heidenstämme. Wer die Geschichte der Indianer von Nordamerika, der Hottentotten und Kaffern von Südafrika, der Bewohner mancher Inseln der Südsee ꝛc. kennt, der weiß, daß wir Wahrheit reden. Nur das Wort Gottes kann eine heidnische Nation vom Untergang retten und sie wahrhaft nach innen und außen erneuern; und daß es an einzelnen Volksstämmen dieß wirklich ausgerichtet hat, ist ein neuer unwiderlegbarer Be-

weis, daß das Wort der heiligen Schrift nicht Menschenwort, sondern wahrhaftig Gottes Wort und darum eine Kraft Gottes ist, welche die Welt von allem zeitlichen und ewigen Verderben zu erretten und schöpferisch neu zu machen vermag.

Die Neuseeländer oder Mäori (so nennen sie sich selbst) sind unsre Gegenfüßler, d. h. ihr Land liegt gerade auf dem uns entgegengesetzten Punkt der Erde. Es sind zwei große Inseln mit einem Kranz von vielen kleineren Eilanden, welche zusammen von uns Neuseeland genannt werden. Sie liegen im südwestlichen Theil des großen Oceans oder der Südsee. Majestätische Gebirgsketten ziehen sich der Länge nach durch die beiden Hauptinseln; üppige Wälder umgürten die malerischen Gebirge, deren Spitzen hie und da bis in die Wolken reichen und im Winter mit Schnee bedeckt sind, während aus den herrlichen Thalgründen und Gebirgsschluchten rauschende, klare Flüsse hervorbrechen oder in Wasserfällen sich über Felsen stürzen. Im Schooß der Bergthäler dehnen sich lachende Seen aus, während die buchtenreichen Küsten für die Seefahrer die schönsten Häfen darbieten. Das Land selbst ist unerschöpflich reich. Der üppige Boden trägt, wenn er von fleißiger und geschickter Hand gebaut wird, zwiefache Erndten, und das Klima ist so schön und gesund, wie nur irgend in einem südlichen Land von Europa.

Nicht leicht gibt es einen schöneren, kräftigeren Menschenschlag, als die Mäori. Hochgewachsen, breitschulterig, von großer Muskelkraft, mit durchaus wohlgebildeten Gliedmaßen und schönen Gesichtszügen, mit großen blitzenden Augen, schwarz oder braun von Hautfarbe, das ist der Mäori nach seiner äußern Erscheinung. Dabei ist er reich begabt an Geisteskräften, sinnig, klug, schnellfassend, für jede höhere Bildung empfänglich, voll Redegabe und für edeln Anstand wie geschaffen. Und doch, was ist auch die edelste menschliche Natur ohne den umwandelnden Einfluß des Christenthums! Ja, was wird aus ihr unter dem Gifthauch des Heidenthums! Als im Jahr 1809 das englische Schiff Boyd in der Bucht von Wangeroa (an der Westküste der nördlichen Hauptinsel) einlief, um frisches Wasser und Lebensmittel einzunehmen, da fielen die blutdürstigen Mäori über die Schiffsmannschaft her, schlugen Einen nach dem Andern unter wüthendem Geheul mit ihren Keulen nieder, rösteten die Leichen am Feuer und verzehrten sie unter barbarischen Kriegstänzen. Nur ein einziger Mann konnte entfliehen und die schreckliche Kunde erzählen. Als später im Jahr 1822 ein englischer Missionar auf der nördlichen Insel ankam, war gerade eine blutige Schlacht zwischen den Eingeborenen ge-

liefert worden und Tausende bedeckten das Schlachtfeld. Schongi aber, der schreckliche Häuptling, ließ 300 der Gefallenen noch auf dem Schlachtfeld am Feuer rösten und verzehrte sie mit seinen Kriegsleuten. Um die Wohnung des Missionars her tobten und heulten oft diese Kannibalen, drohten ihm und seiner Familie den Tod, schwangen die Keulen über ihm, betasteten mit heißhungriger Gier die Arme und Schultern des Missionars, als gelüstete sie nach diesem zarten weißen Fleisch, und jeweilen kam ein schmieriger Neuseeländer-Junge mit einem blutigen, halb abgenagten menschlichen Knochen in der Hand zu der Schule, welche der Missionar zu halten begonnen hatte. Daneben waren Völlerei, Unzucht und andere Laster an der Tagesordnung. Die schönen, kräftigen, reich begabten Mäori waren nach und nach fast zu Thieren, ja zu Teufeln geworden.

Und dennoch sollte nach Gottes reichem Erbarmen auch dieses unglückliche Geschlecht noch gerettet werden.

---

2. Die ersten Missionsanfänge.

In Sydney, der damaligen Hauptstadt der englischen Kolonie Neu-Südwales auf Neuholland, oder vielmehr nahe dabei in Paramatta, lebte im Anfang dieses Jahrhunderts ein brittischer Geistlicher, Namens Samuel Marsden, der zunächst den Engländern auf der Kolonie als Prediger beigegeben war. Er war ein treuer, eifriger Hirte seiner Gemeinde. Aber sein Herz brannte auch für die Rettung der Heiden, denen er so nahe war. Es kamen nemlich nicht selten Schiffe in Sydney an, auf welchen junge Neuseeländer als Matrosen dienten. Der Anblick dieser schönen kräftigen Gestalten entzündete in ihm einen Zug der Liebe, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ. So oft er Gelegenheit fand, suchte er ihnen kleine Liebesdienste zu thun, um ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen; auch nahm er wohl zuweilen einen oder etliche von ihnen mit sich in sein Haus, erwies ihnen alle erdenkliche Freundlichkeit, suchte ihre Sprache abzulauschen und gab sich viel Mühe, ihnen etwas von der heilsamen Lehre des Evangeliums beizubringen. Der Name des „Vaters Marsden" wurde bald jedem Mäori, der nach Sydney kam, wohlbekannt, und auch in Neuseeland selbst, wenigstens auf jener Küste, von wo die meisten von ihnen zu kommen pflegten, wußte bald jedes Kind von dem „guten weißen Manne", der den Mäori so lieb hat. Ja, man lud ihn wohl auch ein, selbst hinüber zu kommen ins Land der Mäori.

Das war dem treuen Knechte Christi nun freilich jetzt nicht möglich;

denn sein Amt hielt ihn in Paramatta zurück. Aber da er hörte, daß in England eine Missionsgesellschaft gegründet worden war, welche Sendboten des Evangeliums in die Heidenländer auszuschicken angefangen hatte, so schrieb er an die Vorsteher derselben und bat sie, Missionare nach Neuseeland zu senden. Und siehe, schon im Jahr 1810 langten drei Brüder (Kendall, Hall und King) mit ihren Frauen in Sydney an, um unter Marsden's Leitung eine Mission auf dem benachbarten Neuseeland zu beginnen. Allein wenige Wochen vor ihrer Ankunft war die Schreckenskunde von der kannibalischen Ermordung der gesammten Mannschaft des englischen Schiffes Boyd durch die Bewohner von Wangeroa, von der wir oben erzählt haben, nach Sydney gelangt. Unter diesen Umständen wagte sich kein Schiff nach Neuseeland. Die Missionare zwar waren nicht entmuthigt; im Gegentheil, sie sehnten sich nur um so mehr, einem Volke, das so tief versunken war, die rettende Botschaft von dem Heiland aller Welt zu bringen. Aber sie mußten warten bis zum Jahr 1814. Auch jetzt noch schien es bedenklich, sich mitten unter diese Kannibalen zu wagen, deren höchste Lust wildes Kriegsleben, und deren liebste Speise Menschenfleisch war. Allein Marsden selbst, „der Vater der Mäori", schiffte sich mit den Missionsfamilien ein, um sie bei den Wilden einzuführen.

Das Fahrzeug steuerte um die Nordspitze der nördlichen Insel herum und lief endlich in den schönen Hafen, jetzt die Inselbay genannt, ein. Als das Boot, auf welchem die wackern Männer ans Land gebracht werden sollten, dem Ufer sich näherte, da war das letztere mit halbnackten und mit Keulen bewaffneten Kriegsleuten dicht besetzt. Wildes Geheul scholl ihnen entgegen. Da stand Marsden im Boote auf, rief den Leuten in der Mäorisprache zu: „Ich bin Marsden, euer Freund," und winkte freundlich mit der Hand. Ein Augenblick des Erstaunens und der Stille folgte. Etliche Eingeborene, welche selbst in Paramatta gewesen waren, erkannten den Vater Marsden wieder, und dann gieng's mit Freudengeheul hinein ins Wasser, um den wohlbekannten Freund der Mäori sammt seinen Begleitern vollends ans Land zu bringen. Dieß war der erste Empfang christlicher Sendboten auf Neuseeland.

Wenige Tage nachher, am heiligen Weihnachtsfest 1814, eröffnete Marsden selbst die Mission in Neuseeland. Er stellte sich in den Kreis der staunenden Kriegsschaaren und predigte über die Engelsbotschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die euch und allem Volk widerfahren ist; denn euch ist der Heiland geboren!" Ein Häuptling, Namens Duaterra (Ruatara), der öfters in Sydney, ja sogar in

England gewesen war und etwas Englisch verstand, dollmetschte. Es war das erste Mal, daß der süße Schall des Evangeliums auf Neuseeland ertönte. Es dauerte auch nicht lange, so wurde den drei Missionsfamilien um den Preis von zwölf Aexten ein Stück Land von 200 Morgen als Eigenthum zur Ansiedlung und Bebauung übergeben. Dann empfahl Marsden seine jungen Freunde dem Schutz des allmächtigen Gottes und dem Wohlwollen des Häuptlings und seiner Leute, und segelte wieder nach Paramatta zurück, wo er ein Jahr später (1816) unter Mitwirkung der englischen Missionsgesellschaft ein Seminar für junge Neuseeländer gründete, in welchem besonders Söhne von Häuptlingen im Englischen, sowie im Landbau und in Gewerben unterrichtet und zugleich mit dem Evangelium bekannt gemacht werden sollten.

Die Lage der Missionsfamilien aber in der Inselbay war in der That eine sehr ernste. Ihre erste Wohnung war nichts als eine elende Neuseeländerhütte, welche kaum gegen Wind und Regen Schutz gewährte. An Nahrungsmitteln bot das Land weder Getreide, noch Baumfrüchte dar; nur eine Art eßbare Farrenkrautwurzel und die Kumera oder süße Kartoffel war zu haben. Von vierfüßigen Thieren fanden sich nur Hunde und Legionen von Ratten; dagegen bot das Meer eine Fülle schmackhafter Fische. Um die Missionare her lebte ein wildes, barbarisches Geschlecht, im Gesicht und an Brust, Armen und Beinen seltsam tättowirt, halbnackt, höchstens um die Lenden oder über die Schultern eine niedlich geflochtene Matte von weichem Grase tragend. Die Keule und der lange Kriegsspeer waren die steten Begleiter des Mannes, während die Frauen in sklavischer Unterwerfung den Männern dienten. Auf den Felsenhöhen oder Bergabhängen lagen die Pah's oder befestigten Dörfer der Eingeborenen, wie Adlersnester, von denen herab sie fast das ganze Jahr hindurch Ausfälle und Kriegszüge unternahmen, um die ewigen Fehden, die von Vater auf Sohn und Enkel sich vererbten, fortzuführen, — Fehden, welche das Land zu entvölkern drohten und immer mit einem kannibalischen Festmahl von Menschenfleisch endigten.

Schwerer aber, als all dieses, war der Hohn und die wiederholte Drohung derer, für welche die theuern Knechte des Herrn alle diese Entbehrungen und Mühsale mit Freuden ertrugen. Schrecklich war es, wenn die Kannibalen, den Missionaren zum Trotz und Spott, unmittelbar vor ihren Wohnungen die Oefen errichteten, in welchen Kriegsgefangene gebraten wurden, oder wenn Morgens vor der Treppe ihrer Hütte oder auf den Pfählen ihres Gartenzauns ein blutiger Kopf aufgesteckt war. Und doch

arbeiteten, beteten, lehrten und hofften sie muthig fort und wurden nicht müde, an der Rettung dieser Barbaren zu arbeiten. Sie mühten sich vor Allem mit der Erlernung der Landessprache ab, die noch nie grammatisch erforscht, noch nie geschrieben worden war, suchten sich mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes bekannt zu machen, forschten nach den religiösen Begriffen und Anschauungen des Landes, sammelten etliche Kinder, welche ihre Eltern nur gegen Belohnung an Nahrung, Kleidern und eisernen Geräthen hergeben wollten, zur Schule, und suchten die Alten zum Landbau und sonstiger nützlicher Thätigkeit anzuleiten. Aber von Bekehrung wollte Niemand etwas wissen. Daneben mehrten sich die Raub- und Kriegszüge mit allen Schrecknissen und all der leidenschaftlichen Aufregung, von der die Eingeborenen dabei ergriffen wurden. Die Lage der Missionare ward immer bedenklicher.

Da sandte der Herr eine neue Hülfe. Im Jahr 1819 nemlich machte Vater Marsden, begleitet von einigen neuen Mitarbeitern, einen zweiten Besuch auf Neuseeland. Schon der bloße Anblick des ehrwürdigen Knechtes Gottes that den geängsteten Missionsfamilien wohl und richtete ihren Muth und Glauben aufs Neue auf. Aber dieser Besuch hatte noch wichtigere Folgen. Der ganze Norden der Insel stand unter der Herrschaft des wilden und kriegerischen Häuptlings Schongi, dessen Name schon Alles in Schrecken zu setzen im Stande war. Sein Hauptsitz war in Kirikiri. Dorthin gieng Marsden voll unerschrockenen Glaubensmuthes und schloß Freundschaft mit diesem blutdürstigen Barbaren. Von da an standen die Missionare unter dem Schutz dieses mächtigen Häuptlings. In Kirikiri selbst wurde eine Missionsstation, die zweite auf Neuseeland, angelegt. Ja, was Niemand vorher für möglich gehalten hätte, das geschah jetzt. Der Menschenfresser Schongi besuchte mit einem andern Häuptling, Namens Waikato, im Jahr 1820 in Begleitung des Missionars Kendall das ferne christliche England! Beide Häuptlinge waren noch Heiden, beide waren entsetzliche Kannibalen, — und doch wußten sie mit solchem Anstand und so würdiger Haltung in den vornehmen Kreisen und Theegesellschaften Englands aufzutreten, als wären sie längst civilisirte Menschen. Ja, der König von England selbst empfieng den schrecklichen Schongi an seinem Hofe in feierlicher Audienz und beschenkte ihn reichlich. Die Frucht dieses Besuchs war eine doppelte. Einestheils wußte Schongi mit großer Schlauheit bedeutende Vorräthe an Feuerwaffen mit sich nach Neuseeland zurückzubringen und dadurch mit leichter Mühe die übrigen Häuptlinge der Insel

sich zu unterwerfen; anderntheils hatte er die Macht Englands kennen gelernt und schützte von nun an mit noch größerer Entschiedenheit die Missionare in seinem Lande. Mehrmals konnte er nur durch seine persönliche Dazwischenkunft das bedrohte Leben der Brüder behüten. Er selbst aber blieb Heide und starb als solcher. Er erlag am 5. März 1828 einer Wunde, die er in offener Feldschlacht empfangen hatte. Mit ihm schienen die Missionare ihre kräftigste Stütze verloren zu haben, was um so bedenklicher war, als nach dem Tode dieses gewaltigen Kriegshelden die ganze Insel in neuen Aufruhr und neue größere Zerrüttung zu gerathen drohte. Allein Schongi's letzte, auf dem Sterbebette an seine umstehenden Freunde gerichteten Worte: „Laßt die Missionare in Frieden wohnen; denn sie haben uns nichts als Gutes gethan, und von ihnen habt ihr keinen Schaden zu befürchten," — diese Mahnworte des sterbenden Häuptlings fanden ein williges Ohr. Der gefürchtete Ausbruch des Bürgerkriegs kam nicht. Es kehrte eine ruhigere Zeit und eine friedlichere Stimmung unter den des Kriegs müden Mäori ein. Die Missionare brauchten ihre Häuser nicht mehr zu verschanzen und ihre Thüren nicht mehr zu verrammeln; auch die Herzen der Eingeborenen schienen sich dem süßen Worte des Friedens zu öffnen.

Bis dahin war nur ein Einziger unter den Neuseeländern dem Evangelio gehorsam geworden. Er wurde im Jahr 1825 getauft. Erst 1830, also zwei Jahre nach Schongi's Tod, kamen einige Wenige hinzu. Aber im Jahr 1838 standen bereits 2000 Mäori in christlichem Unterricht und wohnten regelmäßig dem Gottesdienst bei. Es war, als wenn ein Odem Gottes die verdorreten Todtengebeine zu bewegen anfieng.

Eben diese Anfänge einer neuen Zeit durfte Vater Marsden noch erleben. Es gieng ihm wie dem Mann Gottes Mose, der vom Berg Nebo aus das gelobte Land wenigstens von ferne sehen durfte, um dann getrost sein Haupt zur Ruhe zu legen. Marsden, am 28. Juli 1764 geboren, war um jene Zeit bereits in sein 74stes Lebensjahr eingetreten. Noch im Jahr 1837 hatte er als 73jähriger Greis in Begleitung seiner Tochter seine siebente Reise nach Neuseeland gemacht und mit tiefer Bewegung die Veränderungen wahrgenommen, die sich in diesem blutgetränkten Lande anbahnten. Nicht blos die Missionare, sondern auch die Mäori drängten sich herbei, den ehrwürdigen Greis noch einmal zu sehen. Wohin er kam, empfieng man ihn mit hohen Ehren. Die bekehrten Eingeborenen standen mit Thränen der Freude vor ihm, und die heidnische Bevölkerung bewillkommte ihn mit Flintenschüssen und Kriegs-

tänzen. Einer der Häuptlinge kam, setzte sich auf den Boden vor Marsden nieder und sah ihn mehrere Stunden lang an, ohne ein Wort zu reden, ohne eine Glied zu bewegen. Als man ihm dieß seltsame Benehmen verwies, rief er: „Laßt mich! Ich muß einen letzten Blick auf den Vater werfen; denn ich werde ihn nie wieder sehen!" Als Marsden endlich Abschied nahm, da ließen es sich die Eingeborenen nicht nehmen, — sie trugen den geliebten Freund und Vater der Mäori zwei Stunden weit auf den Schultern bis zu der Stelle, wo das Schiff lag. Am Ufer aber war lautes Weinen, bis das Fahrzeug abgefahren war.

Ein Jahr später predigte er noch am Sonntag den 6. Mai 1838 in seiner Kirche zu Paramatta mit besonderer Kraft und Innigkeit. Dienstags darauf besuchte er einen Freund, der acht Stunden entfernt wohnte. Aber er kam krank an. Die Gesichtsrose brach aus und nahm schnell einen bedenklichen Charakter an. Er sprach wenig. Seine Gemeinde, die Mission auf Neuseeland und auf Tahiti, sowie seine eigenen Aussichten auf eine selige Ewigkeit bildeten den Inhalt seiner Aeußerungen und Gebete, bis er Samstags den 12. Mai sanft entschlief.

In Neuseeland aber that der Herr Großes. Es war, als wenn ein Damm, der bisher einen mächtigen Strom aufgehalten, mit einem Mal nun durchbrochen wäre. Ganze Stämme drängten sich zur Taufe. Schon nach vier weiteren Jahren (1842), als der erste englische Bischof von Neuseeland auf der Insel eintraf, konnte er schreiben: „Wir sehen hier eine ganze Nation von Heiden zum Glauben bekehrt. Einige wenige treue und eifrige Männer sind unter der Mitwirkung des heil. Geistes die Werkzeuge gewesen, um ein neues Volk in die Familie der übrigen christlichen Nationen einzuverleiben." — Und nun, im Jahr 1859, also 34 Jahre nach der Taufe des ersten Mäori, sind unter den 100,000 Eingeborenen von Neuseeland nur noch ganz wenige Heiden übrig. Die Insel, auf welcher noch vor ganz kurzer Zeit entsetzliche Barbarei und die gräßlichste Menschenfresserei herrschend waren, ist nun mit Kirchen, Schulen, christlichen Dörfern und Städten und mit einem Volke bedeckt, das in gewissem Sinne sagen kann: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden!"

---

3. Die Mäori-Bibel.

Was hat in so kurzer Zeit Neuseeland zu einem christlichen Lande gemacht? Du antwortest: „Die Predigt des Evangeliums." Das ist

wahr; aber die mündliche Verkündigung des Wortes vom Kreuze hätte die gewaltige Wirkung nicht auszurichten vermocht, wenn nicht das geschriebene und gedruckte Wort Gottes dem Volk in die Hände gekommen wäre. Das theure Bibelbuch, in die Sprache des Volkes übersetzt und in tausenden von Exemplaren verbreitet, zusammen mit der mündlichen Predigt und den überall verbreiteten Volksschulen, — das ists, was allein ein Volk von Kannibalen in ein Christenvolk umzuwandeln vermag. Wie aber die heilige Schrift ins Mäori übersetzt ward, das müssen wir noch erzählen.

Ehe die Missionare nach Neuseeland kamen, war das Mäori nie zuvor geschrieben worden. Das Volk, das diese Sprache redete, hatte nie zuvor ein Buch gesehen, nie ein Wort buchstabirt, nie eine Feder gehandhabt. Nichts verwunderte sie mehr, als der Anblick eines gedruckten Papiers. Sie nannten es nur „die Leinwand, welche reden kann." Aber die Missionare lauschten geduldig und aufmerksam auf die Ausdrucksweise und Sprache des barbarischen Volkes; sie schrieben die Worte, die sie von ihren Lippen hörten, sorgfältig nieder; sie lasen das Geschriebene den Eingeborenen wieder und wieder vor, um ganz gewiß zu sein, daß sie Alles vollkommen richtig verstanden und geschrieben hätten. So entstand eine Mäori-Wörtersammlung, allmählig auch eine kleine Mäori-Grammatik. Dann wurden zuerst die schönsten und köstlichsten Sprüche der heiligen Schrift übersetzt, und dann ein einzelnes Buch des neuen Testaments; es war das Evangelium Lucä. Endlich wurde das ganze Neue Testament fertig, und zuletzt nach viel großer Arbeit und Mühe — siehe, da lag auch das Alte Testament fertig geschrieben und gründlich überarbeitet auf dem Schreibtisch des trefflichen Missionars Maunsell. Es war im Sommer 1844, als die Arbeit vollendet war. Wer will die Freude und Wonne dieses Knechtes Christi nachfühlen, als er den letzten Federstrich zu einem Werke gethan, durch welches ein ganzes Volk für den Herrn gewonnen werden sollte?

Aber der Herr ist ein wunderbarer Gott. Es war eben um jene Zeit, daß Missionar Maunsell in der Nacht durch das unruhige Bellen eines Hundes aufgeweckt wurde. Er war gerade noch im Stande, sein nacktes Leben aus den Flammen zu erretten, die bereits aus den Fenstern seiner Wohnung schlugen. Nach einer Stunde war diese nur noch ein rauchender Aschenhaufen. All sein Hausrath, alle seine Bücher und Papiere, und auch die Handschrift des übersetzten Alten Testaments, das Werk langer mühevoller Jahre, — Alles war ein Raub der Flammen

geworden! „Diese Heimsuchung," schrieb er damals nach England, „ist für mich in der That sehr schwer; aber ich nehme sie demüthig hin als die Zucht meines himmlischen Vaters, der die Liebe ist, und der Seine Sache auf Seinen eigenen wunderbaren Wegen zum Ziele führen will. Am Samstag Abend, gerade vor der Feuersbrunst, hatte ich, ehe ich mich zur Ruhe niederlegte, nach meiner Gewohnheit alle meine in der Woche gethane Arbeit Seiner Hut und Sorge übergeben und Ihn gebeten, daß Er meine Uebersetzungen zu einem Segen machen möge für dieses Volk. Er hat das Gebet in geheimnißvoller Weise erhört! Der Muth würde mir entsinken, wenn ich nicht wüßte, daß gerade die dunkelsten Führungen meist im hellsten Lichte endigen."

Dieß ist die Art, wie die rechten Kinder Gottes auch die schmerzlichsten Prüfungen bestehen. Missionar Maunsell, statt zu klagen und muthlos zu werden, fieng mit dem Glauben eines Kindes und mit dem Muth eines Mannes die Arbeit von vorne an. Im Jahr 1858 aber konnte er an seine Vorsteher in England schreiben:

„Da ich mit meinen Uebersetzungsarbeiten zu Ende bin und ich nun etwas freier athmen kann, so benütze ich die erste Gelegenheit, Ihnen zu schreiben. Das ganze Wort Gottes ist nun ins Mäori übersetzt; und ich glaube, Sie können in etwas die Empfindungen mir nachfühlen, die mich beim Blick auf die nun vollendete Arbeit bewegen. Durch Gottes große Güte durfte ich das [von früheren Missionaren übersetzte] Neue Testament und das Gebetbuch neu überarbeiten und die erstmalige Uebersetzung des Alten Testaments vollenden.

„Wahrlich meine Aussichten waren dunkel, als ich vor 13 Jahren mein Haus mit allen meinen Büchern und Papieren in anderthalb Stunden in Feuer aufgehen sah, — als meine liebe Gattin, die am darauffolgenden Tag entbunden wurde, in einer elenden Neuseeländerhütte hülflos dalag, — als wenige Tage nachher auch in der Hütte, in welcher wir samt den wenigen geretteten Sachen Zuflucht gefunden hatten, aufs Neue Feuer ausbrach, und als ich selbst beim Löschen mir die Hände aufs peinlichste verbrannt hatte und krank darniederlag. Und dennoch konnte ich auch damals der festen und getrosten Ueberzeugung nie los werden, daß der Herr die Arbeit, die ich in Seinem Namen unternommen hatte, am Ende doch noch werde gelingen lassen. Schon zu der Zeit, als ich noch daheim in England war, lag ein tiefes Sehnen und Verlangen in mir, dem Herrn und meinen heidnischen Mitmenschen durch die Uebersetzung Seines heiligen Wortes in irgend eine fremde Sprache dienen zu dürfen, weßhalb

ich schon damals mich hauptsächlich mit dem Grundtext der heiligen Schrift (Hebräisch und Griechisch) viel befaßte und mir auch viele dahin einschlagende Bücher anschaffte. — Sobald nun meine Hände wieder geheilt waren, machte ich mich unverzüglich wieder an meine theure köstliche Arbeit; und obgleich ich oft, sehr oft entmuthigt wurde bei dem Gedanken an die scheinbare Unmöglichkeit, das Werk in Neuseeland selbst zu drucken, so hat doch der Herr, wie Sie wissen, auch hiefür einen Weg eröffnet, und zwar in einer Weise, die mir ganz besonders wohlthat.*) Und so hat mich Seine Gnade in den Stand gesetzt, meine Arbeit gerade an dem Tage zu vollenden, an welchem 13 Jahre vorher der Herr durch jene schwere Feuerprobe mich heimzusuchen für gut fand. Den Rest meines Lebens, wie lang oder wie kurz er auch sein mag, möchte ich nun, — das ist mein heißes Sehnen und Flehen, — Ihm und Seinem Dienste bis zum letzten Athemzug weihen."

So schreibt Missionar Maunsell. Und was hat denn nun dieses Wort Gottes, von dem das Neue Testament bereits gedruckt und in den Händen des Volkes ist, an den Seelen ausgerichtet?

Da muß ich zuvörderst in eine viel frühere Zeit zurückgehen. Im Anfang erschien den Eingeborenen die Kunst, ein Buch reden zu hören d. h. es zu lesen, wie eine Art Zauberei. Gerade die Neugierde aber, mit der sie die Sache betrachteten, bot den Missionaren eine willkommene Gelegenheit, die Eingeborenen selbst lesen zu lehren, und nichts war mit dem Entzücken zu vergleichen, das ein Mäori empfand, wenn ihm das erste Licht über die Kunst des Lesens aufgieng. Einer um den Andern wollte sie auch lernen, und bei der geistigen Begabung und Lebendigkeit des Volkes bedurfte es wenig Mühe, nicht nur die Kinder, sondern selbst ältere Leute darin zu unterrichten.

Wenn aber das Wort Gottes nur einmal gelesen wird, so kann es nicht ohne Wirkung auf das Herz bleiben. Wir wollen nur Ein denkwürdiges Beispiel hievon aus der frühesten Zeit der Mäori-Mission erwähnen, — aus einer Zeit, wo nur das Evangelium Lucä gedruckt war.

Die Missionare waren damals noch auf eine kleine Ecke im Norden der Insel (an der Inselbay) beschränkt, und über dieselbe hinaus durften sie sich ohne die höchste Lebensgefahr nicht wagen. Denn zwei mächtige

---

*) Auf Kosten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft und der großen brittischen Bibelgesellschaft ist eine Missionsdruckerpresse nach Neuseeland geschickt worden, auf welcher gegenwärtig die ganze Mäori-Bibel gedruckt wird.

Häuptlinge, Schongi im Norden der Insel und sein Gegner im Süden, lagen in beständigem Kriege miteinander und erfüllten das ganze Land mit Mord und Raub. Nachdem aber Schongi, wie oben erwähnt, Feuerwaffen aus England mitgebracht hatte, konnte ihm sein Gegner nicht mehr Stand halten. Er siegte in allen Schlachten, machte Tausende zu Gefangenen, die entweder aufgezehrt oder zu Sklaven gemacht wurden, und trieb endlich den feindlichen Häuptling tief hinab in den Süden der Insel, wo er in die hohen Felsgebirge an der Meeresküste sich flüchtete und von nun an vor weiterer Verfolgung gesichert war. Einer der Kriegsgefangenen nun, Namens Matahau, welchen Schongi nach seinem Hauptsitz Kirikiri gebracht hatte, wo bekanntlich seit 1819 auch eine Missionsstation war, lernte dort lesen. Einige Zeit nachher gelang es ihm, zu entfliehen und zu seinem Stamme im Süden zurückzukehren. Fast das Erste, was er seinen Stammgenossen erzählte, war die wunderbare Geschichte von der „Leinwand, welche sprechen kann." Der junge Häuptling seines Stammes hörte mit Erstaunen dem zu, was der Entlaufene erzählte. Sein Herz kam in Feuer und Flammen; lesen, lesen — das wollte er auch lernen! Aber woher sollte er ein Buch bekommen? Matahau, der entflohene Kriegsgefangene, hatte zwar ein Büchlein (das Evangelium Lucä) mitgebracht; allein da er noch ganz und gar ein Heide war, so hatte er die Blätter des Büchleins Stück für Stück ausgerissen und Patronen für seine Flinte daraus gemacht. Es waren nur noch wenige Blätter davon übrig. Diese mußte Matahau seinem Häuptling abtreten; und nun war dieser entschlossen, um jeden Preis aus jenen übrigen Blättern lesen zu lernen. Tag und Nacht saß er samt einigen Genossen um das Feuer, das in der Mitte seines Zeltes brannte, und lernte von Matahau die Buchstaben, und er ruhte nicht, bis er alle Schwierigkeiten überwunden hatte.

Aber während er die wenigen Blätter des Evangeliums Lucä wieder und immer wieder durchbuchstabirte und endlich fließend durchlas, drang das Wort auch mit aller seiner inwohnenden Kraft ihm ins Herz. Nun wollte er einen weißen Lehrer haben, der ihm von diesen wunderbaren Dingen noch mehr zu sagen wüßte. Einen solchen Lehrer wollte er aufsuchen, und müßte er zu diesem Ende auch mitten in seines grausamen Feindes Land gehen! Und Gott ließ es ihm gelingen. Er fand die Missionare in Kirikiri, und nun ließ er nicht nach, bis Einer von ihnen mit ihm gieng in den Süden, um ihn und seinen Stamm im Worte Gottes zu unterweisen. Dadurch aber eröffnete sich den Missionaren der

ganze Süden der Insel, mehr als 100 Stunden von ihren damaligen Stationen entfernt, und das halbzerrissene Evangelium Lucä des entlaufenen Sklaven Matahau wurde in der Hand Gottes das Mittel, um Tausende wilder Kannibalen auf den Weg des Friedens zu lenken.

---

4. Das Bibelfest in Waikato.

Wir könnten noch manche köstliche Geschichte von den Wirkungen des Wortes Gottes an den Herzen der Mäori erzählen; aber es ist Zeit, daß wir unsre Leser zu einer andern Scene führen.

Im Mai des Jahres 1858, als eben die Uebersetzung der ganzen Bibel in die Landessprache vollendet war, veranstaltete der theure Missionar Maunsell, dessen Hand unter Gottes Gnade dieses Werk ausgerichtet hatte, in der Stadt Waikato eine Versammlung von Eingeborenen, um dieses wichtige und für ganz Neuseeland so freudenreiche Ereigniß gemeinschaftlich unter Gebet und Danksagung zu feiern. In einer großen Halle waren am oberen Ende Stühle bereit für die Missionare Maunsell und seine Familie, Aschwell und seine Töchter, und James Stack, sowie für zehn Eingeborene, welche heute kleine Ansprachen halten sollten. Der edle Maunsell selbst saß vor dem Tisch im Präsidentenstuhl und leitete die Versammlung. Im weiteren Raum der Halle waren Bänke zurechtgestellt für die Zuhörer. Da saßen ganze Schaaren einstiger Kannibalen, um ein Bibelfest zu feiern, — die Männer meist schwarz gekleidet, die Weiber in einfachem, anständigem Anzug, wie es christlichen Frauen und Jungfrauen geziemt. (Siehe das Bild.)

Maunsell leitete die Feier mit einigen tiefergreifenden Worten ein, worin er die Mühen und Prüfungen, aber auch die herrlichen Durchhülfen erzählte, durch die es während der Uebersetzungsarbeit hindurchgegangen war. Dann folgten die andern Redner, abwechselnd bald ein Missionar, bald ein Neuseeländer. Soll ich aus den Ansprachen der Letzteren Einiges wiedergeben? Hier sind einige kurze Notizen aus ihren Reden, wie sie uns von den Missionaren mitgetheilt sind.

Ruini stand zuerst auf und sprach: „Das Wort Gottes ist die alleinige Quelle der Wahrheit und der Erkenntniß göttlicher Dinge. Es verachte Niemand einen kleinen Anfang. Ein Zündhölzchen giebt nur eine kleine Flamme, aber wer kann den Wald löschen, den es angezündet hat? So wird auch dieses Werk fortgehen und zunehmen, bis die ganze Welt von der Herrlichkeit des Herrn voll ist."

Henare Ngatiu, Lehrer in einer Schule, folgte ihm und rief: „Wenn wir die Bibel lieb haben, so lasset uns mit Freuden dazu beisteuern, daß sie auch in andere Heidenländer könne gesandt werden; denn sie ist die Quelle aller Erkenntniß, alles Trostes und aller Freude!"

Waata, Vorsteher eines Dorfes, ein sehr netter, einsichtsvoller Mann, trat auf und sprach von der glücklichen Vollendung der Uebersetzung der Bibel ins Mäori. „Jenseits des großen Wassers," rief er, „haben sie das ganze Wort Gottes längst in ihrer Sprache besessen und sich dessen gefreut, während wir hier uns darnach lange sehnten und es doch nicht uns verschaffen konnten. Nun aber lasset uns fröhlich sein und dem Herrn danken, daß auch wir das Wort Gottes haben, das uns den Weg des Lebens gehen und den Pfad des Todes meiden lehrt."

Selwyn, Lehrer in einer Schule, sprach: „Laßt mich euch fragen, warum wir uns freuen. Erstens: weil Gottes Wort nun übersetzt ist. Nun ist uns der Weg des Lebens klar gemacht. Zweitens: weil Gott es in die Herzen unsrer christlichen Freunde gegeben hat, das Wort Gottes für uns zu übersetzen und zu drucken."

Hori Tauroa sprach von der Pflicht, zur Verbreitung der heiligen Schrift überall mitzuwirken. „Wir müssen," sagte er, „Gottes Werke ehren. Laßt uns unsre Liebe zeigen dadurch, daß wir unsre Scherflein geben für das Werk des Herrn."

Paora Kutahi, gleichfalls Schullehrer, sprach: „Wenn in einem Boot Niemand ist, der den Takt schlägt für die Ruderer, so gehts langsam; aber wenn die Taktschläger aufstehen und die Mannschaft ermuntern, dann fliegt das Boot. Nun siehe, heute habt ihr viele Taktschläger. Jetzt zeiget euern Eifer, rudert kräftig und bringet das Werk bis zum Hafen, 'wo die Herrlichkeit des Herrn den Erdboden bedecken wird, wie das Wasser das Meer bedeckt.'"

Kairapu, auch ein Schullehrer, machte den Vorschlag, einen Hülfsbibelverein zur Unterstützung der großen brittischen Bibelgesellschaft zu gründen, Sammler zu wählen ꝛc. und sagte dann: „Früher hörten wir nur von Gottes Wort: nun sehen wir es. So hörten wir früher von den Europäern, wir hörten von ihrer Kleidung, ihren Pflügen, ihren Rossen, ihrem Reichthum; nun sehen wir sie und haben sie bei uns. Wir hörten von der Bibel, Jahr für Jahr, Jahr für Jahr: nun werden wir bald das Ganze haben [auch im Druck fertig] durch die Wohlthat der brittischen Bibelgesellschaft. Wäre nicht die Liebe Gottes, wir würden nie Sein Wort besitzen. Die Bibel ist für jeden Mann, für jede Frau,

für jedes Kind, damit das Licht an jeglichem Orte scheine. Das ist ein Werk, das wir nicht auf die Seite legen dürfen, sondern wir müssen darin fortfahren Jahr für Jahr, ohne Unterlaß."

More machte den Schluß. „Einst sprachen unsere Häuptlinge zu ihren Kriegsleuten, wenn es zum Kriege gieng: 'Freunde, machet euer Herz stark wie Grünstein. Schaffet Speisevorrath herbei für den Kriegszug! Denket daran, daß die Speise ebenso sehr euch zu gute kommt, als mir.' So rufe auch ich euch zu: 'Schaffet Geldmittel herbei; haltet damit nicht zurück! Gedenket daran, daß das Wort Gottes ebenso euch selber zu gute kommt, als Andern, und indem ihr Andere segnet, werdet ihr selber gesegnet sein!' Im Anfang waren wir Thoren; wir nannten die Dinge, welche die Europäer brachten, mit verkehrten Namen; Schiffszwieback nannten wir Bimsstein, Zucker hießen wir Sand, Tabak nannten wir Strick. So kannten wir auch Gott nicht, noch Seine Wahrheit. Nun haben wir die Bibel und kennen die heilsamen Lehren des Evangeliums."

Nachdem dieser Redner gesprochen, erhob sich noch einmal Missionar Maunsell und erinnerte daran, wie nothwendig es sei, daß Jeder ernstlich und anhaltend um die Erleuchtung des heiligen Geistes Gott anrufe; denn ohne das Licht des heiligen Geistes sei das Lesen des Wortes Gottes unnütz und bringe keine Frucht. Um dieß durch ein Sinnbild seinen Zuhörern deutlich zu machen, löschte er eines der Lichter, die bei hereinbrechender Nacht auf dem Tische brannten, aus und rief: „Sehet, wie eine unangezündete Kerze in einem finstern Zimmer nichts hilft, so hilft uns auch das Wort Gottes nichts, wenn es nicht durch den heiligen Geist uns helle gemacht wird."

Zum Schluß wurde ein neuseeländisches Lied gesungen und gebetet. An den Thüren aber wurde zum Besten der Bibelverbreitung ein Opfer von 230 Franken gesammelt.

Ein nachdenksamer Leser wird aus diesen Geschichten allerlei wichtige Dinge lernen können. „Er aber, unser Herr Jesus Christus, und unser Gott und Vater, der uns geliebet hat und gegeben einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung, durch Gnade, der ermahne unsre Herzen und stärke uns in allem guten Werk und Wort!" 2 Thess. 2, 16. 17.

Redactor: Dr. A. Ostertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.

Kumake, Meyer's Station am Berbice.

Johannes Meyer.

Vierte Abtheilung.

1. Allerlei Leidenswege.

Die armselige Missionshütte in Kumäke, in welcher wir den Missionar Meyer mit seiner Familie mitten unter den Arawacken verlassen haben, war eine Stätte vieler und schwerer Leiden für ihn und die Seinen, aber auch ein Ort des Segens und der Freude, wie sie die Welt bei all ihrer Lust und Herrlichkeit nicht kennt. Wohl fehlten dort die allereinfachsten Bequemlichkeiten, wie sie auch der Aermste unter uns noch genießt. Das Blätterdach, die bloße Erde als Fußboden, die ringsum offenen und nur mit einer Brustwehr und mit Blätter-Jalousieen versehenen vier Seiten, die durch einen Vorhang bewerkstelligte Abtheilung des Innern in zwei Gemächer, die paar Kisten, welche die Stelle von Tisch, Kasten und Kommode vertraten, die von den Seitenpfosten herabhängenden Hängematten, welche als Bettstelle dienten, die armselige Indianerkost, die Abgeschlossenheit von gebildetem christlichem Umgang, und dann die Sandflöhe und Stechfliegen, diese unbeschreibliche Plage Südamerika's, — das Alles kam bei ihm und seiner Gattin nicht in Betracht gegen das selige Gefühl der Nähe des Herrn und gegen die Freude, einen und den andern von den Indianern mit Buße und Glauben zu Jesu kommen zu sehen. Die Schule, die täglichen Gottesdienste, die Abendmahlsfeier, die Bibelübersetzung, die Ausfertigung von Liedern, — Alles gieng, wenn auch unter viel Angst, Sorge und Noth, doch im Segen fort.

Es war übrigens dem glühenden Eifer Meyer's nicht möglich, seine Liebesarbeit bloß auf Kumäke zu beschränken. Er kaufte sich ein kleines offenes Boot und fuhr damit auf dem Berbice und auf den

in denselben einmündenden Nebenflüßchen nach den verschiedenen Niederlassungen der Arawacken. „In einiger Entfernung von Kumäke," schreibt Missionar Strong, mit welchem Meyer so enge verbunden war, „nimmt der Reisende flußauf- und abwärts da und dort kleine Weiler von zwei oder drei Hütten wahr, die nur wenige Schritte vom Rand des Wassers entfernt liegen und immer nur von den Gliedern einer einzigen Indianerfamilie bewohnt sind. Diese Plätze pflegte Meyer häufig zu besuchen und den Leuten das Evangelium von der Gnade Gottes in ihrer Muttersprache zu verkündigen. Eine Zeitlang fuhr er regelmäßig jeden andern Sonntag etwa zwei Stunden weit den Fluß hinab nach einem Ort, wo ziemlich viele Familien von Negern und Indianern beisammen wohnten, die auf den umliegenden Holzplantagen als Arbeiter dienten. Hier predigte er das Evangelium den Alten und unterrichtete die Kinder. Als aber Etliche unter ihnen glaubten und sich von ihren bösen Werken zum Herrn bekehrten, da erhob sich unter den Uebrigen, die sich vom Geiste Gottes nicht über ihrem gottlosen Wesen wollten strafen lassen, insbesondere auch unter den europäischen Aufsehern der umliegenden Plantagen, eine bittere Feindschaft wider das Evangelium und wider den, der es verkündigte."

Bis zu welcher Höhe dieser Haß jeweilen stieg, das kann ein einziges Beispiel zeigen, das uns Frau Meyer mittheilt. „Eines Tags," schreibt sie, „fuhr mein Mann in seinem kleinen Boot allein den Fluß hinab, wobei ihn der Weg an einem Holzplatz vorüberführte. Da schoß der Aufseher, ein Engländer, seine Flinte nach ihm ab; aber der Engel des Herrn breitete seinen Schild über ihn, daß ihm kein Leid widerfahren durfte. Der Mann aber wurde bald hernach wahnsinnig und mußte nach England gebracht werden. An seine Statt kam sein Bruder, der kein so bitterer Feind des Evangeliums war."

Noch wichtiger aber, als diese Plätze flußabwärts, wurde für Meyer ein Dorf, das oberhalb Kumäke lag. Es war Manäke, das letzte Dorf der Arawacken, unmittelbar an der Gränze des Gebiets der Akkawähs, das weiter landeinwärts sich erstreckt. Es lag zwei Tagereisen flußaufwärts von Kumäke und eine starke Stunde vom Ufer des Stromes entfernt. Zwar war Manäke durch ein kleines Flüßchen, an welchem seine Hütten erbaut waren, mit dem großen Strom verbunden, aber ersteres war unfahrbar, indem knorrige dicke Baumwurzeln, weit überhangende Aeste und Zweige, Schilfgras und

Schlingpflanzen aller Art den Weg versperrten. So mußte Meyer den Weg vom Berbice aus zu Fuß machen, mitten durch Sümpfe, in denen er oft bis um die Lenden zu waten hatte, während er seine Hängematte und sein Kleiderbündel auf dem Rücken trug. Hier pflegte er in der Regel zwei bis drei Wochen zu bleiben und theils im Dörflein selbst, theils in der Umgegend das Evangelium des Friedens zu verkündigen und vor dem zukünftigen Gericht zu warnen. Gleich beim ersten Besuch rief ein junger Indianer (ein Zauberer), der mit vielen Andern vor dem Missionar saß, ergriffen von dem gewaltigen Zeugniß dieses Knechtes Gottes, aus: Kidwan, Kidwan! d. h. es ist wahr, es ist wahr! Und so mächtig war der Eindruck, den dieser junge Mann von dem Worte Gottes erhielt, daß er von da an von seinem heidnischen Wesen ließ und bald hernach die Taufe empfieng. Nach einigen Monaten wurden neun Andere, (sieben Frauen, von denen eine dem Stamm der benachbarten Akkawähs angehörte, und zwei Männer) getauft.

Diese Reisen nach Manäke waren mit unsäglichen Mühsalen und Gefahren verbunden, zumal da Meyer immer allein in seinem Boot den Strom hinauffuhr. Die Fahrt war äußerst gefährlich wegen der an vielen Stellen überaus starken Strömung und wegen der zahlreichen oft kolossalen Baumstämme, die vom Strom herabgetrieben wurden, und die bei einem Zusammenstoß unausweichlich das kleine zerbrechliche Fahrzeug Meyer's zertrümmert hätten. In der Regel ruderte er am Abend und bei Nacht sieben volle Stunden ohne Ausruhen fort, und oft, wenn ihn der Schlaf übernehmen und das Ruder ihm aus den Händen gleiten wollte, ward er noch zu rechter Zeit durch den Schrei eines aufflatternden Nachtvogels, durch das Geräusch eines untertauchenden Alligators oder durch einen ins Wasser stürzenden morschen Baumstamm wieder aufgeschreckt, um dann, Gott preisend für seine Bewahrung, fröhlich weiter zu rudern. Wenn dann die Ebbe eintrat, die ihn hinderte, weiter gegen den Strom zu fahren, so pflegte er sein Boot an einem Baum am Ufer zu befestigen und auf die rückkehrende Flut zu warten; mittlerweile streckte er sich auf dem feuchten Boden seines Kahns aus und suchte im Schlaf Erholung von der langen und mühevollen Anstrengung. In Manäke angekommen, pflegte er sich in einer der Hütten zurechtzumachen, die man ihm anwies, und die mehr einem finstern Schuppen als einer menschlichen Wohnung glich, ohne Bretterboden, ohne Vertäfelung unter dem

Blätterdach, ohne Kamin, ohne Fenster und Thüren. Zur Nahrung aber diente ihm, was ihm die Indianer zu geben vermochten. Von jener Hütte aus trieb er seine Evangelisten-Arbeit. Er legte den Alten und Jungen den ganzen Rath Gottes zu unsrer Seligkeit einfach und herzbeweglich vor, strafte die Werke der Finsterniß mit erschütterndem Ernst, warnte vor dem Tag des Zorns und bat oft unter Thränen, sich vor dem zukünftigen Gericht retten zu lassen. Dann sammelte er die Kinder um sich, lehrte sie lesen, prägte ihrem Gedächtniß die schönsten Sprüche der Bibel und etliche seiner selbstverfertigten Lieder ein und suchte ihre jungen Herzen für den holdseligen Kinderfreund zu gewinnen. Zwischenhinein zog er in die umliegenden Ortschaften und richtete dort in gleicher Weise sein Evangelistenamt aus, bis er nach zwei oder drei Wochen in großer Erschöpfung zu den Seinen in Kumāke heimkehrte.

Was für eine geheimnißvolle, weltüberwindende Macht liegt in der Liebe Christi! Meyer hat in der Aehnlichkeit seines großen Vorbildes, des Heidenapostels Paulus, mehr als tausend Andere sagen können: „Diese Liebe Christi dringet mich also!" Wir, die wir daheim im bequemen Studierzimmer oder auf dem weichen Sopha von diesen Leiden und Mühsalen eines Knechtes Gottes lesen, und doch auch gerne als Diener Christi gelten wollen, müssen mit Schaam unser Angesicht verhüllen und im Staub und in der Asche Buße thun über unsres Fleisches Zärtlichkeit. —

Etwa zwölf Monate waren so dahingegangen, als Frau Meyer den 3. Nov. 1844 glücklich von einem Knäblein entbunden wurde, welches den Namen seines Vaters, John oder Johannes, erhielt. „Er war das leibhafte Ebenbild seines lieben Vaters," schreibt später die Mutter des Knaben. Mit dieser freundlichen Gottesgabe schien sich eine neue Quelle süßen Trostes und zarter Freuden für die einsamen Geschwister in Kumāke zu eröffnen. Allein der Weg, welchen der Herr diese seine Kinder zu führen für gut fand, war der Weg des Kreuzes und großer Trübsal. Frau Meyer wurde krank. Die Nachtluft, welche frei durch die Kammer der Wöchnerin strich, indem dieselbe weder Läden noch Glasfenster an den Taglöchern, noch auch eine Thüre besaß, um den Eingang zu verschließen, sowie die feuchte Ausdünstung der bloßen Erde, welche den Kammerboden bildete, und endlich der Mangel an passender Nahrung, — das Alles mußte verderblich auf ihre ohnehin geschwächte Natur wirken. Ein heftiges

Nervenfieber brach aus, das sie schnell bis an den Rand des Grabes führte. Das unruhige, fieberhafte Phantasiren machte nach und nach einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit und Erschöpfung Raum, aus welchem keine Rettung mehr möglich schien. Die treue Indianer-Christin Katharine (vergl. S. 371) war die ganze Zeit nicht von ihrem Lager gewichen und hatte die geliebte Lehrerin mit all der Sorgfalt, deren sie fähig war, bei Tag und Nacht gepflegt. Nun, da sie sah, daß Frau Meyer völlig bewußtlos und wie todt dalag, lief sie voll tiefer Betrübniß hinaus aus der Kammer, um sich draußen auszuweinen. Auch Meyer war ausgegangen. Die Kranke war allein. Da gefiel es dem Herrn, in diesem Augenblick ihre Lebensgeister zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf und sah sich verwundert um. Aber ehe sie im Stande war, über ihre gegenwärtige Lage sich klar zu werden, trafen ihre Augen auf eine große Schlange, die von einer Dachsparre unmittelbar über ihrem Haupte herabhieng. Ein schwacher Schrei entfuhr ihr. Katharine vernahm den Laut und stürzte herein. Voll Entsetzen nahm sie das giftige Thier wahr, wie es züngelnd in der Luft gerade über der Kranken sich hin und her bewegte. Sie rief die Indianer zu Hülfe, und hier zeigte sich ebenso die Unerschrockenheit dieser wackern Leute, als ihr rücksichtsvolles Zartgefühl. Es schien kein anderes Mittel hier möglich, als die Schlange durch einen Schuß zu tödten; allein die Besorgniß, dadurch der Kranken bei ihrer großen Schwäche zu schaden, hielt sie davon ab. Sie näherten sich dem tückischen Thiere mit Stöcken, selbst auf die Gefahr hin, dasselbe gegen sich zu reizen, und indem sie ihre Stäbe in der Luft drohend gegen es schwenkten, gelang es ihnen, die Bestie zum Rückzug zu bewegen und nach und nach bis in den nahen Wald zurückzutreiben. So half der Herr, und von nun an gieng Frau Meyer langsam aber entschieden der Genesung entgegen. Die Indianer selbst waren unermüdlich in Dienstleistungen und suchten die theure Mutter samt dem Kindlein mit Allem, was ihnen zu Gebot stand, zu erquicken und zu stärken.

Kaum aber war Frau Meyer etwas besser, so wurde ihr ältestes Mädchen tödtlich krank. „Wir hatten," schreibt sie selbst, „keine Hoffnung auf ihre Wiedergenesung. Die Trübsal war um so größer, da wir gerade an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen großen Mangel litten. Die liebe Indianerin Katharine, welche am treuesten für uns zu sorgen pflegte, war genöthigt, mit ihrem Mann für vierzehn Tage

nach der Stadt (Neu-Amsterdam) zu gehen. Aber ihre Theilnahme für uns war so groß, daß sie vor ihrer Abreise allen Yams, Plantanen ꝛc., was nur auf dem Felde hinlänglich reif war, aus dem Boden und von den Bäumen nahm, um uns damit zu versorgen." So offenbarte auch hier der Herr seine Treue an denen, die ihr Vertrauen auf Ihn setzten, und es durfte Ihnen nicht nur an keinem Nothwendigen mangeln, sondern auch das kranke Kindlein wurde seinen Eltern wieder geschenkt.

Meyer setzte seine Arbeiten in Kumäke und seine Ausflüge in die näheren und ferneren Umgebungen mit unermüdlichem Eifer fort. Unter allen auswärtigen Indianerplätzen aber wurde Manäke bei weitem der wichtigste. Dahin begab sich Meyer in der Regel alle zwei Monate und blieb dann meistens zwei bis drei Wochen aus. Zwischenhinein war er wohl auch genöthigt, einmal nach Neu-Amsterdam, der Stadt an der Mündung des Berbice, zu gehen, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dort einzukaufen. Aber auch da schien er oft über dem brennenden Verlangen nach dem Heil der Seelen, mit denen ihn Gott zusammenführte, den nächsten äußerlichen Zweck seiner Reise ganz zu vergessen. Er predigte den Tag über auf den Straßen und Märkten der Stadt; wenn die Nacht einbrach, hielt er Versammlungen in dem Hause eines Freundes, und wo er im Vorübergehen mit Leuten zusammentraf, da theilte er ihnen Traktate aus. Das Urtheil der Welt war ihm völlig gleichgültig. Was seine ganze Seele erfüllte, das war die wunderbare Liebe Gottes zu der verlorenen Welt, die Größe des uns in Christo erworbenen Heils und die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. In seinem ganzen Thun und Lassen suchte er mit heiligem Ernst alle Worte und Gebote des Herrn buchstäblich in Ausübung zu bringen. Daß er darin so vielfach hinter dem vorgesteckten Ziel zurückblieb, insbesondere daß ihn sein empfindliches, reizbares Naturell so oft übermochte, das war ihm eine unaufhörliche tiefe Demüthigung und machte ihn oft überaus unglücklich. „Mit vielem Seufzen, Weinen und Flehen," sagt Missionar Strong von ihm, „rang er nach dem Sieg über sein eigenes Temperament und nach der völligeren Aehnlichkeit mit dem Bilde Dessen, der uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen."

„Während meines Mannes Abwesenheit," schreibt Frau Meyer, „war ich mit meinen Kindern oft vielen Gefahren und Trübsalen ausgesetzt; aber ich durfte auch immer erfahren, daß der, unter dessen

Schutz und Pflege wir gestellt waren, sich treu an uns erwies. Oft hörten wir bei Nacht das unheimliche Heulen der wilden Thiere, oder die dämonischen Töne aus dem Indianerdorf, wenn die Heiden ihre nächtlichen Tänze und Feste hatten. Oft geschah es, daß Indianer mit brennenden Fackeln an unsrer Wohnung vorübergiengen und dieselben an den dürren, leicht entzündbaren Pfosten oder dem Blätterdach abstießen. Ich erinnere mich noch wohl jener Nacht, wo ein Indianer mit einer Fackel, die aus harzigem Holz gemacht war und furchtbar in der Finsterniß flammte, sich so nahe an die aus Blättern gemachte Wand unsrer Hütte stellte, daß ich jeden Augenblick erwartete, die elende Hütte werde in Feuer aufgehen."

Auch von andern Gefahren weiß Frau Meyer zu erzählen. „Eines Tags," schreibt sie, „stand ich mit meinem neugeborenen Kindlein auf dem Arme in unsrer Wohnung, als ich in dem Blätterdach über meinem Haupt ein eigenthümliches Geräusch hörte. Ich gieng rasch hinaus, um zu sehen, was es sei. Da fiel eine große Schlange gerade vor meine Füße. Aber der Herr war unser Schutz; die Schlange floh, ohne mir ein Leids zu thun. Ein andermal kam mir, gerade als ich in die Schlafkammer trat, eine sehr giftige Schlange entgegen; aber in dem gleichen Augenblick wandte sie sich, kroch mir über den Fuß und gieng davon. Als ich einmal gesalzenes Fleisch aus einem Fäßchen nehmen wollte, kroch auf der andern Seite desselben eine Schlange von sehr gefährlicher Art herauf und streckte ihren Kopf zugleich mit meiner Hand in das Faß, gieng aber gleichfalls wieder weg, ohne mich zu beschädigen. Bei einer andern Gelegenheit wollte ich gerade den Blätterladen an meiner Schlafkammer öffnen, als ich mit meiner Hand die kalte, glatte Haut einer Schlange anfaßte, ohne sie zu sehen; dieselbe kroch hinweg auf den Boden der Kammer, wo ich sie verfolgte, bis ich sie mit einer Schaufel, die in der Nähe stand, glücklich erlegte."

Wir werden später Gelegenheit haben, noch manche Errettungen dieser Art kennen zu lernen; denn es galt in gewissem Sinne von Meyer und seiner heldenmüthigen Gattin, was Paulus von sich und seinen Leiden sagt: „Ich bin oft gereiset; ich bin in Fährlichkeit gewesen auf Flüssen, in Fährlichkeit unter Mördern, in Fährlichkeit unter Heiden, in Fährlichkeit in den Städten, in Fährlichkeit in der Wüste; in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße; ohne was sich sonst zuträgt, der

tägliche Anlauf an mich, die Sorge für alle Gemeinen." 2 Kor. 11, 26—28.

2. Die Reisen nach Manake.

„Nachdem ich mich vollständig erholt hatte," schreibt Frau Meyer, „schien es uns rathsamer, daß ich meinen Mann auf seinen Reisen begleiten sollte. Da wir nun kein eigenes Boot hatten, welches groß genug für uns und unsere Kinder gewesen wäre, so mietheten wir für unsre Fahrten ein Fahrzeug von den Indianern, und so pflegten wir jeden zweiten Sonntag den Fluß hinab zu fahren nach einer [schon oben erwähnten] Niederlassung von Indianern und Negern, wo mein Mann predigte und Sonntagsschule hielt. Aber es war überaus mühsam und beschwerlich, mit unsern drei zarten Kindlein in einem offenen Boot unter der Glut der heißen Sonne oder unter den tropischen Regengüssen zu reisen. Nachdem wir nun manchen Sonntag in dieser Weise zugebracht hatten, kauften wir endlich ein Zeltboot, das viel bequemer war und mehr Schutz gab. Dadurch wurde ich in den Stand gesetzt, meinen Mann auch auf seinen weitern Ausflügen zu begleiten."

Auf welche Weise Meyer zu den Mitteln kam, die ihn in den Stand setzten, ein solches Zeltboot zu kaufen, erzählt Missionar Strong. „Frau Meyer," schreibt er, „besaß eine goldene Uhr, die sie von Europa mitgebracht hatte. Nun stimmte es nicht mit den eigenthümlichen Gefühlen und Anschauungen ihres Mannes, daß sie irgend etwas besitze, das aus diesem kostbaren Metall verfertigt wäre, und er war deßhalb immer unruhig darüber gewesen, daß sie einen so gar nicht indianischen, wenn auch noch so nützlichen Artikel bei sich tragen sollte. Das Bedürfniß eines Zeltbootes, das für die Gesundheit seiner Familie unentbehrlich war, gab nun die willkommene Gelegenheit, der Sache los zu werden, und die beiden Geschwister gaben die goldene Uhr willig und freudig dahin um den viel wichtigeren Besitz eines bedeckten Bootes."

Meyer theilte seine Zeit zwischen den beiden Hauptpunkten seiner Arbeit, Kumäke und Manäke. An letzterem Orte insbesondere hatte der Herr ein großes Werk. Viele Arawacken und Akkawähs glaubten an Jesum und ließen sich taufen. Aber auch der Feind ruhte nicht. Die schmutzigsten Verläumdungen wurden ausgestreut über Meyer's Besuche in Manäke. Deßhalb beschloß er, daß von nun an, zumal da er jetzt im Besitz des Zeltbootes war, seine Frau und seine Kinder jedesmal ihn dahin begleiten sollten. Wie viel Mühsal und Ungemach

daraus für die Letzteren erwuchs, ist leicht zu begreifen. Manäke lag, wie schon erwähnt, zwei Tagereisen höher den Fluß hinauf und etwa anderthalb Stunden von dem Ufer desselben entfernt. Zwar war dieses Arawackendorf durch ein kleines Flüßchen, an welchem es lag, mit dem großen Strom (Berbice) verbunden; allein ersteres war für ein Boot unfahrbar wegen der mächtigen Bäume, deren Aeste bis zum Wasser herabreichten, und wegen des dichten Schilfgrases, das den Weg versperrte. So war die Reisegesellschaft jedesmal genöthigt, den Weg vom Fluß bis Manäke zu Fuß zu machen und das Gepäck selber zu tragen. Der Fußpfad führte durch lauter Sümpfe, welche sie zu durchwaten hatten und wo sie oft bis um die Lenden einsanken. So zogen sie dann, nachdem sie manchmal zwei Nächte auf dem Berbice zugebracht, müde und erschöpft den Pfad durch tiefen Morast oder Wasser dahin, — die Mutter mit dem neugeborenen Knäblein auf dem Arme und eines der älteren Mädchen an der Hand, der Vater das Andere führend und das Gepäck tragend, bis sie die armselige Wohnung erreichten, welche in Manäke ihrer wartete. Es war eine kegelförmige Indianerhütte mit niedrigem halbrundem Eingang. Eine Scheidewand mitten durch, mit offenem Durchgang, bildete ein inneres Gemach, das als Schlafkammer diente, während ein kleines Loch in der Wand die Stelle eines Fensters vertrat. Auf dem Boden des ersten äußeren Gemachs wurde dann ein Feuer angezündet und das einfache Mahl darüber gekocht. „Unser Haus," schreibt Frau Meyer, „stand inmitten einer kleinen Savanne, die rings mit Wald umgeben war. Von dort her hörten wir jede Nacht das Geheul der Tiger und Tigerkatzen, das Geschrei der Affen und anderer Thiere aller Art, was oft wirklich schreckenerregend war." Hier blieben sie in der Regel drei Wochen und lebten von Fisch und Cassawabrod; von hier aus machte Meyer seine Ausflüge in die Umgegend, um den Samen des Evangeliums auf allen umliegenden Indianer-Niederlassungen auszustreuen.

Was für Gefahren und gnädige Errettungen, was für Angst und Noth, aber auch was für reiche Tröstungen sie auf solchen Reisen erfuhren, das mögen nur einige wenige Beispiele zeigen.

„Es war in einer dunkeln, unheimlichen Nacht," erzählt Missionar Strong, „daß das Boot, in welchem sich Meyer mit seiner Familie und einigen Indianern befand, bei eintretender Ebbe landete und an einem Baumstamm, der am Abhang des Ufers stand, befestigt wurde. Meyer und die Indianer giengen ans Land, um ihre Hängematten

unter einem aus Palmblättern in der Eile bereiteten Schirmdach aufzuhängen, während die Mutter mit ihrem Säugling und den beiden Mädchen im Boote blieb, um da zu schlafen. Nachdem die Kindlein zur Ruhe gebracht waren, empfahl sich Frau Meyer nochmals dem Schutz des Herrn und legte sich dann auch, ermüdet von der Reise, nieder, konnte aber keinen Schlaf finden. Sie erhob sich wieder, und da sie das Fischergeräthe der Indianer im Boote wahrnahm, versuchte sie eine Stunde lang zu fischen, aber ohne Erfolg. Sie legte sich aufs Neue nieder, und abermals umsonst. Als sie nun so wachend dasaß, war es ihr, als wenn das Boot sich stark auf eine Seite neige und zwar gegen den Fluß hin. Sie erhob sich und nahm bald wahr, daß eine mächtige Baumwurzel, die beim Anfang der Ebbe noch ganz unter Wasser gestanden war, gerade unter dem Boote lag und nun, da das Wasser bedeutend gefallen war, das Fahrzeug auf einer Seite emporhob und eben auf dem Punkt war, dasselbe samt Mutter und Kindern in den Strom umzuleeren. Frau Meyer schrie um Hülfe, und die herbeieilenden Indianer kamen eben noch recht, um die drohende Gefahr abzuwenden. — Bei einer andern ähnlichen Gelegenheit wurde das Boot, in welchem Meyer mit seiner Familie die Fahrt nach Manäke machte, bei eintretender Ebbe an einer freien Uferstelle befestigt, um hier die rückkehrende Flut abzuwarten. Meyer und die indianischen Ruderer, erschöpft von der langen Tagesarbeit, hiengen am Ufer ihre Hängematten an den Bäumen auf und schliefen bald ein, während Frau Meyer wie gewöhnlich mit den Kindern im Boote blieb. Alles lag in tiefem gesundem Schlaf. Da wurde Frau Meyer plötzlich durch ein Geräusch aufgeweckt. Eines ihrer Kinder war von der Bank, auf der es schlief, herabgefallen. In demselben Augenblick aber nahm sie wahr, daß das ganze Boot im Begriff war, umzuschlagen; denn das Ufer, an dem es befestigt war, war steil und abschüssig, und mit der zunehmenden Ebbe und dem sinkenden Wasser neigte sich das Boot immer mehr auf die Seite, und wären nicht auch jetzt auf den Angstruf der Mutter die Indianer zu Hülfe geeilt, so wären sie Alle ins Wasser gestürzt und in der starken Strömung unfehlbar untergegangen. Der Engel des Herrn hatte sich um sein Volk her gelagert und ihnen ausgeholfen. Diese wiederholten Errettungen aber aus so drohender Gefahr waren eher geeignet, in dieser heldenmüthigen Frau das Vertrauen auf den Herrn zu stärken, als in ihr die Furcht vor den überall drohenden Gefahren zu mehren."

Frau Meyer hielt trotz ihrer schweren und wachsenden Aufgaben keinen Dienstboten; die Mittel hiezu reichten nicht aus. Bei jenen Reisen nach Manäke aber nahm sie zuweilen ein kleines, sieben- bis achtjähriges Indianermädchen mit, das auch während ihrer schweren Krankheit die Kinder gehütet und versorgt hatte. Dieses treue und hingebungsvolle Mädchen war ihr oft zu großem Trost. Waren doch oft jene Reisen fast mehr, als sie zu ertragen vermochte. Am schlimmsten waren dieselben in den Regenzeiten. „Manchmal," so schreibt sie selbst, „wenn wir mitten in der Nacht an einer Haltstelle ankamen, hatten wir solche Regengüsse, daß wir uns auf keine Weise zu schützen vermochten. Wir versuchten dann, unsre Hängematten unter dem elenden Schutz von Blättern aufzuhängen, waren aber nicht im Stande, ein Feuer zu machen, um uns dadurch vor den wilden Thieren und den Vampyren zu schützen. Die letzteren, eine große Art Fledermaus, oft von der Größe eines Eichhorns und von einer Flügelspitze zur andern zwei Fuß messend, waren besonders beschwerlich, und oft mußte ich sie von meinen Kindern verjagen, denen sie an den Zehen das Blut aussaugten."

„Eines Ausflugs," schreibt sie an einer andern Stelle, „werde ich nie vergessen. Wir verließen eines Morgens um 8 Uhr Manäke, um nach Kumäke zurückzukehren. Kaum aber hatten wir unser Boot auf dem Berbice erreicht, so brach ein so furchtbarer Regen aus, daß wir trotz des Zeltes, das wir auf dem Fahrzeug hatten, triefend naß wurden. Erst Nachmittags 4 Uhr ließ der Regen nach. Nun wechselten wir in einer einsamen verlassenen Hütte, die am Ufer stand, unsere Kleider. Da wir aber keine Lebensmittel bei uns hatten, so durften wir uns nicht aufhalten, sondern mußten nach Hause eilen. Von den beiden christlichen Indianern, welche das Boot ruderten, war der Eine unwohl geworden, so daß der Andere allein das schwere Boot zu rudern hatte. Mein armer Mann versuchte je und je zu helfen; aber er war zu schwach dazu. Ich flehte beständig zum Herrn, daß Er uns in Gnaden vor den Folgen der Nässe und Kälte bewahren möge, und es war wahrhaftig ein Wunder, daß nur eines der Kinder gefährlich krank wurde, während wir übrigen Alle wohl blieben."

Wie gnädig der Herr diese seine Kinder vor gefährlichen und giftigen Thieren bewahrte, davon erzählt Frau Meyer eine Reihe von ergreifenden Beispielen. „Als wir eines Abends spät in Manäke ankamen," schreibt sie, „und ich eben unsre mitgebrachten Sachen in

die Schlafkammer trug, stieß ich mit dem Fuß bei meiner kleinen Bettstelle, deren Pfosten im Boden eingerammt waren, an etwas, das ein eigenthümliches Geräusch von sich gab. Ich war aber zu sehr beschäftigt, als daß ich darauf achtete, und gieng wieder, um die übrigen Sachen zu holen. Bei der Rückkehr ins Schlafgemach stieß ich mit dem Fuß abermals an das gleiche Ding, und nun drang ein Ton in mein Ohr, der mir durch Mark und Bein gieng; denn nun erkannte ich darin die tödtliche Warnung der Klapperschlange. Ich vermochte kaum einen Laut hervorzubringen und konnte nur zu dem Herrn aufschauen, der meine Hülfe in so viel tausend Nöthen war. Mein Mann, der im äußeren Gemach sich befand, rief eilends die Indianer herbei. Ich winkte ihnen, stille zu sein, nahm im Vertrauen auf meinen Herrn Jesus ein Licht und stellte es auf den Boden. Da lag denn eine gewaltige Klapperschlange um die Füße meiner Bettstelle gewunden. Der Herr hielt sie zurück, daß sie mich mit ihrem tödtlichen Gift nicht verletzen durfte, ob ich schon zweimal mit dem Fuß an sie gestoßen war. Endlich brachte ein Indianer eine Flinte und schoß sie auf dem Platze todt.

„Ein anderes Mal, als wir in Manäke ankamen, fanden wir unter unserem Bett ein Loch in der Erde, worin ein ganzes Nest von Schlangen sich aufhielt, die auf und nieder krochen, und die wir nicht zu beunruhigen wagten. Nach zwei oder drei Tagen verließen sie die Hütte; allein wie soll ich meine Gefühle beschreiben, wenn ich des Nachts im Finstern aus meinem Bette steigen und bald dieses, bald jenes meiner Kinder, die im anstoßenden vordern Gemach in ihren Hängematten lagen, zufriedenstellen mußte? Ich hatte viel mit Versuchungen zur Furcht zu kämpfen; aber die Gewißheit, daß der Gott über uns wache, in dessen Dienst wir standen, und der uns aus so vielen Gefahren errettet hatte, stärkte mein Herz, so daß ich in jenen zwei oder drei Nächten kühn und ohne Angst im Dunkeln umhergehen konnte, fest vertrauend auf Ihn und mein Leben nicht lieb habend bis in den Tod, wenn es Ihm also gefallen sollte.

„Bei Manäke befindet sich etwa zehn Minuten von unserer Hütte entfernt ein kleines Flüßchen, wo ich meine Kinder zu baden und unsere Kleider zu waschen pflegte. Eines Abends war ich dort auch mit Waschen beschäftigt, während meine Kinder um mich her spielten. Eben wollte ich ein Kleid an einem Baum zum Trocknen aufhängen, als eine große, äußerst gefährliche Schlange hart neben meiner Hand

ihr Haupt aufrichtete. Es war die 'Abarrie', die wegen ihrer wüthenden Art von den Indianern auf's äußerste gefürchtet ist und bei der leisesten Beunruhigung Menschen und Thiere anfällt. Ich rief meinen Kindern, sich hinter mich zu stellen, und bewegte mich dann langsam rückwärts, während ich mein Auge unverwandt auf das gereizte, zornige Thier geheftet hielt. Während ich so mich zurückzog, kroch auch die Schlange langsam hinweg.

„Ein anderes Mal war ich an derselben Stelle mit Waschen beschäftigt, während Clara, ein Indianermädchen, das uns auf unsern Reisen jeweilen zu begleiten pflegte, mit den Kindern neben mir sich zu thun machte. Darauf badete ich die Kleinen. Aber während ich damit beschäftigt war, überfiel mich eine ganz unerklärliche furchtbare Angst, gerade als wenn ich in großer Gefahr wäre und nicht entfliehen könnte. Ja, so stark war die Empfindung, daß ich, ohne einen vernünftigen Grund angeben zu können, mit den Kindern unangekleidet, wie sie waren, davon eilte. Kaum aber hatten wir unsere Wohnung erreicht, so hörten wir eines Tigers Geheul eben von jener Stelle her.

„Bald darauf wurden wir Alle in der Nacht durch das laute Geschrei von Männern, Frauen und Kindern aus dem Schlaf aufgeschreckt. Es war ein gellendes Rufen und Schreien, wie es bei den Indianern der Fall ist, wenn sie ein wildes Thier verfolgen. Der Knall einer Flinte und das damit verbundene Jauchzen der Männer ließ uns vermuthen, daß die Indianer einen Tapir oder ein anderes Wild erlegt hätten. Am Morgen aber rief man uns hinaus, daß wir einen gewaltigen Tiger sehen sollten, welchen John, einer unserer christlichen Indianer von Kumāke, der uns als Ruderer zu begleiten pflegte, in der Nacht geschossen hatte. Derselbe hatte einen Hund und einiges Geflügel erwürgt und war nun eben im Begriff, ein Kind zu holen, das neben seiner Mutter in einer Hängematte lag. Das Schaukeln der Hängematte, das durch die Tatzen der Bestie veranlaßt war, weckte die Frau auf, und da sie den Tiger erblickte, schrie sie voll Entsetzen laut auf. Dadurch erwachten die Männer in der Nähe, und unser John war es, der ihn erlegte, ehe er entkommen konnte. Unsere eigenen drei Kinder schliefen im vordern Gemach in ihren Hängematten, und zwar ohne daß eine Thüre den Eingang zur Hütte verschloß; wie leicht hätte die nach Raub hungernde Bestie ebenso gut bei uns eintreten können! Aber nein, umringt von

Gefahren und von lästigen Insekten aller Art durfte uns doch kein Leid widerfahren, außer den Leiden und Trübsalen, die mit unserer Lage naturgemäß verbunden waren, indem wir aus freier Wahl wie die Eingeborenen wohnten und lebten, um ihr Vertrauen für uns und ihre Seelen für Jesum zu gewinnen.

„Noch viele andere Errettungen könnte ich erzählen, um die unbeschränkte Macht und unveränderliche Treue Gottes in's Licht zu stellen, — des Gottes, der die Seelen seiner Heiligen bewahret und ihr Leben vom Tode errettet. Ach was für einen gnädigen Herrn haben wir, der da Gebet höret und auf das Schreien seiner Kinder antwortet, den wir kennen als unsern Vater in Christo Jesu, und haben den heiligen Geist des Vaters und des Sohnes in uns wohnend! Heißt das nicht reich sein in Ewigkeit, und sollten wir auch arm und gering sein in dieser Welt?" —

Je wichtiger Manäke wurde durch den gesegneten Erfolg der Arbeiten Meyer's und insbesondere durch die Nähe des Stammes der Akkawäh's, unter denen bereits das Evangelium Wurzel zu schlagen anfieng, und je wünschenswerther ihm andererseits die Begleitung seiner Frau und seiner Kinder erschien, desto mehr mußte er darauf denken, den Weg dahin gangbarer zu machen. Deßhalb begab er sich in Begleitung einiger gläubigen Indianer dahin und suchte das kleine Flüßchen, das von Manäke her in den Berbice sich mündet, für ein kleines Boot zugänglich und fahrbar zu machen. Er hieb mit ausdauernder Geduld die dicken Baumäste ab, welche in den Fluß hereinhiengen und die Fahrt hinderten, und räumte, so gut er's vermochte, auch die übrigen Hindernisse aus dem Weg. Es gelang ihm so weit, daß, wie Frau Meyer schreibt, „wir nur noch eine halbe Stunde weit zu Fuß zu gehen hatten und dabei nicht mehr genöthigt waren, durch Sümpfe und Moräste zu waten."

Die Wanderungen Meyer's, die er zu den umliegenden Niederlassungen der Indianer von Manäke aus zu machen pflegte, waren in der Regel überaus mühsam. „Er hatte," schreibt seine Gattin, „durch Wälder und Savannen zu wandern, was oft unsäglich anstrengend und erschöpfend war. Eine furchtbare Plage waren für ihn die Sandflöhe (Tschigo's), die sich in seine Füße einnisteten (vgl. S. 370), sowie das giftige Gras, das ihm schmerzhafte Wunden an Händen und Füßen verursachte. Aber der Herr war mit ihm und segnete seine Arbeit, und wenn er auch jedesmal so abgemattet und erschöpft

nach Hause zurückkehrte, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte, so war sein Geist doch immer erfrischt durch die vielen unverkennbaren Zeichen, daß seine Arbeit an den Seelen nicht vergeblich war in dem Herrn. Und kaum hatte er sich ein wenig erholt, so war er gleich wieder bereit, zu einer neuen ähnlichen Wanderung aufzubrechen."

Meyer's kindliches Vertrauen auf die unmittelbare Fürsorge Gottes war so groß und unbedingt, daß er von gewöhnlicher menschlicher Vorsicht und von einer ordentlichen Ausrüstung für solche Reisen nichts wissen wollte; und wäre nicht unser gnädiger Gott diesem seinem Glauben mit wunderbarer Hülfe entgegengekommen, so hätte Meyer manchesmal auf seinen Wanderungen zu Grunde gehen müssen. Er pflegte meistens seine Predigtreisen, die in der Regel mehrere Wochen lang dauerten, anzutreten, ohne sich mit den nöthigen Lebensmitteln oder mit Geld zu versehen; er zog von Dorf zu Dorf und lebte von dem, was die Indianer ihm freiwillig reichten. Es geschah nicht selten, daß diese Dörfer leer und die Indianer insgesamt auf die Jagd gegangen waren, so daß ihm oft mehrere Tage lang nichts übrig blieb, als von den Waldbeeren und wilden Ananas zu leben. Ja, manchmal waren seine Gattin und die Christen in Kumäke so sehr in Sorgen um ihn, daß sie an seiner glücklichen Wiederkehr schon zu verzagen anfiengen. In solchen Zeiten pflegten dann die gläubigen Indianer sich täglich öfters zu versammeln und mit heißer Inbrunst für den Knecht des Herrn zu beten, durch welchen die selige Botschaft des Friedens ihnen zu Theil geworden war.

Zwischenein gab es dann wohl auch wieder süße Zeiten der Erquickung vom Angesicht des Herrn, sei es, daß Meyer mit den gläubigen Indianern, die sich von allen Seiten her in Kumäke an den Sonntagen zu versammeln pflegten, das Brod brach und den gesegneten Kelch des Herrn theilte, oder sei es, daß von den lieben Brüdern an der Küste ein willkommener und herzerquicklicher Besuch eintraf. So geschah es im zweiten Jahr seines Aufenthalts in der Wildniß, daß Bruder Aveline vom Demerara-Fluß her auf's Neue einen Besuch in Kumäke machte. Es war nemlich von England aus, wo unter den Plymouthbrüdern stets der Mission Meyer's in fürbittender und helfender Liebe gedacht wurde, eine Gabe von 5 Pf. Sterl. in Georgetown für ihn eingetroffen. Die Brüder dort wußten nicht, daß die Familie Meyer's gerade jetzt in der bittersten Noth und im

äußersten Mangel sich befand; sie wußten nicht, daß dort alle Lebensmittel bis auf ein wenig Kakao ausgegangen waren, daß auch das Geld fehlte, um aus der Stadt neuen Vorrath kommen zu lassen, und daß die Indianer, welche sonst in der Noth auszuhelfen pflegten, auf die Jagd ausgezogen waren. Der Herr aber wußte es, und wie Er die Freunde in England willig gemacht und angetrieben hatte, noch vor der Stunde der Noth die nöthige Hülfe zu senden, so wirkte Er jetzt in den Brüdern an der Küste einen unwiderstehlichen inneren Zug, die eingetroffene Gabe samt der Steuer, welche die Negerbrüder selbst dazu gelegt hatten, unverzüglich nach Kumäke zu befördern. Aveline selbst wollte der Ueberbringer sein. Wie früher, so schlug er auch dießmal den Landweg quer durch die Savanne ein, welche den Demerara vom Berbice trennt. Was für eine Stunde des Dankens und Lobens war es, als die von Gott gesandten Gäste in Meyer's Hütte eintraten! Aveline und seine Begleiter kamen müde und hungrig an; denn auch ihnen waren die mitgenommenen Lebensmittel bis auf ein wenig Zucker ausgegangen. Da brachte denn Frau Meyer den letzten Rest ihres Kakao herbei und Aveline legte seinen Rest von Zucker hinzu, und fröhlich in dem Gott, der auch das armseligste Mahl zur Stärkung und Sättigung des Leibes zu segnen vermag, sprachen sie das Tischgebet und setzten sich nieder. In diesem Augenblick hörte man die fröhlichen Stimmen der heimkehrenden Indianer. Der Herr, der den Mangel seiner Kinder wohl kannte, und dem die Ankunft der müden, hungrigen Gäste nicht unbewußt war, hatte zwei Stunden vorher den christlichen Indianern einen fetten Tapir zur Beute gegeben. Die Hälfte davon brachten sie ihrem geliebten Lehrer samt etwas Cassawabrod, und die von Lob und Dank überströmende Hausfrau bereitete daraus ein kräftiges Abendessen, während das Uebrige für die folgenden Tage reichlich ausreichte. Es war für die ganze kleine Gemeinde in Kumäke ein neues Unterpfand, daß der Herr, dem sie dienten, ein lebendiger Gott ist, groß von Rath und mächtig von That.

---

3. Früchte der Arbeit.

Es stehet nicht in des Menschen Macht, auch nicht des begnadigtsten Predigers oder Missionars, Seelen vom Tode zum Leben zu

bringen und aus ihnen neue Kreaturen zu schaffen. Solches hat Gott allein seiner eigenen schöpferischen Gnade vorbehalten. Deßhalb ist es auch nicht die Zahl der durch unsern Dienst bekehrten Seelen, wornach unsere Treue gemessen und unser Gnadenlohn uns geschenkt wird. Der Knecht, der tausend Garben mit Freuden einbringt in die Scheunen des Reiches Gottes, steht deßhalb nicht höher als der andere Knecht, der „hingeht mit Weinen und streuet edeln Samen", ohne eine Frucht schauen zu dürfen. Gleichwohl wird es wenige wahrhaft treue Knechte Christi geben, deren Dienst Er nicht wenigstens mit etlichen Früchten schon zu ihren Lebzeiten legitimirte.

Meyer's Arbeit war an vielen Seelen reichlich gesegnet.. „Der Herr allein," sagt Missionar Strong, „kennt den vollen Umfang des Segens, der auf seinem Zeugniß von der Liebe Gottes zu den Sündern ruhte; denn obgleich er in der Regel nur wenige Tage an einem Orte zu verweilen pflegte, — gerade lange genug, um den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit darzulegen, — so war doch meistens die Frucht eines solchen Aufenthalts die, daß etliche Seelen zum Herrn bekehrt und aus der Obrigkeit der Finsterniß gerettet wurden."

Ein merkwürdiges Zeugniß hiefür gibt folgende Thatsache. Schon im ersten Jahr seiner Arbeit in Kumäke war eine Indianerin, die zum Glauben an den Herrn Jesum gekommen war, getauft worden. Allein später zog sie sich von der Gemeinschaft der Gläubigen wieder zurück und wurde sogar eine erklärte Feindin Meyer's, dem sie viel zu Leide that. Da geschah es, daß sie krank wurde und dem Tode nahe kam. Sofort eilte Meyer mit herzlichem Erbarmen zu ihr und sprach mit ihr vom Heiland, von seinem Leiden für unsere Sünden, von der reinigenden Kraft seines Blutes. Anfangs war sie finster und unzugänglich. Allein allmählig schien doch die Eisrinde ihres Herzens zu schmelzen, und der theure Jesusname, den sie so lange geschmäht hatte, fieng an ihr wieder süße zu klingen. Meyer besuchte sie am folgenden Tag auf's Neue; aber sie war bewußtlos und starb bald darauf. Bei diesem zweiten Besuch traf Meyer in dem Hof der Sterbenden mit einem fremden Indianerpaar zusammen, deren Gesichtszüge ihm jedoch nicht ganz unbekannt schienen. Es war ein Mann mit seiner fast blinden Frau. Da nun auch sie ihn zu kennen schienen und ihn freundlich grüßten, so bat er sie, mit ihm in sein Haus zu kommen. Da stellte es sich heraus, daß sie schon vor mehreren Jahren ihn in ihrem Dorfe hatten predigen hören. Sie

konnten seitdem der Worte nicht los werden, die sie von seinen Lippen vernommen hatten. Er habe, so erzählten sie, ihre große Sündhaftigkeit ihnen aufgedeckt, aber auch von der Liebe Gottes erzählt, der seinen eingeborenen Sohn dahingegeben, damit er für die Sünder sterbe. Sie hätten die Wahrheit seiner Worte in ihrem Herzen empfunden und an Jesum Christum geglaubt. Nun sei der Wunsch, ihn wieder zu sehen und zu hören, in ihnen immer lebendiger geworden. Da sie nun endlich gehört hätten, daß er am Berbice den Arawacken von Jesus predige, seien sie, er und sein Weib, aufgebrochen und umhergewandert, bis sie endlich hieher gekommen. Die Indianerin aber, die soeben gestorben sei, habe sie gewarnt, nicht zu dem Lehrer zu gehen; denn er sei ein falscher Lehrer und führe sie den verkehrten Weg. Das habe sie anfangs etwas irre gemacht; als sie ihn aber zu der sterbenden Frau, die doch seine Feindin gewesen sei, hätten kommen sehen, da sei ihre Freude groß gewesen. Wie sie ihn aber vollends zu der Frau dieselben süßen Worte hätten reden hören, die sie von ihm vor etlichen Jahren in jenem Dorfe vernommen, da habe ihnen das Herz gebrannt vor Wonne und Freude. Dieß Alles erzählten die beiden Leute in kindlicher Einfalt. Meyer aber brach ungesäumt mit dem Indianer und seiner halb erblindeten Frau nach ihrem eigenen tief in den Wäldern liegenden Dorfe auf, brachte dort mehrere Wochen zu und hatte die Freude, nicht bloß diese Beiden, sondern auch mehrere Andere in den Tod Jesu zu taufen. Von dort zog er noch tiefer hinein ins Land bis an die obern Fälle des Demerara und taufte überall auf den Indianer-Niederlassungen einzelne Seelen, die das Wort gläubig aufnahmen.

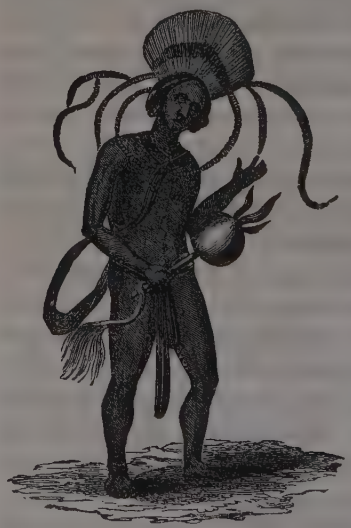
Diese häufigen Reisen über brennende Sandwüsten, durch unwegsame Wälder und ausgedehnte Sümpfe, samt den unzähligen Entbehrungen und aufreibenden Anstrengungen, untergruben rasch seine sonst kräftige Constitution und steigerten seine nervöse Aufregung und Reizbarkeit auf einen beängstigenden Grad. Damit verband sich je länger je mehr eine krankhafte Selbstanklage, wenn er Jemand durch augenblickliche Gereiztheit glaubte verletzt zu haben, oder wenn er Andern meinte zur Last zu sein. Alle Gebrechen der bekehrten Indianer legte er als eigene Schuld sich selbst zur Last; die Stumpfheit und Gleichgültigkeit der Unbekehrten schrieb er seiner eigenen Untreue und Untüchtigkeit zu. Oft gränzte sein Gemüthszustand an Schwermuth und Verzweiflung.

Zu den schwersten Erfahrungen jener Zeit gehörte ein Ereigniß, welches die gesammte Arbeit Meyer's mit Einem Mal zu zerstören drohte, das aber zugleich die ganze Liebeskraft, mit welcher er die ihm anvertrauten Seelen umfaßte, ins hellste Licht stellte. Ein amerikanischer „Mormone" nämlich wußte um jene Zeit bei den leichtgläubigen Indianern sich Eingang zu verschaffen. Hunderte der Eingeborenen, namentlich unter den Akkawähs, glaubten seinen Weissagungen, welche darauf hinausliefen, daß ein Mann vom Himmel kommen und eine gewisse Gegend wunderbar befruchten, ja zu einem Paradies umschaffen werde, und daß Alle, die dieser unvergänglichen irdischen Glückseligkeit theilhaftig werden wollten, dahin auswandern müßten. Diese Weissagung verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Indianern und fand gerade bei denen, die das Evangelium von sich wiesen, am meisten Glauben. Sie drang bis zu den Akkawähs, unter denen Meyer jeweilen zu predigen pflegte, und viele Familien waren bereits emsig damit beschäftigt, die Cassawa von den Feldern einzuheimsen und Brodvorräthe für die Reise nach dem verheißenen irdischen Paradies zu bereiten. Eben um jene Zeit war Meyer mit seiner Familie und acht christlichen Indianern in Manäke eingetroffen, um die Brüder dort zu besuchen und sie im Glauben zu stärken. Da hörte er, daß einer der bekehrten Arawacken samt seiner Frau, die zu dem Stamm der Akkawähs gehörte und gleichfalls den Herrn bekannte, und welche Beide sich eben jetzt bei ihren Verwandten unter den Akkawähs am obern Lauf des Demerara befanden, in die verführerische Bewegung mit hinein sich hatten ziehen lassen, in der aufrichtigen Meinung, daß der verheißene und vom Himmel erwartete Mann kein anderer sein könne, als unser Herr Jesus Christus.

Unsrem Meyer gieng bei dieser Nachricht ein Stich durchs Herz, und er sandte ungesäumt einen Boten nach Kumäke, um von dort den gläubigen Indianer Thomas, den Mann der oft erwähnten Katharine, samt einem andern bekehrten Akkawäh-Indianer holen zu lassen, damit sie ihn nach dem Orte begleiten, wo jene beiden irregeleiteten Christen sich befanden. Vielleicht war es ja möglich, sie aus der Verstrickung noch zu erretten, — vielleicht gefiel es dem Herrn, durch die Predigt vom Namen Jesu auch die andern Betrogenen zu enttäuschen! Der ganze weite Weg mußte zu Fuß gemacht werden, — eine Aufgabe, die für unsern von Fiebern und Entbehrungen ohnehin erschöpften Meyer in der That nicht gering war.

Zudem bestand seine ganze Baarschaft nur noch in 1¾ Thalern, welche für ihn und seine Begleiter einerseits, und andererseits für seine Familie, die in Manäke bis zu seiner Rückkunft zu bleiben hatte, ausreichen sollte. Aber Meyer's Liebe zu den Seelen und sein Vertrauen auf die Fürsorge Gottes war zu groß, als daß er an alle diese Schwierigkeiten auch nur gedacht hätte. Den einen Thaler steckte er in die Tasche, den Rest ließ er seiner Gattin zurück, und so brach er mit den Indianerbrüdern auf.

Verweilen wir erst einige Augenblicke bei den Zurückbleibenden. Die Lage der lieben Schwester Meyer war in der That sehr beängstigend. Sie wohnte mit ihren drei unmündigen Kindlein, mit dem kleinen Indianer-Kindsmädchen Clara und einem taubstummen Indianerknaben, welcher einzelne kleine Dienste zu versehen verstand, in jener elenden Hütte, die nicht einmal eine Thüre hatte, um bei Nacht vor den wilden Thieren zu schützen. Um sie her lebte, mit Ausnahme der wenigen eingeborenen Christen, ein fremdes heidnisches Geschlecht, das in alle Gräuel der Finsterniß verstrickt war. „Es war oft schauerlich," schreibt sie selbst, „die unheimlichen, gellenden Stimmen der Zauberer die ganze Nacht hindurch bis zum Anbruch des Tages zu vernehmen. Die Indianer nämlich schreiben jede Krankheit dem Einfluß eines bösen Geistes zu. Das Erste, was sie in solchem Fall vornehmen, ist eine Art Sühnopfer, das aus einem Stück Fleisch besteht und dem zürnenden Dämon in den Wald zugetragen wird. Fruchtet dieß nicht, so nimmt man seine Zuflucht zu dem Zauberer, damit er den bösen Geist bewege, von dem Kranken zu weichen. Sobald der Zauberer angekommen ist, so trägt er selbst den Kranken hinaus in den nahen Wald, hängt dessen Hängematte quer über einen Pfad an zwei Bäumen auf und beginnt nun seine Beschwörungen. Niemand darf bei solchen Gelegenheiten anwesend sein, und der Kranke



selbst muß die Augen geschlossen halten, bis die Ceremonie vorüber ist. Der Zauberer hat eine mit kleinen Kieseln gefüllte Kalabasche in der Hand, die beim Schütteln ein eigenthümlich rasselndes Geräusch hervorbringt. Sofort fordert er den Geist auf, zu erscheinen; er murmelt, heult, grunzt, zischt, pfeift, kurz, er ahmt alle möglichen Töne der Thierwelt nach, was in der Stille der Nacht wahrhaft schauerlich klingt und den aus der Ferne Zuhörenden mit einem unbeschreiblichen Grausen erfüllt. Haben diese Beschwörungen eine Zeitlang gewährt, so erscheint endlich, wie der Zauberer behauptet, der böse Geist. Ersterer zieht einen Kreis um den Kranken und fragt nun den Geist, warum er das Sühnopfer, das ihm gebracht worden, nicht angenommen habe. Darauf antwortet dann der Dämon; wenigstens hört man aus dem Wald eine dumpfe Stimme reden, was die Zauberer ohne Zweifel durch Bauchrednerkünste bewerkstelligen. Zuletzt fordert dieser den Geist auf, sofort von dem Kranken zu weichen, worauf der Letztere in seine Hütte zurückgetragen wird. Genest er, so muß natürlich der Zauberer geholfen haben; stirbt er, so heißt es, die Bosheit des Teufels habe ihn getödtet."

Auch von andern Gräueln des Heidenthums weiß Frau Meyer aus jener Zeit zu erzählen. „Auf den Gräbern der Todten," sagt sie, „werden zu gewissen Perioden langdauernde Gelage und nächtliche Tänze unter Begleitung roher Instrumente gehalten, wobei die Tanzenden sich gegenseitig mit eigens dazu bereiteten Geißeln entsetzlich zurichten. Oft sind diese Unglücklichen über und über mit Blut und Wunden bedeckt und sind nicht mehr im Stande, selbst nach Hause zu gehen; ja oft müssen sie Wochen und Monate lang liegen, bis sie wiederhergestellt sind. Wir hatten in Kumäke einen Nachbar, der schon fünf Jahre lang krank lag in Folge dieser gräßlichen Mißhandlungen. Es ist aber kaum zu beschreiben, wie überaus unheimlich das Knallen der Geißeln, der wilde Ton der Instrumente und das gellende Geschrei der Tanzenden war, wenn es durch die Nacht in unsre Hütte zu Manäke drang."

Frau Meyer konnte sich, während sie einsam in Manäke auf die Rückkehr ihres Mannes harrte, der bangsten Sorgen um ihn nicht erwehren. Kannte sie doch die leiblichen Gefahren, denen er auf dem Wege ausgesetzt war, und die geistlichen Anfechtungen, die oft wie Gewappnete sein von Leiden gebeugtes Gemüth überfielen. Sie wußte überdieß, daß ihn sein Weg bei einem Indianerhäuptling vorüber-

führen werde, der schon einmal ihrem Manne unverkennbar nach dem Leben gestanden war. Meyer nämlich hatte einst diesen gefährlichen Mann besucht und war von ihm höflich und zuvorkommend aufgenommen worden. Er setzte ihm ein bei den Indianern beliebtes Getränk zur Erfrischung vor; aber kaum hatte Meyer davon gekostet, so wurde ihm übel, und es wirkte auf ihn, wie Gifte zu thun pflegen. Der Herr aber bewahrte ihn vor weiterem Schaden. Frau Meyer wurde von allen diesen Sorgen, so kindlich sie auf den Herrn vertraute, doch unwillkührlich tief und bange bewegt, und es ist nicht zu verwundern, wenn in ihrem aufgeregten Gemüth die Sorge um ihren geliebten Mann endlich die Gestalt eines schwer beängstigenden Gesichtes annahm. „Eines Abends," schreibt sie, „gieng ich während jener Zeit in Manäke spät zu Bette. Da hörte ich plötzlich vom nahen Walde her banges, seltsames Rufen und Schreien. Ich lauschte mit ängstlicher Spannung. Die Töne kamen näher und näher, bis ich endlich meinen Mann vor mir an meinem Bette sah, gejagt und verfolgt von gräßlichen, teufelischen Wesen. Sie machten die gräulichsten Fratzengesichter, schlugen ihre Hände zusammen, stießen ihn, höhnten ihn, — ich kann den entsetzlichen Anblick unmöglich beschreiben. Ich wagte weder zu reden, noch mich zu bewegen, bis ich endlich im Stande war zu rufen: 'Das ist des Teufels Werk!' und einen tröstlichen Spruch der Bibel mir herzusagen. In dem Augenblick war Alles stille und verschwunden. Ich war fest überzeugt, daß etwas bei meinem Manne nicht gut sei, und ergoß mich die ganze Nacht in Gebet und Fürbitte vor Dem, der aus aller Noth zu erretten vermag. Nachher stellte sichs heraus, daß mein lieber Mann eben in jener Stunde von einer furchtbaren Versuchung, ja von Schwermuth und Verzweiflung angefochten war. Ach, er litt in jener Zeit oft mehr, als irgend Jemand eine Ahnung hatte."

Auf der andern Seite waren jene Tage des einsamen Harrens in Manäke für Frau Meyer eine Zeit sichtbarer und trostreicher Gotteshülfe. Sie warf all ihre Sorgen für ihren Mann, für ihre Kindlein und für sich selbst auf Den, der da mächtig ist zu helfen, und der verheißen hat, für die Seinen zu sorgen. Der taubstumme Indianerknabe gieng täglich aus zu fischen, und der Herr sandte jedesmal eine Beute an seine Angel. Frau Meyer aber kaufte mit dem wenigen Geld, das ihr Mann zurückgelassen hatte, Cassawabrod, und der Herr segnete die dürftige Nahrung. Aber endlich gieng das Geld

aus. Der letzte Pfennig war, nachdem sie von der Morgenandacht sich erhoben hatten, für Cassawabrod ausgegeben, das gerade für den heutigen Tag ausreichte. Gegen Abend hatten sie eben den letzten Bissen mit Danksagung genossen, als eines der Kinder, das auf die Hausschwelle getreten war, ausrief: „Mama, komm sieh! Da kommt Harriett mit einem ganzen Korb voll Cassawabrod!“ Und so war es. Harriett, eine Indianerschwester von Kumäke, war eben mit zwei Indianerbrüdern von dort angekommen. Sie waren von der lieben Indianerin Katharine mit einer Summe von 25 Thalern, welche aus England für die Geschwister Meyer in Kumäke angekommen war, und einem großen Korb voll Cassawabrod als Eilboten abgeordnet worden. Die reiche Gabe aber war mit einem Schreiben des Missionars Aveline in Georgetown begleitet, welches wir gerne hier ganz mittheilen. Es lautete also:

„Gnade und Friede sei mit euch und mit allen denen bei euch, die den Herrn Jesum lieben in Lauterkeit. Ihr seid, theure Geschwister, in der letzten Zeit mir viel auf dem Herzen gelegen. Viele Gebete stiegen zum Herrn auf für euch und für das Gedeihen des Werkes Gottes unter den Indianern, untermischt mit Danksagung für die, welche bereits durch die Predigt vom Kreuze gesammelt sind.

„Weiter hat es der Herr unsrem lieben Bruder T. und Andern in dieser Stadt ins Herz gegeben, euch neue Vorräthe zu senden, indem sie dachten, ihr müsset in der Noth sein. Und eben während der Herr die Brüder hier zu einer freiwilligen Steuer geneigt und willig machte, erhielt Bruder Strong von dem lieben Bruder Georg Müller in Bristol (England) 25 Thaler ausdrücklich für euch, und da hielten wir Alle es fürs Beste, diese Gabe ungesäumt auf dem Landweg euch zuzusenden, wenn anders der Herr einige Brüder willig machen sollte, die Reise zu unternehmen. Gerne wäre ich selbst der Ueberbringer gewesen, wenn der Herr es mir gestattet hätte; aber er legte mich aufs Krankenbett, und ich bin noch sehr schwach. Bruder Strong geht damit um, euch auf dem Seeweg bald möglichst zu besuchen und euch Lebensmittel und Kleidungsstücke zu überbringen, welche die Brüder für euch zurechtzumachen im Sinn haben. . . .“

Es wäre schwer, die Gefühle des Dankes und der Freude zu schildern, welche das Herz der einsamen Missionsfrau bei dieser neuen Erfahrung von der Wunderhülfe Gottes erfüllte. Die ganze Kette von Umständen, — das Andenken der Brüder in England längst vor

der Stunde der Noth, das Eintreffen des Geldes in Georgetown eben zu der Zeit, wo die dortigen Brüder an die wahrscheinliche Noth der Geschwister in Kumäke erinnert wurden, die Willigkeit einiger Brüder, die Gabe ungesäumt dahin zu bringen, ihre rasche und sichere Reise, die sofortige Weiterbeförderung der Ueberbringer durch Schwester Katharine und ihre beigelegte Gabe von Cassawabrod, und endlich das Eintreffen der Hülfe in dem Augenblick, wo die Noth aufs höchste gekommen war, — das Alles war ja ein handgreifliches Zeugniß davon, daß der Herr lebt. Wahrlich, die Haare auf unsrem Haupte sind gezählt, und wir sind mehr werth als viele Sperlinge. Ein Kind Gottes, das treu im Dienste des Herrn steht und gläubig auf Ihn vertraut, kann von Ihm nicht vergessen werden!

Frau Meyer dachte sofort daran, ihrem Manne, der bereits drei Wochen abwesend war, ohne daß eine Kunde von ihm gekommen wäre, und von dessen Leiden und Entbehrungen sie so bange Ahnungen hatte, von der eingetroffenen Hülfe etwas wo immer möglich zuzusenden. Sie ordnete deßhalb vertraute Männer mit Speise und Geld ab, um ihn aufzusuchen. Es ist aber Zeit, daß wir uns mit Meyer selbst und seinen Erlebnissen näher bekannt machen.

Es war ihm gelungen, die Niederlassungen der Akkawähs an dem obern Lauf des Demerara glücklich zu erreichen, und er fand Alles, wie ihm berichtet worden war. Die Indianer hatten alle ihre Cassawafelder eingeheimst und Brod daraus gebacken, und waren eben im Begriff, mit ihren vollen Cassawakörben die lange Reise anzutreten, in der gewissen Hoffnung, bald das verheißene Land der Glückseligkeit zu erreichen. Meyer legte den armen betrogenen Leuten mit Hülfe des Thomas, der als Dollmetscher diente, den wahrhaftigen Weg des Heils vor, den Weg der Buße und des Glaubens an den Herrn Jesum, und ermahnte sie, die Vergebung ihrer Sünden durch den Glauben in Seinem Blute zu suchen, damit sie Ihn, wenn Er einst vom Himmel erscheine, mit Freuden empfangen könnten. Dann werde Er ihre nichtigen Leiber verwandeln und sie ähnlich machen Seinem verklärten Ebenbilde, und sie werden dann ewig sein dürfen, wo Er ist. Er zeigte ihnen, daß der Herr Jesus, der wahrhaftig in Herrlichkeit wiederkommen werde, um die Gläubigen zu sich zu nehmen, die Verächter aber mit ewiger Verdammniß zu strafen, ausdrücklich seinen Jüngern verboten habe, denen zu folgen, die da sagen: „Siehe, hier ist Christus, oder siehe, da ist er! Er ist in der Wüste dort, oder in

der Kammer hier!" Denn der Herr werde wiederkommen mit einem Feldgeschrei und mit der Stimme des Erzengels, und mit der Posaune Gottes! Jenes trügerische Wort aber, dem sie Gehör gegeben, sei nicht Gottes, sondern des Teufels Stimme, der sie verführen wolle.

Auf diese gewaltigen Predigten Meyer's gaben die älteren Indianer, sowie mehrere von den Jüngeren, den Plan der Auswanderung auf und blieben; aber Viele beharrten in ihrem Irrweg und zogen von dannen.

Wenn Meyer durch den theilweisen Erfolg dieser seiner Dazwischenkunft einigermaßen getröstet wurde, so konnte dieß doch den Schmerz über die Bethörung der Andern bei ihm nicht lindern. Eine einzige Seele, die unter Verachtung der empfangenen Warnungen blindlings in ihr Verderben lief, beschäftigte sein Gemüth so sehr und verursachte ihm solche Angst und Kümmerniß, daß er darüber die Freude über die Rettung der Uebrigen fast vergaß. Die eben gemachte Erfahrung aber, wo er sehen mußte, wie so gar leicht die Stimme der Lüge bei den Indianern Eingang fand, während das Wort der Wahrheit die Meisten unberührt ließ, wirkte so niederschlagend auf ihn, daß er es kaum zu ertragen vermochte.

Dazu kamen nun noch andere schmerzliche Begegnisse. In jenen Gegenden des Demerara befinden sich viele Holzplantagen, auf denen europäische Aufseher wohnten. Meyer hoffte bei ihnen da und dort seine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen zu können; aber sie wollten um keinen Preis ihm etwas verkaufen, weil er das Licht der Wahrheit frei und hoch emporhielt, während sie die Finsterniß lieb hatten, besonders aber weil er immer wieder gegen die verderbliche Sitte sprach, den indianischen Arbeitern Branntwein statt Geld als Lohn zu geben, — eine Sitte, die ebenso gewiß die Eingeborenen sittlich und leiblich zu Grunde richtet, als sie ausdrücklich durch die brittischen Colonialgesetze verboten war.

Diese Erfahrungen, zusammen mit den Mühsalen und Entbehrungen der Reise, brachten Meyer körperlich und gemüthlich tief herunter. Er kam nach vierwöchiger Abwesenheit in Manäke bei den Seinen wie ein Marterbild und fast blind von entzündeten Augen an. Er bedurfte mehr als je der Erholung. Seine Gattin und seine Freunde fürchteten für sein Leben. Auch er selbst hatte eine deutliche Ahnung, daß von den zwölf Stunden seines irdischen Tagewerks ihm nur noch ein kleiner Rest zum Wirken übrig sei. Aber statt durch

dieses Gefühl sich zur Schonung seiner selbst bewegen zu lassen, um etwa die übrigen Minuten seines Erdentages möglichst zu dehnen und zu verlängern, wollte er vielmehr in diese ihm noch geschenkte kurze Zeit so viel Arbeit für die Ewigkeit zusammendrängen, als nur immer möglich war. Kaum waren deßhalb seine Augen etwas besser und seine Kräfte etwas hergestellt, so zog er schon wieder mit dem Wort vom Kreuze nach allen Richtungen aus zu seinen Indianern.

Den Schluß dieses kurzen, aber reichen Lebens werden wir in einem der folgenden Hefte mittheilen.

Gützlaff's Eintritt in die Missionslaufbahn und seine Erweckung.

In der neuesten Nummer des „Evangelischen Reichsboten," welcher in Berlin monatlich einmal erscheint als „Organ des Evangelischen Gesamtvereins für die chinesische Mission, des Berliner und des Pommer'schen Hauptvereins für China," findet sich eine sehr lehrreiche Mittheilung aus Dr. Gützlaff's Leben, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Sie schildert die Art und Weise, wie dieser in der chinesischen Mission so bedeutende Mann in die Missionslaufbahn eingeführt und zur Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit gebracht wurde. Schon unsere Ueberschrift, die wir diesem Artikel geben, enthält etwas Seltsames: den Eintritt in die Missionslaufbahn zuerst, und dann die Erweckung. Doch in einzelnen außergewöhnlichen Fällen kehrt ja diese Reihenfolge, wenn auch in minder auffallender Weise wieder, und wir legen darauf kein besonderes Gewicht. Allein in zwei andern Beziehungen ist diese Parthie aus Gützlaff's Leben überaus lehrreich.

Für's Erste nemlich zeigt sie uns, was aus der Mission werden müßte, wenn die Fürsten, und auch die besten unter ihnen, oder auch ihre Consistorien, wie sie nun eben unter dem gegenwärtigen Zustand der Christenheit geworden sind, die Bekehrung der Heidenvölker amtlich in die Hand nehmen wollten. Nicht leicht wird man aus einem Ereigniß einleuchtender und überzeugender, als aus dem vorliegenden,

die Gewißheit gewinnen, daß, so wie die Dinge jetzt stehen, die Mission ausschließlich Sache freier gläubiger Vereine sein und bleiben muß. Freilich erwachsen aus dieser vollständigen Unabhängigkeit der Missionsgesellschaften und ihrer Sendboten von der kirchenamtlichen Leitung, aus diesem Mangel an Eingliederung der Mission in den bestehenden kirchlichen Organismus, wieder mancherlei sehr fühlbare Uebelstände. Um nur Eines anzuführen, so müssen die bestehenden Landeskirchen, wenn sie in der Auswahl, Prüfung, Abordnung und Leitung der Missionare nicht mitzureden haben, folgerichtig auch die Fürsorge für heimgekehrte invalide Missionare von sich weisen. Dieß und andere ähnliche Folgen liegen in der Natur der Sache. Aber diese Uebelstände erscheinen gering gegenüber den viel bedenklicheren Schäden, welche eine Eingliederung der Mission in den jetzt bestehenden Organismus der Kirche nothwendig zur Folge haben müßte. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher, als das nachfolgende Ereigniß aus Gützlaff's Leben.

Aber noch in einer zweiten Hinsicht ist dasselbe von nicht geringer Bedeutung. Gützlaff ist unzweifelhaft, wie die hier mitgetheilte Geschichte erzählt, noch in Jänicke's Schule vor seinem Auszug in die eigentliche Missionsarbeit gründlich erweckt worden, und die Anfänge des göttlichen Lebens, die damals in ihn geflanzt wurden, haben sich später weiter entfaltet. Auch ist seine Wirksamkeit in China von so hoher Bedeutung für die chinesische Mission geworden, daß mit derselben sein Name für alle Zeiten wird verknüpft bleiben. Allein das Stürmische, Plötzliche, Gewaltsame, das in seiner Erweckung sich darstellt, und dann die Hast, mit der das ehrgeizige Studium sofort wieder aufgenommen ward, ohne der ruhigen, stillen und harmonischen Durchbildung des neuen Lebens den nöthigen Raum und die nothwendige Zeit zu gönnen, — das Alles mußte in seinem Gemüth, das ja bis dahin von einer übermächtigen Glut des Ehrgeizes verzehrt worden war, einen Rest des alten Wesens zurücklassen, der ihm nothwendig in seiner späteren Laufbahn viel zu schaffen machte. Gützlaff hat gewiß sein Lebenlang mit aufrichtigem Ernste gegen diese Reste seines Naturlebens gekämpft; aber sie haben in seine Arbeit und in sein umfangreiches Wirken, so gesegnet dasselbe in anderer Beziehung war, ein Etwas hineingebracht, was der Apostel als Holz, Heu und Stoppeln bezeichnet. Man versteht Gützlaff's ganze Missionslaufbahn, wenn man die Mittheilungen liest, die wir dem Evang. Reichsboten

verdanken. Dieselben sind der Feder des jetzt in England arbeitenden Juden-Missionars Reichardt, der zugleich mit Gützlaff in Jänicke's Schule war, entnommen und lauten also:

„Karl Gützlaff wurde zu Pyritz in Pommern den 1. Juni 1803 von armen Eltern geboren. Nachdem er die Schule des Ortes besucht hatte, wurde er in Stettin bei einem Gürtler in die Lehre gethan. Dort ward er mit einem Sohne des Predigers Heydenreich, einem Gymnasiasten, bekannt, und im Jahre 1815, als der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Dritte, als siegreicher Fürst von Frankreich zurückkehrte und in Stettin erwartet wurde, um eine Revue seiner wackern Pommern abzuhalten, vereinigten sich die beiden Jünglinge, dem Könige ein Gedicht zu überreichen. Gützlaff verfertigte das Gedicht, und als der König nach Beendigung der Heerschau eben in den Wagen steigen wollte, eilte er mit seinem jüngern Gefährten, dem hohen Monarchen das Gedicht zu überreichen. Sobald dieses geschehen, liefen beide eilig davon, aus Besorgniß wegen ihrer Kühnheit wohl gar bestraft zu werden. Diese Besorgniß trieb sie, sich den ganzen Tag draußen hinter Hecken zu verstecken und erst ganz spät des Abends sich nach Hause zu wagen. Der huldreiche König hatte indessen das Schreiben der beiden Jünglinge gelesen, und der Inhalt gefiel ihm so sehr, daß er sie zu sehen wünschte; aber sie waren fort, und ungeachtet er zweimal einen Boten schickte, so konnte Niemand Auskunft geben, wo sie wären. Zuletzt spät Abends kam ein dritter Bote, als sie sich eben in ihr Haus einschlichen; und hatten sie sich den Tag über allerlei Vorstellungen gemacht, was ihre Verwegenheit über sie bringen würde, so wurden sie jetzt um so bestürzter, als sie erfuhren, daß der König schon dreimal nach ihnen geschickt hatte, um sie vor sich zu fordern, und daß die Polizei überall thätig gewesen, ihren Aufenthaltsort auszukundschaften. Es that ihnen nun sehr leid, was sie begangen hatten, sie wären gern wieder fortgelaufen, aber das ging nicht mehr; und ungeachtet ihnen der dritte Bote Muth einsprach und sie aufmunterte, gleich mit ihm zu gehen, so waren sie doch sehr wenig geneigt und fürchteten böse Folgen. Es half aber Alles nichts, sie mußten gehen, ob sie wollten oder nicht; denn es war des Königs allerhöchster Wunsch und Befehl, sie zu sehen. Als sie endlich in die Wohnung kamen, wo Seine Majestät sich aufhielten, war Derselbe schon zu Bett gegangen, hatte aber seinem Adjutanten übertragen, den Jünglingen für das Gedicht jedem vier Ducaten aus-

zuzahlen und sich nach ihren besonderen Umständen und Verhältnissen zu erkundigen. Das war für beide eine freudige Ueberraschung!

„Nach einiger Zeit erging von Berlin eine königliche Ordre an den jungen Heydenreich, daß für seinen Unterricht höheren Orts gesorgt werden würde, und daß er auch nach vollendeten Schuljahren auf dem Gymnasium auf königliche Kosten weiter studiren solle; aber zu dem armen Gützlaff gelangte nur die Nachricht, daß man nicht recht wisse, was mit ihm zu machen, da er kein Studirender und nur ein Professionist sei, daß man aber doch seiner gedenken wolle. Das war wohl eine freundliche und höchst huldreiche, allein in Beziehung auf die Gegenwart eine traurige und entmuthigende Botschaft, und Jahre vergingen, wo unser enthusiastische Jüngling nichts weiter hörte und, während sein Freund der königlichen Huld genoß, an seinem Werktisch fortwährend arbeiten mußte. Erst als Gützlaff zu einem achtzehnjährigen Jüngling herangereift war, wurde auch an ihn gedacht und seine Lebensbahn durch einen auch sonst schon merkwürdigen Vorfall geändert.

„Dieser merkwürdige Vorfall war die Ankunft eines Briefes, den der König von dem Missionar Rhenius aus Indien erhielt. In dem Briefe gab der Missionar zuerst eine Nachricht von dem Missionswerke und namentlich von seinen gesegneten Arbeiten in Indien, und suchte durch seine interessanten Mittheilungen seinen König für die heilige Sache zu gewinnen. Dann aber machte er ihn auch aufmerksam, nicht allein auf die Bemühungen in England, Boten auszusenden und das Evangelium den armen Heiden zu bringen, sondern auch, wie selbst mitten in Berlin, der Hauptstadt Preußens, eine Missionsschule existire, in welcher fromme Jünglinge, unter der Leitung des lieben Predigers Jänicke, zu Missionaren gebildet würden, die dann späterhin im Dienst einer englischen oder holländischen Gesellschaft zu den Heiden gingen. Diese Missionsschule, worin auch er seine Bildung genossen und als Heidenbote vorbereitet sei, empfahl er dringend der Huld und Gewogenheit seines geliebten Königs, damit sie kräftiger unterstützt und in den Stand gesetzt werde, noch viele rüstige Werkzeuge vorzubereiten.

„Der erhabene und christlich gesinnte Fürst freute sich nicht wenig über den Brief seines Unterthanen, des nun freilich so weit entfernten Heidenboten, verwunderte sich aber, noch nie von der wichtigen Anstalt, der Missionsschule, in seiner eignen Hauptstadt gehört zu haben.

Er fragte seine Minister und hohe Umgebung, aber da auch diese ihm keine nähere Auskunft zu geben vermochten, ihm aber die Sache am Herzen lag, so beauftragte er seinen General-Adjutanten, sich in das Haus des Predigers Jänicke zu begeben und sich genau nach dessen Missionsschule zu erkundigen. Hier wurde nun die Sache ganz so befunden, wie der Missionar Rhenius geschrieben hatte. Die christliche Missionsschule in Berlin, welche unter der Leitung des frommen Predigers Jänicke bestand, hatte seit 20 Jahren schon manche Heidenboten gebildet, die in verschiedenen Welttheilen thätig waren. Als dem Könige dieses berichtet wurde, gefiel ihm die Sache so wohl, daß er die fromme Anstalt nicht allein mit einem reichlichen Beitrag zu unterstützen gedachte, sondern sie auch mit einem Zögling versehen wollte. Er dachte an Gützlaff und ließ ihn fragen, ob er wohl Lust hätte, ein Missionar zu werden. Für den begabten Gürtlerburschen in Stettin, der schon so lange gewartet, war nichts willkommener, als diese Anfrage, und obgleich noch unerweckt, doch voll Eifer zu studiren, die Welt zu bereisen und gemeinnützig zu werden, antwortete er gleich: „Ja, dazu habe ich Lust; ein Missionar möchte ich gerne werden." Als dem Könige diese Antwort überbracht war, schickte er bald wieder zum Prediger Jänicke und ließ ihm sagen, daß er ihm einen Zögling zuschicken werde, für dessen Erziehung im Missionsseminar er jährlich 500 Thlr. bestimme, und daß diese Summe auch später jährlich ausbezahlt werden solle, so lange die Anstalt bestehen würde. Für den Prediger Jänicke war diese unerwartete Hülfe ein neuer Beweis der gnädigen Fürsorge seines getreuen Gottes, aber auch eine nicht geringe Ursache zur Besorgniß. Seine Missionsschule war bisher eine Glaubenssache gewesen, und unter vielen heißen Gebeten, Anfechtungen und Widerwärtigkeiten war das fromme Werk bisher im Stillen gediehen und hatte manchen Jüngling gebildet, der von ihm geleitet das Evangelium unter Heiden und auch unter Israel verbreitete. Nun aber, da es sich der königlichen Gunst und Unterstützung erfreuen sollte, konnte das Werk nicht mehr wie bis dahin im Stillen fortgehen, sondern mußte nothwendig zur öffentlichen Kunde gelangen. Auch hegte der ehrwürdige Prediger nicht ungegründete Befürchtung, daß der neue Jüngling nicht den ernsten Geist besitze, der für einen Missionar unumgänglich nöthig ist. Ihn jedoch vorher zu prüfen oder ihn von andern erleuchteten Männern prüfen zu lassen, bevor er kam, war nicht möglich, weil er unter den bewandten Um-

ständen auf jeden Fall angenommen werden mußte. Der gute Prediger bezeigte sich also bereit, den neuen Zögling in die Reihen seiner Schüler aufzunehmen, und als derselbe im Monat April 1821 ankam, begrüßte ihn der ehrwürdige Greis wie gewöhnlich mit dem Kuß der Liebe und sagte: 'Seien Sie willkommen, lieber Bruder; aber was wollen Sie denn hier machen?' — 'Ich will ein Kanzelredner werden,' antwortete der nach Ehre strebende Gützlaff, ohne zu wissen, daß die Antwort sein ganzes inneres Wesen bloß gestellt und gezeigt hatte, wie wenig er vom Christenthum und noch weniger vom Missionswerk verstehe. 'Ach,' erwiederte der liebe und in seiner Seele tief beunruhigte Jänicke, 'dazu ist hier der Ort nicht, um ein Kanzelredner zu werden; aber kommen Sie nur.' Das Missions-Institut war gerade voll, allein nicht weit davon befand sich in der Wilhelmsstraße eine christliche Familie, in welcher der Vater ein Mitglied der Böhmischen Gemeinde und Bruder des in Afrika stationirten Missionars Ebner war. Bei dieser Familie wurde ein Zimmer gemiethet, und anstatt in dem Missionshause bei den Brüdern zu wohnen, wurde es für rathsamer gefunden, Gützlaff bei dieser Familie unterzubringen, wo er unter deren beständigem wohlthätigen Einflusse leben, auch bald einen Gefährten [eben den Erzähler, Missionar Reichardt] finden sollte, der als neuer Zögling vom Rhein erwartet wurde. Dieser kam am ersten Juni desselben Jahres sechs Wochen später als Gützlaff in Berlin an und wurde sein Stubengenosse. Gützlaff hatte sich ungemein auf dessen Ankunft gefreut, weil er von ihm wegen seiner Vorkenntnisse als Gymnasiast manchen Nutzen zu ziehen hoffte; und da jener ebenso willig war, seinem eifrigen und wißbegierigen Gefährten zu helfen, so schloß dieser sich um so mehr an ihn an, und beide studirten zusammen. Es war eine Freude den eifrigen und thätigen Gützlaff zu sehen, wie er sich mit allem Fleiß auf das Studium legte, und wie er mit seinem ihn ermuthigenden Gefährten Hand in Hand gieng, um die vorgeschriebenen Lectionen gemeinschaftlich vorzubereiten, ja noch manches andere nebenbei that, was seine Kenntnisse bereichern konnte, so daß beide sich kaum Zeit zur Erholung oder zum Essen erlaubten. Während aber das Studiren dem ehrgeizigen Gützlaff zur Hauptsache wurde, da ihm die eigentliche christliche Erkenntniß und Erfahrung fehlte, so war es seinem Gefährten doch nur eine untergeordnete Sache, nämlich das Mittel in der Hand Gottes, dem weit höheren Zwecke, der Mission, dadurch

dienen zu können, und er suchte daher öfter das Gespräch auf diesen wichtigen Gegenstand hinzuleiten. Allein sogar nur über diesen Punkt zu sprechen, schien Gützlaff Zeitverlust, und er schützte vor, daß die andern Brüder im Missions-Institut auch immer davon sprächen und viele Zeit verlören, die sie besser anwenden könnten; ja, daß es ihm scheine, als wenn einige auf ihn wegen seines Fleißes neidisch wären. Das konnte er freilich von seinem Stubengefährten nicht sagen, der ihm im Fleiß wenig oder nichts nachgab und doch für seine private und öffentliche Erbauung Zeit fand. Indessen wurde Gützlaff doch oft zum Gegenstand des Gesprächs unter seinen Brüdern. Man bewunderte seinen Fleiß, aber man betrauerte seinen Stolz und Eigendünkel und seinen Mangel an eigentlichem Missionssinn. Niemand fühlte dieses mehr, als sein Gefährte, der mit ihm zusammen lebte und deßhalb oft in Liebe auf ihn einzuwirken suchte.

„Etwa sechs Wochen später im Juli kam wieder ein neuer Zögling, ein feuriger begabter Jüngling und Gymnasiast aus Stralsund. Dieser, sowie ein anderer Missionsbruder, welcher Candidat der Theologie war, aber ebenso wie jener schon längst im Herrn entschlafen ist, redeten mit Gützlaff auf eine sehr ernste Weise, um es ihm an's Herz zu legen, aus der Wissenschaft keinen Abgott, sondern nur ein Mittel zu einem höheren Zweck zu machen. Die Gespräche waren nicht ganz fruchtlos, schienen jedoch bald wieder vergessen zu sein. Am Abend desselben Tages aber, als Gützlaff mit seinem Collegen beim Studiren war, knüpfte dieser ein Gespräch mit ihm an und hob besonders den Punkt hervor, wie wichtig es sei, daß, wenn man ein Missionar werden wolle, um Andern das Evangelium zu verkündigen, man erst selber recht von der Kraft des Evangeliums durchdrungen sein müsse; daß man dasjenige, was man Andern mittheilen und anpreisen wolle, erst an sich selbst müsse erfahren haben, und daß man ohne diese Erfahrung weder den Heiland lieben, noch ihm dienen, noch die Mühseligkeiten bestehen könne, die mit dem Missionsberufe verbunden wären. Ohne diese Herzenserfahrungen seien wir eigentlich noch todt, und aller Eifer und alles Wissen würde am Ende doch nur dazu dienen, uns selbst zu gefallen und unsere eigene Ehre zu suchen, aber nicht dem Herrn Jesu zu dienen und seine Ehre zu befördern. Dieses war ungefähr der Inhalt des Gesprächs mit Gützlaff, der dem Freunde meist schweigend zuhörte, bis er zuletzt ganz still wurde, und bald darauf, — es war gegen 10 Uhr und für beide

noch sehr früh, — die Feder niederlegte und sagte: 'Ich will zu Bette gehen; ich kann nicht länger studiren.' Sein Stubengenosse glaubte seit einiger Zeit eine gewisse Unruhe an ihm bemerkt zu haben, auch, daß es mit dem Studiren nicht so recht fortwollte, und da jetzt Gützlaff plötzlich aufstand und zu Bette gieng, fragte er ihn, ob ihm etwa unwohl sei? 'Mir ist nicht ganz wohl,' erwiederte der Gefragte und legte sich in demselben Zimmer zur Ruhe nieder. Nach einer kleinen Stunde verrichtete sein Gefährte wie gewöhnlich sein Gebet, legte sich in sein Bett, das nicht weit von Gützlaff's stand, und schlief bald ein. Durch die Unruhe seines Nachbars aber, der sich im Bett umherwarf und, wie es schien, nicht einschlafen konnte, auch dabei stöhnte, wurde er wieder aufgeweckt und fragte ihn: 'Was ist dir, Bruder Gützlaff? Bist du nicht wohl?' Auf einmal rief dieser aus: 'Ach, ich bin verloren! ich bin verloren!' Nun wachte sein College vollends auf und sagte: 'Lieber Bruder Gützlaff, was willst du denn? Was machst du?' Aber Gützlaff achtete nicht mehr auf die Fragen, sondern fuhr fort, seine innersten Gedanken auszusprechen und seinen Sündenzustand zu beklagen. Er zählte seine Sünden einzeln her, die er von Jugend auf begangen, und schrie: 'Ja, Satan, so hast du mich in deine Netze gezogen, daß ich nun am Rande des Abgrunds stehe, um ewig in's Verderben zu stürzen. Du hast mich mit Stolz und Eitelkeit angefüllt, und mich verführt, daß ich auch von den heiligsten Dingen einen Mißbrauch mache und nur meinen Nutzen und meine eitle Ehre im Auge habe. O, wie schlau du bist, und nun ist es dir gelungen, auch mich in die ewige Verdammniß zu stürzen.' So fuhr er eine lange Zeit fort, und wenn sein Freund es versuchte, ihn liebreich anzureden und ihn auf die Verheißungen des Evangeliums aufmerksam zu machen, dann schrie er laut auf und sagte: 'Ja, das ist nicht für mich! Nein, ich habe meine Seligkeit verscherzt! Für mich ist keine Gnade! Ich habe zu sehr gesündigt und geheuchelt! Ich habe mich selbst verblendet! Mich hat der Satan ganz umstrickt! Ich gehe verloren, verloren! Die Hölle öffnet schon ihren Rachen, und bald soll ich ihre Beute werden!' Sobald er wieder etwas ruhig geworden und eine kleine Pause eintrat, suchte sein Freund ihn auf Gottes Wort aufmerksam zu machen, indem er ihm solche Stellen vorführte wie: 'Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.' Zuerst wies

er alle solche Stellen von sich, als wenn die nicht für ihn wären, und behauptete, daß er jetzt eben von der auf ihn wartenden Hölle in Empfang genommen und weggeschleppt werden sollte, daher er sich auch krümmte und jämmerlich winselte wie ein Verzweifelter. Als aber sein Freund nicht nachließ, ihm in Liebe und auch mit Entschiedenheit die Trostworte des Evangeliums in verschiedenen Schriftstellen vorzuhalten, da offenbarte sich zuletzt ein leiser Zug der Gnade in seinem tieferschütterten und gebeugten Herzen. 'Ach, Bruder Reichardt,' sagte er mit sanfter, kindlich demüthiger Stimme, 'denkst du denn wirklich, daß auch für mich armen Sünder noch Gnade möglich wäre?' — 'Ja, lieber Bruder,' erwiederte der Freund, hocherfreut über die eingetretene Gemüthsveränderung und die sich nach dem furchtbaren Kampf offenbarende Gnade, 'ja, auch du darfst glauben, daß der Herr Jesus auch für dich gekommen ist, dir deine Sünden zu vergeben und dich in Gnaden anzunehmen. Und darum redet er auch zu dir die freundlichen Worte: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Gehe nur zu dem Heiland, er wird dich annehmen und dich erquicken.' Darauf sagte Gützlaff: 'Ach, sollte es wohl möglich sein für mich großen verdammungswürdigen Sünder, der ich die Gnadenzeit so versäumt und so dahin gelebt habe?' Und wie er noch kurz vorher in einem Zustande der Verzweiflung gerungen hatte und sein Herz in seiner ganzen Blöße laut darstellte, so fieng er auch jetzt wieder an, laut mit sich selbst zu reden, als wenn er aus der tiefsten Verzweiflung heraus den ersten Gnadenzug verspüre, denselben allmählig verfolge und es immer heller werde in seiner Seele. Zuletzt den Schild des Glaubens ergreifend und dem Heilande seine Verheißungen vorhaltend, schloß er mit einem kindlichen herzlichen Gebet. Nach diesem Gebet, worin er gleichsam einen Bund mit seinem Heilande machte und schon des innigsten Friedens theilhaftig wurde, war dann der heiße Buß- und Glaubenskampf, der über drei Stunden gedauert, durchgekämpft, und sowohl Gützlaff, als auch sein mitfühlender und miterschöpfter Freund, fielen bald in Schlaf. Wie Gützlaff am andern Morgen erwachte, ist nur ihm selbst bekannt, aber seinem Gefährten kam die ganze Sache wie ein Traum vor. Hast du geträumt oder ist es wirklich wahr, was du in dieser merkwürdigen Nacht erfahren? Ist es Täuschung oder Wahrheit? fragte er sich selbst, fühlte aber an seinen ermüdeten Gliedern, wie auch an seinem Geiste, daß etwas vorgefallen

sein müsse. Er stand auf und nachdem er sein Gebet verrichtet, begab er sich an seinen Studirtisch, wobei er aber den noch ruhenden Gützlaff genau beobachtete. Endlich erwacht auch dieser, steht auf und — welch eine Wonne für den stillen beobachtenden Freund! — zum ersten Male sieht er ihn neben seinem Bette niederknieen und sein Gebet verrichten, wozu früher niemals Zeit gefunden werden konnte. Das war das zweite Zeichen, daß keine Täuschung stattgefunden hatte. Ein drittes Zeichen war, daß Gützlaff, von seinem Gebete aufstehend, ernsthaft und in sich gekehrt sich stille an seinen Tisch setzte, um seine Arbeiten zu beginnen. Nach einiger Zeit konnte aber sein Freund, voll inniger Freude und Danksagung zum Herrn, nicht umhin, das Schweigen zu brechen und zu sagen: 'Lieber, lieber Bruder Gützlaff, wie geht es dir jetzt?' Bei dieser Frage kamen Thränen in Gützlaff's Augen. Er legte sein Buch hin, stand plötzlich auf, warf sich mitten im Zimmer auf die Kniee und machte seinem bewegten Herzen Luft durch ein lautes Dankgebet, das aus den innersten Tiefen mächtig hervorquoll. Nun war es keine Täuschung mehr, Gützlaff war aus einem stolzen, eigenliebigen Jüngling ein bekehrter Christ geworden. Nach dem Dankgebete faßte ihn sein Freund bei der Hand und begrüßte ihn als einen Bruder in Christo, durch dessen Gnade Beide hofften selig zu werden, und für dessen Dienst sie willig ihre Kräfte aufopfern wollten, um unsterbliche Seelen Ihm zuzuführen.

„Von dem Tage an war Gützlaff ein ganz anderer Mensch, und obgleich ebenso eifrig im Studiren wie vorher, wurde dieß Alles nur als untergeordnet angesehen. Er und sein Freund schlossen sich von jetzt an um so inniger an einander, indem sie sich, außer über die Gegenstände des Unterrichts, auch über die wichtigeren Dinge unterhalten konnten, welche über alles menschliche Wissen hinausliegen. Die Gemüthsveränderung in Gützlaff wurde bald den andern Brüdern, auch dem Prediger Jänicke und andern christlichen Freunden, bekannt. Alle hatten eine herzliche Freude daran, besonders der liebe christliche Wirth, dem es zuerst im Stillen mitgetheilt wurde, und dessen Erfahrungen im Christenthum und reiche Erkenntniß im Worte Gottes nachher von großem Nutzen für beide Missionszöglinge waren. Seitdem stand Gützlaff allen seinen Mitbrüdern weit näher und lebte mit ihnen in christlicher Liebesgemeinschaft. Seinen Freund und Stubengenossen [Reichardt] verlor er im nächsten Jahre 1822 im Monat Juni, indem derselbe nach England berufen wurde, um dort

sich als Missionar für die Juden vorzubereiten; aber er erhielt dafür einen andern theuren Bruder, Nicolayſen, mit dem er eben so brüderlich umgieng, und der ihm besonders dienstfertig wurde, als er (Gützlaff) von einer gefährlichen Krankheit heimgesucht wurde, die ihn dem Tode nahe brachte. Diese Krankheit diente recht zu seiner Demüthigung, da sie ihn lehrte, sich nicht auf eigene Kraft, sondern auf den Herrn zu verlassen; und in der aufopfernden Liebe seines getreuen Bruders, der ihm Tag und Nacht zur Seite stand, hatte er ein edles Vorbild, das auf ihn einen gesegneten Einfluß übte und ihn nachher weit sanftmüthiger machte.

„Als Gützlaff seine Studien in Berlin vollendet hatte, wurde er nach Rotterdam berufen, um sich dort ferner, im Anschluß an eine holländische Missionsgesellschaft, als Heidenbote vorzubereiten. Vor allen Dingen sehnte er sich schon damals nach China zu gehen. Ehe er von Berlin abreiste, schrieb er seinem Könige einen Brief, um demselben einen kurzen Bericht über seine Studien zu geben, zugleich seinem erhabenen Gönner für die Wohlthaten zu danken, die er durch seine Gunst genossen. Der König schickte huldreichst eine Antwort und begleitete dieselbe mit einem Geschenke von einigen Friedrichsd'ors. In Rotterdam verweilte Gützlaff mehrere Jahre; sein früherer Freund und Stubengenosse hatte hier einige Male Gelegenheit, ihn wieder zu sehen. Dort wurde sein Aufenthalt auch noch dadurch gesegnet, daß er in seiner Mußezeit ein ziemlich großes Werk in holländischer Sprache über christliche Missionen schrieb, überdieß das Werkzeug für die Bekehrung eines angesehenen deutschen Ehepaars wurde, das sich in Rotterdam aufhielt, sowie eines katholischen Dienstmädchens, das evangelisch und späterhin mit einem holländischen Missionar verehlicht wurde."

So schreibt Missionar Reichardt. In dem Blatte, aus dem wir diese Erinnerungen entnehmen, findet sich noch ein kurzer Brief eines andern Freundes von Gützlaff, des seligen Judenmissionars L. Hoff, worin es unter Anderem heißt:

„Während meines Zusammenlebens mit Gützlaff in Berlin war auch ich in Schwachheit bemüht, auf die Entwicklung seines inneren Lebens hinzuarbeiten. Auch füge ich hinzu, daß er mir besonders anhänglich war und vorzüglich seine Liebe bei meiner Abreise nach England im Jahre 1821 darlegte. Mit meinem späteren vieljährigen lieben Mitarbeiter in Russisch-Polen verließ ich nämlich damals Berlin

zu Fuß, begleitet von einer bedeutenden Anzahl junger christlicher Freunde, unter denen mehrere junge Theologen aus Potsdam. Gützlaff war auch dabei und hielt sich so ziemlich an meiner Seite, um die letzten Stunden unseres Zusammenseins noch zu benutzen. Ich faßte schon damals gute Hoffnung. Unsere Gespräche, sowie das feierliche, ergreifende Gebet, welches der damalige Candidat Seele beim Scheiden hielt, wobei wir an der Landstraße in großem Kreise vor dem Herrn und Heiland knieten und er uns Scheidende Seinem Schutze und Seiner Leitung empfahl, schienen segensreich auf Gützlaff zu wirken. Er, wie alle lieben Begleiter, schieden mit vieler Innigkeit von uns, besonders von mir. Ich hörte dann längere Zeit hindurch nichts Näheres über ihn. Bei meiner Rückkehr nach Berlin 1822 fand ich Gützlaff schon erfreulich verändert und traf ihn bei Dr. Tholuck bei dem Unterricht im Persischen. Nur kurze Zeit weilte ich dort und kam wenig mit ihm zusammen, da Berufsangelegenheiten mich sehr in Anspruch nahmen. Indeß hielt uns die Liebe innerlich verbunden, wie es bei Freunden der Jugend besonders der Fall ist. Sein Vorhaben, mich auf seiner letzten großen, anstrengenden Reise durch Europa von Breslau aus zu besuchen, wie er mir melden ließ, konnte er, wegen Mangels an Zeit, nicht ausführen. So ruhe er denn im Frieden Gottes, nachdem er durch Seine Kraft und Gnade so Großes gewirkt und gelitten hat in und für China, zu dessen Erleuchtung durch das reine Evangelium, so daß hoffentlich sein oder des Herrn Werk durch ihn, dort nicht mehr untergehen wird!"

Das anglikanische Bisthum von Sierra Leone.

Sierra Leone an der Westküste von Afrika ist eines der ältesten Arbeitsgebiete der neueren Mission. Der westafrikanische Sklavenhandel und der himmelschreiende Jammer, welchen er über die Stämme und Familien der Neger hereinführte, schien diesem Lande das erste Recht auf christliches Erbarmen zu geben. England hat die Ehre, zuerst die Schuld, welche auf der Christenheit in dieser Beziehung lastet, ganz und ernst zu erkennen. Mehr als zwanzig

Jahre lang kämpften die edelsten Männer Großbrittaniens für die Menschheitsrechte des Negers. Clarkson, Wilberforce, Buxton und Andere setzten alle ihre Kraft, ihre ganze Liebe und Beredsamkeit ein, um dem Sklavenhandel und überhaupt der Sklaverei, dieser größten Schmach und Schuld der christlichen Welt, ein Ende zu machen Jedermann weiß, daß und wie weit diese Männer den Sieg davon getragen haben. Gesetzmäßig hat der Sklavenhandel unter allen christlichen Völkern aufgehört, obwohl insgeheim der Gräuel auch heute noch seinen Fortgang hat und das Sklavenhalten noch immer in einzelnen Staaten zu Recht besteht.

Während ganz England am Schluß des letzten und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts von dieser Frage mächtig aufgeregt und jedes edlere Gemüth für die Erlösung Afrika's von dem leiblichen Joch der Sklaverei begeistert war, hatten sich eben erst die brittischen Missionsgesellschaften zu bilden angefangen, denen die Rettung der Heidenwelt aus der geistlichen Tyrannei des Aberglaubens und der Unwissenheit als Ziel und Aufgabe vor Augen stand. Es war natürlich, daß der Liebeseifer der Missionsfreunde die Richtung nahm, welche ihm die allgemeine Strömung anwies. Und so kam es, daß, während die 1792 gestiftete Baptisten-Missionsgesellschaft ihr Auge zuerst nach Ostindien und die Londoner Missionsgesellschaft nach der eben bekannt gewordenen Südsee lenkte, Westafrika mit seiner unglücklichen Bevölkerung zuerst von den Männern in Angriff genommen wurde, welche die kirchliche Missionsgesellschaft (1799) stifteten. Mangel an tüchtigen Arbeitern hinderte sie, gleich anfangs Sendboten in dieses große Heidenfeld zu schicken. Erst im Jahr 1804 giengen die ersten Missionare (es waren deutsche Brüder aus Jänicke's Missionsanstalt in Berlin) in ihrem Dienst nach der Westküste Afrika's. Aber vierzehn Jahre lang (bis 1818) bestand ihre ganze Arbeit fast nur im Suchen und Umhertasten nach einer geeigneten Stätte des Wirkens. Es waren eben die ersten Anfänge der neueren Mission, wo alle Erfahrung und Uebung fehlte. Verschiedene Stämme an der Küste wurden besucht. Die erste feste Missionsniederlassung wurde 1810 unter den Sufu's am Ufer des Rio Pongas (nördlich von der brittischen Kolonie Sierra Leone) versucht. Allein von 15 Missionaren, die nach und nach dahin ausgesandt wurden, fielen sieben als Opfer des Klima's, und nach elfjähriger Mühe und Arbeit wurden die Missionsgebäulichkeiten auf Anstiften der Sklavenhändler durch fran-

zösische Kriegsschiffe in Brand gesteckt und giengen in Feuer auf. Die überlebenden Brüder mußten Zuflucht suchen unter brittischem Schutz in Sierra Leone.

Im Jahr 1818 wurde dieses Sierra Leone der Mittelpunkt der englisch-kirchlichen Mission in Westafrika. „Nicht wir haben diese Station erwählt," sagt die Kommittee selbst, „sondern durch die geheimnißvolle Fügung Gottes wurden unsre Missionare dahin verschlagen." Sierra Leone war eine Kolonie unter dem Schutz der brittischen Flagge. Die Bevölkerung war damals zusammengesetzt theils aus den Negersoldaten, welche während des englisch-amerikanischen Kriegs in Westindien im brittischen Heere gedient und am Schluß desselben ihren Abschied erhalten hatten, theils aus entlaufenen Sklaven, die sich in großen Massen allmählig in London angesammelt hatten; das bedeutendste Contingent aber stellten die lebendigen Frachten der Sklavenschiffe, welche durch die brittischen Kreuzer aufgebracht wurden. Ladung um Ladung setzte man sie, entblößt, elend und furchtbar verkommen wie sie waren, in Sierra Leone ans Land, um sie unter brittischem Schutz Freiheit und Menschenrechte genießen zu lassen. Sie waren es insbesondere, deren die Missionare von nun an mit allem Eifer sich annahmen.

Da diese befreiten Negersklaven aus mehr als hundert Stämmen von Inner-Afrika zusammengewürfelt waren, von denen jeder seine eigene, oft grundverschiedene Sprache redete, so mußte vor Allem ein allgemeines Verkehrsmittel aufgesucht und eingeführt werden. Zu diesem Ende wurden die Neger alle im Englischen unterrichtet, damit sie durch diese Sprache sowohl unter einander zu verkehren, als auch christliche Unterweisung durch die Missionare zu empfangen vermöchten. Jetzt ist eine eigenthümliche Form dieser Sprache, das sogenannte Neger-Englisch, in der ganzen Kolonie herrschend.

Die ersten durchgreifenden Erfolge der evangelischen Arbeit unter diesen Unglücklichen traten in den Ortschaften hervor, welche unter der Pflege des hochbegnadigten Knechtes Gottes, Wilhelm Augustin Johnson, standen. Ein Hannoveraner von Geburt, war er als Zuckersiedergeselle nach London gewandert, um sein Brod zu verdienen. Nach seiner Bekehrung bot er sich, obwohl verheirathet und ohne alle gelehrte Kenntnisse, der kirchlichen Missionsgesellschaft zum Evangelistendienst unter den Heiden an. Sie sandte ihn 1816 als Katechist nach Sierra Leone. Aber der Herr machte ihn, wenn wir so reden dürfen,

zum Apostel der Neger in dieser Kolonie.*) Von da an schritt die Umwandlung der verkommenen Neger-Bevölkerung in ein christliches Gemeinwesen mit raschen Schritten voran. Sierra Leone mit seinen 50,000 Negern ist nun ein christliches Land. Es hat seine 13 Pfarrsprengel, seine 12 eingeborenen Prediger, seinen anglikanischen Bischof, seine höheren Erziehungsanstalten, seine Elementarschulen, seine Vereine aller Art.

Ja, dieses evangelisirte Sierra Leone ist nun ein Missionsherd für ganz Westafrika geworden. Die Strömung, welche so viele Bruchstücke der verschiedensten Stämme Inner-Afrika's nach diesem einen Punkte führte und aufhäufte, hat sich nun rückfluthend umgekehrt. Jene befreiten Afrikaner haben angefangen, in ihre Heimathländer zurückzukehren, — nicht so, wie sie kamen, sondern als Christen, civilisirt, mit ächtem brennendem Missionseifer, — um das Evangelium in ihrer eigenen Muttersprache hunderte von Meilen hinein in das Land ihrer Geburt zu tragen. Die Yoruba-Mission, diese schönste Werkstätte des Geistes in Westafrika, die Niger-Mission, eine eben erst aufblühende Pflanze, — beide sind die Frucht von Negerchristen in Sierra Leone. Wahrlich, auch der Sklavenhandel, dieser entsetzliche Gräuel, welcher so viele unglückliche Neger auf der brittischen Kolonie aufhäufte, auch die ersten Mißgeschicke und Unglücksfälle der kirchlichen Mission, durch welche die Missionare, entmuthigt und verzagt, nach Sierra Leone verschlagen wurden, — auch sie, ja gerade sie mußten in der Hand unsres Gottes das geheimnißvolle Mittel werden, unabsehbaren Segen über Afrika zu bringen. Die Missionsgeschichte trägt die höchsten und beseligendsten Lehren in sich; wer drauf achtet, findet darin große Weisheit und starken Trost.

Es dürfte nicht ohne hohes Interesse sein, aus der Feder eines hochbegabten Mannes, der auf mehr als Einem Missionsgebiet sich in früheren Jahren umthat, und nun auch in Sierra Leone die Dinge in unmittelbarer Nähe und mit vorurtheilsfreiem Auge sich ansah, eine Schilderung des gegenwärtigen Standes der dortigen Mission zu vernehmen. Dieselbe hat um so mehr Werth,

*) Wir haben vielleicht später Gelegenheit, aus Johnson's Leben und Wirken Ausführlicheres mitzutheilen. Oder wäre vielleicht ein Missionsfreund willig, das unvergleichlich schöne Buch: **Africa's Mountain Valley, Lond. 1857**, welches sein Wirken in bewundernswürdiger Sprache schildert, unsrer deutschen Lesewelt in tüchtiger Uebersetzung wiederzugeben?

als sie nicht für entfernte, mit der Wirklichkeit unbekannte Leser berechnet war, sondern für Männer, die selbst an Ort und Stelle wohnen, selbst mitten in der Gemeinde stehen und arbeiten, selbst Alles alltäglich vor Augen haben. Wir meinen den neuesten Hirtenbrief (Charge), welchen Dr. Bowen, Bischof von Sierra Leone, im Febr. 1859 an die Geistlichkeit seines Sprengels erließ. Doch ehe wir aus dieser lehrreichen Denkschrift Einiges mittheilen, sei es uns gestattet, den Mann, der sie verfaßte, näher kennen zu lernen.

Es war im Jahr 1852, daß die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft nach langen Unterhandlungen mit der Regierung und der obersten Geistlichkeit Englands endlich den Plan zur Reife brachte, für die großen und immer bedeutender werdenden Missionsgemeinden in Westafrika einen eigenen Bischof aufzustellen. Sie gieng von dem Grundsatz aus, daß, so lange eine Mission in ihrer Kindheit, in ihren ersten Anfängen steht, die Anwesenheit eines Bischofs nicht nur unnöthig und überflüssig, sondern auch eher hinderlich und schädlich wäre. Denn wo es gilt, erst den Boden aufzubrechen, die Saat auszustreuen und die ersten jungen Pflanzen mit zarter Rücksicht und Schonung zu pflegen, da müsse man dem einfachen Missionar möglichst freie Hand lassen und ihn nicht durch die unmittelbare Nähe oder das stete Eingreifen einer höheren Autorität beengen. Sobald aber mehrere Gemeinden sich gebildet, die Gemeinde-Ordnungen sich befestigt und die Kirchen, Schulen und Anstalten größere Verhältnisse angenommen haben, dann sei es Zeit, einen Bischof, einen rechten Missionsbischof dem Ganzen vorzusetzen. Denn nun gelte es ja, ins Ganze kirchliche Einheit und Ordnung zu bringen, die heranwachsende christliche Jugend zu confirmiren und vielleicht auch eingeborene Lehrer und Prediger durch kirchliche Ordination für den Dienst der jungen Kirche zu bestellen.

In diesem Sinne wurde im Jahr 1852 der erste Bischof von Sierra Leone in der Person des edlen, liebenswürdigen Vidal (sprich: Weidel) erwählt und bestellt. Sein Sprengel reichte von der nördlichen Gränze dieser Kolonie bis hinab zum Niger und soweit landeinwärts, als anglikanische Missionare wohnten und wirkten. Was man von dem segensreichen Einfluß eines ächt evangelischen Missions-Bisthums erwartet hatte, das wurde in der Wirklichkeit nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Es kam neues Leben, kräftigende Einheit, heiliger Wetteifer in die Missionen von Sierra Leone und Yoruba.

Die Missionare fühlten sich nicht nur nicht beengt, sondern gehoben und gestärkt; der Bischof kannte und achtete die Rechte der Missions-Kommittee gegenüber ihren Sendboten und Gemeinden, und diese hinwiederum freute sich dankbar der Hülfe, die ihr durch den Bischof in der Beaufsichtigung und Leitung ihrer Missionare geworden war. Da nahm der Herr plötzlich und unerwartet (Ende 1854) den edlen Vidal von hinnen. An seine Stelle trat 1855 ein Mann, der nach menschlichem Urtheil nicht besser konnte gefunden werden. Es war Bischof Weeks (sprich: Wihks). Er war in jungen Jahren Katechist, dann ordinirter Missionar in Sierra Leone gewesen. Die anstrengende Arbeit, das Klima, die reifenden Jahre hatten nur wenig seine Kraft und Gesundheit geschwächt. Seine Kenntniß der westafrikanischen Verhältnisse, seine reiche Missionserfahrung, seine Milde und Liebeskraft, die Achtung, die sein Name an der ganzen Küste genoß, — Alles machte ihn zu dem Manne, dessen man jetzt bedurfte. Zwar hatte er seit sieben Jahren Sierra Leone verlassen und war in London in einer der verwildertsten Gemeinden als Prediger und Seelsorger gestanden; aber diese Unterbrechung seiner Missionslaufbahn hatte nur seine Kraft gestählt, seine Erfahrungen erweitert, seine Tüchtigkeit erhöht. Man begrüßte (Ende 1855) den neuen Bischof auf der Westküste Afrika's mit Dank, Liebe und Freude. Tausende sahen in ihm den geliebten Vater wieder, den geehrten Mitgenossen ihrer Freude und ihrer Trübsal. Aber auch er, der kräftige, mit den Gefahren des Klima's, wie mit den Bedürfnissen der Gemeinden wohlvertraute Mann, fiel schon nach kurzer Zeit (24. März 1857) dem Sumpffieber zum Opfer.

Wir haben im Miss. Mag. 1858 S. 150 f. die Wahl des dritten Bischofs, des Predigers John Bowen, sowie seine merkwürdige Lebensführung näher geschildert. „Hochsinnig und mannhaft von Charakter," sagt ein englisches Blatt von ihm, „wurde er unter dem Einfluß der göttlichen Gnade einer der kräftigsten und eifrigsten Soldaten des Kreuzes in muhamedanischen und heidnischen Ländern. Unsre Zeit hat wenige Seinesgleichen gesehen. Seine frühen Mannesjahre brachte er in Ober-Canada (Nordamerika) zu, wo er über sieben Jahre als Landwirth lebte. Während der dortigen Revolution stellte er sich freudig unter die Miliz. Aber ein Sehnen nach einem höheren Beruf führte ihn 1842 nach England zurück, wo er Theologie studirte, in Dublin einen Grad erlangte und dann zum Predigtamt

ordinirt ward. Als er bald hernach ein beträchtliches Vermögen erbte, — was Manchen wohl veranlaßt hätte, hinfort in Muße und Genuß seine Zeit zu verbringen, — bot er sich der kirchlichen MG. an mit der Erklärung, sie möge ihn auf seine eigenen Kosten senden, wohin sie nur wolle, dabei ihn wie jeden andern ihrer Missionare behandeln. Unter diesen Bedingungen besuchte er im Auftrag der Kommittee zweimal (1847—1851 und 1854—1856) die Missionen in Palästina und die weiter östlichen Länder. Dadurch erwarb er sich eine große Fertigkeit im Arabischen, sowie eine gründliche Einsicht in das Wesen und die Endziele des Muhamedanismus; zugleich verschaffte er der Kommittee durch seine Mittheilungen und Berichte ausnehmend wichtiges Material, das ihr für die Leitung und Fortführung ihrer Missionen in jenen Ländern von höchstem Werthe war.

„Im Jahr 1856 wurde er Prediger in Orton Longueville (England); dort traf ihn der Ruf zum Bisthum von Sierra Leone. Ohne einen Augenblick zwischen den Annehmlichkeiten einer englischen Pfarrei und den Mühen, Trübsalen und Gefahren eines westafrikanischen Bisthums zu schwanken, verließ er die eben angetretene Stelle und traf, nachdem er sich mit einer edeln und gleichgesinnten Christin verehlicht, am 13. Dez. 1857 auf seinem neuen Posten ein."

So schreibt der Intelligencer. Bischof Bowen begann seine Arbeiten mit dem Eifer, der Weisheit und der Liebe, die ihm allezeit die Herzen derer gewonnen hatte, mit denen er in Berührung kam. Mit seiner gewohnten Umsicht bewegte und gestaltete er in seinem Geiste mancherlei Plane für die Ausbreitung der Mission und die Hebung der afrikanischen Stämme, und freute sich der glorreichen Aussichten, denen auch das umnachtete Afrika entgegengieng. Mitten in diesen hoffnungsvollen Vorarbeiten traf ihn der erschütternde Schlag, daß seine geliebte treffliche Gattin (14. Aug. 1858) durch den Tod ihm entrissen ward. Von dieser Wunde hat er sich nie mehr erholt. Gleichwohl stand ihm Afrika's Wohl höher, als sein persönliches häusliches Glück. Wie seine Vorgänger beschloß er, den ganzen Sprengel seines Bisthums bis an den Niger zu bereisen. Im Februar dieses Jahres (1859) trat er die Reise nach dem Yoruba-Lande an; zuvor aber erließ er jenen Hirtenbrief, von dem wir oben sprachen, und es ist Zeit, daß wir aus demselben diejenigen Stellen mittheilen, welche für uns besonders lehrreich sein dürften.

„Jedem Freunde der Mission," heißt es darin, „ist Sierra Leone ein wohlbekannter lieber Name. In meinem Vaterlande (England) las, hörte, sprach ich oft von dem Werke, welches das große Haupt der Gemeinde in diesem Theil Seines Weinbergs ausgerichtet hat, und als Einer, der auf dem Missionsfeld kein Fremdling ist, halte ich es für meine Pflicht, hier auszusprechen, daß meine Erwartungen von dem, was ich in dieser Kolonie zu finden hoffte, keineswegs zu hoch gespannt waren. Ich fühle, wir haben überfließende Ursache zum Dank gegen Gott für den Segen, den Er auf die Arbeiten unsrer Vorgänger gelegt hat, von denen Viele, sehr Viele nun droben ihren Lohn bereits empfangen haben.

„Mit besonders zutreffender Wahrheit dürfen wir, die wir erst kürzlich hier eingetroffen sind [es waren sechs europ. Missionare mit dem Bischof von England hieher gekommen], die Worte uns zueignen: 'Andere haben gearbeitet, und wir sind in ihre Arbeit gekommen.' Wenn wir in diesem Lande eine Missionsstation betreten, so begegnet uns in vieler Beziehung der Anblick einer wohlgeordneten Christengemeinde, ja in mancher Hinsicht ein Zustand der Dinge, wie man ihn nur selten in den alten Gemeinden der Heimath findet. Die geräumige und stattliche Kirche fast in jedem Dorfe, das freundliche und wohnliche Missionshaus oder, fast möchte man nun sagen, Pfarrhaus, das ansehnliche saubere Schulgebäude, — sie alle zeugen von dem unermüdlichen Fleiße derjenigen, welche wahrlich die Last und Hitze des Tages getragen haben. Erfahren wir doch auch jetzt noch genug von den Schwierigkeiten, mit denen die Ausführung solcher äußerlichen Werke verbunden ist, um einigermaßen verstehen zu können, mit was für Mühen und Hindernissen die Mission zu kämpfen hatte, als sie noch in ihrer Kindheit war.

„Aber was mehr ist als all' dieses, — wenn wir die in Schaaren sich herbeidrängenden Versammlungen in den Missionskirchen wahrnehmen; wenn wir die Gemeinden insgesamt in andächtigem Gebet knieen sehen, von jeder Lippe die fast allzu lauten Responsorien erschallen hören und dann die Wärme und Innigkeit des Lobgesangs wahrnehmen, der aus der Mitte der Versammlungen emporsteigt; wenn wir so Viele — zwei Drittel, oft drei Viertel der Erwachsenen, — sich um den Tisch des Herrn schaaren sehen, viele von ihnen noch mit den in die Wangen geschnittenen Zeichen ihres früheren Heidenthums; — welcher Christ muß nicht Gott danken für diese Dinge? Wer

muß nicht in diesen großen Erfolgen den hohen Werth der Missionsarbeit und zugleich ein unmißdeutbares Zeichen erkennen, daß das göttliche Wohlgefallen auf den Anstrengungen und schriftgemäßen Arbeiten jener großen Gesellschaft ruht, welche in der Hand Gottes das geehrte Werkzeug gewesen ist zur Pflanzung der Kirche Christi auf dieser Küste?

„Wiederum, was für Ursache zum Dank haben wir, daß das Unterrichtswesen in so blühendem und wohlgeordnetem Zustand sich befindet, wie es vor unsern Augen dasteht! Jedes Dorf hat seine Schule in größerer oder geringerer Blüthe; von den Kindern wird man meist auf jede Frage verständige Antworten erhalten; die Kenntniß der heiligen Schrift wird fleißig in die jungen Seelen gepflanzt, und auch in den Elementen anderer nützlicher Kenntnisse ist ein unverkennbarer Fortschritt wahrzunehmen. Dabei müssen wir mit tiefem Danke die Anstrengungen anerkennen, welche die Eingeborenen selbst zur Unterhaltung der Schulen gemacht haben und noch machen. In vielen Dörfern werden die Ausgaben für die Schulen vollständig durch das Schulgeld der Kinder und die Beisteuern der Gemeinden gedeckt. Ich muß sagen, diese Thatsache ist ein herrliches Zeugniß dafür, daß das Vertrauen, welches die kirchliche MG. in die unter ihrer Pflege aufblühenden Gemeinden gesetzt hat, nicht zu Schanden geworden ist. Ich glaube, es wird wenige Länder geben, in welchen Aehnliches der Fall ist, wie hier, daß nämlich aus unsern gewöhnlichen Volksschulen sofort ohne weitere Ausrüstung auch gleich die Lehrer für dieselben können entnommen werden. So trefflich ist im Allgemeinen der Unterricht, der darin ertheilt wird.

„In der That, die Opferwilligkeit des Volks ist ein sehr hoffnungsvoller Zug, nicht nur sofern darin ein Zeugniß liegt von der dankbaren und herzlichen Freude, mit der sie das Evangelium aufgenommen haben, sondern auch sofern die Zukunft dieser afrikanischen Landeskirche darin eine tröstliche Bürgschaft hat. Ist's ein gesunder evangelischer Grund, auf dem diese Kirche aufgebaut ist, so wird es unter Gottes Segen sich zeigen, ob die thatkräftige Freigebigkeit der Gemeinde auch bei dem unverkennbaren Wachsthum der materiellen Wohlfahrt der Kolonie gleichen Schritt halten werde mit ihrer wachsenden Wohlhabenheit. Es ist eine naturgemäße Erscheinung in einem Gemeinwesen, wie Sierra Leone ist, daß mit dem Wachsthum der Civilisation auch der Aufwand steigt; aber es ist zu gleicher Zeit

eine schmerzliche Thatsache, daß wir oft ein Volk, nicht in der Zeit seines Wohlstands, sondern in den Zeiten seiner Armuth am meisten freiwillig und bereit finden zu reichlichem Geben. Bis jetzt, glaube ich, ist dieß hier nicht der Fall gewesen. Ich weiß, wie in mehreren Fällen sich ein sehr erfreulicher Geist unter dem Volke geoffenbart hat. In dem Maaße, als ihr irdischer Wohlstand zunahm, sind auch ihre freiwilligen Gaben gewachsen, und ich bin der guten Zuversicht, wir werden unter den Gliedern unsrer Gemeinden allezeit einen ähnlichen Geist finden. Ich habe auf die oben erwähnte Gefahr hingedeutet, nicht als ob das Uebel schon vorhanden wäre, sondern damit wir, wenn es sich zeigen sollte, einerseits nicht uns verwundern mögen über dem was naturgemäß ist, andererseits aber zu rechter Zeit unsre Gemeinden vor der Gefahr warnen, auf daß sie nicht in die feingespomenen Netze des Feindes gerathen.

„Es liegt noch ein anderer Umstand vor, zu dem wir uns Glück zu wünschen haben und den ich erwähnen muß. Es war das Vorrecht meines unmittelbaren Vorgängers [Bischofs Weeks], daß er während der kurzen Periode seiner gesegneten Verwaltung des Bisthums mehrere unsrer afrikanischen Brüder zum heiligen Predigtamt weihen durfte, so daß im gegenwärtigen Augenblick gerade die Hälfte der kleinen Schaar ordinirter Diener des Evangeliums, an welche ich mich mit diesem Hirtenbrief zu wenden die Freude habe, aus Eingeborenen Afrika's besteht, — aus Söhnen der Missionskirche, den Repräsentanten der jetzt bestehenden afrikanischen Kirche, ja den Repräsentanten der künftigen Kirche Westafrika's, die, wie wir hoffen, ihre Wurzeln tief schlagen wird in dem bereits urbar gemachten Boden, den wir hier [in Sierra Leone] einnehmen, und die zugleich ihre Zweige weit ausstrecken soll über die näheren und entfernteren Nationen um uns her. Und nicht bloß die ordinirten Diener der Kirche dieses Theils von Afrika haben wir vor uns, sondern auch viele unsrer andern Mitarbeiter in diesem Werk, welche, obgleich noch nicht zum Predigtamt geweiht, nichts desto weniger höchst wichtige und ernste Aufgaben zu erfüllen haben in der Ueberwachung, Leitung und Unterweisung großer und bedeutender Gemeinden.

„Diese Thatsachen fordern in der That zu demüthigem Danke auf, insbesondere uns, die wir, eben erst in unser Amt hier eingetreten, so Vieles vorbereitet und zugerüstet vorfinden.

„Noch einen andern Grund zur Dankbarkeit muß ich erwähnen,

der insbesondere mir jetzt, da ich zum erstenmal euch, meine Brüder, amtlich anzureden die Freude habe, nahe am Herzen liegt. Es ist dieses: — Mit wie vielen und mancherlei Uebeln wir hier auch zu kämpfen haben, von Einem sind wir Gottlob frei, — von jenen confessionellen und kirchlichen Zänkereien, welche unsre Kirche daheim und anderswo aufregen und in ihrer lebenskräftigen Bewegung aufhalten. . . . Unsre sicherste Schutzwehr wider diese Spaltungen ist die tiefe Ueberzeugung von der allerhöchsten Autorität und vollkommenen Zulänglichkeit des Wortes Gottes, und zugleich das lebendige Erkennen der Wesenhaftigkeit und Kraft des heiligen Geistes, als eines schöpferisch wirksamen, göttlichen Ausrichters der Wiedergeburt im Menschen, sowie die persönliche Erfahrung von der Kraft der umwandelnden und seligmachenden Gnade in unsern Herzen. Dabei gilt es, auf der Hut zu sein gegen jene Neigung des religiösen Instinkts im natürlichen Menschen, wornach wir so gerne in religiösen Formen und Ceremonien verschiedener Art unsre Befriedigung suchen und finden, und immer bereit sind, äußerliches Formwesen an die Stelle lebendiger Gottseligkeit zu setzen.

„Und nicht bloß innerhalb unsrer eigenen [anglikanischen] Kirche sind wir hier von diesen Zänkereien verschont, sondern es waltet auch bei uns ein Geist der Liebe und Brüderlichkeit im Verkehr mit den Gliedern anderer protestantischer Kirchen, welche, eine jede nach ihren Ordnungen und Anschauungen, dahin arbeiten, die geistliche Wohlfahrt dieser Kolonie und der ganzen Westküste zu befördern."

So schildert Bischof Bowen das, was bis jetzt erreicht ist. Dann wendet er sich an seine ganze Gemeinde mit ernsten ergreifenden Worten, um ihr die Pflicht vorzuhalten, daß sie immer mehr eine rechte Missionskirche werde und fleißig sei, das Evangelium des Friedens auch den heidnischen Stämmen und Völkern um sie her mitzutheilen, vor Allem aber, daß sie selbst nach Innen an Glauben und Gottseligkeit wachse und erstarke.

„Nachdem wir so," fährt er dann fort, „einen raschen Blick über die Umstände geworfen haben, in welche wir uns versetzt sehen, lasset mich nun versuchen, euch etwas von dem vorzuführen, was wir für die Zukunft noch auszurichten haben. Die Kirche Christi ist in dieser Kolonie unter einer Bevölkerung gepflanzt worden, in deren eigenthümlicher Zusammensetzung man die Hand Gottes und Seine höheren Absichten besonders helle erkennen kann. Anfangs gegründet

in der Absicht, den Sklavenhandel durch Einführung eines rechtmäßigen Handels zu unterdrücken, schlug diese Kolonie gänzlich fehl, so lange sie von einer Compagnie wohlmeinender Londoner Handelsherren geleitet wurde. Aber als sie, in Folge der früher kaum für möglich gehaltenen Unterdrückung des Sklavenhandels, zur Aufnahmsstätte befreiter Sklaven der verschiedensten Stämme umgewandelt wurde, so wurden diese Letzteren, welche zuvor zu hoffnungsloser Knechtschaft verurtheilt schienen, der Gegenstand besonderer Sorge für die christliche Kirche; und nun sehen wir die Angehörigen der verschiedensten Nationalitäten, — so verschieden nach Heimath und Charakter, als der Norweger und Italiener, der Spanier und der Russe, — sie Alle sehen wir in Eine Gemeinde vereinigt, dieselbe gemeinsame Sprache redend, sich schaarend um denselben Tisch des Herrn, während eine neue Generation, die in vielen Fällen ihre ursprüngliche Muttersprache gänzlich vergessen hat, aufwächst unter dem Einfluß christlicher Zucht und Unterweisung, obwohl nicht überall, wie zu fürchten ist, frei von den Einflüssen des frühern Heidenthums ihrer Eltern.

„Es ist eine höchst interessante Erscheinung, wie sich neuerdings die Herzen vieler von den älteren Negern nach ihrem ursprünglichen Vaterland zurückwenden. Der Stamm der Mendi erkundigt sich, wie sie wohl am besten eine Mission in ihrem Geburtslande pflanzen und fördern könnten, während die Mocos, wie ich höre, bereits eine Subscription eröffnet haben, um ihre Heimath zu evangelisiren. Der Segen, der auf der Heimkehr der christlichen Yoruba's in ihr Vaterland ruhte, ist allzu bekannt, als daß es mehr denn einer kurzen Erwähnung bedürfte, und wir freuen uns zu erfahren, daß auch die Ibo's an den Ufern des Niger die Botschaft des Evangeliums von ihren eigenen Söhnen gehört haben.

„Die Nachkommen aller der verschiedenen Negerstämme, welche einst auf diese Küste verschlagen wurden, sollten nie die wunderbare göttliche Fügung vergessen, durch die sie hieher gekommen; ja sie sollten es sich angelegen sein lassen, alle die Segnungen, die ihnen hier zu Theil geworden, nicht für selbstsüchtige und persönliche Vortheile auszubeuten, sondern für die Sache und Ehre Gottes und zur Ausbreitung Seines Reiches. Denn dahin zielt augenscheinlich die Absicht Gottes mit ihnen. . . ."

Der Bischof schließt mit den Worten, die auch der Prediger in der christlichen Heimath nicht ohne Segen hören mag: „Noch einen

Punkt wünschte ich unsern jüngeren Brüdern ans Herz zu legen. Noch immer gibt es unter uns einzelne verblendete Heiden und viele Nachfolger des falschen Propheten. Es ist eure Pflicht, diese Leute aufzusuchen und ohne Furcht im Namen Gottes mit ihnen zu reden: ich meine nicht, mit Anmaßung und Uebermuth, sondern mit dem Ernst und der Weihe von Männern, die eine Botschaft Gottes an die Unwissenden, die Gottlosen, die Betrogenen und die Betrüger auszurichten haben. Es ist die Pflicht eines Jeden unter uns, nicht zu ruhen, bis daß das Evangelium Allen und Jeden in seinem Distrikt nahe gebracht und bezeugt ist. Ich habe das gute Vertrauen, daß dieß unter uns der Fall ist. Ich glaube, daß nicht ein Einziger in dieser Kolonie wohnt, dem es nicht gesagt worden wäre, daß er, wenn er selig werden will, den Einen wahren Gott im Namen Jesu anzurufen habe. Aber wir müssen das immer aufs Neue thun, und zwar nicht nur beiläufig und obenhin, sondern so, daß wir wissen, unsre Unterweisung ist verstanden worden; es muß den Leuten in Liebe und Ernst und mit dem vollen Gewicht göttlicher, unverbrüchlicher Wahrheit gesagt werden, daß sie um ihrer Seelen Seligkeit willen sich von allen jenen entehrenden und sündlichen Eitelkeiten zu bekehren haben zu dem wahren und lebendigen Gott in Christo. Ja, diese Leute sollten in ihren eigenen Wohnungen regelmäßig besucht werden, und unser Werk ist unvollständig, so lange dieß nicht geschieht.

„Es fordert uns zum Danke gegen Gott auf, daß die Kirche Christi sich aufgemacht hat, immer neue Missionsgebiete in Angriff zu nehmen. Die Mission unter den Timneh's wird demnächst Verstärkung erhalten und ein Plan ausgedehnter Missions-Reisepredigt ist in der Ausführung begriffen. Eine neue Schaar von bahnbrechenden Arbeitern ist auf dem Weg nach dem Yoruba-Land. Ich bin der guten Zuversicht, daß Viele sich angetrieben fühlen werden, dem Eifer, der Hingebung und Selbstverläugnung unsres ehrwürdigen Bruders, des Gründers der Mission am Rio Pongas, nachzueifern, der mit Zurücklassung aller Annehmlichkeiten seiner Heimath in die Missionslaufbahn eingetreten ist in einer Lebensperiode, wo Andere daran denken, sie zu verlassen, und der alle damit verbundenen Mühsale und Entbehrungen nicht nur mit getrostem Sinn, sondern mit Freuden erduldet hat um Christi willen." *)

*) Es scheint, daß hier der Bischof auf den trefflichen Missionar H. J. Leacock hindeute, der 1795 auf der Insel Barbadoes geboren, in seinem sechzigsten

Die Hand, welche vor wenigen Monaten erst (Febr. 1859) diesen Hirtenbrief geschrieben, modert nun bereits im Grabe. Hören wir, was der „African and Sierra Leone Weekly Advertiser" unter dem 3. Juni dieses Jahres von dem Heimgang des trefflichen Bischofs Bowen berichtet.

„In unsrem Blatte von voriger Woche," heißt es darin, „haben wir bereits unsern Lesern angedeutet, daß keine Hoffnung für die Wiederherstellung unsres verehrten Bischofs vorhanden sei. Der gefürchtete Schlag ist geschehen, der edelste, stattlichste Baum im Walde ist gefallen, Bischof Bowen entschlief am 28. Mai. Alle, die näher mit dem Vollendeten verbunden waren, konnten nicht umhin zu bemerken, daß seit dem schmerzlichen Hinschied seiner Gattin (14. Aug. 1858) eine auffallende Veränderung ihn überkam. Er erholte sich nie mehr von diesem niederschmetternden Schlage. Es ist wahr, er war thätig und eifrig wie zuvor, mischte sich so unbefangen, heiter und herzlich in die Gesellschaft seiner Freunde wie immer, dachte immer auf neue Wege und Mittel, das geistliche und materielle Wohl der Kolonie zu fördern, und trug mit unermüdlicher Treue und Sorge die Angelegenheiten seines Sprengels auf dem Herzen. Und doch konnte der nähere Beobachter sehen und wohl auch von seinen Lippen vernehmen, daß das Andenken an seine entschlafene Gattin immer frisch und lebendig in ihm war, daß die tödtliche Wunde zwar bedeckt, aber nicht geheilt sei, und daß sein häusliches Glück einen tiefen und bleibenden Riß erhalten hatte.

„Da er über mehrere Fieberanfälle glücklich hinübergekommen war, so lag uns der süße Gedanke nahe, daß sein Leben für viele Jahre uns werde erhalten bleiben. Freilich, als er am 17. Febr. dieses Jahres uns verließ, um den südlichen Theil seines Sprengels zu besuchen, da gab es nicht Wenige, welche für den Ausgang bange waren. Von seinen zwei Vorgängern [Vidal und Weeks], welche eine ähnliche Visitationsreise unternahmen, starb der eine auf der Rückfahrt, der andere bald nach seiner Heimkehr in die Kolonie. Es war deßhalb nicht zu verwundern, daß bei Vielen die Besorgniß aufstieg, er werde

---

Lebensjahre (1855) noch die schwere Aufgabe übernahm, unter den Negern am Rio Pongas eine Mission zu gründen, weil, wie er sagt, „unter den jüngeren Geistlichen seiner Kirche Keiner sich fand, der dazu willig gewesen wäre." Wir werden wohl Gelegenheit finden, sein Leben und Wirken in diesen Blättern näher zu schildern.

nie wieder heimkehren. Er selbst theilte diese Furcht nicht. Er war überzeugt, daß er durch diese Reise, menschlich gesprochen, keiner größeren Gefahr sich aussetze, als durch sein Bleiben in der Kolonie Hatte er doch das Fieber überstanden, war kräftig, gesund und in der Blüthe des Mannesalters, und man konnte sich der getrosten Hoffnung hingeben, er werde alle Gefahren überstehen. Und so reiste er ab mit den wenigen weihevollen Worten des Abschieds, 'daß Alles in der Hand seines Bundesgottes liege, Der werde Alles wohlmachen.' Wir können kaum die allgemeine Freude beschreiben, welche unser ganzes Gemeinwesen erfüllte, als die Kunde von seiner glücklichen Heimkehr sich verbreitete. Freude und Jubel leuchtete aus jedem Auge, das ihn wieder sah, und aus vielen Herzen stieg brünstiger Dank zum Himmel auf für des theuern Oberhirten gnädige Bewahrung.

„Mittlerweile hatte der Gesundheitsstand der Stadt [Freetown, der Hauptstadt der Kolonie] bange Sorge und Aufregung hervorgerufen. Die Pocken waren lange und in verderblichem Maaße in der Kolonie herrschend gewesen; die Jahreszeit brachte eine ungewohnte, regelwidrige Witterung; die lange Dauer des Harmattan [des heißen Westwinds] und die ausnehmende Trockenheit ließen eine ungesunde Zeit erwarten. Die bösartigsten Fieber brachen aus und endigten in mehreren Fällen verhängnißvoll. In dieser Lage der Dinge sprach der Bischof in einer seiner Predigten, offenbar um die allgemeine Beunruhigung der Gemüther zu beschwichtigen, seine Meinung dahin aus, daß die Fieberanfälle nur selten und ausnahmsweise vorkämen, und daß es nach seiner Ansicht keine Epidemie sei. Darin aber täuschte er sich, und er selbst sollte nur zu bald die giftige Gewalt der herrschenden Seuche erfahren. Am 15. Mai hielt er eine Ordination in der Kathedrale, fühlte sich aber so unwohl, daß er einen Freund bat, sich zur Uebernahme eines Theils der Liturgie bereit zu halten, falls er an ihm (dem Bischof) Anzeichen von Schwäche oder Ohnmacht bemerken sollte. Er schien jedoch während des Gottesdienstes neue Kraft zu gewinnen und war im Stande, den ganzen Akt ohne Schwierigkeit zu vollenden. In der darauf folgenden Woche that er, was wir unter den gegebenen Umständen nur als Mangel an nothwendiger Vorsicht bezeichnen können. Obgleich er nicht eigentlich krank war, fühlte er sich doch unwohl, und dennoch gieng er am 16. nach dem Dorfe Wellington, wo er den Tag mit der Untersuchung gewisser kirchlicher Angelegenheiten zubrachte. Freitag den 20. besuchte er Kissey, wo er Confirmation hielt und

dann einen armen Menschen besuchte, der im Spital an den Pocken darniederlag. Samstags kam er in die Stadt zurück und machte verschiedene Krankenbesuche, und Sonntag den 22. Mai gieng er zu Fuß den weiten Weg von seiner Wohnung [Fourahbay] zur Kathedrale und hielt da jene denkwürdige Predigt, welche Allen, die sie gehört haben, unvergeßlich bleiben wird, indem er Jedermann ermahnte, 'zu trachten nach dem, was droben ist,' und zugleich in rührender Liebe an den Untergang des Schiffes Heron erinnerte, das im letzten Sturm mit seiner ganzen Mannschaft in die Tiefe versunken war. Am Nachmittag aber fühlte er sich so unwohl, daß er sich zu Bette legen mußte und nicht im Stande war, nach Fourahbay zurückzukehren. In den beiden folgenden Tagen war er bei vollem Bewußtsein. Am 23. früh unterschrieb er sein Testament, das er schon einige Zeit zuvor verfaßt hatte, sprach aber wenig und schien in tiefe Gedanken versunken. Am dritten Tag verließ ihn die Sprache und bald verlor er auch das klare Bewußtsein. Von Donnerstag an war alle Hoffnung auf seine Wiedergenesung verschwunden. Es zog sich hin bis zum Samstag Morgen den 28. Mai, wo er um halb acht Uhr seinen Geist aushauchte. Seine irdischen Ueberreste wurden nach der Kathedrale gebracht, wo die Todtenfeier stattfand, und von da auf den Gottesacker. Die Liebe und Achtung Aller folgte ihm nach. Er war nur ein Jahr und fünf Monate unter uns gewesen. Zwei Eingeborene sind von ihm zu 'Diakonen', zwei andere zu 'Priestern' ordinirt worden.

„Er war ein Mann von hoher Energie und großer physischer Kraft, aber leider dachte er nicht immer daran, daß ein afrikanisches Klima weit verschieden ist von der gesunden stärkenden Luft von Canada. Sein Tod hat in unsern Kreisen eine Lücke gelassen, die nicht so bald ausgefüllt werden wird. Den verwaisten Kirchensprengel aber können wir nur dem großen Erzhirten der Gemeinde empfehlen." —

Es ist natürlich, daß das rasche Hinsterben dreier Bischöfe in Sierra Leone im Lauf von kaum sieben Jahren unter unsern Freunden in England ernste Bedenken hervorzurufen geeignet ist. Man fragt sich, ob unter diesen Umständen es rathsam sei, aufs Neue einen Europäer für diese Stelle zu erwählen, und ob man nicht besser daran thäte, nun trotz aller Vorurtheile zur Wahl und Einsetzung eines eingeborenen schwarzen Bischofs zu schreiten. Ein ausgezeichneter Geistlicher der Kirche Englands, Francis Close, Dekan von Carlisle, fordert in den öffentlichen Blättern auf, nunmehr die alten Bedenken

gegen die Negerrasse, gegen ihre geringere Kraft und Befähigung fahren zu lassen; er erinnert an die nordafrikanischen Bischöfe der ersten Christenkirche, welche auch dem Geschlecht Hams seien entnommen gewesen, und will von der Schwierigkeit nichts wissen, die in dem Umstand läge, daß europäische Missionare einem Negerbischof untergeordnet würden. Dem gegenüber erhebt sich der bedeutendste Kenner und Freund der Mission, Prediger Henry Venn, Sekretär der kirchlichen Missionsgesellschaft, und erklärt mit durchschlagenden Gründen, daß hiefür die Zeit noch nicht gekommen sei. So lange die afrikanische Kirche noch nicht auf eigenen Füßen stehe, so lange sie also noch Missionskirche sei, müsse die geistliche Oberleitung in der Hand eines Europäers liegen.

Derselbe treffliche Mann sucht den Schrecken vor der Verderblichkeit des afrikanischen Klima's seinen Landsleuten dadurch zu benehmen, daß er nachrechnet, daß die fünf europäischen Missionare, welche Bischof Bowen in Sierra Leone vorfand, respektive 20, 17, 15, 5 und 2 Jahre dort gearbeitet hätten, daß von den sechs mit Bowen selbst ausgegangenen Europäern kein einziger gestorben sei, daß überhaupt von den 53 Arbeitern, welche die kirchliche MG. im Lauf von 30 Jahren dahin ausgesandt, nur 9 nach kürzerer Zeit am Klimafieber gestorben seien, und zwar zu einer Zeit, wo die Behandlung der Krankheit durch Chinin noch nicht eingeführt war. Allein der theure Venn ahnte nicht, daß, während er dieß schrieb, bereits wieder fünf Glieder der kirchlichen Mission in Sierra Leone von dem tödtlichen Fieber dahingerafft waren und mehrere Andere fast hoffnungslos darniederlagen.

Soll das die Freunde der Mission erschrecken? Wenn dieß der Fall wäre, so wollten wir lieber das ganze Werk der Mission aufgeben. So lange aber noch Christi Geist unter uns wirkt, so werden wir mit dem Missionar Cor rufen: Laßt erst tausend Missionare hier sterben, ehe ihr Westafrika aufgebt.

Missions-Zeitung.

Lacroix' Tod.

Ein indisches Blatt bringt die sehr schmerzliche Kunde von dem Heimgang des trefflichen und von Allen hochgeehrten Missionars Lacroix, des ältesten Arbeiters in der bengalischen Mission. Ein französischer Schweizer (Neuenburger) von Geburt, war er schon im J. 1821 im Dienst der Niederländischen Missionsgesellschaft nach Indien gegangen; als aber diese Gesellschaft sieben Jahre später beschloß, ihre Wirksamkeit ausschließlich auf die holländischen Besitzungen im indischen Archipel zu beschränken, und demzufolge ihre Mission in Tschinsura (Bengalen) aufgab, äußerte Lacroix, der bereits das Bengäli geläufig sprach, den Wunsch, in der indischen Mission auch ferner zu verbleiben, und schloß sich deßhalb, mit der vollen Zustimmung seiner bisherigen Kommittee, an die Londoner Missionsgesellschaft an. Er predigte und lehrte ausschließlich in der Landessprache, die ihm gleich einem Eingeborenen geläufig war. Nicht leicht hat ein Mann solche allgemeine Liebe, Achtung und Verehrung sich erworben, wie er. Hören wir, was der englische Richter Wylie in Kalkutta über den Entschlafenen am Tage nach seinem Tode schreibt. „Gestern ist Lacroix zu seiner Ruhe eingegangen. Er gieng dahin ohne Schmerzen, mit vollem Bewußtsein fast bis zum letzten Augenblick, von Allen geliebt und bewundert, ein wahres Muster eines treuen Missionars. Ich habe Viele in diesem (indischen) Arbeitsfeld heimgehen sehen, unter ihnen höchst ausgezeichnete Männer, wie den letzten ehrwürdigen Bischof Wilson; Andere, die in der Mitte ihrer Tage und ihrer Arbeit abgerufen wurden, wie den seligen Macdonald und den theuern Weitbrecht; aber ich habe Keinen gekannt, dessen Tod tieferen Schmerz hervorgerufen hat. Es kann von Lacroix mit besonderem Nachdruck gesagt werden: 'Er vollendete seinen Lauf mit Freuden.' Manche haben sich selbst überlebt; er aber hatte bis zum letzten Augenblick 'ein gutes Gerücht bei Jedermann und bei der Wahrheit selbst;' er war bis zur Stunde des letzten Krankheitsanfalls mit fröhlicher Munterkeit in seiner gewohnten Arbeit thätig. Mit einer seltenen Kraft des Geistes verband er eine gleich seltene Einfalt. Er hätte mit dem Apostel sagen können: 'Weder bei Menschen suchen wir Ehre, noch bei euch, noch auch von Andern;' während seine ungeheuchelte Freundlichkeit, sein Scharfblick beim Rathertheilen, seine außerordentliche Bekanntschaft mit den Eingeborenen, seine lange Missionserfahrung während einer 38jährigen fast ununter-

brochenen Thätigkeit, seine unerreichte Gabe als Prediger in der Landessprache, seine herzliche Dienstfertigkeit, seine ächte Frömmigkeit, sein Eifer, sein Glaube, seine Lauterkeit vor Gott, Jedermann nöthigte, ihn zu lieben und zu achten. An ihm wurde die Verheißung wahr: 'Wer der Gerechtigkeit und Güte nachjagt, der findet Leben, Gerechtigkeit und Ehre;' und nun ruhet er von seiner Arbeit, und seine Werke folgen ihm nach. Es gilt von ihm, was einst Andrew Fuller von einem der edelsten Männer seiner Zeit (Samuel Pearce von Birmingham) sagte: 'Durch die Gnade Gottes war er, was er war, und er war es zur Ehre der göttlichen Gnade und nicht zur Ehre eines sündigen Wurms. Gleich allen andern Menschen war er dem natürlichen Verderben unterworfen. Er fühlte dieß, bejammerte es, und sehnte sich abzuscheiden, damit er davon frei würde; aber in der That, wir haben selten einen Charakter gesehen, der an Trefflichkeiten so reich, an Unvollkommenheiten so arm war. Wir haben Männer hoch sich erheben sehen in die Höhen des Gedankens und der Contemplation, die aber wenig ausgerichtet haben durch die That; wir haben Eifer sich mischen sehen mit Bitterkeit, männliche Geradheit mit wehthuender Geringschätzung, Herzensfrömmigkeit mit unverständigem Eifer, Verstandesreligion mit Herzenskälte; wir haben glänzende Talente sich beflecken sehen mit unerträglichem Stolz, Ernst mit Trübsinn, Heiterkeit mit Leichtsinn, hohe Leistungen im Reiche Gottes mit selbstgefälliger Lieblosigkeit gegen geringere Brüder; aber solches haben wir nicht gesehen in unsrem entschlafenen Bruder.' Was Fuller hier von Pearce sagt, das ist auch ein wahres Gemälde von meinem unvergeßlichen Freunde Lacroix. Es zeichnet ihn, wie er war. Einen Charakter, welcher mehr Liebe geweckt, das christliche Bekenntniß mehr geziert, mehr Achtung abgenöthigt, herrlicher die umwandelnde Kraft des Evangeliums ins Licht gestellt hätte, habe ich nicht gekannt."

So schreibt Wylie. Ein Anderer sagt von dem Entschlafenen: „Seine weitherzige warme Liebe, bei welcher ihm Christus und sein Reich höher stand als alle kirchlichen und confessionellen Fragen, ließ ihn mit den Gläubigen,' und insbesondere den Missionaren, aller kirchlichen Parteien Freundschaft und brüderliche Gemeinschaft halten, und durch sein eigenes Exempel, sowie durch sein herzgewinnendes Wort trug er wesentlich dazu bei, die praktische Union, die aus Gottes Gnaden zwischen den Arbeitern und Gliedern der verschiedenen Missionsgesellschaften in Indien besteht, zu erhalten und zu stärken. Eine zweimonatliche Krankheit beschränkte ihn aufs Zimmer und ins Bett. Die letzten Unterhaltungen des Sterbenden mit alten Freunden (Miss. Dr. Duff, Miss. Wenger, Richter Wylie und Andern) waren überaus ergreifend und rührend, und kräftige Männer verließen sein Krankenzimmer, weinend wie Kinder, 'am allermeisten betrübt über dem Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen.' Er entschlief in Kalkutta, der langjährigen Stätte seiner Arbeit, am 8. Juli dieses Jahrs, in seinem 60. Lebensjahre. Sein Leichengeleite war das zahlreichste, das Kalkutta seit vielen Jahren gesehen hat."

Der letzte von den Ersten.

Man kann wohl mit Recht sagen, daß mit der Stiftung der Londoner MG. 1795 und mit der Abfahrt der dreißig englischen Missionare nach der Südsee auf dem Schiffe „Duff“ (10. Aug. 1796) die neuere Mission ihren eigentlichen Anfang nahm. Jene Dreißig waren die Ersten von der langen Reihe von Streitern Christi, die seitdem auf den Kampfplatz der Heidenwelt ausgezogen sind. Am 1. April dieses Jahres ist der letzte dieser Ersten, reich an Früchten und Ehren, in die ewige Heimat eingegangen. Es ist Missionar William Henry. Er starb als 89jähriger Greis in Ryde, nahe bei Sydney in Neu-Südwales (Australien), wohin er sich 1842 von Tahiti zurückgezogen hatte, nachdem er dort und auf den benachbarten Eilanden vom 6. März 1797 an unausgesetzt für die Sache des Evangeliums gearbeitet hatte. Er hat seit der Abfahrt von England im Jahr 1796 dieses sein Vaterland nie wieder besucht.

Der „Sydney Morning Herald“ kündigt in seiner Nummer vom 5. April den Tod dieses ehrwürdigen und ausgezeichneten Knechtes Christi an und wirft bei dieser Gelegenheit auf die frühesten Erfahrungen und Ereignisse der Südsee-Mission, in welcher Henry so Großes geleistet hat, einen so lehrreichen und interessanten Rückblick, daß wir nicht umhin können, diesen Artikel aus der sonst ganz weltlichen Zeitung zu größerem Theil hier wiederzugeben.

„Unsere Leser,“ heißt es darin, „werden unter den Todesanzeigen vom 2. April die Ankündigung von dem Heimgang des Missionars W. Henry bemerkt haben, der im 89. Jahr seines Alters Tags zuvor verschied. Wenige unter den Ansiedlern von Neu-Südwales werden seine Jahre erreicht haben. . . Er hat drei Generationen kommen und gehen sehen. Seine letzten Tage waren von keinem Anzeichen peinlicher Altersschwäche getrübt. Er blieb aufrecht bis ans Ende; seine Stimme war kräftig, seine Unterhaltung lebhaft und sein Interesse für die Vorgänge in der Welt bis zuletzt immer frisch und lebendig. Er war ein Exempel davon, wessen die menschliche Constitution fähig ist, wenn sie von Haus aus kräftig und durch keine Excesse geschwächt ist, ja wie sie jedem Einfluß des Klima's gewachsen ist und nur unter dem Gewicht der Jahre sich beugt.

„Vor seinem scharf beobachtenden und aufmerksamen Auge giengen alle die Hauptbegebenheiten der neueren Weltgeschichte vorüber. Er sah Könige emporkommen und fallen, Reiche entstehen und untergehen. . .

„Doch nicht um dieser Dinge willen lenken wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf den Entschlafenen. Sein Name ist mit wichtigeren Dingen, — mit der Geschichte der Civilisation der tausend Inseln der Südsee innig verknüpft. Die glänzenden Schilderungen, welche am Schluß des vorigen Jahrhunderts die Seefahrer von der Herrlichkeit Tahiti's machten, fesselten und bezauberten die Gemüther der Britten, und Viele betrachteten die Eingeborenen jener Eilande als ein Volk, das die Glückseligkeit des goldenen Zeitalters sich bewahrt habe. Ihr herrlicher Wuchs, ihre natürliche Anmuth, ihre Lebhaftigkeit, ihre leidenschaftliche zärtliche Liebe, die Schönheit ihrer Inseln, die Neuheit ihrer Erzeugnisse, — das Alles wurde

in jeder brittischen Gesellschaft mit höchstem Interesse besprochen. Unsre Seefahrer brachten Kunde von der Fülle und Mannigfaltigkeit der Produkte dieser Inseln; der Brodfruchtbaum, die immer grüne Kokospalme, die Melone, die Plantane, der Yams, die prachtvollen schattenreichen Bäume, unter denen die Eingeborenen ruhen, die Haine belebt von Vögeln mit dem glänzendsten Gefieder, und der Reichthum an Fischen, von denen die ausgedehnten Seen und Flüsse wimmeln, das Alles überdieß unter einem wunderlieblichen Himmel, unter welchem ebenso die glühende Sonnenhitze von Westindien, wie die Strenge des nordischen Winters unbekannt war, — Alles schien sich zu vereinigen, um der Phantasie das Bild eines irdischen Paradieses vorzumalen.

„Dieses Volk zog auch die Aufmerksamkeit der brittischen Christen auf sich, und da es damals noch keine eigentliche Missionsgesellschaft gab, welche Heidenboten in diese Gegenden der Erde auszusenden bereit gewesen wäre, so bildete sich ein Verein [die Londoner MG.], der aus Gliedern verschiedener kirchl. Parteien, vorzüglich aber aus Independenten (Congregationalisten) bestand. Die Grundsätze, wornach sie zu handeln beschlossen, giengen darauf hinaus: Männer auszusenden, welche willig und tüchtig wären, die Grundwahrheiten des Christenthums zu lehren; die kirchliche Einrichtung und Kirchenverfassung der neuen Heidengemeinden aber sollte der Zeit und den Umständen überlassen bleiben. Demgemäß wurde eine Anzahl von Missionaren gesammelt und ausgesandt unter der Führung des Seekapitäns Wilson, der dem brittischen Publikum als Einer von den Wenigen bekannt ist, welche die furchtbaren Qualen der 'schwarzen Höhle' in Kalkutta überlebten.*) Das Schiff 'Duff' war von der Gesellschaft um 5000 Pf. Sterl. (125,000 Fr.) gekauft worden, und am 10. Aug. 1796 verließen die Missionare, dreißig an der Zahl, von denen sechs verheirathet und von ihren Frauen begleitet waren, ihr Vaterland. Die Missionsflagge, purpurfarben, mit drei silbergestickten Tauben, jede mit einem Oelzweig im Schnabel, flatterte von der Spitze des Hauptmasts. Nicht weniger als hundert Kehlen stimmten ein Lied an, zum nicht geringen Erstaunen der Matrosen, die weder die Bedeutung eines Missionsschiffs, noch seine Bestimmung verstehen konnten.†) Von jenen dreißig Männern aber war

*) Es war im Jahr 1756, daß der indische Rabscha Suradscha Daula die Engländer in Kalkutta überfiel und 146 derselben gefangen nahm. Diese wurden mit einbrechender Nacht in ein enges finsteres Gemach von nur 20 Fuß ins Gevierte und mit nur zwei kleinen Taglöchern hineingedrängt und hier in der heißesten schwülsten Jahreszeit bis zum andern Morgen um 8 Uhr behalten. Von den 146 waren vor Hitze, Durst, Mangel an Luft und Verzweiflung in diesen wenigen Stunden nicht weniger als 123 gestorben; die Uebrigen glichen bei ihrer Befreiung mehr Gespenstern als lebendigen Menschen. Unter diesen war der Mann, der nachmals als Schiffskapitän die ersten 30 Missionare nach der Südsee führte.

†) „Das Schiff," so erzählt ein englischer Missionsfreund aus der besten Quelle, „segelte ab vom Tower-Werft, mit flatternden Flaggen und Wimpeln, mitten unter den lauten Jubelrufen der Zuschauer, als kehrte es im Triumph von errungenen Siegen zurück. Unter der Menge stand ein ehrwürdiger Diener Christi, sich lehnend auf den Arm eines jüngeren noch lebenden Freundes, von dem wir diese Mittheilung empfangen

der eben entschlafene William Henry einer.

„Sie landeten in Tahiti im darauffolgenden Jahr [6. März 1797] und erfuhren hier, daß ihnen spanische Missionare zuvorgekommen waren, welche jedoch nach kurzem Aufenthalt auf der Insel sich wieder entfernten und kein anderes Zeichen ihrer Anwesenheit hinterließen als ein Kreuz, das den Ort ihres Aufenthalts bezeichnete.

„Es ist nicht unsre Absicht, die Fortschritte der Mission in der Südsee, namentlich ihre geistliche Entwicklung, hier weiter zu verfolgen. Für Neu-Südwales jedoch, wie für Großbritannien und in der That für die ganze civilisirte Welt, hatte diese Mission die allerwichtigsten und bedeutungsvollsten Folgen. Wenn jetzt in verschiedenen Theilen der Südsee ganze Gruppen von Inseln unter der Herrschaft civilisirter Ideen stehen, — wenn unsre Handelsschiffe in jenen Häfen ohne Furcht vor Gewaltthat einlaufen können, oder wenn die Eingeborenen den Schutz civilisirter Staaten gegen die Uebergriffe der Weißen anzurufen im Stande sind, — so muß das Alles als die Frucht jener ersten Unternehmung betrachtet werden. Die Missionare fanden auf den Inseln Kindermord, Menschenopfer, Unzucht ohne Maaß, groben Götzendienst und natürlich völlige Unbekanntschaft mit höherem Wissen. Sie erwarben sich durch langjährige Mühe und Arbeit eine gründliche Kenntniß der Landessprache und der herrschenden Denkweise; sie sammelten die Kinder in Schulen und lehrten sie lesen und schreiben; sie unterrichteten sie in verschiedenen Künsten und Wissenschaften, sowie in der allgemeinen Weltgeschichte; sie brachten jenen gewaltigen Hebel der Civilisation, die Presse, in Anwendung, und nun finden wir von zahlreichen Mittelpunkten aus und durch verschiedene Kirchen (katholische und protestantische) Schriften über die ganze Südsee verbreitet, welche die Volksgeister der Eingeborenen umwandeln und erleuchten, — und das Alles weist in mehr oder weniger innigem Zusammenhang zurück auf die Arbeiten der Missionare, von denen William Henry der letzte überlebende war.

„Die glänzenden Aussichten freilich, mit denen diese Mission begann, trübten sich bald, und es dauerte viele Jahre, ehe sie auch nur einen leisen Eindruck auf das Volk zu machen im Stande war. Der erste, der wahrhaft sich dem Evangelium aufzuschließen schien, war Pomare, der König von Tahiti, ein Mann von außergewöhnlicher Tüchtigkeit und Einsicht, der die umliegenden Eilande sich unterwarf, und der ebenso sehr das Genie eines Gesetzgebers als eines Eroberers zu haben schien. Es gereicht dem Oberst King, einem un-

haben. Als diese Beiden langsam von der aufregenden Scene hinweg ihre Schritte heimwärts lenkten, rief der betagte Geistliche in wehmüthigem Tone: Ich fürchte, dieß wird nicht gut gehen; es menschelt hier zu sehr. Seine Worte waren prophetisch. Fast zwanzig Jahre lang zeigte sich kein Erfolg; nichts als eine Flut von Enttäuschungen und Mißgeschicken folgte, bis endlich, eben als die Missionare und die Gesellschaft daheim, gedemüthigt und niedergeschlagen, ums J. 1814 beschlossen, die Station zu verlassen, das Menschliche daran im Staube lag und Gottes Hand in der Bekehrung des Königs von Tahiti sich offenbarte." Vergl. Memoirs of the life and labors of the Rev. Samuel Marsden, S. 38.

serer frühesten Gouverneure von Neu-Südwales, zur Ehre, daß er damals sein ganzes moralisches Gewicht zu Gunsten der Mission einsetzte und sehr treulich die Trübsale zu lindern suchte, die in den ersten Zeiten dieselbe betrafen. Samuel Marsden, ein Prediger von Paramatta, [nahe bei Sydney], wohlbekannt in der frühesten Geschichte dieser Kolonie [Neu-Südwales], that Alles, um die Südsee-Mission zu fördern, und er war, wenn wir nicht irren, der eigentliche Agent der Londoner Missionsgesellschaft. Bis dahin waren die Eingeborenen genöthigt, geschriebene Bücher zu gebrauchen, und viele Familien, welche sich kein Papier zu verschaffen vermochten, schrieben die Evangelien mit einem Rohr auf eine Art Tuch, das von der Rinde eines gewissen Baumes bereitet war; im Jahr 1817 aber hatte der König Pomäre selbst die Ehre, den ersten gedruckten Bogen auf der neu angekommenen Presse abzuziehen. Als die Leute die großen Buchstaben sahen, schwarz und scharfgezeichnet, da brach allgemeines Staunen und große Freude aus; und als der Versuch wiederholt ward und man der Reihe nach einen Bogen um den andern aus der Presse kommen sah, da kannte das Entzücken und Erstaunen keine Gränze.

„Ein Jahr oder zwei später wurde eine geordnete Regierungsform eingeführt, Gesetze wurden gemacht, Richter aufgestellt und jene bürgerlichen Ordnungen begründet, welche im Gang blieben, bis die Franzosen das einheimische Regiment stürzten.

„Missionar Henry hatte die Ehre, die erste Taufe in der Südsee zu vollziehen und zwar an einem Könige [Pomäre], dessen Charakter ihn, im Ganzen genommen, unter die bedeutendsten Fürsten unserer Zeit stellt. Dieser Erstlingsfrucht der Missionsarbeit folgten naturgemäß schnell viele andere Taufen. Das Götzenwesen fiel zusammen, die christliche Religion verbreitete sich unter dem Volk, und unter ihrem Einfluß wuchs eine neue ganz andere Generation auf.

„In welchem Lichte man auch die Arbeiten des seligen Henry, dieses Nestors der Missionare, betrachten mag, die Welt wird einstimmig ihm Achtung und Ehre zollen. Als Bahnbrecher der Civilisation und des Handels, und als Lehrer des christlichen Glaubens hat er durch alle die Prüfungen seines langen öffentlichen Lebens sich einen unbefleckten Ruf bewahrt. Wie einerseits wenige Menschen so lange gelebt haben, so war es auch Wenigen vergönnt, in so bedeutendem Maaße zur Hebung des menschlichen Geschlechts beizutragen. In diesem Augenblick sind Hunderte christlicher Lehrer der verschiedensten Kirchenabtheilungen über die Inseln der Südsee zerstreut. Oft geschieht es, daß durch die Arbeit der Eingeborenen selbst, und nur durch sie, ihre Landsleute von dem Götzendienst bekehrt und in die Lehren des Christenthums eingeweiht werden. Wo ein Missionar wohnt, da findet der Seefahrer oder irgend ein Fremdling, welcher Nation er auch angehören mag, nicht blos einen freundlichen Willkomm unter den Eingeborenen, sondern auch reichliche und bereitwillige Darreichung von Lebensmitteln. Wir haben selbst zahlreiche Zeugnisse gelesen von dem Werth ihrer [der Eingeborenen] Dienstleistungen, soweit ihr Vermögen reichte, und das

ganz besonders in Sachen des Handelsverkehrs. Jeweilen freilich gibt es unverständige Leute, die unter einem eben aus der Barbarei aufgetauchten Volke den höchsten Grad menschlicher Tugend zu finden erwarten, oder gottlose Leute, die, nachdem sie selbst alle Schranken der Sittlichkeit und Bildung übersprungen haben, nun diese Inseln betreten, in der Hoffnung, die gemeinsten Leidenschaften auf Kosten der Eingeborenen befriedigen zu können, — und eben diese Leute stehen auf und verkündigen der Welt, daß es mit allen Bemühungen, diese Eingeborenen zu christianisiren, eitel Täuschung und Betrug sei. Wir unserntheils ziehen es vor, unser Urtheil auf das Zeugniß von ehrenhaften Seeoffizieren der brittischen Marine zu gründen, die mit Einer Stimme uns versichern, daß die Bemühungen dieser edlen Männer [der Missionare] nicht bloß das Wohl der Insulaner wahrhaft befördert haben, sondern auch den guten Namen ihres brittischen Vaterlandes weithin ausbreiten und seine Interessen wesentlich fördern.

„Das Loos, welches das Volk von Tahiti [in Folge der französischen Usurpation] betroffen, hat seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Ursachen und Folgen jener Eroberung zu untersuchen, welche unter dem Namen eines 'Protektorats' die Tahitier des Rechts der Selbstregierung beraubt und den Versuchen [der französischen Priester], sie von ihrem evangelischen Glauben abwendig zu machen, das Ansehen von Gewaltthat und Verfolgung gegeben hat. Es handelt sich für uns hier blos darum, Tahiti als den Schauplatz von Henry's Arbeiten und als den Mittelpunkt zu bezeichnen, von welchem aus Einsicht und christliche Bildung sich über die umliegenden Länder verbreitet hat.

„Blicken wir hinaus auf den stets wachsenden Verkehr, in welchen unsre Kolonie [Neu-Südwales ꝛc.] mit jenen sonnigen Eilanden getreten ist, so zweifeln wir nicht, daß die dankbare Erinnerung an die ersten Bahnbrecher der Civilisation mit dem Fortschritt der Zeit nur immer lebendiger und wärmer werden wird. Und wenn einmal alle die unzähligen Inseln unter die verschiedenen Banner europäischer Civilisation sich werden geschaart haben, — wenn alle die roheren Formen heidnischer Sitte und götzendienerischen Aberglaubens verschwunden sein werden, dann wird der Name Henry's in dem dankbaren Andenken dieser für die christliche Bildung gewonnenen Nationen hoch emporsteigen. Der kleine Fleck Erde, dem wir seine irdischen Ueberreste anvertraut haben, wird mit jener Verehrung besucht werden, die sich an die Gräber der Weisen, der Mächtigen und der Gerechten heftet, und die Kinder jener südlichen Eilande werden, je höher ihre Erleuchtung steigt, um so dankbarer das Andenken eines Mannes ehren, der sein Leben ihrer Wohlfahrt gewidmet hat."

Hindufrauen auf dem Weg zum Brunnen.

Blumhardt und die Basler Mission.

Fünfter Artikel.

(Die Universitätszeit. Erste Hälfte.)

1. Das theologische Stift.

Im Herbst 1798 zog Blumhardt in die Räume des theologischen Seminars in Tübingen ein, um dort 4½ Jahre lang für das Amt sich vorzubereiten, das die Versöhnung predigt.

Die kleine würtembergische Universitätsstadt Tübingen lagert sich um den Fuß eines grünen freundlichen Bergrückens (des Oesterbergs) her, der hier in die vom Neckar und der Ammer gebildete Gabel abfällt. Die Abendseite der Stadt, an der Ammer hin sich ziehend, ist äußerst unansehnlich, alt und enge, und fast vom Verkehr der Studentenwelt abgeschlossen; um so freundlicher liegt der morgenwärts gekehrte Theil, der von den Ufern des Neckars an sich stufenweise die Höhe hinaufzieht bis zum ehrwürdigen Schloß der alten Pfalzgrafen, welches beide Stadttheile mit herrlicher Fernsicht überragt. Denn drüben, jenseits der reichen fruchtbaren, mit Dörfern besäeten, etwa 3—4 Stunden breiten Ebene, erheben sich die bläulichen vielgestaltigen Formen der schwäbischen Alb, deren Höhen und Thäler ebenso reich sind an Schönheiten der Natur als an historischen Erinnerungen.

Hier auf dieser Morgenseite, fast unmittelbar am Rande des Neckars, mit der ungehinderten Aussicht in die Ferne, liegt das theologische Stift, die Krone und Zierde Würtembergs, der Liebling und Augapfel seines wackern Volkes. Es ist ein Kind der Reformation. In der Zeit, da der vielgeprüfte Herzog Ulrich (1519) sein schönes, mit dem neuen evangelischen Lichte bereits gesegnetes Land als Flücht-

ling verlassen und es der rohen Soldateska Oestreichs und den in ihrem Gefolge einziehenden papistischen Priestern überlassen mußte, begann für Würtemberg eine Periode schweren und grausamen Druckes. Alles was mit der Reformation zusammenhieng, war geächtet. Die evangelischen Prediger wurden abgesetzt und verjagt; die alten papistischen Zustände wurden allenthalben wiederhergestellt. Erst im Jahr 1534 zog Ulrich, durch die Leiden der Verbannung geläutert, in das Erbe seiner Väter wieder ein und vergalt die Treue seines wackern Volkes damit, daß er mit aller Kraft die Reformation wieder in Gang brachte. Aber da fehlte es nun überall an Dienern des Wortes. Um diesem Mangel abzuhelfen, gründete er 1536 durch den würtembergischen Reformator Brenz ein sogenanntes „theologisches Stipendium" auf der Landesuniversität, d. h. er verordnete, daß etliche Städte des Landes aus den Einkünften der ihnen überlassenen Klostergüter einen bestimmten Theil auszusondern hätten, damit eine Anzahl von Bürgerskindern, welche zum theologischen Studium Geschick und Neigung, nicht aber das ausreichende Vermögen besäßen, je mit jährlichen 25 Gulden unterstützt werden könnten. Diese „Stipendiaten", — es wurden im Jahr 1537 vierzehn aufgenommen, — wohnten die ersten Jahre in Privathäusern zerstreut, was natürlich ihre Ueberwachung, Leitung und geistliche Pflege erschwerte. Dieser Mangel wurde um so fühlbarer, je mehr ihre Zahl wuchs. So kam es, daß den Stipendiaten im Jahr 1545, wo ihrer bereits 49 waren, das ehemalige geräumige Augustinerkloster zu gemeinschaftlicher Wohnung angewiesen ward, in welchem die Anstalt bis auf den heutigen Tag sich befindet. Mit den Stipendiaten zogen zwei Magister (jetzt Repetenten) ein, von denen jeder täglich eine Stunde mit ihnen zu repetiren hatte, ferner ein Magister Domus (jetzt Ephorus), welcher die Oberaufsicht, und ein Probst, der die Wirthschaft führte. Das Ganze stand unter zwei Professoren der Theologie (später einem Theologen und einem Lehrer der Philosophie), welche außerhalb des Stifts wohnten und noch heute Superattendenten heißen.

Dieß ist die Geburtsgeschichte dieser schönen Stiftung Würtembergs, die von da an unter Gottes Segen und der treuen Pflege mancher Fürsten rasch emporblühte. Das größte Verdienst um dieselbe erwarb sich der unvergeßliche Sohn und Nachfolger Ulrichs, Herzog Christoph (1550—1568), die Krone der würtembergischen Regenten. Unter ihm wurde die Zahl der Stipendiaten auf 100 vermehrt, das

Stiftsgebäude durch einen Neubau ansehnlich vergrößert, eine zweckmäßigere innere Ordnung sowohl in Betreff des Haushalts als des Studienganges eingeführt, vor Allem aber auf Hebung der geistlichen Zucht und Sitte unter den Zöglingen hingearbeitet. Denn wie bedenklich es in letzterer Hinsicht ausgesehen zu haben scheint, das zeigt ein Schreiben des Herzogs selbst vom Jahr 1565, worin es unter Anderem heißt: „Es ist Uns selbst mit der That begegnet, daß, als Wir neulich in Tübingen waren, die ganze Nacht hindurch dermaßen ein Mordgeschrei, Toben und Wüthen auf der Gasse fast durch die ganze Stadt war, daß Wir selbst keinen ruhigen Schlaf haben, viel weniger in unsrem Schlosse haben wissen mögen, was für Brand und Mord in unsrer Stadt durch solch gottlose und leichtfertige Leute angerichtet worden."

Doch dieß waren goldene Zeiten in Vergleich mit jenen, welche in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts für ganz Würtemberg und so auch namentlich für das Stift in Tübingen eintraten. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648) brachte unsägliches Elend über Land und Leute, und als vollends die Nördlinger Schlacht (Aug. 1634) den kaiserlich-östreichischen Truppen einen entscheidenden Sieg über die verbündeten Protestanten brachte, wogte das Feindesheer wie eine verheerende Wasserflut über Würtemberg herein. Dem jungen Herzog Eberhard III nach floh Alles, was fliehen konnte, über den Rhein nach Straßburg; auch die Studenten verließen die Universität; die „Klosterschulen" (niedern theologischen Seminare) standen leer, Städte und Dörfer giengen in Flammen auf, und was Plünderung, Mord und Verwüstung übrig ließen, das rafften Hunger und Seuchen hinweg. Im Gefolge der kaiserlichen Truppen zogen Jesuiten, Mönche und Weltpriester ein, verjagten die evangelischen Prediger, rissen die Kirchen- und ehemaligen Klostergüter an sich, führten an unzähligen Orten durch Gewalt oder List den römischen Gottesdienst wieder ein und hausten wie Diebe und Mörder in dem schönen gesegneten Lande. „Wie das Aussehen unsres Landes sei," schreibt Valentin Andreä am 28. Dez. 1635, „das läßt sich gar nicht beschreiben. Menschen und Thiere sind todt; öde liegen die Felder; Städte und Dörfer liegen verlassen, so daß man glaubt, nur noch die Hälfte des alten Würtembergs sei da; 312 Diener der Kirche starben innerhalb weniger Monate; über 100 Kirchen waren in den letzten Weihnachten ohne Gottesdienst."

Im Seminar zu Tübingen blieben nach der Schlacht von Nörd-

lingen nur wenige Stipendiaten, und da die gewöhnlichen Einkünfte aufhörten und die Geschenke einzelner Wohlthäter versiegten, so verliefen sich nach und nach auch diese. Nur mit größter Mühe konnte man 1637, als der erste Schrecken vorüber war, wieder 30 Zöglinge zusammenbringen; aber die meisten von ihnen wurden von der schlechten Kost krank und mußten aus Mangel an Unterhaltsmitteln früher als sonst in die Osterferien entlassen werden, mit dem Bedeuten, sie hätten bei ihrer Rückkehr Geld und Frucht mitzubringen. „Bei uns," schreibt Andreä, „sieht es aus, wie in Scythien; aller Eifer für Wissenschaft und Unterricht ist erkaltet." Dabei erschienen die Jesuiten und Mönche auf den Kanzeln und Lehrstühlen und eiferten wider den evangelischen Glauben. Aller Protest wurde verlacht; denn von Wien und Baiern aus erhielten die Römlinge Schutz und Förderung. Nur durch den muthigen und unerschrockenen Eifer etlicher Tübinger Theologen, vor Allem Andreä's, gelang es, einem gänzlichen Ruin zuvorzukommen, ja sogar noch während der Kriegsläufte einiges Leben in das theologische Stift wiederzubringen. Doch erst nach dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648), durch welchen auch Würtemberg in alle seine politischen und kirchlichen Rechte wieder eingesetzt ward, blühte die Anstalt neu und kräftig wieder auf. Die Zahl der Stipendiaten stieg bald auf mehr als 200, das Gebäude wurde abermals beträchtlich erweitert, die alten Ordnungen mit fester Hand wiederhergestellt, die Wissenschaften zu neuer Blüthe erhoben und die Wunden, welche die lange Kriegszeit geschlagen, allmählig geheilt.

Es ist uns, den Kindern glücklicherer Zeiten, gut und heilsam, mit dem Psalmisten jeweilen „zu gedenken der alten Tage, der Jahre der Vorzeit, da der Weg des Allerhöchsten im Meer, und sein Pfad in großen Wassern war," und wo Er dennoch „sein Volk führete, wie eine Heerde Schafe."

Seit jenen Tagen des Schreckens und der Angst erlitt der Bestand und Fortgang der trefflichen Anstalt keine oder nur unbedeutende Störungen. Manche der Fürsten Würtembergs widmeten ihr große Aufmerksamkeit. Keiner aber that seitdem mehr für die Pflege der Wissenschaften und Künste in seinem Lande, als Herzog Karl (1744—1793), dessen Leben und Regierung eine seltsame Mischung war von wahrer Größe und tiefer Verirrung. Geistreich und genial, wie er war, und zugleich ein Mann des Volks in außergewöhnlichem Maaße, besuchte er in Person regelmäßig und oft jählings die hohen

und niedern Lehranstalten seines Landes, lobte und ermunterte die Fleißigen, stachelte die Lehrer, strafte die Fehlbaren und traf mit seinem merkwürdigen Instinkt fast immer das Rechte. Auch das Stift zu Tübingen sah ihn oft in seinen Mauern, und jedesmal war die Folge, daß Lehrer und Schüler zu regerem Eifer angespornt wurden. Noch in seinem Todesjahr setzte er seinem Eifer ein schönes Denkmal durch die aus seinem Cabinet erlassene „Instruktion für das Inspektorat" und die „erneuerten Statuten für das herzogliche theologische Stift zu Tübingen", — Statuten, welche heute noch, wenn auch mannigfach modificirt, die Grundlage der innern und äußern Ordnung dieser Anstalt bilden.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, jene Formen kennen zu lernen, nach welchen das Leben der Stipendiaten durch jenes Statut geregelt wurde, und zwar nicht blos darum, weil Blumhardt 4½ Jahre lang darin sich bewegte, sondern vornehmlich darum, weil sie in seinem Gemüthe durch praktisches Erleben einen Grundriß anlegten, der ihm nachmals bei der Gründung und Organisirung einer ähnlichen Anstalt (des Missionshauses) so wichtige Dienste geleistet hat, obwohl er diese Form nach der ihm verliehenen Gabe und nach den veränderten Verhältnissen in meisterhafter Weise zu ändern und zum angemessenen Gefäß eines Geistes zu machen verstand, der freilich von dem des Tübinger Stifts wesentlich verschieden war.

Das leitende und beaufsichtigende Personal bestand aus zwei auswärts wohnenden Superattendenten oder Inspektoren, welche aus der Zahl der Professoren der Theologie und Philosophie gewählt sind und abwechselnd täglich in der Anstalt sich einfinden; aus dem Ephorus, der in oder neben dem Stifte wohnt und die unmittelbare Oberaufsicht führt; endlich aus einer Anzahl Repetenten, deren Arbeitszimmer so zwischen die Stuben der Stipendiaten vertheilt sind, daß ihre Thüren nach diesen münden. Die Repetenten, aus den Vorzüglichsten der kürzlich abgegangenen Promotionen gezogen, leiten speziell die Arbeiten der Stipendiaten, wachen über Fleiß, gute Sitte und Zucht, helfen nach Bedürfniß dem Einzelnen zurecht, zeigen den Fehlbaren an, halten mit den jüngeren Klassen die sprachlichen und philosophischen Repetitionen, mit den älteren allwöchentlich den „Locus" (wissenschaftliche Besprechung über kirchliche Lehrpunkte), und leiten endlich die philosophischen Disputationen, die halbjährlichen Prüfungen, die freien Rede- und Predigtübungen.

Die Stipendiaten (gegenwärtig nur noch etwa 90 an der Zahl) wohnen zu Vier bis Acht gemeinschaftlich in größeren oder kleineren Studierzimmern. Morgens 5 Uhr im Sommer, um halb 7 im Winter wird (so lautet das Statut) zum Aufstehen geläutet. Eine halbe Stunde darauf wird im Sommer im Speisesaal gemeinschaftlich, im Winter auf den einzelnen Zimmern das Morgengebet gesprochen. Um 12 Uhr sammelt sich Alles auf der „Kommunität" (dem Speisesaal) zum einfachsten Mittagsmahl, vor und nach welchem von einem der Jüngeren das Tischgebet gesprochen wird. Ein Repetent (der Hebdomadar) wacht auf- und abgehend über Ordnung und gute Sitte, während auf einer kleinen Tribüne einer der Superattendenten anwesend sein soll. Nach Tisch strömt Alles ins Freie bis zum Wiederbeginn der Arbeit um 3 Uhr. Unter dem Thor wacht das Auge des Famulus über Jeden, der ein- und ausgeht. Verspätung, Mangel an Anstand oder andere Gesetzwidrigkeiten werden genau notirt. Um 7 Uhr Abends ist Nachtessen, um 9 Uhr wird das Tagewerk mit gemeinsamer Lesung eines griechischen oder hebräischen Kapitels der heiligen Schrift und Gebet geschlossen. (Gemeinschaftliches Morgen- und Abendgebet, sowie die abendliche Schriftlektion haben längst aufgehört.) Am Sonntag ist jeder Stipendiat zum Kirchenbesuch verpflichtet, wobei das ganze Personal des Stifts in Procession zum Hause Gottes nach den ihnen angewiesenen Plätzen zog. Sonntag Nachmittags und Donnerstag Vormittags war im Speisesaal Predigtübung der drei ältesten Promotionen, woran Alle theilzunehmen hatten, und zwar predigten jedesmal Fünfe (jetzt Drei) nach einander. Außerdem wurden Predigten in der Schloßkirche und Kinderlehren in der Hospitalkirche abwechselnd von den Repetenten und den vorgerückteren Stipendiaten gehalten.

In Betreff der Kleidung galten strenge Vorschriften, so sehr sich auch von Zeit zu Zeit, namentlich seit den ersten Wirkungen der französischen Revolution, der jugendliche Geist dagegen sträubte. Der Stipendiat durfte nur schwarze Kleidung tragen; von der weißen Halsbinde hiengen zwei Rabättchen auf die Brust; Stiefel waren ungesetzlich, es mußten Schnallenschuhe und wo möglich kurze Beinkleider, die nur bis über das Knie reichten, getragen werden. Beim Ausgehen hatte der junge Stipendiat außerdem ein Mäntelchen zu tragen, das vom Rockkragen hinten über den Rücken hieng, aber nach und nach zu einem leichten dünnen Streif irgend welchen schwarzen Stoffes

zusammenschrumpfte. Ebenso wenig war beim Ausgehen ein runder Hut, diese kühne Neuerung jener Zeit, oder eine runde Mütze gestattet; legitimes Recht hatte nur die längliche zweispitzige Kopfbedeckung, an deren Stelle jedoch der Stipendiat in der Regel ein Surrogat von schwarz überzogenem Pappendeckel zusammengeklappt unter dem Arme trug.

Zu jeder Mahlzeit erhielt der Stipendiat ein gewisses Quantum Wein. Dieser Wein, in Natura wohl kaum je in Empfang genommen, sondern in der Regel gegen entsprechenden Geldwerth ausgetauscht, spielte nach dem Herkommen eine nicht geringe Rolle im Stipendiatenleben. Doppelte Portionen fielen als Belohnung dem zu, der entweder als Schloßprediger oder in anderer Weise ungewöhnliche Mühwaltung hatte; Weinentziehung („Carition") war die ordinäre Strafe für den Fehlbaren. Anders war es mit den täglichen Fleisch- und Brodrationen der Zöglinge. Nach altherkömmlichem Brauch warteten alltäglich an der Thüre des Speisesaals die Stiftsjungen, welche die nöthige Bedienung leisteten, mit stattlichen Körben, und wie Ein Mann zog die ganze Tischgenossenschaft des Stifts, Fleisch und Brod an der Gabel tragend, an Jenen vorüber und warf es als Schmerzens- und Mühelohn den gierig harrenden Dienern in den Korb.

Neben den „Caritionen" an Wein gab es noch andere herkömmliche Strafen. Eine einfache Aufnotirung zwar um eines Fehltritts willen galt nur als Verwarnung; die doppelte aber (das bedenkliche bis) kam beim Inspektorat zur Anzeige und hatte je nach ihrer häufigeren Wiederholung Berufung vor die „Herrenstube", Carcerstrafe, Zurücksetzung um eine Promotion oder gar Entlassung zur Folge.

Was die vorgeschriebene Ordnung des Studienganges betrifft, so dauerte er in der Regel fünf (gegenwärtig vier) Jahre. Die beiden ersten waren der Philologie (den alten Sprachen), der Philosophie, Mathematik und Geschichte gewidmet. Im ersten Jahre hieß der Student Noviz, im zweiten Candidat. Jedes Halbjahr ward mit einer Prüfung geschlossen, nach welcher sich die Zeugnisse und der Ehrenplatz in der Reihe der Genossen richtete. Am Schlusse des zweiten Jahres hatte der Candidat als Probe seiner wissenschaftlichen Erwerbungen wenigstens zwei Aufsätze in deutscher oder lateinischer Sprache einzuliefern und dann unter dem Vorsitz des Professors eine Stunde lang irgend eine philosophische These vom Katheder aus öffentlich zu vertheidigen, sowie jedem der anwesenden Professoren

wenigstens einmal zu „opponiren". Bestand er diese Prüfung, so ward er Magister, eine Würde, die ihn zu den eigentlich theologischen Studien befähigte. Nach drei wohlbenützten Magisterjahren schloß seine akademische Laufbahn mit einer theologischen Disputation im Stift und einer Prüfung im Consistorium zu Stuttgart.

---

2. Der Geist der Zeit.

Wenn das Gefäß es wäre, das dem darin enthaltenen Stoff den Werth, den Charakter, den Geist gäbe, so hätten die Zöglinge des Stifts und alle die Lehrer und Prediger, die daraus hervorgiengen, ein Salz und Licht ihrer Zeit und ihres Volkes sein müssen. Denn die Einrichtungen dieser Anstalt, so vieles sie auch zu wünschen übrig ließen, waren doch in vieler Beziehung ausgezeichnet und wohl geeignet, Gottesfurcht, gute Sitte, Gelehrsamkeit und geistige Tüchtigkeit in den Stipendiaten zu pflanzen. Sind doch aus ihr in der That auch viele der bedeutendsten Männer nicht bloß Würtembergs, sondern Deutschlands und man kann sagen der Welt hervorgegangen. Ein Bengel, Roos, Oetinger, die beiden Rieger, ein Steinhofer, Storr und Andere, — sie werden für alle Zeiten unter den theuersten Namen der ganzen evangelischen Kirche glänzen. Aber schon der Umstand, daß auch Geister wie Schelling und Hegel auf philosophischem, und dann der Heidelberger Kirchenrath Paulus, später ein Baur, David Strauß und Andere auf theologischem Gebiet, aus eben derselbigen Anstalt hervorgiengen, zeigt uns, daß die äußere Form und Einrichtung nicht zugleich den in ihr waltenden Geist bedingt oder erzeugt.

Was zunächst den Stand des religiösen und sittlichen Lebens betrifft, wie er um den Schluß des vorigen Jahrhunderts im Tübinger Seminar sich darstellte, so blieb da in der That Vieles zu wünschen übrig. Die Stiftsmauern waren nicht hoch und dicht genug, um das Eindringen jenes derben, oft rohen und sittenlosen Geistes zu verhüten, der seit uralter Zeit so oft die deutschen Universitäten verunstaltet hat. Schon in dem Vorwort, mit welchem die (1793) „erneuerten Statuten" eingeleitet werden, wird die „öftere Wahrnehmung" ausgesprochen, „daß das Stift die seinen großen Hülfsmitteln entsprechenden Wirkungen nicht zeiget," und auf „Mängel"

hingewiesen, die „von dem Geiste des gegenwärtigen Zeitalters herrühren." Wird doch auch in den dann folgenden Verordnungen besonders gewarnt vor „Bier- und Wirthshauslaufen, Opponenten- und Baccalaureatsschmäußen, Würfel- und Kartenspiel, Schlittenfahrten und Mummereien, Schuldenmachen, Veränderung der Schlösser und Erbrechung des Carcers." Auch machten um's Jahr 1795, wie die Akten des Stifts selbst bemerken, achtungswerthe Männer von allen Seiten die Vorsteher aufmerksam auf „den schlimmen Ruf, in welchem die Stipendiaten neuerdings wegen Irreligiosität und Sittenlosigkeit stünden." Berauschungen, Grobheiten gegen Lehrer und Vorsteher, Impertinenzen aller Art waren nur allzuhäufig. Im Januar 1798, demselben Jahre, in welchem acht Monate später Blumhardt in das Stift einzog, wurden einige Stipendiaten wegen gröblicher Mißhandlung ihres Dieners von dem Aufsicht führenden Repetenten „höflich und freundschaftlich" zurechtgewiesen. Aber wenige Minuten hernach kam derselbe Diener wieder und schrie über neue, von der gleichen Seite her erlittene Unbill. Nun mußte die Sache dem Inspektorat verzeigt werden. Die Schuldigen erregten jetzt das ganze Stift. Fünf Abgeordnete, je Einer von jeder Promotion, erschienen vor dem Repetenten und „überschütteten ihn mit den insolentesten Grobheiten: er sei nicht berechtigt, dem Inspektorat eine Sache dieser Art zu verzeigen." Jener hielt ihnen ruhig dieß ungeziemende Betragen vor, aber sie kehrten ihm mit schallendem Gelächter den Rücken. Nun trat der Ephorus in's Mittel und berichtete, statt kräftig durchzufahren, den Vorfall weiter ans Consistorium in Stuttgart. Mit Ende Februar kam von dort der Befehl, daß jedem der Fehlbaren nicht etwa Carcerstrafe oder Entlassung, sondern eine verhältnißmäßige — Wein-Entziehung zuzuerkennen sei! Die Stipendiaten vernahmen diesen, wirklich ihnen selbst unerwarteten Entscheid mit unverhaltenem Gelächter. Die fünf Schuldigen aber wurden von den Uebrigen im Triumph abgeführt, und einige Wochen hernach gab ihnen das ganze Stift (etwa 16 Stipendiaten ausgenommen) einen öffentlichen Schmauß in der Stadt, zur Entschädigung für die schmerzliche Entbehrung des Stiftsweins. „Man trank und lärmte den ganzen Nachmittag," heißt es in dem Bericht, aus dem wir schöpfen, „vor dem Abendessen aber zog ein Theil mit Musik auf den Markt, wo sie sich auch die Marseillaise [das französische Revolutionslied] blasen ließen. Dann zogen sie im Sturm zum Stift herein, so daß es für den wache-

haltenden Thorwart unmöglich war, alle Namen zu notiren. Beim Essen und eine Zeitlang nachher war im Speisesaal und auf den Corridoren ein Tumult, wie noch kaum je im Stift erhört war." Freilich kam nun die Sache nicht blos vor den Rektor der Universität, sondern selbst vor den Herzog, der auf strenge Untersuchung drang. Das Ganze schloß mit der Zurücksetzung der fünf Hauptschuldigen um eine Promotion, und mit einer ernstlichen Rüge und Verwarnung an die Uebrigen.

Von einer andern tumultuarischen Scene jener Tage erzählt der ehrwürdige Vater Zeller, Inspektor der Armenanstalt in Beuggen, der, während Blumhardt im Stift den theologischen Studien oblag, gleichfalls in Tübingen die Rechte studirte. Einer der Stipendiaten war durch die Aeußerung eines andern Studenten in der Stadt beleidigt worden. Nun herrschte von jeher eine Art von Spannung und Eifersucht zwischen beiden Theilen der Studentenschaft, welche beinahe wie zwei feindliche Heerlager stets einander gegenüber standen. Ein ehrenrühriges Wort, zu einem Einzigen gesprochen, wurde sofort Ehrensache der ganzen Partei. Auch jetzt forderte das ganze Stift Genugthuung von der städtischen Studentenschaft. Als diese verweigert ward, gieng im Stift beim Mittagstisch ein Papier um, das Alle und Jede zur Theilnahme an einem förmlichen Auszug gegen die Gegner aufrief. Alle bis auf etliche Wenige, unter welchen Blumhardt und seine Freunde, unterschrieben. Nach Tisch zog man, Jeder mit einem Stock, Knüttel oder Stuhlfuß unter dem Mäntelchen, in geschlossenen Reihen gegen den Markt, wo die Gegner sie erwarteten. Diese, an Zahl weit geringer, zogen sich in das ansehnliche, auf dem Marktplatz gelegene Wirthshaus zurück, wo sie von den Seminaristen förmlich belagert wurden und nicht eher sich herauswagen durften, als bis der Schuldige ausgeliefert war und dieser öffentlich Abbitte gethan hatte. Die Versöhnung aber ward hierauf bei vollen Gläsern in den verschiedenen Wirthschaften versiegelt.

Diese Uebersprudelungen des jugendlichen Uebermuths waren freilich auch mehr oder weniger eine Nachwirkung jenes berauschenden Geistes, der kurz vorher von der französischen Revolution auch über Deutschland ausgegangen war. Die Volksgeister überall waren bis in den tiefsten Grund aufgeregt, und vor Allem war es die Jugend, welche aus allen Fugen zu kommen in Gefahr stand. Doch hatte bereits die schmerzliche Wendung, welche die Dinge in Frankreich seit

der Hinrichtung des Königs genommen hatten, vor Allem aber die Kriegsgefahr, welche den deutschen Landen von dorther drohte, auch die Volksstimmung wesentlich verändert. Hatte doch im Sommer 1796 der Schrecken vor den bei Kehl über den Rhein dringenden Franzosen das gesammte Personal des Stifts jählings aus einander gejagt. „Man erwartete," heißt es in einem Bericht aus jener Zeit, „allgemein ein weiteres Vordringen der Franzosen auch bis nach Schwaben. Man war in der bängsten Erwartung; besonders fürchtete man für diesen Fall hier in Tübingen, wegen des bekannten schwärmerischen Demokratismus des größten Theils der Stipendiaten, die bedenklichsten Auftritte und hielt es daher allgemein für nothwendig, die Stipendiaten jeden in seine Familie heimgehen zu lassen... Endlich Sonntag Abends, den 4. Juli, als die Nachricht von dem Einrücken der Franzosen in Nagold [einem benachbarten Landstädtchen] eintraf und Flüchtlinge von allen Seiten sich in Tübingen einstellten, rüstete sich Alles zur Flucht. Am Dienstag, sobald die Stiftspforten geöffnet wurden, wanderten ganze Schaaren von Stipendiaten mit den Reisebündeln auf dem Rücken zum Thore hinaus. Ihnen folgten bald die Andern und am Abend war das Seminar fast leer... Am 19. Juli rückten die Franzosen auch in Tübingen ein; das Stift blieb aber von allen Einquartierungen, sowie von andern Belästigungen völlig verschont, . . . und als der Kriegslärm sich aus unserer Gegend wegzog, kehrten auch die Stipendiaten einer nach dem andern wieder in die Stiftsmauern zurück."

Der „schwärmerische Demokratismus" der Stipendiaten machte auch bald einer ganz andern Stimmung Platz, und Blumhardt's Freund, der selige Handel, kann sagen: „Am Schlusse des Jahres 1798, als wir die Universität bezogen, war in Tübingen bereits ziemliche Mäßigung an die Stelle des französischen Freiheitsschwindels getreten, und in sittlicher Beziehung waren wenig auffallende Ausschweifungen zu bemerken."

Aber noch von einer andern Seite her gieng ein neuer eigenthümlicher Hauch durch jene Zeit und brachte insbesondere in die strebsameren Geister der Jugend eine mächtige Bewegung. Auf allen Gebieten des Geistes, in der Poesie, der Philosophie und der Theologie machte sich ein ganz Neues geltend. Die Heroen der deutschen Dichtung fiengen eben um jene Zeit an, ihrem Namen den höchsten Glanz zu erringen und durch ihre künstlerischen Schöpfungen mächtig

auf die Gemüther ihres Volkes zu wirken. Keiner aber wußte tiefer und nachhaltiger alle Saiten des deutschen Gemüths anzuschlagen, als Schiller, der Sohn Würtembergs. Sein erstes dramatisches Werk, das wilde, übersprudelnde, wie eine Tollkirsche wirkende Trauerspiel der „Räuber", gieng 1782 zum erstenmal über die Bühne, und schon im gleichen Jahre „brüllte (wie Gustav Schwab sagt) das Räuberlied auf allen deutschen Universitäten und lockte dem edlen Herder einen Ruf des Entsetzens ab." „Fiesko" und „Kabale und Liebe" folgten und fuhren der deutschen Jugend wie elektrische Schläge durch alle Glieder. Die geniale Gewalt der Sprache, der berauschende Reiz der Darstellung, die glänzende Mischung von Natur und Ideal, die überall durchblitzende Verurtheilung einer gemeinen, niedrigen Gesinnung und dabei doch jene Glut der Sinnlichkeit, die das Fleisch aufregte und trunken machte, — Alles wirkte wie ein Zauber auf jene Zeit. Auch hinter die stillen, wohlverwahrten Mauern des Tübinger Stifts drangen die Wellenschläge der Bewegung. Während der Weihnachtfeiertage des Jahres 1801, also um die Mitte der Studienzeit Blumhardt's, sah das Seminar eine ganz neue Scene. „Die Stipendiaten," sagt ein Bericht, „wollten sich die Langeweile durch Komödienspielen vertreiben. Dabei ward auf ein schönes zahlreiches Publikum [aus der Stadt] gerechnet. Sie kündigten öffentlich die Aufführung von Schiller's 'Kabale und Liebe' an. Zwei Repetenten gaben zu, daß das Schauspiel in den zu ihrer Abtheilung gehörigen Zimmern zur Aufführung kommen sollte. Zwar erfuhr einer der Superattendenten die Sache, kam am Abend, da die Aufführung stattfinden sollte, zum Essen und verbot die Sache. Aber sie war schon zu weit gediehen. Schon saßen in bunten, gedrängten Reihen Frauen und Jungfrauen aus allen Enden der Stadt vor dem zierlich eingerichteten Schauplatz; Haufen Volks und Studenten füllten die übrigen Plätze und die Schauspieler [Stipendiaten] waren im Begriff, den Vorhang aufzuziehen. In diesem Augenblick erschien der Aufsicht habende Repetent und trieb die Leute aus einander. . ." Es war dieß, man achte darauf, in den Tagen der Weihnacht!

Und in diese Verhältnisse trat der schüchterne, gottesfürchtige, durch schwere Leiden und Prüfungen, wie durch Erfahrungen göttlicher Wunderhülfe, zu ganz andern Dingen erzogene Blumhardt!

Wichtiger und folgenreicher aber, als die Wirkung der modernen Dichtkunst, war das Neue, das auf dem Gebiet der Philosophie

und Theologie um jene Zeit mit unwiderstehlicher Macht sich geltend zu machen angefangen hatte. Gleichwie in der politischen und socialen Welt jener Tage die Revolution zu einem unerhörten, Alles umstürzenden Kampf gegen das Althergebrachte und Bestehende sich erhoben hatte, so war ein ähnlicher Kampf auch auf dem Gebiet der Wissenschaft entbrannt. Die Tübinger Universität zwar, insbesondere die theologische Fakultät, stand eben damals mit treuem und wackerem Muth auf Seiten der biblischen und kirchlichen Rechtgläubigkeit und schien eine unüberwindliche Burg und Festung zu sein wider die von allen Seiten anstürmenden Gewässer des modernen Unglaubens. Das Stift mit seinen ausgezeichneten Einrichtungen und Ordnungen trug gewiß wesentlich dazu bei, daß den jungen Theologen der edle Schatz bibelgläubiger Theologie länger als anderswo bewahrt blieb. Dazu aber kam vor Allem der gewaltige und tiefgreifende Einfluß, den die geistvollen, gesalbten Bibelauslegungen eines Joh. Albrecht Bengel und seiner Schüler noch von früheren Zeiten her auf die ganze Haltung der würtembergischen Theologen ausübten. Aber auch Tübingen und auch das theologische Seminar konnten nicht ganz und nicht auf die Länge sich gegen die Uebermacht des herrschenden Zeitgeistes abschließen. Ja, die Tübinger Theologen sollten nur allzu bald den Reigen führen im Kampf gegen den Glauben der Väter.

Auf beiden Gebieten nemlich, auf dem der Philosophie wie auf dem der Theologie, hatte sich bereits eine so gewaltige Umgestaltung der bisherigen Denkweise angebahnt, daß das Althergebrachte auch hier sich nirgends mehr halten zu können schien; und wie von jeher die Wandlungen auf dem Gebiet des philosophischen Denkens immer auch auf die theologischen Systeme umgestaltend zurückwirkten, so auch jetzt, und jetzt mehr als je. Zwar hatte sich innerhalb der theologischen Wissenschaft selbst, fast unabhängig von den Bewegungen der Philosophie, bereits ein bedenklicher Geist geltend zu machen angefangen. Einer der bedeutendsten Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, Joh. Salomo Semler (gestorben als Professor der Theologie zu Halle am 14. März 1791), hatte in unzähligen Schriften den Glauben an die göttliche Eingebung der heiligen Schrift erschüttert und untergraben, die Wunder des Alten und Neuen Testaments natürlich zu erklären versucht und von den Glaubenslehren der heiligen Schrift und der Kirche nur so viel stehen lassen, als die Vernunft mit ihrem Denken zu begreifen vermag, oder als nach seiner Anschauung

unmittelbar „zur Lehre, Bestrafung und Besserung des Menschengeschlechts“ fruchtbringend wäre. Semler wurde dadurch, so untadelig sein persönlicher Charakter und sein wohlmeinender Wille war, der Vater des vulgären Rationalismus, der in der protestantischen Kirche so unsägliche Verwüstungen angerichtet und in dem Kirchenrath Paulus zu Heidelberg seine Spitze erreicht hat. In den Jahren, in welchen Blumhardt die Tübinger Universität besuchte (1798—1803), hatte Letzterer (Paulus) bereits die Grundsätze Semlers in einer Reihe verwegener und vielgelesener Schriften bis zur Gotteslästerlichkeit weiter ausgebildet. Eben dieß aber hatte zur Folge, daß die Tübinger Theologen, in dem ehrenhaften Bestreben, das göttliche Ansehen der heiligen Schrift und die Wahrheit der göttlichen Offenbarung gegen jene Angriffe zu vertheidigen, ihre Vorlesungen mehr mit Abwehr und künstlichen Beweisführungen gegen die Sätze des Rationalismus füllten, als mit positiver, geisterfüllter Darlegung der Heilslehre und der Schriftwahrheit. War es aber zu verwundern, daß dieser polemische (abwehrende) Charakter der theologischen Vorlesungen jener Zeit eher geeignet war, die jungen Gemüther zu verwirren und unsicher zu machen, als sie zu befestigen und zu erbauen? Die Lehrer erschöpften sich in Aufzählung von Gründen und Gegengründen, und indem sie das thaten, brachten sie selber wieder, ohne es zu wollen und zu ahnen, allen Glauben und alle Gewißheit ihrer jugendlichen Zuhörer ins Schwanken. Was Wunder, daß auch unter den Stipendiaten des Seminars der Unglaube sich wie eine Pest verbreitete. Während Blumhardt im Stift sich befand, „bat ein junger Magister, ein Jüngling von vorzüglichen Talenten und Kenntnissen, um seine Entlassung, weil er sich nach langer und sorgfältiger Prüfung von der Göttlichkeit des Christenthums nicht überzeugen könne.“ So erzählt ein Bericht aus jener Zeit. Was half es, daß die Professoren ihn darüber ernstlich ausschalten, daß der Herzog, vor den die Sache kam, die Rückerstattung der auf ihn verwendeten Staatskosten befahl und mit dem allerhöchst drohenden Beisatz ihn entließ: „Derselbe werde wohl bei einer solchen Denkart auch in einem andern Fache seinem Vaterlande keine bedeutenden Dienste leisten; er solle sich deshalb auf Anstellung im Lande keine Hoffnung machen.“ Die Sündflut des Unglaubens ward ja auf diese Weise nicht aufgehalten.

Während aber die Theologie innerhalb ihres eigenen Gebiets einen solchen mächtigen Feind beherbergte, so drohte ihr eben um

jene Zeit auch von Außen, von der Philosophie her, eine ernste Gefahr. Der berühmte Königsberger Philosoph, Immanuel Kant (gestorben als 80jähriger Greis 1804), hatte in seinen Schriften mit unerbittlicher Strenge und bewundernswürdigem Scharfsinn den ganzen bis dahin gangbaren Glauben an philosophische Ideen und übersinnliche Realitäten angegriffen. Er führte den Satz durch, daß die „reine Vernunft", dieses höchste Erkenntnißvermögen des Menschen, nur für die sinnlichen Dinge dieser Welt gewisse Organe des Erkennens besitze, während alles Uebersinnliche durchaus jenseits ihrer Erkenntnißsphäre liege. Freilich wußte er auf anderem (dem praktischen) Wege wenigstens die dürftigen Ideen von „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" für die Menschheit zu retten und ihr dieselben als Ersatz ihres bisherigen unhaltbaren „Autoritätsglaubens" zu bieten; allein dabei blieb er mit unerbittlicher Zähigkeit, daß die „reine Vernunft" kein Organ sei für die Erkenntniß übersinnlicher Dinge, — und was der Mund des Königsberger Philosophen sprach, das galt bald nicht in Deutschland allein, sondern selbst bis nach England und Holland hinüber als Orakel.

Auf der einen Seite schien damit auch dem theologischen Erkennen, das bis dahin nur allzusehr mit der Philosophie in wilder Ehe lebte, der Stab gebrochen, und Viele litten wirklich in jener Zeit an allem Glauben Schiffbruch. Andererseits aber bot diese neue Philosophie den bibelgläubigen Theologen eine unerwartete Hülfe gegen die Sätze des Rationalismus. Denn während dieser behauptete, daß nur das als Wahrheit gelten könne, was die Vernunft zu beweisen und zu begreifen vermöge, so entgegnete ihnen nun die bibelgläubige Theologie: „Ist die Vernunft nicht im Stande, das Uebersinnliche aus sich selbst zu erkennen, so muß es eine andere Erkenntnißquelle für die ewigen und göttlichen Dinge geben; und dieß ist die Offenbarung in der heiligen Schrift." Und so kam es, daß seltsamer Weise gerade die bibelgläubigen Theologen jener Zeit, besonders in Tübingen, die eifrigsten Anhänger der Kant'schen Philosophie wurden. Hat doch auch Jung-Stilling diese Seite der Königsberger Philosophie in seinen lebenswarmen Schriften reichlich ausgebeutet.

Freilich war dieser Boden, auf den sich die orthodoxe Theologie zu retten suchte, sehr unsicher und unterhöhlt. Die ganze Theorie Kant's wurde bald genug von andern Denkern bekämpft und glücklich bekämpft; und eben damit schwankte auch für die Kant'schen Theologen

der Boden aufs Neue. Es kam Alles in Gährung; ein ganz Neues bahnte sich auf allen Seiten an. In diese Zeit allgemeiner Geburtswehen fielen die Universitätsjahre unsres Blumhardt, und wie aus jenen Sturm- und Drangzeiten gewaltige Männer in andern Kreisen des Lebens hervorgiengen, so haben sie auch in ihm einen Charakter gebildet, der für die ihm verordnete Aufgabe gestählt und allen Schwierigkeiten gewachsen war.

---

3. Ein Morgenroth.

Das Gemälde, das wir von dem in jener Zeit herrschenden Geiste entworfen haben, würde einseitig und deßhalb falsch sein, wenn wir nicht neben die trüben Schatten zugleich die trostreichen und verheißungsvollen Lichter stellten, welche eben damals, gleich den Streifen des Morgenroths, einen schöneren Tag verkündigten.

Wenn nemlich auf der einen Seite durch den verderblichen Nachtfrost, der durch das Umsichgreifen des Rationalismus auf einen großen Theil der deutschen Christenheit fiel, viele der edelsten Blüthen zerstört, wenn durch den tollen Freiheitsschwindel, der zusamt dem heidnischen Cultus der Vernunft von Frankreich her auch über unsre Lande kam, wilde rohe Leidenschaften geweckt wurden, so hat andererseits gerade die Noth jener Zeit auch manche herrliche süße Frucht der Gerechtigkeit zur Reife gebracht und ausgezeitigt. Die herzzerreißenden Jammerscenen, welche die Revolutionskriege über Deutschland brachten, die Pestilenz, die Verödung, der Hunger, samt allen übrigen Nothständen, die den Kriegshorden auf dem Fuße folgten, trieben die Einen zur Gotteslästerung und Verzweiflung, tausend Andere aber zu dem Gott ihrer Väter, den sie lange genug vergessen hatten. Man fieng wieder an, die tröstende, stärkende, ermuthigende Kraft des Wortes Gottes zu empfinden; die Kirchen füllten sich wieder; die Predigten wurden an vielen Orten herzlicher, lebendiger, gesalbter; mitten in der Noth der Zeit regte sich ein Frühlingshauch des Geistes, der die Todtengebeine zu bewegen anfieng. In den neunziger Jahren zeigten sich da und dort mächtige Erweckungen. In Würtemberg, wie am Rhein, am Bodensee und in der Schweiz, unter Evangelischen und Katholiken, erwachten ganze Gemeinden zum Leben.

Auch im Stift zu Tübingen fehlte es nicht an jungen Männern,

die in Lauterkeit des Herzens dem Herrn Jesus nachfolgten. Carl Friederich Steinkopf, der nachmals in der Hand Gottes ein so reichgesegnetes Werkzeug zur Förderung des Reiches Christi wurde, und der am 29. Mai dieses Jahres (1859) als ein 86jähriger Greis in London zu seiner Ruhe eingieng, war von 1790 bis 1795 ein Licht und Salz unter den Stipendiaten des Seminars, und noch im Jahr 1797 schreibt ein Freund und Studiengenosse an ihn: „Denk' ich an unsre Universitätsjahre und an unsern durch Gottes Gnade gestifteten Freundschaftsbund, so wird mir oft recht warm ums Herz. O gewiß, Tübingen mit den theuern Gottesmenschen, die durch Lehre und Leben zu unvergänglichem Segen für dich und mich wurden, unser Stift mit seinen einsamen Zellen, in welchen wir so manche Stunde für die Ewigkeit gelebt, die Stadtkirche, worin so oft Worte des Lebens erschallten, unsre herzvertrauten Spaziergänge, auf welchen mancher gute Entschluß gefaßt wurde, sodann auch unsre Bekanntschaft mit Kindern Gottes in und außer Tübingen, — dieß Alles ist und bleibt mir unvergeßlich. Damals, ja damals wurde der Grund gelegt zu meinem zeitlichen und ewigen Wohl. . . . Von der Zeit an such' ich den gekreuzigten Christum, mag's nun den Juden und Griechen eine Thorheit sein, zu predigen, wo ich Gelegenheit finde, auf der Kanzel, vor dem Altar, an den Krankenbetten, in kleineren und größeren Versammlungen ꝛc." (Vergl. Basler „Sammlungen" 1798 S. 63.)

Ein besonders wichtiger Mittelpunkt und Herd des neu erwachenden religiösen Lebens war die im Jahr 1783 gestiftete „Deutsche Christenthumsgesellschaft", deren Sitz in Basel war, und die von da aus bereits ein ganzes Netz von Verbindungen über Deutschland, Holland, die Schweiz und andere Länder gespannt hatte. Wir werden ihre Entstehung und Entwicklung später ausführlicher zu schildern Veranlassung haben; für jetzt gilt es nur, den Einfluß zu bezeichnen, den sie schon damals auf den Stand des religiösen Lebens jener Zeit und auch auf Blumhardt ausgeübt hat. Das Organ, durch welches sie in immer steigendem Umfang auf die christliche Welt wirkte, war die jetzt noch bestehende Zeitschrift: „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit", die monatlich zwei Bogen stark ausgegeben wurde und einen unvergleichlichen Schatz gesunder Lehre, erbaulicher Betrachtungen, anregender Anekdoten und höchst lehrreicher Mittheilungen aus dem Reiche Gottes aus allen

Ländern enthielt. Die älteren Jahrgänge dieser Zeitschrift sind noch heute von unschätzbarem Werth. Sie wurden insbesondere in Würtemberg fast in allen christlichen Kreisen, vornemlich in den Privatversammlungen gelesen. Auch Blumhardt stand unter dem Einfluß dieser Schrift. Man schöpfte daraus Trost in der Noth der Zeit; man stärkte sich in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Tausenden von Gleichgesinnten, die in der ganzen Welt zerstreut waren; man fand darin Rath und Einsicht für schwierige Fragen, wie sie die Zeit zu Hunderten darbot; man richtete sich empor an dem Beispiel muthiger Zeugen Christi. Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir sagen, daß Blumhardt seinen Glauben, seine ausharrende Treue vielfach auch aus diesen Quellen genährt habe. Die deutsche Christenthumsgesellschaft stand ihm schon dadurch nahe, daß viele seiner älteren bewährten Freunde in Stuttgart (Gundert, Schweizerbarth, auch sein eigener Vater) Mitglieder des dort bestehenden Zweigvereins waren; sie trat ihm noch näher, als sein Landsmann C. F. Steinkopf, mit dem er schon frühe in Berührung gekommen zu sein scheint, seit 1795 (bis 1801) Sekretär des Centralvereins in Basel und Verfasser der „Sammlungen" wurde. Ja wir finden unsern Blumhardt im Jahr 1799, als er in der Mitte seines zweiten Stipendiatenjahrs stand, bereits in Correspondenz mit Steinkopf. Dieser älteste Brief, der von Blumhardt in unsern Händen sich befindet, und den er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus den Osterferien am 3. April 1799 an Steinkopf richtete, ist zu lehrreich, als daß wir ihn nicht fast in seiner ganzen Ausdehnung hier mittheilen sollten. Er läßt einen hellen Blick in das Herz und Leben des jungen Stipendiaten thun. Es heißt darin:

„Die Nachricht von dem blühenden Zustand des Reiches Gottes in England und Holland hat mich innig gefreut, und ich nehme den herzlichsten Antheil daran, besonders auch an Allem, was die liebe Basler Gesellschaft in und außer Deutschland gethan hat. Freudig und frohlockend über die Sache unsres großen Herrn dürfen wir auch hierüber ausrufen:

So lange Jesus bleibt der Herr,
Wird's alle Tage herrlicher!

Er herrscht noch kräftig mitten unter uns; auch unter seinen Feinden beweist Er sich als der erhabenste Monarch Himmels und der Erde, unter dessen unmittelbarer Leitung alle Schicksale der Freunde und Feinde seines Reiches stehen.

„Auch ich habe in meinem geringen Theil während der Ferien manche herzerfreuende Erfahrung von der unerschütterlichen Wahrheit des Wortes machen dürfen, das Jesus kurz vor seinem Abschied zu seinen trauernden Jüngern sprach: 'Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.' Den größten Theil meiner Ferien habe ich bei Herrn Pfarrer Friederich*) in Winzerhausen zugebracht und in dessen Begleitung mehrere kleine Ausflüge in die benachbarten Städtchen gemacht. In Laufen**), Besigheim, Marbach und mehreren andern Orten geht das Werk des Herrn seinen ungehinderten Gang, und besonders in ersterem Städtchen (Laufen) treten von Zeit zu Zeit sehr Viele auf die Seite unsres geliebten Heilandes, so daß mehrere sehr blühende und täglich mehr anwachsende 'Gemeinschaften' sich gebildet haben. So sehr das Reich Gottes wenigstens in unsrem Europa an Ausdehnung zu verlieren scheint, ebenso sehr vermehrt sich die intensive Kraft derer, die sich noch zur Sache Jesu Christi bekennen; besonders erfreulich war für mich die Wahrnehmung, daß die Spaltungen unter den verschiedenen christlichen Parteien unsers Vaterlandes täglich mehr abnehmen und es vielleicht bald zu einer auf den wahren Glauben an Christum und auf ächte Bruder- und Menschenliebe gegründete Vereinigung kommen dürfte.

„Lieber Bruder, lassen Sie uns Fleiß thun, unsrem Herrn Jesu Christo immer ähnlicher zu werden, uns immer fester an Ihn anzuschließen und somit in stiller Demuth denen, die noch draußen sind und von denen der Herr vielleicht bald noch recht Viele zu seinem kleinen Häuflein sammeln wird, durch unsern Wandel zu zeigen, wessen

---

*) Es ist dieß derselbe ehrwürdige Knecht Gottes, der im Anfang dieses Jahrhunderts lieber sich seines Amtes entsetzen ließ, als daß er die neue rationalistische Agende, die mit Gewalt den Geistlichen Würtembergs aufgedrängt ward, in seinen Gottesdiensten gebraucht hätte; es ist derselbe, der nachmals der erste Pfarrer der freien würtembergischen Gemeinde Kornthal wurde und durch seine salbungsreichen Predigten Tausenden, die zu ihm herbeiströmten, zu einem unvergänglichen Segen geworden ist.

**) Dort stand damals der gesalbte Dekan Hartmann, „der für Viele so recht ein weiser, zarter, geistlicher Mentor wurde, ein Mann der einfachsten Predigt von reicher Fülle, dessen Bibelkenntniß so genau war, daß er jeden Vers des A. und N. Testaments wörtlich anführen konnte, wenn man ihm Kapitel und Verszahl nannte, und daß er von jedem Wort in der Bibel sagen konnte, wo es stand." (Mittheilung von Generalsup. W. Hoffmann in Berlin, in Gelzers Protestantischen Monatsblättern 1859, S. 284.)

Eigenthum wir sind und was für ein Geist uns belebe. Zwar will, — ich empfinde es oft recht tief, — die Sünde und das niederschlagende Gefühl unsres angestammten Verderbens uns jeweilen den Zugang zum Vaterherzen Gottes versperren und uns träge machen; aber dieser Erbfeindin unsrer Ruhe und unsrer Seligkeit sei aufs Neue feierlichst ewiger Haß und unversöhnliche Feindschaft geschworen. Sie mag auch einwenden, was sie will, — wir wissen es doch, daß Jesus Christus, der Liebenswürdigste, uns trotz unsrer Trägheit, Gefühllosigkeit und Schwachheit liebt, und daß wir nicht mehr unser eigen, sondern Sein auf ewig sind. Schon lange ist es mein Wunsch vor dem Herrn, von ganzem Herzen mit Paulus sagen zu können: 'Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben.' Was ich aber jetzt noch nicht bin, — ach, und wie unendlich Vieles fehlt mir noch! — das hoffe ich durch die allvermögende Gnade Gottes noch zu werden. Jesus hat es ja um uns Alle verdient, — Golgatha ist Zeuge dafür! — daß wir Alles aus Liebe zu Ihm aufopfern lernen, um Ihm ganz dienen, ganz Ihn lieben zu können. Er bleibe unser Haupt in Zeit und Ewigkeit!

„Bruder Handel grüßt Sie herzlich, besonders aber Ihr im Herrn Ihnen innig verbundener Bruder,

G. Blumhardt, Stipendiat."

Wir müssen auf diese erste engere Verbindung, in welche Blumhardt mit Steinkopf trat, mit besonderem Nachdruck hinweisen; denn eben damit ward in die goldene Kette von Umständen, durch welche sein Lebensgang geordnet wurde, das wichtigste Glied durch Gottes Wunderhand eingefügt.

In dem eben mitgetheilten Briefe Blumhardt's zeigt sich's, daß sein Auge schon damals auf alle religiösen Bewegungen seines Vaterlandes mit besonderer Theilnahme gerichtet war. Aber dieses Interesse gieng schon jetzt über das ihm unmittelbar Naheliegende, ja weit über die Grenzen seiner vaterländischen Kirche hinaus. Einzelne Lichtblicke in das große Ganze des Reiches Gottes auf Erden waren ihm schon in jener frühen Zeit zu Theil geworden. Ja, die Mission, welche die ganze Welt für den Gekreuzigten erobern will, war auch schon dem Stipendiaten Blumhardt nicht nur nicht unbekannt, sondern eine große, theure Herzensangelegenheit.

Zum Verständniß der geistigen und geistlichen Entwicklung unsers Blumhardt ist es unerläßlich, die ersten neuen Regungen des Missionsgeistes, wie sie damals keimartig sich zeigten, näher zu beobachten und kennen zu lernen. Es dürfte ein solches „Gedenken der alten Zeiten" auch sonst lehrreich und von hohem Interesse sein.

Die Missionsunternehmungen, welche von Halle und Dänemark ausgiengen und seit dem Jahre 1706 (dem Jahr der Aussendung Ziegenbalg's nach Trankebar) ihren Fortgang nahmen, hatten von Anfang an in allen christlichen Kreisen des evangelischen Deutschlands und so auch unter dem gottesfürchtigen Volke Würtembergs lebhafte Theilnahme erregt. Wir haben in diesen Blättern (vergl. Miss.-Mag. 1857, S. 23) den Aufruf mitgetheilt, der auf Befehl des Herzogs von Würtemberg im Jahre 1715 an alle Landeskirchen ergieng und zu freiwilligen Steuern für diese Unternehmung ermunterte. Die Sache fand überall Anklang und die Beiträge flossen reichlich. Noch im Jahr 1788 liest man im „Schwäbischen Merkur" die Anzeige aus Urach: „Nach einem, zwar noch nicht alten, Herkommen wird hier jährlich am Dreikönigstag für die malabarische Mission vor den Kirchthüren gesammelt. Dieß Jahr fielen fl. 22. 41 kr. Es wird aber diese Summe noch durch einige Privatbeiträge vermehrt werden." Auch hinterließ damals mancher christliche Bürger in seinem Testament ein ansehnliches Legat für die „Bekehrung der Malabaren". Die „hallischen Missionsnachrichten" wurden von Vielen mit Interesse gelesen, und in den Predigten gläubiger Pfarrer wurde auf die Pflicht aller Christen, dieß Werk zu unterstützen, je und je hingewiesen. Daneben hatte ja auch die Brüdergemeinde seit 1732 als rechte Missionskirche eine reichgesegnete Arbeit in Westindien, Grönland und Labrador, sowie in manchem andern Heidenlande, und die Kunde von diesem Werk verbreitete sich weithin durch ihre mündlichen und schriftlichen Nachrichten. Allein die letzteren zirkulirten mehr in den engeren Kreisen der Herrnhuter und ihrer näheren Freunde, während die dänisch-hallische Mission mehr die Sache der evangelischen Kirche überhaupt war. Doch auch für diese nahm das Interesse in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zusehends ab. Die Nachrichten wurden sparsamer, einförmiger, unerquicklicher; den Leitern des Missionswerks in Halle schien der Geist eines Aug. Herm. Francke und Freylinghausen nach und nach völlig abhanden zu kommen; den wenigen, sehr wenigen Jünglingen, die sich dort noch zum Missionsdienst meldeten, fehlte es

an allem wahren Missionsgeist; die deutschen Missionare selbst, die noch in Indien arbeiteten, fielen dem Nationalismus zu und setzten an die Stelle der Predigt vom Gekreuzigten eine dürftige Moral, womit sie Niemand unter den Heiden verletzten und Niemand retteten. Die hallische Mission, wie die Theilnahme für sie, war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gänzlich am Erlöschen. Der Sturmwind der französischen Revolution drohte das ersterbende Lichtlein vollends auszublasen.

Eben um jene Zeit aber gieng in England ein neuer Hauch des Lebens durch die Todtengebeine. Die Predigten der beiden Wesley und des gewaltigen Whitefield schlugen wie lauter Blitze in die zum Tod erstarrte Kirche Großbrittaniens und weckten zuerst Staunen, dann Gewissenserschütterung von Tausenden, dann Haß und Verfolgung von Seiten der verweltlichten Geistlichkeit und zuletzt ein geistliches Erwachen etlicher und immer mehrerer unter den anglikanischen Predigern. Während die Wesleyaner aus der Staatskirche austraten und zu einem eigenen kirchlichen Gemeinwesen sich organisirten, kamen auch in der bischöflichen Kirche Viele zum Leben, und der Geist der ersten Liebe offenbarte sich da und dort in großen und erhebenden Erscheinungen. Die erleuchteten Prediger traten unter sich und mit gleichgesinnten Laien zu Conferenzen und Vereinen zusammen, besprachen das Wohl ihrer Gemeinden, ihrer heimathlichen Kirche, ihres ganzen Vaterlandes, fragten nach den besten Mitteln, um den Schäden ihrer Zeit abzuhelfen und stärkten sich im Gebet zu jedem Opfer an Liebe, Geduld und Kraft. Der Gesichtskreis erweiterte sich. Der englisch-amerikanische Krieg hatte das Elend der Indianer, sowie die leibliche und geistliche Knechtschaft der Negersklaven geoffenbart; der wachsende Verkehr mit Ostindien deckte die Gräuel des Hindu-Götzendienstes auf. Die Berichte des geistvollen Weltumseglers Cook rückten eine ganz neue Welt, die Südsee mit ihren tausend paradiesischen Eilanden und ihrer „patriarchalischen" Bevölkerung, dem Auge des Britten nahe. Die einmal erwachte Liebe, zusammen mit dem der englischen Nation angeborenen Unternehmungsgeist und ihrem Hang zum Abentheuerlichen, konnte nicht bei den Grenzen des eigenen Vaterlandes stehen bleiben; sie flog, freilich getragen von phantastischen Hoffnungen eines schnellen und leichten Sieges, bald über Länder und Meere hinweg, um an den Enden der Erde dem Gekreuzigten die Welt zu erobern. In dem letzten Jahrzehnt des

vorigen Jahrhunderts entstanden in England nach einander die Baptisten- (1793), die Londoner- (1795) und die kirchlich-bischöfliche Missionsgesellschaft (1799).

Auf dem europäischen Continent war Holland der erste Punkt, wo die von England herübersliegenden Feuerfunken zündeten und ähnliche Wirkungen hervorbrachten. Und hier ist es vornemlich ein Mann, der nach der Vorsehung Gottes auf wunderbaren Wegen zum Vermittler der neuen Missionszeit erzogen ward. Seine Geschichte wird immer denkwürdig bleiben. Van der Kemp, der geistreiche, talentvolle Sohn eines wohlhabenden holländischen Predigers, studirte die Arzneikunde. Aus dem gottesfürchtigen Elternhause nahm er wohl tiefe Eindrücke mit sich ins Universitätsleben, aber die Macht seiner Leidenschaften war größer. Er stürzte sich in ein zuchtloses, ungebundenes Leben, verließ das Studium und nahm Kriegsdienste. Aber auch den jungen, immer mehr verwildernden Offizier verfolgte die Erinnerung an den christlichen Ernst des Vaterhauses. Er machte sich selbst seine Religion zurecht. Ein scharfer Denker, wie er war, vertiefte er sich auch als Militär in die philosophischen Systeme seiner Zeit, studirte die englischen Deisten und schrieb selbst ein lateinisches Buch, worin er das Christenthum bekämpfte und ein System des Unglaubens zusammenstellte. Die Bibel war ihm ein Fabelbuch, die Anbetung Christi ein Götzendienst. Wider den Willen seiner Eltern ehlichte er eine Holländerin aus niedrigem Stande, die ihm eine Tochter gebar, und mit der er sich nach genommenem Abschied in einem Dorfe bei Dortrecht häuslich niederließ. Die Ehe war verhältnißmäßig sehr glücklich. Van der Kemp schwärmte für seine Gattin und sein Kind. Erstere, wie es scheint, ein frommes, nachdenksames Gemüth, trauerte über den Unglauben ihres Mannes; aber theils ihre Liebe für ihn, theils ihre Furcht vor seiner Ueberlegenheit schloß ihr den Mund. Da geschah es, daß bei einer Spazierfahrt auf der Maas das Boot von einem plötzlich einbrechenden Sturm umgeworfen ward und Frau und Kind vor van der Kemp's Augen in den Wellen versanken. Er allein ward gerettet. Dieser Schlag erschütterte den ganzen Bau seines Unglaubens bis in seine tiefsten Gründe. Die Frage, was aus ihm selbst geworden wäre, wenn auch er nun vor Gottes Gericht stände, — wie ihm sein würde, wenn die Bibel doch Gottes Wort und der Gekreuzigte doch Gottes Sohn wäre, — sie schnitt ihm durch Mark und Bein. Es war

seine Stunde. Alle Erinnerungen, alle früheren Eindrücke tauchten wieder auf, auch das Bild seiner kindlichfrommen Gattin wirkte wie ein unwiderstehlicher Zauber auf ihn. Sein stolzer Geist mußte sich beugen. Er fieng an zu beten; er suchte das heilige Nachtmahl, und unter dem Genuß desselben fiel ein so helles Licht in seine Seele über die Wahrheit des Evangeliums, daß er von Stund' an mit ebenso großer Entschiedenheit für Christum war, als er zuvor wider ihn gewesen. Die heilige Schrift wurde nun seines Fußes Leuchte, der Umgang mit Kindern Gottes ein süßes Bedürfniß, das thätige Wirken für die Ehre seines Heilandes und zum Dienst seiner Brüder wurde der heißeste Wunsch seines Herzens. Einen Ruf als Aufseher in ein Hospital nahm er mit demüthigem und freudigem Danke an, bis der Einfall der Franzosen ihn daraus vertrieb. Von nun an wirkte er als Arzt Leibes und der Seele mit steigendem Segen bald da, bald dort, schrieb eine Auslegung seines Lieblingsbuches, des Briefs an die Römer, und erbot sich seinem Gott täglich zu Seinem Dienste, wo und wie es auch wäre.

Um jene Zeit kam die erste Kunde von der Stiftung der großen Londoner Missionsgesellschaft nach Holland. Das schlug wie ein Blitz in van der Kemp's Seele. Er eilte selbst nach London, um persönlich die Dinge sich anzusehen, übersetzte den Aufruf der neuen Gesellschaft an alle evangelischen Christen ins Holländische, kehrte dann in sein Vaterland zurück und ruhte nicht, bis auch dort eine Missionsgesellschaft gegründet war (Dez. 1797), als deren erster Missionar er selbst, in Verbindung mit dem edlen Kicherer, 1798 zu den Kaffern nach Südafrika auszog, und zwar im Dienste der Londoner Gesellschaft.

Es gehörte mit zu der Kette providentieller Fügungen, daß zu ganz gleicher Zeit, während diese Dinge in England und Holland vorgiengen, in Basel die deutsche Christenthumsgesellschaft bereits zu einem Einfluß und Umfang gediehen war, welcher alle Erwartungen übertraf. Sie hatte Verbindungen über ganz Deutschland und die Schweiz, und weit darüber hinaus. Während ihre geschriebenen „Protokolle" in zahlreichen Abschriften bei allen Zweigvereinen umliefen und mit lebhaftem Interesse gelesen wurden, hatte sich ihre gedruckte Zeitschrift, die „Sammlungen", einen noch viel weiteren Leserkreis erworben. Sie trug jegliche Kunde von dem, was im Reiche Gottes daheim und draußen vorgieng, wie auf Flügeln in die Nähe und Ferne. Die mitverbundenen Vereinsglieder, deren sie

wie fast in allen Städten Deutschlands und der Schweiz, so auch in Holland und England hatte, sandten Berichte an den Ausschuß in Basel, der sie durch seine Blätter weiter trug. Die mächtigen Wellenschläge des Missionstriebs, der in Großbrittanien und Holland die Geister zu bewegen anfieng, theilten sich durch den Kanal der „Sammlungen" auch den deutschen und schweizerischen Christen mit.

Im Jahrgang 1797 der „Sammlungen" (S. 122) erscheint die erste Kunde von der Gründung der Londoner Missionsgesellschaft unter der Ueberschrift: „Wichtige Nachricht aus dem Reiche Gottes." Später (S. 321) wird die Abfahrt der 30 Missionare nach Tahiti und der erste Theil ihrer glücklichen Seefahrt gemeldet; die Mittheilung schließt mit den Worten: „Der Herr wolle aber auch sein europäisches Häuflein erwecken, daß es diese und alle andern Heidenboten mit einer recht fleißigen und inbrünstigen Fürbitte, aber auch, so viel es möglich, mit der That unterstützen und denselben zur Ausführung ihres großen Vorhabens behülflich sein möchte."

Im folgenden Jahrgang (1798, S. 247) erscheint ein Schreiben aus Rotterdam, worin die Gründung der „niederländischen Missionsgesellschaft" angezeigt und von dem heiligen Eifer erzählt wird, der in Holland für diese Sache erwacht sei. Auch sei van der Kemp bereit, mit der ersten günstigen Schiffsgelegenheit nach Südafrika zu gehen. In demselben Jahre setzt sich der Ausschuß der deutschen Christenthumsgesellschaft in unmittelbare Verbindung mit den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft*), spricht in einem Schreiben (7. Febr. 1798) ihre innigste Theilnahme an dem heiligen Unternehmen aus und stellt auch Geldbeiträge in Aussicht. Die Direktoren antworten in einem wahrhaft erbaulichen Sendschreiben. Es erzählt von der glücklichen Ankunft des Missionsschiffs in Tahiti (6. März 1797), von der Vertheilung der mitgekommenen Missionare auf drei Inseln und von der herzlichen Aufnahme, die sie gefunden. Auch auf Westafrika und Ostindien sei ihr (der Gesellschaft) Augenmerk gerichtet. „Helfen Sie uns, liebe Brüder," so schließt das Schreiben, „helfen Sie uns in unsern Geburtsschmerzen, bis daß Christus in den Her-

*) Der damalige Prediger an der deutsch-lutherischen Savoykirche in London, der Vorgänger Steinkopf's, war der würdige Burkhardt, ein Preuße (wenn wir nicht irren) und correspondirendes Mitglied der Basler Christenthumsgesellschaft. Durch ihn giengen die Verhandlungen. Seine Tochter heirathete den Missionar Albrecht, der in Südafrika starb.

zen großer Schaaren eine Gestalt gewinne, bis einige von den Nationen geboren sind, welche von den Schrecknissen des andern Todes sollen erlöst werden." Schließlich wird der gegenwärtige und jeder künftige Vorstand der deutschen Christenthumsgesellschaft zum Ehrenmitglied der Missions-Kommittee in London ernannt.

Noch wichtiger war, daß von nun an auch in Basel, wie dieß in England und Holland bereits im Gange war, auf den Abend jedes ersten Montags im Monat (von 7—8 Uhr) eine eigene Missionsbetstunde eingerichtet ward, in welcher jedesmal das Neueste aus den verschiedenen Missionsgebieten mitgetheilt und für die Förderung der Sache ebenso herzlich gebetet als reichlich gesteuert wurde. Unter dem 22. Mai 1799 dankt die Londoner MG. für die Uebersendung eines nicht unbedeutenden Wechsels zu Gunsten ihrer Mission, und Pfarrer Burkhardt (in der Savoykirche) schreibt in einem Beiberichte: „Ich kann Ihnen nicht sagen, welche große Freude Ihr letzter Brief, der die große Geld-Sammlung für die Mission anmeldet, in der zahlreichen Versammlung der Direktoren verursachte. Einer derselben hob während des Vorlesens einmal über das andere froh die Hände empor, und der ehrwürdige Prediger Reynolds trug darauf an, sogleich dem Herrn im Gebete zu danken, was sonst erst am Schluß der Versammlung zu geschehen pflegt. Er betete herzlich und rührend."

Im gleichen Jahre konnte der Ausschuß in Basel auch der neuen Missionsgesellschaft in Rotterdam einen Wechsel von „450 Reichsgulden nebst 55 fl. holländisch" übermachen. Der Missionseifer war im Fluß. Die immer reichlicher zuströmenden Nachrichten erhoben und begeisterten die Freunde des Reiches Gottes zu immer neuem Eifer und fröhlicher Opferwilligkeit. Pastor Burkhardt in London und der edle Mortimer von der Brüdergemeinde ließen deutsche Broschüren erscheinen, durch welche das Feuer geschürt ward. „Von meinem Missionsjournal," schreibt Burkhardt aus London (März 1799) nach Basel, „ist nun das erste Stück in Leipzig erschienen, welchem bald das zweite folgen wird." Einen mächtigen Eindruck machte im Jahre 1800 das Schriftchen „die Missionsgesellschaft in England," welches Mortimer aus dem Englischen ins Deutsche übertragen hatte. Sie schildert „die neuesten evangelischen Anstalten in England," theilt die Predigten mit, welche in London vor der Missionsgesellschaft gehalten worden, und giebt Auszüge aus den Tagebüchern des Missionsschiffes Duff und der Missionare in den Südsee-Inseln. „Diese

Schrift," heißt es in den Basler Sammlungen (1800, S. 314), „wird bei allen redlichen Lesern freudiges Erstaunen, Lob Gottes und glaubenstärkende Ermunterung hervorbringen ... Hier sind nicht eitle und leere Deklamationen, sondern unwiderlegliche Thatsachen von der umwandelnden Kraft des Evangeliums." — Der erste eigentliche Missionsverein in Deutschland wurde in Elberfeld gegründet, wo am Pfingstmontag 1799 neun Missionsfreunde, worunter nur ein Pastor, zusammentraten, um für die Sache der Mission zu beten. Der ehrwürdige Peltzer, Präsident des Vereins, lernte noch in seinem 66. Lebensjahre die englische Sprache, um die brittischen Missionsschriften lesen zu können; und was er darin fand, das theilte er seinem deutschen Volke in einer Zeitschrift mit, welche in zwangslosen Heften unter dem Titel erschien: „Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu überhaupt und durch die Missionarien unter den Heiden insbesondere," — eine Schrift, die zusammen mit den eben genannten Broschüren, namentlich den Basler Sammlungen, wesentlich zur Weckung des Missionsgeistes beitrug. Auch in Ostfriesland entstand im gleichen Jahr (1799) ein Missionsverein, der von 30 evangelischen Predigern gestiftet worden war. In Berlin aber sammelte der ehrwürdige Pastor Jänicke mit dem Anfang des Jahres 1800 eine Anzahl gläubiger Jünglinge um sich, welche in den Dienst der Mission zu treten wünschten, und die nun durch ihn in der einfachsten Weise für dieß große Amt vorbereitet wurden, um dann in die Dienste der bestehenden Missionsgesellschaften in England und Holland überzugehen.

Freilich kamen eben um jene Zeit Nachrichten aus England, welche mit einem Mal das Feuer der Begeisterung auszulöschen, die Geister zu entmuthigen und den Missionseifer zu lähmen drohten. Die Südsee-Mission nemlich, die mit so großen Hoffnungen begonnen ward, wurde von furchtbaren Schlägen betroffen. Die Eingeborenen von Tahiti fiengen nur zu bald an, ihre heidnische Natur zu offenbaren. Die Missionare wurden nicht blos beraubt und aufs feindseligste behandelt, sondern auch am Leben bedroht. Elf von ihnen verloren den Muth und flohen nach Neuholland; einer fiel ganz vom Glauben ab und wurde ein Feind der Mission; nur sieben wagten es, auf ihrem Posten auszuharren. Dazu kam die weitere Nachricht, daß das Missionschiff Duff auf seiner zweiten Fahrt nach der Südsee von den Franzosen gekapert, die darauf befindlichen Missionare ge-

fangen genommen und gänzlich entblößt an der südamerikanischen Küste ans Land gesetzt wurden. Diese Nachrichten verbreiteten sich, vielfach entstellt und vergrößert, in allen Zeitungen der Heimath und wurden von den Gegnern der Mission reichlich benützt, um die ganze Sache als Schwärmerei, die Bekehrung der Heiden als Unmöglichkeit, die Aussendung von Missionaren als Frevel darzustellen. Es war ein Augenblick schwerer Prüfung für die Freunde des Reiches Gottes. Aber diese Sichtung war nothwendig, um das Unreine, Fleischliche und Ungöttliche auszuscheiden. Während Viele, welche mehr um des Reizes der Neuheit willen sich für die Mission interessirt hatten, ihr nun den Rücken kehrten, umfaßten jetzt die Männer des Glaubens dieselbe nur mit um so innigerer Liebe. „Wir wollen nicht trostlos jammern," schreibt der Ausschuß der deutschen Christenthumsgesellschaft in Basel an die Missionsdirektoren in London, „sondern aus den reichen Schätzen des göttlichen Trostes Ihre und unsere Herzen aufzurichten suchen. Wir wollen knieen, niederfallen und anbeten vor dem Herrn, der Himmel und Erde und das Meer, und Alles, was darinnen ist, gemacht hat, der Alles in Seiner Gewalt hat, und ohne dessen heiligen Willen und weise Zulassung kein Haar von unserem Haupte fallen, geschweige denn irgend etwas Wichtiges in Seinem Reiche geschehen kann. Wir wollen uns unter Seine gewaltige Hand kindlich demüthigen und wollen auch da auf Ihn hoffen, wo es scheint, als ob nichts weiter zu hoffen sei. Wir sind gewiß, Sein wunderbarer Rath hat auch darunter große, heilsame, heilige Absichten. Daß unser blödes Auge sie nicht sogleich sieht, das darf uns nicht befremden; wir sind Staub und Asche; selig aber sind, die nicht sehen und doch glauben ... Ohne Hindernisse kann es ja nicht abgehen. Alles, was im Reiche Gottes etwas wahrhaft Großes und Dauerhaftes werden soll, muß mit dem Stempel des Kreuzes gezeichnet werden." (Vergl. Samml. 1800, S. 236 ff.) Die Direktoren erwiedern: „Wir haben Ihres Trostes reichlich bedurft. Wir sind gedemüthigt, aber wir verzagen nicht. Der Herr, der König der Herrlichkeit, ist unsere Zuversicht für und für!" — Und schon nach wenigen Monaten durfte die Londoner Missionsgesellschaft wieder ein Loblied anstimmen. In einem Schreiben nach Basel (Samml. 1802, S. 136 ff.) erzählen die Direktoren, was der Herr in Tahiti, in Südafrika, in Indien und auch in der Heimath Großes gethan habe. „Aber, geliebte Brüder," fahren sie

fort, „wir wollen dafür halten, daß noch nichts gethan sei, so lange noch so Vieles zu thun übrig ist. Kommen Sie uns zu Hülfe! Erwecken Sie, theure Brüder, die Gnade, die in Ihnen ist; ermahnen Sie einander täglich, die Kriege des Herrn gegen die Mächte der Finsterniß zu führen; schließen Sie einen Bund zu diesem gesegneten Endzweck; berathen Sie sich unter einander über die Hülfsmittel, die Sie besitzen; und sollten Sie sich unfähig halten, alles das auszuführen, was Sie zu thun wünschen, so entschließen Sie sich, wenigstens so viel zu thun, als Sie zu leisten im Stande sind, zur Verherrlichung unsres gemeinschaftlichen Heilandes und zum Heile unsterblicher Seelen. Was du thust, das thue bald, und thue es mit aller deiner Kraft. Der gegenwärtige Augenblick ist köstlich, das Vergangene unwiderbringlich. Die Zeiten sind furchtbar. Seelen gehen auf allen Seiten zu Grunde aus Mangel an Erkenntniß. Die Liebe Vieler ist erkaltet, und die Besten sind nur 'schlafende Jungfrauen'. Es ist hohe Zeit, daß wir vom Schlummer aufwachen! ... Wir, geliebte Brüder, haben unsre Hände an den Pflug gelegt und geloben es dem Herrn, nie hinter uns zu sehen, und indem wir von Ihm Weisheit und Stärke erwarten, bedenken wir mit Demuth, wie spät wir angefangen und wie wenig wir gethan haben; und indem wir die Größe des Werks, das zu thun ist, und die Kürze der Zeit betrachten, rufen wir einander zu: Vorwärts! Vorwärts! (Samml. 1802, S. 148 ff.)

Diese herzergreifenden Aufrufe, zusammen mit der Kunde von den Bedürfnissen der Heidenwelt und von der freudigen Opferwilligkeit der englischen und holländischen Brüder, wirkten auch in Deutschland mächtig anregend auf manchen jungen Mann. Dazu kam die Zerrüttung aller bestehenden Verhältnisse in der Heimath in Folge der Revolutionskriege, der um sich greifende Abfall in der Christenheit und die Ueberzeugung vieler Gläubigen, daß die letzten Zeiten im Anbruch seien. Man glaubte, daß nun der Zeitpunkt gekommen sei, wo das Reich den christlichen Völkern werde genommen und den Heiden jenseits des Meeres gegeben werden. Es gab schon damals in unsrem Vaterlande nicht wenige, die sich mit Missionsgedanken trugen. Auch in Süddeutschland regte sich unter den erweckten Jünglingen der Missionsgeist. Die Vorsteher der deutschen Christenthumsgesellschaft konnten nicht blos Geldbeiträge an die bestehenden Missionsgesellschaften senden, sondern auch eine Reihe junger Leute in das Missionsinstitut

Jänicke's empfehlen. Wir werden sehen, wie auch Blumhardt schon in frühester Zeit von der Frage bewegt war: Heißt nicht auch mich der Herr zu den Heiden gehen? — Es ist aber Zeit, daß wir zu ihm zurückkehren.

---

4. Die zwei ersten Studienjahre.

Nach der vorgeschriebenen Ordnung hatte Blumhardt sich während der ersten vier Semester vornemlich mit den heiligen Sprachen (dem Grundtext des A. und N. Testaments) und mit der Geschichte, besonders aber mit der Philosophie zu beschäftigen. „Das Studium des Griechischen und Hebräischen," schreibt sein Freund Handel, „nahm im ersten Jahre jeden fleißigen Studenten reichlich in Anspruch." Der bedeutendste Lehrer darin war der damalige Ephorus des Stifts und Kanzler der Universität, der gelehrte, gründliche und imponirende Schnurrer. Diese gewaltige Persönlichkeit voll Kraft und Strenge hatte für Blumhardt eher etwas Abstoßendes; aber die Gründlichkeit und Klarheit seiner Vorlesungen, die Würde seines ganzen Wesens und das Lebendige, Anregende seines Vortrags weckte doch wieder in ihm eine Achtung, Liebe und Verehrung, die er bis in seine spätesten Jahre gegen diesen Lehrer bewahrte. Bei ihm hörte Blumhardt in den beiden ersten Jahren die Erklärung der Psalmen und die vergleichende Auslegung der drei ersten Evangelien. Man lernte dabei den Grundtext nach seiner Wortbedeutung und nach dem grammatischen Zusammenhang verstehen, ohne daß der eigentlich theologische Inhalt erörtert worden wäre. Die noch vorhandenen Manuscripte Blumhardt's zeugen von dem Fleiß, mit welchem er nicht blos das Gehörte nachschrieb, sondern es auch nachher mit der Feder in der Hand wieder und wieder durchlas. Daneben las er privatim die meisten Bücher des Alten und alle Bücher des Neuen Testaments wiederholt im Grundtext durch und eignete sich dadurch eine solche Kenntniß des biblischen Sprachidioms an, daß er noch im späten Alter die heilige Schrift am liebsten in den Grundsprachen las und selbst in seinen Hausandachten immer den Grundtext vor sich hatte.

In der Weltgeschichte hatte er sich schon im Stuttgarter Gymnasium mit Vorliebe umgethan; jetzt hörte er darüber Vorträge bei Prof. Rösler, die freilich wenig anregend und fördernd waren. Um

so mehr machte ihm das Studium der Philosophie zu schaffen, welche damals alle Geister beschäftigte, und in welche sich ja eben die jüngeren Stipendiaten mit aller Kraft hineinzuarbeiten hatten. Blumhardt hatte schon in Stuttgart den gediegenen und gründlichen Unterricht des Prof. Bardili darin genossen und namentlich dessen Vorträge über die Geschichte der Philosophie mit Fleiß und Nachdenken benützt. Jetzt besuchte er in Tübingen die Vorlesungen der Professoren Abel und Schott über empirische Seelenlehre, angewandte Moral, Naturrecht und Metaphysik. Bei weitem das Wichtigste aber war das Studium der Kant'schen Philosophie. „Sie hat uns," schreibt Handel, „im zweiten Studienjahre in überfließendem Maaße beschäftigt; namentlich hat sie dem eifrigen Denker Blumhardt oft heiß gemacht und ihn nicht nur in manche innere Noth gebracht, sondern auch in mancherlei Disputationen mit einigen seiner Stubengenossen verwickelt." Dafür geben auch Blumhardt's eigene Aufzeichnungen aus jener Zeit vielfaches Zeugniß. Sie beweisen, wie mühsam und ernst er sich in den Sinn und Gedankengang der Kant'schen Philosophie vertiefte, und mit welcher Schärfe des Denkens er die darin niedergelegten Ideen selbständig wiederzugeben sich bemühte. Ja, gerade der Ernst, mit dem er sich diesem Studium hingab, brachte ihn in Gefahr, seinen kindlich einfältigen Bibelglauben zu verlieren und in die Untiefen des Zweifels zu gerathen. Noch in reifen Mannesjahren schreibt er an einen jüngeren Freund, der eben auf der Universität sich befand, er könne die schmerzliche Lage eines vom Strudel des Zweifels erfaßten Gemüths wohl verstehen, „da auch ich während meiner Universitätsjahre in dieser schweren Leidensschule geprüft wurde."

In einem Notizenbüchlein, in welches er jeweilen seine Gedanken niederzuschreiben pflegte, heißt es aus jener Zeit: „So oft ich ernsthaft darüber nachdenke, was Wahrheit ist, führt mich die abgezogene Spekulation an den Abgrund des Skepticismus [Zweifels an aller Wahrheit], von dem ich mich eben jedesmal mit Gewalt hinwegreißen muß, um nicht in eine bodenlose Tiefe zu versinken... Wo finde ich einen festen Punkt, der bei aller Vernunftspekulation Stich hält und mir Wahrheit an sich ist? Auf den ich mich verlassen kann, wenn ich mich auf dem Wege des Wahrheitsuchens verirrt habe?.. Welcher Standpunkt ist der richtige? Der, welchen Kant, oder Aristoteles, oder Fichte, oder Wolf, oder Leibnitz gewählt hat?

Wo finde ich in diesem Labyrinth einen sichern Ausgang, wo Beruhigung für meinen Kopf und mein Herz?"

Man sieht, einestheils wie heiß und ernstlich der junge Stipendiat nach Wahrheit, nach fester, unbeweglicher Wahrheit dürstete, aber auch andererseits, in wie großer Gefahr er war, von den grünen Auen und frischen Wasserquellen des göttlichen Wortes hinweg sich auf die dürre, magere Waide der Philosophie zu verirren und da geistlich zu verhungern. Es war Blumhardt's große Gewissenhaftigkeit, die ihn veranlaßte, in die pfadlose Wüste der damaligen philosophischen Systeme mit allem Ernste einzutreten und dort nach untrüglicher Wahrheit zu suchen. Wir sagen — Gewissenhaftigkeit; denn es gehörte ja nicht nur zu der ihm vorgeschriebenen Aufgabe, die Philosophie zu studiren, sondern er wollte und mußte auch selbst sehen und erkennen, ob auf diesem Wege nicht wirklich die „Wahrheit an sich" zu finden sei. Er durfte nicht über die stolzen Ansprüche der Philosophen den Stab brechen, ehe er mit lauterm Ernste ihr Recht oder Unrecht geprüft hatte. Er wollte aller Gerechtigkeit genügen. Eben deßhalb aber hat auch Gott dieses aufrichtige und ernste Gemüth ohne Schaden, ohne tödtliche Wunde aus diesen Irrgängen hervorgehen lassen; ja, sie haben ihm einen großen und unverlierbaren Gewinn abgeworfen. Blumhardt hat erfahrungsmäßig erkannt, daß dort die Wahrheit, die objektive, ewig gültige, unumstößlich feste, nicht zu finden ist; er hat zugleich herzliches Mitleid gelernt mit denen, die in den Einöden der Philosophie sich verlaufen; er hat vor Allem eine Schärfe und Klarheit des Denkens gelernt, die ihm durch alle Stufen seines späteren Lebens in so hohem Maaße eigen war. Deßhalb kehrte er aus diesen ermüdenden Wanderungen durch das Labyrinth der philosophischen Systeme nicht mit geschwächter Kraft und verödetem Geiste zurück, sondern er trat im Gegentheil nach vollendetem philosophischem Cursus gestählt an Kraft, und des Gutes der in Christo geoffenbarten Wahrheit doppelt froh, in das Studium der Theologie über.

Einen kräftigen Halt für sein inneres Leben fand Blumhardt während jener ganzen gefahrvollen Periode vornemlich in dem kindlichen Gebetsumgang mit seinem Heiland, der nie unterbrochen wurde. Je roher, sinnlicher und verweltlichter zum Theil seine eigene nächste Umgebung war, desto mehr war es ihm ein Bedürfniß, sich immer wieder zu Dem zu flüchten, der allein das Herz stillen, reinigen und

recht beseligen kann. Dabei war ihm das Wort Gottes, selbst in den Zeiten, wo er pflichtgemäß durch das Dorngestrüppe der Philosophie sich durcharbeitete, ein unentbehrlicher Wegweiser und eine tägliche Quelle der Erleuchtung und der Heiligungskraft. Auch hat er schon in jenen Jahren nie versäumt, jeden Tag den betreffenden Abschnitt aus Philipp Friedrich Hiller's unvergleichlichem Schatzkästlein zu lesen. Waren doch die köstlichen Lieder dieses Lieblings des würtembergischen Volkes aus einer Leidensschule heraus geboren, von welcher Blumhardt ja auch nichts Geringes erfahren hatte, und es war nicht zu verwundern, daß er bis in sein spätes Alter hinein an ihnen mit besonderer Vorliebe sich nährte.

Dabei sollte er mit seinem nach Liebe dürstenden Herzen nicht allein stehen. Sein Herzensbruder Handel war zwar durch eine widrige Fügung auf eine sehr entfernt liegende Stube des Seminars verpflanzt worden, wodurch der gegenseitige Verkehr bedeutend erschwert war. Dagegen fand er in unmittelbarer Nähe an Nanz einen neuen Freund, der mit ihm die ganze Studienzeit hindurch das gleiche Zimmer theilte und sich in gleicher Gemüths- und Geistesrichtung an die beiden schon länger verbundenen Freunde anschloß. Es war dieß um so wohlthuender für Blumhardt, als nach altem Studentenbrauch die Novizen des Stifts mancherlei Plackereien von Seiten der älteren Stipendiaten ausgesetzt waren, — ein Brauch, unter dem namentlich der stille, fromme, schüchterne Blumhardt oft auf die wehthuendste Weise zu leiden hatte. Aber er gieng seinen geraden Gang vorwärts und ließ durch keinerlei Unbill sich aufhalten; ja es dienten ihm solche Uebungen der Geduld und der Sanftmuth eher zum Segen und zur Förderung seines inwendigen Menschen.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie Blumhardt's Gesichtskreis durch die Verbindung mit der deutschen Christenthumsgesellschaft in Basel und insbesondere mit dem damaligen Sekretär derselben, dem liebenswürdigen Steinkopf, schon damals sich weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes erweiterte. Das Reich Gottes im Großen, wie es über die ganze Welt sich erstreckt, und die Mission, welche dasselbe bis an die Enden der Erde zu tragen bestimmt ist, waren ihm bei aller innigen Pietät und lautern Liebe für seine vaterländische Kirche doch noch theurer und ehrwürdiger als diese. Die „Nachrichten aus dem Reiche Gottes" und die Missionsberichte, wie sie um jene Zeit immer zahlreicher und ergreifender in

den öfters genannten „Sammlungen" erschienen, fesselten sein Gemüth mit geheimnißvoller Gewalt. Ja, schon damals wurde in den stillen Räumen des theologischen Stifts zwischen ihm und seinem Freunde Handel ernstlich die Frage besprochen, ob sie nicht selbst dem Dienste der Mission unter den Heiden sich widmen sollten. Schreibt doch Handel in einem Brief vom 17. Jan. 1816 an Blumhardt, der sich eben zur Uebernahme des Missionsinspektorats in Basel anschickte: „Mein Glaube hat durch die Nachricht von deiner Versetzung in eine höhere, oder doch thätigere Stellung neue Stärkung gewonnen, und ich fieng wieder an, mir meiner alten Missionsgedanken, die uns noch als Gymnasiasten in Stuttgart bewegten, aufs Neue bewußt zu werden."

Daß dergleichen höhere Anregungen für Blumhardt während seiner philosophischen Studien ein mächtiges Schutz- und Verwahrungsmittel waren gegen die Gefahr geistlicher Verarmung, ist nicht schwer zu erkennen. Jene Missionsgedanken führten ihn ja immer wieder aus der dumpfen Tiefe auf lichte Höhen, auf denen er Alpenluft, Himmelsluft athmete, und von wo aus er Fernsichten genoß, mit denen nichts anderes zu vergleichen war. Doch sorgte die väterliche Weisheit und Liebe seines Gottes auch noch auf andere Weise dafür, daß „sein Glaube nicht aufhöre." Er ward unausgesetzt in der Schule der Noth und Trübsal geübt.

In den Tagen seines Universitätslebens gieng es bei ihm allewege sehr kümmerlich zu. Von Hause aus konnte ihm keine Unterstützung gereicht werden. Er mußte deßhalb in allen Dingen sich aufs Nothwendigste beschränken. Zur Bestreitung der nöthigen Kleider, Bücher und Collegiengelder war er genöthigt, die erforderlichen Geldmittel dadurch aufzubringen, daß er in einigen Bürgerhäusern Privatlektionen gab. Sorgen der Armuth, aufreibende Arbeit, Mangel an Bewegung in freier Luft, Alles wirkte zusammen, seine ohnehin schwache Gesundheit zu beeinträchtigen. Dazu kam die mancherlei Unbill, welche er um seiner pietistischen Richtung willen von Stubengenossen und Repetenten zu erfahren hatte. Nur sein kindlicher Glaube, sein von Natur heiterer Sinn und der Blick auf das große Ziel, dem er entgegenarbeitete, hielten ihn aufrecht. Ja, er schien unter dem manigfaltigen Druck nur um so mehr am inwendigen Menschen auszureifen. Es war ihm aber um jene Zeit noch eine besondere Trübsal aufbehalten.

Sein wackerer, frommer Vater, der Schuhmacher Matthias Blumhardt in Stuttgart, hatte schon seit längerer Zeit ernstlich gekränkelt. Es stellte sich heraus, daß das Uebel in einer unheilbaren Auszehrung bestand. Das Frühjahr 1800 führte ihn eilends seiner Auflösung entgegen. Kaum konnte der Sterbende die Osterferien erwarten, die ihm seinen geliebten Gottlieb, dessen Laufbahn ihm so unerwartete Freude bereitet hatte, noch vor seinem Ende zuführen sollten. Endlich am Sonnabend vor dem Palmsonntag erschien der lang ersehnte Sohn. Mit Thränen der Freude empfieng er ihn und wollte nun gerne sterben. Aber er sollte noch eine Erquickung in diesem Leben erfahren, deren er sich nicht versehen*). Am Montag nemlich erschien der bewährte Hausfreund, Garnisonsprediger Moser, um den jungen Stipendiaten Blumhardt, den er innig liebte, um die Uebernahme einer Predigt auf den bevorstehenden Charfreitag anzusprechen und zwar in dem eine halbe Stunde entfernten Dörfchen Häslach, das mit der Garnisonspredigerstelle damals als Filial verbunden war. Es war aber nichts Ungewöhnliches, daß Stipendiaten schon im zweiten Jahr ihrer Universitätsstudien gelegentlich predigten. Gottlieb erwiederte, er würde es gerne übernehmen; aber er (Moser) sehe ja selbst, daß sein lieber, sterbender Vater in einem Zustande sich befinde, bei welchem man nicht einmal auf den morgenden Tag mit Sicherheit zählen könne. Da erhob sich der abgezehrte Vater vom Lager und rief: „Nein, mein Sohn, du sollst am großen Versöhnungstag predigen! Der Heiland wird dich dazu stärken und ausrüsten, und dieß soll die Erstlingsfrucht sein, die ich von dir mit in die Ewigkeit hinübernehme zu Lob und Preis unsres großen Gottes und Heilandes! Und ich darf noch so lange unter euch sein, bis du diese Predigt vollendet hast." Auf dieß erklärte Gottlieb, daß er es im Gehorsam und im Aufblick zum Herrn thun wolle.

Sofort gieng er unter viel Gebet und Thränen an die Ausarbeitung der Predigt. Als der Charfreitag herbeikam, befahl der sterbende Vater, daß alle Geschwister den Bruder in die Kirche begleiten sollten. Nicht ohne Aengstlichkeit betrat dieser die Kanzel und begann nach dem Gebete seine Predigt mit den ergreifenden Worten: „Aus Gehorsam gegen meinen sterbenden Vater stehe ich hier," —

*) Die folgenden Mittheilungen stammen aus der Feder der einzigen (älteren) Schwester des seligen Blumhardt, welche im J. 1854 als hochbetagte Jüngerin des Herrn selig entschlafen ist.

gieng dann auf den Gekreuzigten über, dessen Tod unsern Tod überwunden und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht habe, und führte dieß mit ungewöhnlicher Kraft und Salbung aus. „Es war eine großgesegnete Charfreitagspredigt," sagt seine Schwester.

Unterdessen aber hatte der sterbende Vater daheim, ohne daß die abwesenden Kinder etwas davon ahnten, durch seine Frau (die Stiefmutter, die daheim geblieben) ein einfaches Mahl zurichten lassen, zu welchem er Tags zuvor schon in aller Stille acht bewährte Brüder, unter denen Schullehrer Gundert, Jeremias Flatt und Andere waren, eingeladen hatte. Er selbst aber kleidete sich ganz weiß und reinlich an, ließ aus dem gegenüberliegenden Schulhaus einen größeren Tisch sammt Bänken holen, denselben längs seinem Bette aufstellen und mit dem zubereiteten Mahl besetzen. So erwartete er in feierlicher Stimmung seine heimkehrenden Kinder. Diese kamen, zugleich mit den geladenen Freunden, um 1 Uhr im Elternhause an. Der Vater empfieng sie mit einem Lobgesang. Nun mußten die erstaunten Kinder dem Alter nach auf der dem Bette zunächststehenden Bank, die Freunde gegenüber Platz nehmen. Darauf sprach der ehrwürdige Patriarch, im Bette aufsitzend, ein Gebet, das wie von Flügeln des Geistes getragen war. Nach dem Amen stellte er seinen Kindern vor, wie die gegenwärtigen Stunden die Sterbestunden des Heilandes seien, und wie dieß nun auch sein Sterbestündlein sein werde. Gleichwie aber der Herr mit seinen Jüngern zuvor noch ein Abschieds- und Liebesmahl gehalten, so möchte auch er noch das Mahl mit ihnen halten, ehe er scheide. Darauf fieng er mit lauter, klangreicher Stimme das herrliche Lied des Dr. Johann Scheffler zu singen an, in das eins ums andere einstimmte:

Die Seele Christi heil'ge mich,
Sein Geist versenke sich in mich,
Sein Leichnam, der für mich verwund't,
Der mach' mir Leib und Seel' gesund.

Das Wasser, welches auf den Stoß
Des Speers aus seiner Seite floß,
Das sei mein Bad, und all' sein Blut
Erquicke mir Herz, Sinn und Muth.

Der Schweiß von seinem Angesicht
Laß' mich nicht kommen ins Gericht:
Sein ganzes Leiden, Kreuz und Pein,
Das wolle meine Stärke sein.

Ruf' mir in meiner letzten Noth,
Und setz' mich neben dich, mein Gott!
Daß ich mit deinen Heil'gen all'n
Mög' ewiglich dein Lob erschall'n.

Das dann folgende Mahl war mit geistlichen Gesprächen und, wie die Erzählerin sagt, „mit einer himmlischen Unterhaltung" gewürzt. Der Vater war so heiter im Geiste, daß man vergaß, daß er ein Sterbender war. Er führte aus seinem reichen Schatz die köstlichsten Liederverse und Bibelsprüche an und kam ganz ins Jubiliren hinein, als er davon sprach, wie er nun bald, mit dem Brautschmuck der Gerechtigkeit Christi angethan, droben sein Hallelujah anstimmen dürfe.

Nach der Mahlzeit hieß er Tisch und Bänke entfernen und hob dann an: „Nun, meine lieben Kinder, knieet dem Alter nach an meinem Bette nieder, damit ich euch meinen väterlichen Segen ertheile." So kniete denn Eins ums Andere nieder und erhielt unter Hände-Auflegung und Gebet von dem sterbenden Patriarchen jedes seinen besondern Segen. Für das älteste der Kinder, Beate, der wir diese Mittheilungen verdanken, wurde diese unvergeßliche Feier durch Gottes Gnade das Mittel ihrer Erweckung. Nach ihr kam Gottlieb, der Liebling und Stolz des frommen Vaters. Er ward unter Anderem mit den prophetischen Worten eingesegnet: „Dich wird der Heiland so segnen und mit seines Geistes Gaben also ausrüsten, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade **unter den Heiden** sein wirst." Ueber ein drittes seiner Kinder, — das letzte, das von den Geschwistern in hohem Alter im Jahr 1858 aus der Zeit in die Ewigkeit gieng, — sprach er ebenso prophetisch: „Und du, mein lieber Christian, wirst durch viel Leiden und Trübsal hindurchgeführt werden; aber du sollst und wirst auch noch gerettet werden!" — „Und du, mein Benjamin," sprach er zu dem jüngsten, Christoph*), „nimm hin meinen Vatersegen; Gott

*) Es ist dieß der treue, demüthige, unverdrossene Jünger des Herrn, der dem Schreiber dieser Blätter vom vierten Jahre seines Lebens an ein wahrer Vater, ein geduldiger Erzieher und treuer Versorger war. Er war vom Jahr 1813 an Präceptor in der untersten Klasse des Stuttgarter Gymnasiums und hat mit geduldiger, ausharrender Liebe die Kinder und Kindeskinder seiner frühesten Schüler nicht nur in den Elementen des Wissens unterrichtet, sondern auch in manches junge Herz einen Samen des unvergänglichen Lebens gepflanzt, bis er am 7. Mai 1853 unter triumphirender Freude zu seinem ewigen Lohn eingieng.

wird dich behüten und dir ein treuer Vater sein auf allen deinen Lebenswegen!"

Nach dieser feierlichen Einsegnung betete der Sterbende noch aus tiefbewegtem Herzen, gab dann einige Verse an, die von Allen gesungen wurden, und verabschiedete sich zuletzt von den älteren Brüdern. Wenige Stunden darauf schlief er sanft und stille ein, um droben in der ewigen Heimath zu erwachen.

Was in Gottlieb damals vorgegangen, das sagt er selbst vierzehn Jahre später, als er am 22. Februar 1814 seinem Bruder Christoph die Trauungsrede hielt. „Wie sollten wir," ruft er diesem seinem jüngsten Bruder zu, „das Gelübde vergessen, das wir als sechs arme hülflose Waisen, wie einst Jakob auf seiner Wanderschaft, am Sterbebette unsres Vaters dem Herrn gelobten und sprachen: So Gott wird mit uns sein und uns behüten auf dem Wege, den wir ziehen, und Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, so soll der Herr unser Gott sein, und der Stein, den wir am Grabe unsres Vaters aufrichten, soll ein Gotteshaus sein."

Es folgten nun peinliche und schmerzensreiche Tage; denn es galt jetzt nicht nur, das kleine väterliche Erbe mit der wackern Stiefmutter aus einander zu setzen und es für die Kinder erster Ehe in geordneter Weise sicher zu stellen, sondern auch für die noch unversorgten Geschwister ein passendes Unterkommen zu suchen. Denn im väterlichen Hause konnten sie ohne Schwierigkeit nicht bleiben. Aber eben in diesen sorgenreichen Tagen bewährte sich aufs Neue die Wahrhaftigkeit der Verheißung, daß der Segen frommer und treuer Eltern den Kindern Häuser baut.

Unter den edelsten Jüngern des Herrn in Würtemberg standen damals der Staatsminister Graf von Seckendorf und sein Bruder, der Generalmajor. Es war insbesondere der erstere, der ebenso sehr durch sein freies Bekenntniß zu dem Gekreuzigten und durch sein demüthiges, liebebrünstiges Anschließen an die „Brüder in Christo," als durch seine hohe und einflußreiche Stellung hervorragte. Sein Haus war der Sammelplatz des höchsten Adels des Landes und der auswärtigen Gesandten, und doch zugleich der Ort, wo die Geringsten und Aermsten unter den Gläubigen, wenn sie nur den adeligen Stempel der Kinder Gottes an ihrer Stirne trugen, die herzlichste Aufnahme fanden. Er gieng am Hofe seines Fürsten als einer der gefeiertsten Staatsmänner ab und zu, und doch sah man denselben

Mann, so oft er nur konnte, in die Hütten der ärmsten Jünger treten, um mit ihnen von dem Heiland der Sünder zu reden, oder man sah ihn in den oft schwülen und dumpfen Versammlungsstuben auf gleicher Bank mit dem Schuster und Weber sitzen. Denn er „erwählete gleich Mose viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, und achtete die Schmach Christi für größeren Reichthum, als die Schätze Egyptens; denn er sah auf die Belohnung."

Auch bei Matthäus Blumhardt, dem armen Schuhmacher, war er längst ein bewährter und hochgeachteter Hausfreund. Da setzte er sich dann zu dem in göttlichen Dingen wohl erfahrenen Handwerksmann in liebenswürdiger Leutseligkeit auf die Bank, sprach wie ein Vater oder Bruder mit ihm von den herrlichen Heilsschätzen, in deren Genuß der Christ stehe, und von den glorreichen Hoffnungen, die noch zukünftig sind. Als nun der wackere Matthäus Blumhardt aufs Kranken- und Sterbelager kam, da fehlte auch der edle Graf mit seinem Trost und seinen stärkenden Zusprüchen nicht. So geschah es, daß wenige Tage vor jenem feierlichen Charfreitag Graf Seckendorf auch wieder am Bette des Sterbenden saß und in zutraulicher Herzlichkeit zu ihm sprach: „Nun, Matthes, du gehst bald heim; das ist ja eine herrliche Botschaft, nicht wahr?" Der abgezehrte Alte erwiederte mit verklärtem Angesicht: „O Herr Graf, mir gehts, wie der selige Hiller singt:

O der auserwählten Stätte
Voller Wonne, voller Zier!
Ach, daß ich doch Flügel hätte,
Mich zu schwingen bald von hier,
Nach der neu erbauten Stadt,
Welche Gott zur Sonne hat!"

„Hast du denn auch," fuhr der Graf fort, „dein zeitlich Haus bestellt?"

„Ich bin ganz fertig," erwiederte Blumhardt und faltete die Hände, als wenn er noch einmal all' das Seine und alle die Seinen dem himmlischen Versorger übergeben wollte, wie er es so oft und so zuversichtlich gethan. „Meine Frau," fuhr er nach einer Pause fort, „wird das Geschäft mit einem wackern Gesellen fortführen*),

*) Sie hat sich zwei Jahre später an einen gottesfürchtigen Schuster wieder verehlicht.

und Gott wird ihre Hülfe sein. Für meine Beate wird sich irgendwo ein Plätzchen finden, wo sie in Dienst treten und sich ihr Brod verdienen kann. Um den Gottlieb ist mir nicht bange; den wird der himmlische Vater herrlich führen und ihn zu einem Gefäß seiner Ehre machen. Die andern Knaben sind entweder in der Lehre oder gehen auf die Wanderschaft; die wird Gott versorgen und ihnen Nahrung und Kleider geben. Nur um meinen Benjamin, den kleinen zwölfjährigen Christoph, bin ich etwas besorgt."

Dabei schien er in Nachdenken zu versinken und eine leichte Wolke flog über sein bleiches Angesicht. Dann fuhr er fort: „Der Junge hat schöne Gaben und könnte etwas lernen, aber nun fehlt ihm der Vater!" Er fuhr mit der Hand übers Gesicht, wie er immer zu thun pflegte, wenn er Sorgen abstreifen wollte. „Nein," verbesserte er sich, „nein, der Vater fehlt ihm nicht; sein rechter Vater stirbt ihm nicht!"

„Da sorge nur nicht, Matthes," entgegnete der leutselige Graf und faßte des Alten Hand; „ich verspreche dir, daß ich mich deines Christoph väterlich und nach Kräften annehmen will. Liegt dir sonst etwas auf dem Herzen?"

„Nichts, gar nichts," rief der zu Thränen gerührte Kranke und drückte dem Grafen die Hand.

Und wie Seckendorf zugesagt, so hielt er auch treulich Wort. Kaum hatte der fromme Matthäus die Augen geschlossen, so nahm jener den jüngsten Sohn desselben zu sich ins Haus, ließ ihn mit seinen eigenen Söhnen von ihrem Hofmeister unterrichten und sorgte für ihn, bis er sein eigenes Brod zu essen im Stande war. Von da an blieb auch unser Gottlieb mit dem Grafen in engstem Verkehr und eine Reihe von kindlich brüderlichen Briefen, die er von dem letzteren empfieng, zeugen von dem ächten, demüthigen Jüngersinn, der in diesem ausgezeichneten Manne lebte*).

Ueber den mancherlei Anordnungen, die nach dem Heimgang des Vaters zu treffen waren, und bei denen Gottlieb, als der älteste Sohn, unter Mitberathung der Freunde des Entschlafenen am meisten zu thun hatte, waren mehrere Wochen dahingegangen und das Ziel der ordnungsmäßigen Ferien war bereits um acht Tage überschritten. Er hatte von einem Tag zum andern gehofft, nach Tübingen abreisen

*) Graf Seckendorf starb zu Stuttgart den 20. Januar 1814 in seinem 67. Lebensjahre.

zu können, weßhalb er es auch nicht für nöthig erachtete, sich schriftlich um Verlängerung der Frist an den Ephorus des Stifts zu wenden. Die Statuten dieser Anstalt aber lauten in dieser Beziehung sehr strenge. „Wenn ein Stipendiat," heißt es darin, „acht Tage über die Zeit der Ferien ausbleibt, ohne sich hinlänglich zu entschuldigen, so wird er durch einen eigenen Boten abgeholt." Allerdings lagen die Rechtfertigungsgründe dießmal so klar zu Tage, daß der sonst so bis ins Kleinste gewissenhafte Blumhardt zuversichtlich auf gütige Nachsicht rechnete. Allein er sollte sich schmerzlich täuschen. Als er unmittelbar nach seiner Ankunft in Tübingen bei Kanzler Schnurrer eintrat, um ihm die Gründe seines längeren Ausbleibens darzulegen, runzelte sich die Stirn des strengen Mannes und in leidenschaftlicher Entrüstung rief er dem betroffenen Blumhardt zu: „Gehen Sie mir aus den Augen! Ich hielt Sie bisher für einen gewissenhaften Menschen, nun aber sehe ich, daß ich mich auch in Ihnen getäuscht habe. Gehen Sie!"

Blumhardt stand wie vom Blitz getroffen da. Er vermochte kaum mit zitternder Stimme einige Worte herauszubringen. „Gehen Sie!" unterbrach ihn mit zornigem Ton der Kanzler. Blumhardt gewann seine Fassung wieder und sagte mit Ruhe, aber unter Thränen: „Wenn es dem ältesten Sohne ein Verbrechen ist, einer armen Mutter und fünf hülflosen Geschwistern nach dem Tode des Vaters hülfreich zur Seite zu stehen, dann bin ich allerdings schuldig!" — „Gehen Sie mir aus den Augen!" erwiederte Schnurrer mit steigender Härte.

Ganz zerschmettert eilte Blumhardt auf sein Zimmer und weinte vor seinem Gott sich aus. Nach einigen Tagen läßt Ephorus Schnurrer ihn rufen, empfängt ihn freundlich und läßt sich mit ungewöhnlicher Leutseligkeit seine Verhältnisse erzählen. Von da an suchte der sonst so treffliche Mann durch vielfache Beweise der Güte sein Unrecht wieder gut zu machen. War es doch Kanzler Schnurrer, der unsern Blumhardt neun Jahre später als einen seiner liebsten und tüchtigsten Schüler auf eine Pfarrei des Landes empfahl.

*

Missions-Zeitung.

Die große amerikanische Missionsgesellschaft im Jahr 1858.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir haben (S. 417 ff.) die Missionen dieser Gesellschaft in West- und Südafrika, in Griechenland und dem westlichen Asien (letztere wenigstens theilweise) aus ihrem neuesten Jahresberichte geschildert. Es liegt uns ob, die übrigen Gebiete kennen zu lernen, auf welchen die Amerikaner (Independenten) arbeiten.

VII. Assyrische Mission, namentlich unter den Nestorianern der Ebene. Auf 2 Stationen (Mosul und Diarbekir) und 3 Außenstationen arbeiten 4 Missionare und 2 Aerzte mit ihren Frauen, 5 eingeb. Prediger und 4 andere Gehülfen. In Diarbekir gieng das Werk still, aber entschieden vorwärts. Eine blühende Mädchenschule erweckt schöne Hoffnungen. Es werden viele Bücher verbreitet und Ausflüge in die Umgegend gemacht. In Mosul sucht die römische Kirche auf alle Weise den Amerikanern in den Weg zu treten. Ein Priester dieser Kirche forderte die Missionare zu öffentlichen Disputationen heraus. Sie fanden dreimal unter ungeheurem Zulauf statt. Der französische Consul aber verbot weiteres Vorgehen in der Sache, weil die Aufregung immer größer wurde. Die amerikanischen Missionare glauben den Sieg davon getragen zu haben. Mittlerweile suchen die Römlinge durch Bestechung, Intriguen und Verfolgungen überall der evangelischen Mission entgegen zu arbeiten. Ein weiteres Hinderniß sind die blutigen Fehden, in welchen die Dörfer unaufhörlich mit einander liegen. Ein Missionar glaubt übrigens sagen zu können: „Die nestorianische Kirche ist bis in ihren Grund erschüttert, und das Licht des Evangeliums dringt unaufhaltsam weiter.“

Eigentliche Missions-Gemeinden scheinen nicht zu bestehen.

VIII. Die Mission unter den (Berg-) Nestorianern, auf dem Gebirge und in der persischen Ebene. Auf drei Stationen (Urumiah, Seir und Gawar) und auf nicht weniger als 25 Außenstationen arbeiten 6 Missionare, 1 Drucker, 9 Frauen und Jungfrauen, 40 eingeborene Prediger und 53 andere Nationalgehülfen.

Auf der einen Seite schreiben die Missionare: „Wir finden keinen offenen Widerstand;“ auf der andern: „Wir merken es fortwährend, daß wir von Nestorianern und Muselmanen mit Argwohn und Eifersucht betrachtet werden.“ Der Gouverneur von Urumiah reiste nach Tebris, um die Verjagung der Missionare zu betreiben; „denn,“ sagte er, „die Hälfte der Ne-

storianer habe die neue Religion angenommen." Sein Vorsatz scheiterte aber an der freundlichen Gesinnung der Regierung. Durch das Eintreffen eines neuen französischen Gesandten hat die Sache des römischen Pabstthums eine mächtige Stütze, die amerikanische Mission aber einen großen Stoß erhalten.

In dem Knabeninstitut in Urumiah befinden sich 54, in der Mädchenanstalt 39 Zöglinge. In 63 Volksschulen werden mehr als 1200 Kinder unterrichtet. Das Evangelium wird allsonntäglich in 40 Orten gepredigt. Eine große Menge Bücher und Traktate wurde gedruckt und verbreitet.

Eine eigenthümliche Erscheinung in dieser Mission ist die Abendmahlsgemeinschaft, in welche die Missionare mit einer auserwählten Anzahl von Nestorianern treten, obschon diese sich nicht eigentlich zu einer protest. Gemeinde gesammelt haben. Die Missionare nämlich gestatten solchen Nestorianern, die einen bewährten Christencharakter besitzen, an ihrem (der Missionare) Abendmahl theilzunehmen. Im Jahr 1857 benützten dieß nicht weniger als 249 Personen. Einen solchen Tag schildert Missionar Coan: „Der ganze Tag war gottesdienstlichen Uebungen geweiht. Zuerst ward am frühen Morgen eine Gebetsversammlung gehalten; bald nach dem Frühstück kamen die Leute wieder zu gleichem Zwecke zusammen und blieben bei einander bis Mittag, wo man sich zu einem einfachen gemeinschaftlichen Mahl zurückzog. Man hätte es nicht unpassend ein Liebesmahl nennen können, bei welchem sich größere Parthien zu einer einfachen Erfrischung zusammensetzten und das Brod brachen und die Speise nahmen mit Freuden und einfältigem Herzen, und lobeten Gott.' Nachmittags war unsere Kapelle, welche 300 Personen bequem faßt, gedrängt voll. Vor dem Beginn der Predigt wurde unser neugeborenes Söhnlein dem Herrn in der Taufe geweiht, wodurch den Leuten Gelegenheit gegeben wurde, unsere feierliche und schriftmäßige Weise, welche mit der in ihren Kirchen gangbaren Art des Taufens einen so starken Contrast bildet, kennen zu lernen. Dann Predigt. Darauf folgte die Abendmahlsfeier; zuvor aber wurde eine kurze Erklärung vorgelesen, auf welchem Grunde unsre Missionskirche die Abendmahlsgemeinschaft mit ihnen eingehe, worauf alle Kommunikanten aufstanden und ihre Zustimmung hiezu aussprachen. Es war eine Scene voll feierlichen und ergreifenden Ernstes für diese Nestorianer, und wir haben Grund zu glauben, daß die Wirkung eine überaus gesegnete war. . . . Die sehr ungünstige strenge Jahreszeit hinderte viele entfernter wohnende Frauen, sich einzufinden. Es war dieß für sie eine schmerzliche Prüfung; denn Alle, welche mit uns in Abendmahlsgemeinschaft aufgenommen sind und auch nur Einmal daran theilgenommen haben, freuen sich auf diesen Tag lange voraus, und für Jeden, der nicht kommen kann, ist es ein schmerzlich gefühltes Vermissen. . . . Eine arme Frau kam 20 Stunden weit her, durch tiefen Schnee, in schneidender Kälte, über eisbedeckte Berge, nur um an diesem schönen Feste theilzunehmen. Zwei Personen kamen noch aus weiterer Entfernung herbei."

IX. Missionen in Ostindien und Ceylon. Es sind folgende acht:

1. In Bombay, der ältesten und zugleich unfruchtbarsten Mission der Gesellschaft, weilt gegenwärtig nur ein (junger) Missionar, der der Landessprache noch nicht völlig mächtig ist. Nach 40jähriger Arbeit hat diese (amerikanische) Mission in Bombay nur acht Christen aufzuweisen.

2. Ahmednaggar, gerade östlich von Bombay, im Dekkan gelegen, bildet den Mittelpunkt eines größeren Missionsgebiets (mit 1118 Ortschaften und etwa 460,000 Einwohnern), das von den Missionaren in 11 Distrikte getheilt ist. Nur vier der letzteren haben eine Centralstation, während die übrigen nur gelegentlich von den Missionaren besucht werden. Gegen 130 Stunden südlich und östlich von Ahmednaggar, und gegen 20 bis 30 Stunden westlich und nördlich findet sich außer den Amerikanern kein Missionar. Die Gesellschaft hat auf 4 Haupt- und 21 Nebenstationen 6 verheirathete Missionare, 1 europ. Lehrerin, 2 eingeb. Pastoren, 3 eingeb. Predigtgehülfen und 40 Katechisten. Die Gesammtzahl der eingeb. Christen ist 240, wovon 67 im Jahr 1857 aufgenommen wurden. Die letztere Zahl ist um so erfreulicher, als die Rebellion im Norden auch diese Gegenden bedeutend beunruhigte. „Seit dem Fall von Delhi," sagen die Brüder, „hat das Volk alles Vertrauen in seine Götter verloren." — In der Katechistenschule befinden sich 20 Zöglinge. Eine christliche Knabenschule bildet die Vorschule für jene. Neben einer christlichen Mädchenschule (mit vierzig Schülerinnen) besteht eine große Heidenmädchenschule.

3. Die Mission in Sattara (südlich gleichweit von Bombay und Ahmednaggar gelegen) hat 2 Stationen, auf denen 1 verheirath. und 1 lediger Missionar, eine Missionswittwe und 1 eingeb. Gehülfe arbeitet. „Das Klima gehört zu den besten in Indien, die Gegend ist bevölkert und der Missionar genießt große Freiheiten im Verkehr mit dem Volk... Aber die Wahrheit findet nur schwer den Weg in das Herz des Hindu. Man kann weit gehen, um einen wahrhaft bekehrten Hindu zu finden." Nähere Statistik fehlt.

4. Kolapur, noch weiter südlich, der einzige Punkt im südlichen Indien, wo in Folge des Aufruhrs europäisches Blut floß, ist gegenwärtig ohne Missionar.

5. Ceylon bildet einen wichtigen Mittelpunkt der Missionsarbeit der Amerikaner. Sie haben den nördlichen Theil der Insel, wo Tamil gesprochen wird, besetzt. Auf 7 Stationen (Batticotta, Tillipally, Panditeripo, Uduville, Manepy, Tschavagatscherry, Udupitty) arbeiten 9 verheirath. Missionare, 1 Missionsarzt, 2 eingeb. Pastoren, 1 eingeb. Predigtgehülfe, 24 Katechisten, 5 Bibelkolporteure, 13 andere Gehülfen und 51 Schullehrer. Die wichtigste Arbeit geschieht im Erziehungs- und Unterrichtsfach, worin neuerdings die Kommittee wesentliche Aenderungen vorgenommen hat. In Batticotta nemlich bestand ein Seminar, in welchem eigentlich eingeb. Prediger und Lehrer erzogen werden sollten. Die Sprache, die dabei in Anwendung kam, war nicht das Tamil, sondern das Englische. Hievon aber war die Folge, daß bei weitem die meisten Zöglinge das Seminar nur in der Hoffnung besuchten, einträgliche Aemter bei der Regierung zu erhalten, wozu die Kenntniß des Englischen erforderlich

ist. Die Kommittee fühlte lange schmerzlich diesen Uebelstand, bis sie endlich im Jahr 1855 kräftig durchfuhr, das Seminar gänzlich auflöste und nun neuerdings an dessen Stelle ein theologisches Seminar zu setzen beabsichtigt, in welchem ausschließlich die Landessprache gesprochen wird. Alle Verbindung mit den sogenannten englischen Schulen wurde aufgehoben. In dieses Seminar sollen nur wahrhaft fromme Jünglinge aufgenommen werden, die aus Herzenstrieb der Mission sich widmen wollen. Auch sollen die bereits angestellten eingeb. Pastoren, Predigtgehülfen, Katechisten und Schullehrer zeitweise darin sich aufhalten, um sich in der Heilserkenntniß fortzubilden. „Lieber nur wenige, aber gründlich bekehrte Zöglinge."

Die denkwürdige Folge dieser Aenderung war, daß ein gebildeter, eingeborener Christ, Breckenridge mit Namen, auf eigene Kosten eine englische Schule eröffnete und zwar ganz auf christlichen Grundlagen. Sie wird ganz von den Eingebornen unterhalten; es sind 5 christliche Lehrer darin, alle Zöglinge haben Sonntags den Gottesdienst zu besuchen und empfangen täglich christlichen Unterricht. Dessenungeachtet ist sie zahlreich von heidnischen Jünglingen besucht, welche gerne die nicht unbedeutenden Schulgelder zahlen. Die Mission aber hat nichts damit zu schaffen.

Auch auf den Dörfern entstehen (gegenwärtig 13) ähnliche englische Schulen in kleinerem Maaßstab, ausschließlich von Eingeborenen unterhalten. Die Aussicht auf Anstellung läßt die Leute keine Kosten scheuen. Daneben hat die Mission viele eigene (christliche und heidnische) Volksschulen, denen aber ausschließlich christliche Lehrer vorstehen, und wo monatlich 3 Kr. Schulgeld gezahlt wird. In den 49 christlichen Dorfschulen erhalten 1328 Knaben und 258 Mädchen, — in den 134 heidnischen aber 2795 Kinder Unterricht.

Was die übrige Missionsthätigkeit betrifft, so wird regelmäßig an 50 Orten am Sonntag gepredigt. Die Gottesdienste sind im Ganzen von etwa 2000 Personen besucht. Im eigentlichen Kirchenverbande stehen (Ende 1857) 410 Mitglieder, wovon 182 Frauen und Jungfrauen. Die Gemeinden haben im Lauf des Jahres Fr. 2200 zu religiösen Zwecken gesteuert. Eine christliche Tamil-Zeitung zählt 640 Abnehmer.

Der Missionsarzt hält ein Krankenhaus, in welchem mehr als 300 Kranke Hülfe fanden. Acht eingeb. Jünglinge studirten bei ihm Medicin und wurden beim Examen als tüchtig zur Praxis erfunden.

6. Die Mädura-Mission (in der Madras-Präsidentschaft), in einem Distrikt von 1,600,000 Tamulen, wurde im J. 1834 von den Amerikanern aufgenommen. Seitdem haben im Ganzen 28 ihrer Missionare dort gearbeitet. Gegenwärtig befinden sich auf 13 Stationen (darunter Mädura, Dindigal, Malur, Pulney ꝛc.) 12 verheir. Missionare, 3 eingeb. Pastoren, 70 Katechisten, 32 Vorleser und 61 Schulmeister. Der Bericht über diese Mission unterscheidet zwischen ordentlich organisirten „Versammlungen", deren im Ganzen 134 sind mit etwa 5200 größtentheils noch ungetauften Theilnehmern, und zwischen „Gemeinden", deren es 22 sind mit 921 Gliedern von gutem Christencharakter. Jene „Versammlungen", fast sämmt-

lich auf den Dörfern, werden von „Aeltesten“ oder von den christl. Schullehrern in regelmäßigen Andachtsübungen geleitet, während der Missionar sie möglichst fleißig besucht. Bei den eigentlichen Gemeindegliedern wird streng gegen das verderbliche Kastenwesen gekämpft, wovon die Folge einerseits das Zurücktreten vieler Angefaßten, andererseits die tiefere, geistliche Gründung der Gemeinde-Glieder ist.

In Betreff des Unterrichtswesens ist hier, wie in Ceylon, aller Zusammenhang mit „englischen Schulen“ abgebrochen worden, und man beschränkt sich ausschließlich auf den Gebrauch des Tamil. Auch werden in den heidnischen Volksschulen nur christliche Lehrer angestellt. Die 64 Dorfschulen enthalten gegenwärtig 756 Schüler, wovon 130 Mädchen sind. Die frühere Kostschule in Pesumalie ist völlig aufgehoben worden. An ihre Stelle ist (wie in Batticotta auf Ceylon) ein theologisches Seminar mit 59 Zöglingen getreten. Die Mädchenanstalt in Mädura zählt 41 christliche Schülerinnen.

Durch die Mission sind dort im J. 1857 im Ganzen 111 Bibeln, 230 N. Test., 5294 einzelne Theile der h. Schrift und 24,903 Traktate verbreitet worden. Im Uebrigen rufen die Missionare aus: „Mehr Arbeiter, mehr Arbeiter für Indien!“

7. Mission in Madras und Umgend: 2 Stationen mit 2 verheirath. Missionaren, 1 Drucker und 3 eingeb. Gehülfen. — Hier (in Madras) wagte die Kommittee die Verbindung mit den englischen Schulen noch nicht aufzugeben. Sie glaubt, in großen Städten nur auf diesem Wege den Leuten nahe kommen zu können. Ihre englische Schule wurde durchschnittlich von 120 Schülern besucht. Allein diese sind in der Regel junge Knaben, welche nur die 1. und 2. Klasse durchmachen und dann in die Regierungsschule übergehen. „Denn ein junger Mann, der ein Zeugniß von dem Vorsteher einer Regierungsschule erhält, hat viel mehr Aussicht auf Anstellung, als wenn er aus einer Missionsschule mit gleich guten Zeugnissen kommt.“ Auch klagen die Missionare über die Gleichgültigkeit der Schüler gegen das Wort Gottes, dessen Studium täglich etwa 2 Stunden geweiht werden. Die Schüler betrachten es als „ein nothwendiges Uebel“, das sie sich für eine Zeitlang müssen gefallen lassen. Von Bekehrungen unter den Schülern ist nichts zu berichten. Vier Volksschulen wurden von etwa 220 Kindern besucht.

Ueber die Gemeinde wird keine Statistik gegeben. Vier Personen wurden im J. 1857 in dieselbe aufgenommen. „Die Gottesdienste werden fleißig besucht.“

8. Die Arcot-Mission, in welcher Vater Scudder mit drei Söhnen arbeitet, gieng am 22. Sept. 1857 von der Gesellschaft an den Missionsverein der „reformirten holländischen Kirche“ von Amerika über.

X. Missionen in China. Die Gesellschaft hat in Kanton, Fu-tschau, Amoy und Schanghai ihre Stationen. Die schönste und blühendste unter diesen, die in Amoy (vergl. Miss.-Mag. 1858, S. 5 ff.), wurde (wie Arcot) an den Missionsverein der reformirten holländischen Kirche in Amerika abgetreten. Die Missionare in Kanton mußten beim Ausbruch des Kriegs (1857) fliehen und begaben sich nach Macao, wo sie ihre Zeit mit

Predigen, Schulhalten und Bücher-vertheilung ausfüllten. Die Druckerei-Gebäude in Kanton giengen mit den ausländischen Faktoreien in Flammen auf. Gegenwärtig sind die amerikanischen Missionare (2 verheirath. und 1 lediger Missionar, samt 1 National-gehülfen) wieder in Kanton. In Futschau befanden sich 3 verheir. und 1 lediger Missionar. Das wichtigste Geschäft war der Druck der h. Schrift und der Traktate. Diese Bücher werden in den Straßen und Kaufläden der Stadt, sowie in der Umgegend zum Verkauf ausgeboten. In der Kapelle wird regelmäßig gepredigt und täglich finden darin Unterredungen mit angefaßten Chinesen statt. Eine Kostschule schließt 6 Knaben und 3 Mädchen in sich. Die Zahl der Gemeindeglieder beläuft sich auf 6. — In Schanghai arbeiten 2 verheir. und 2 ledige Missionare samt 1 eingeb. Gehülfen. Die Brüder haben noch keine Gemeinde, machen fleißig Predigtreisen in der näheren und weitern Umgegend und erfahren dabei überall viel Ermuthigung. Auch dort wird an der Uebersetzung und dem Druck der h. Schrift (im Hof- oder Peking-Dialekt) gearbeitet. Eine Mädchenanstalt zählt 22 Zöglinge. Die Missionare bitten auf allen chinesischen Stationen um Verstärkung.

XI. Die Sandwich- oder Hawaii-Inseln, im Norden des stillen Meeres. Missionsanfang 1820. Seitdem die ganze Bevölkerung dieser Inselgruppe eine christliche geworden ist, hat sich auch das Verhältniß der amerik. MG. zu ihr wesentlich verändert. Zwar zählt die Gesellschaft dort noch 19 Stationen, wo ihre Arbeiter stehen; von den letzteren (ordin. Missionaren) aber beziehen 10 ihren Gehalt vollständig, 11 theilweise von der einheimischen Regierung, und nur 2 ganz von der MG.; ebenso werden 2 Laiengehülfen ganz und 1 theilweise von der Regierung, 2 ganz von der MG. unterhalten. Die 4 eingeb. Pastoren, die 4 Predigtgehülfen und 35 Katechisten, welche mit der Gesellschaft in Verbindung stehen, werden fast ausschließlich von der Regierung besoldet.

Im J. 1848 hat die Gesellschaft einen wichtigen Beschluß gefaßt. Um nemlich die amerik. Missionare und Alle, die in irgend einer Verbindung mit der Mission stehen, zu veranlassen, sich bleibend auf den Inseln niederzulassen und da vollständig sich einzubürgern, hat sie denselben das Stations-Eigenthum (Land, Gebäude ꝛc.) als persönliches Eigenthum übermacht; nur wenn sie die Inseln verlassen sollten, hätten sie Alles zurückzuerstatten. Um aber ihren Kindern, sowie überhaupt den Familien der vielen eingewanderten Europäer und Amerikaner die Möglichkeit einer anständigen Erziehung und Ausbildung zu verschaffen, hat die MG. zur Gründung einer höheren Erziehungs- und Bildungsanstalt (College) in Honolulu (Insel Oahu) ihre Unterstützung angeboten. Sie ist jetzt im Gang.

Ueberhaupt ist das Unterrichtswesen von jeher ein wichtiges Augenmerk der Regierung sowohl als der MG. gewesen. Gegenwärtig ist ein großer Theil der Schulanstalten von der Regierung unterhalten. Es sind:

1. Die niedern Volksschulen; sie haben aber leider abgenommen, indem gegenwärtig nur 312 (20 weniger als voriges Jahr) mit 8460 Schülern (211 weniger) bestehen. Es fehlt an tüchtigen Schullehrern, die ebenso

sehr mit Lehrgabe, als mit Kenntnissen ausgerüstet wären; ferner an geeigneten Schullokalen (sehr oft nur ein Grashaus ohne Bänke, Tische, Geräthe ꝛc.), und endlich an einem lebendigen Interesse der Eltern für die Ausbildung ihrer Kinder. „Doch giebt es wenige reifere Kinder, die nicht lesen und schreiben können und etwas Rechnen und Geographie verstehen."

2. Die drei höheren Lehranstalten in Lahaina, Hilo und Waioli (die 2 letzteren von der MG. unterhalten). In der Anstalt in Lahaina (Insel Maui) wurden im Lauf von 27 Jahren 603 Zöglinge ausgebildet. Aus ihnen sind tüchtige Männer aller Art in Kirche und Staat (allein 134 Schullehrer) hervorgegangen. Gegenwärtig sind 106 Studenten in der Anstalt. Sie ist sehr beliebt beim Volke. — Die Anstalt in Hilo (auf Hawaii) zählt gegenwärtig 64 Zöglinge. Es ist hauptsächlich auf Bildung von Schullehrern für diese Hauptinsel abgesehen. Seit 1836 sind 491 Schüler darin ausgebildet worden. Auch die 2 ordin. (eingeb.) Missionare auf den Marquesas-Inseln fanden dort ihre Erziehung. — Das Gleiche ist der Fall mit der Anstalt in Waioli (Insel Kauai). Im Jahr 1857 waren 57 Zöglinge in derselben.

3. Die englischen Schulen haben gleichfalls an Zahl und Schülern abgenommen (im Jahr 1856 waren es 17 mit 758 Schülern, 1857 aber nur 10 mit 477 Schülern); das hohe Schulgeld schreckt die Eltern zurück.

4. Die königliche Schule, von der Regierung gegründet, ist für die Erziehung und Bildung der Söhne angesehener Familien bestimmt. Es sind 40 eingeb. Jünglinge in ihr.

5. Endlich das Oahu-College s. oben.

Was die Gemeinden betrifft, so zählt die MG. 23 eigentliche Missionsgemeinden mit 22,535 Mitgliedern. Im J. 1857 kamen 803 Erwachsene hinzu, 718 starben und 489 Kinder wurden getauft; 377 wurden excommunicirt. — Was ihren geistlichen Stand betrifft, so ist einerseits erfreulich, daß als freiwillige Steuern von ihr aufgeführt werden 23,500 Dollars (à fl. 2. 30 kr.); andererseits heißt es im Bericht: „Das allgemeine Wiederaufkommen der alten schändlich-heidnischen Tänze ist eine höchst betrübende Erscheinung. Auf der Insel Oahu sind sie eine wahre Leidenschaft geworden. Seit 25 Jahren wußte man nichts mehr davon; aber nun wird nichts so gut bezahlt, als der Unterricht in diesen rohen, unzüchtigen, ja gräulichen Tänzen." Auch der Einfluß der vielen Ausländer, die auf den Inseln sich niederlassen, ist nicht eben vortheilhaft. Das Pabstthum fährt fort, alle Künste in Anwendung zu bringen, um die Eingeborenen in seine Netze zu ziehen.

Eine andere bedenkliche Erscheinung ist die außerordentliche Abnahme der Geburten. Im J. 1857 fanden 2017 Sterbefälle und nur 1615 Geburten auf sämmtlichen Inseln statt. „Nicht die Zahl der Todesfälle," sagt der Bericht, „sondern die Abnahme der Geburten ist das Auffallende." Man schreibt es der herrschenden Liederlichkeit des weiblichen Geschlechtes zu. Die neuesten Berichte von jenen Inseln sagen: „Die Bevölkerung der Eingeborenen geht unaufhaltsam ihrem Verhängniß entgegen. Ihre Abnahme geht rasch und augenscheinlich vorwärts. Die gegenwärtige Zahl

der Sandwich-Insulaner (einst mehr als 150,000) übersteigt jetzt schwerlich 65,000, und sollte die Abnahme in gleichem Verhältniß fortgehen, so wird es in wenigen Jahren mit ihnen aus sein. Um so mehr wächst die ausländische Bevölkerung."

Endlich erwähnen wir, daß die Missionare zur Hebung des religiösen Lebens auf den Inseln einen Missionsverein gestiftet haben, der bereits 2 eingeb. ordinirte Missionare nach den Marquesas-Inseln, sowie mehrere nach Mikronesien ausgesandt hat. „Die christlichen Gemeinden überall," sagt der Bericht, „müssen für das Wohl Anderer arbeiten lernen, wenn sie selbst blühen und gedeihen sollen."

XII. Mikronesien (der Archipel der kleinen Inseln). Unter diesem (bei uns nicht gebräuchlichen) Namen faßt die amerik. MG. die zerstreuten Inselgruppen des Mulgrave-Archipels (unmittelbar an die Karolinen stoßend) zusammen, welcher die Marschalls-Inseln oder die Doppelkette der Radak- und Ralik-Inseln, und die Kingsmill-Eilande (unter dem Aequator) in sich schließt. Die Gesellschaft hat dort 5 Stationen und 1 Außenstation, von denen 3 (Ronkiti und Schalong auf der Ascension-Insel, und Ualan auf Strongs-Insel) schon seit mehreren Jahren, die Ebon-Insel aber (Ralik-Gruppe) und Apia (Kingsmill-Gruppe) erst seit 1858 besetzt sind; sieben verheir. Missionare, worunter 2 Aerzte, und 3 eingeb. Gehülfen von den Sandwich-Inseln, arbeiten auf jenen Inseln. Von Erfolgen kann noch nicht die Rede sein.

Da diese Inseln oft Jahrelang außer dem Verkehr mit Handelsschiffen stehen und zugleich höchst unfruchtbar sind, so hat die amerik. MG. (oder vielmehr die Kinderwelt von Amerika) ein Missionsschiff, den „Morgenstern", angekauft, das regelmäßig zwischen den Inseln und der Heimath (oder den Sandwich-Inseln) hin- und herfährt. Die Lage der einsam stehenden Missionsgeschwister ist im höchsten Grade aufopferungsvoll.

Auf einer Untersuchungsreise besuchte Miss. Dr. Pierson im J. 1855 die Kingsmill-Gruppe. Von den 16 Eilanden, die zu ihr gehören, betrat er 7. Ihre Gesammtbevölkerung schätzt er zu 30—35,000 Seelen. „Sie stehen bis jetzt unter keiner ausländischen Macht und sind auch unter einander ganz unabhängig. Sie sind öde und unfruchtbar. Es leben übrigens Weiße auf denselben .... Die Eingebornen haben in ihren Angesichtern einen angenehmen, verständigen und heitern Ausdruck. Backenknochen meist hervorstehend, Nase breit, Wangen voll, Lippen dick, Zähne weiß und vollkommen, Hautfarbe dunkelbraun, die Gliedmaßen proportionirt, die Haltung gerade und männlich. Das Auge ist meist lebhaft und klug. Fast Alle sind tättowirt. Die Kinder haben ein fröhliches, munteres, gescheidtes Aussehen. Das Eigenthum des Fremden ist sicher. Aber das Volk ist im Ganzen schlaff und träge. Die Häuptlinge regieren nicht mit absoluter Gewalt, sondern in Abhängigkeit von ihren Aeltesten. Kämpfe und Kriege sind häufig; aber das Volk ist feig in der Schlacht. Sie sind große Lügner und Niemand hält dieß für eine Schande. Von Trunksucht habe ich nichts wahrgenommen. Das Rauchen ist durchaus allgemein."

Von den Marschalls-Inseln

(Doppelkette der Radak- d. h. östlichen, und der Ralik- d. h. westlichen Inseln, etwa 30—40 Stunden von einander entfernt) sagt Pierson: „Die Eingeborenen dieser Inseln stehen im Rufe großer Feindseligkeit gegen die Fremden. Beide Ketten stehen unter einem König. Der Contrast zwischen diesen Insulanern und denen von der Kingsmill-Gruppe ist sehr groß. Ihre Gesichtszüge sind schärfer, ausgeprägter; ihre Gestalten hager und kräftig. Der Ausdruck der Gesichter ist lebhaft. Die Männer tragen die Haare lang und auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden, oft mit Federn oder Blumen geschmückt; die Frauen dagegen scheiteln das Haar uud binden es hinten im Nacken in einen Knoten, alles sehr nett. Auch sie schmücken sich mit Blumen. Ihre Kleidung besteht in Umwürfen, die aus feingeflochtenen Matten verfertigt sind ... Die Eingeborenen nehmen sehr leicht und gerne ausländische Sitten an, beobachten Alles und scheinen gelehrig. Weiße befinden sich noch nicht auf diesen Inseln."

Was die älteren Stationen betrifft, so sagt der Bericht von Ualan (Strong's Insel): „In Folge des verderblichen Einflusses der Weißen nimmt die Bevölkerung rasch ab. Unzucht, Unmäßigkeit, Krankheit und Tod lichten die Inseln zusehends. Auch haben die Missionare von den gottlosen Ausländern viel Feindschaft und Widerwärtigkeit zu erfahren... Die Missionare sind nun mit der Sprache der Insel so weit vertraut, um das Evangelium verkündigen zu können. Eine kleine Presse liefert auch bereits kleine Schriften."

In Betreff dieser Inseln überhaupt schreibt einer der Missionare: „Wir können diese Eilande nicht besetzen, ohne zugleich den Uebeln eines gottlosen Handels die Schleusen zu öffnen. Kaum wird es bekannt, daß die Missionare mit dem Plan umgehen, eine neue Insel zu besetzen, so dringen sofort frevelhafte, gewinnsüchtige und gewissenlose Menschen mit ein und verderben uns die Arbeit. Es ist deßhalb nothwendig, daß wir jeden Punkt so rasch als möglich besetzen, ehe das Volk durch fremden Einfluß zu Grunde gerichtet ist. Dieß scheint uns so wichtig, daß wir uns entschlossen haben, unsere kleine Schaar so zu vertheilen, daß für je eine Insel nur Ein Missionar bestimmt ist, bis Verstärkung nachkommt..."

XIII. Indianer-Mission.

1. Unter den Tschoktaws (im Staat Arkansas und westlich von ihm, etwa 80,—100,000 Seelen stark) hat die MG. 7 Haupt- und 3 Nebenstationen, auf denen 7 Missionare, darunter ein Arzt, und 20 Gehülfinnen, 4 eingeb. Prediger und 1 eingeb. Katechist arbeiten. Das Volk der Tschoktaws war im Jahr 1857 in großer politischer Aufregung. Im Januar nemlich fand aus Auftrag der (indianischen) Generalversammlung eine Zusammenkunft von Abgeordneten statt, welche eine neue Verfassung entwerfen oder die alte verbessern sollten. Dieser Verfassungsrath entwarf wirklich eine neue Constitution und führte sie auch sogleich ein, ohne sie der Volksabstimmung zu unterwerfen. Dieß erregte Erbitterung, und das Volk theilte sich in zwei feindselige Parteien, von denen die eine für, die andere gegen die neue Verfassung war. Ja die Gegner derselben wählten einen neuen Verfassungsrath; eine allge-

meine Aufregung folgte. Da erschien ein Abgeordneter des Congresses von Washington und rieth zum Frieden. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß die Gegner so viel Selbstbeherrschung hatten, sich wirklich um des Friedens willen der neuen Ordnung zu unterwerfen.

Unter diesen polit. Unruhen konnte die Mission keine bedeutenden Fortschritte machen. Doch kamen 50 neue Mitglieder zur Gemeinde hinzu. Die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder beträgt 1296. Zu religiösen Zwecken steuerten dieselben 589 Dollars, zu Schul- und andern Zwecken 632 Dollars. Seit die Ruhe wiedergekehrt ist, regt sich auch neues Fragen nach der Wahrheit in Christo. Auch die Mäßigkeitsvereine nehmen an Mitgliedern zu, ungeachtet die Branntweinschenken während der Agitation reichlichen Zuspruch hatten. — Drei Erziehungsanstalten und mehrere Volksschulen sind in ziemlich blühendem Stand.

2. Unter den Tscherokesen (gerade nördlich von den Tschoktaws) arbeiten auf 5 Stationen 5 Missionare und 7 Gehülfinnen, 1 eingeb. Pastor und 4 eingeb. Katechisten. Neuaufgenommen wurden 50; gegenw. Stand der Gemeinde 247. In den Volksschulen werden 120 Kinder unterrichtet. Die Presse hat 1000 Ex. des Evang. Markus und 1000 Ex. der Briefe an die Kor. und des Briefs an die Galater, ebenso 4500 Ex. eines Traktats und 1000 Ex. eines christlichen Kalenders in der Volkssprache geliefert. Von eigentlichem Leben, von großen Erweckungen können die Missionare nicht reden. Doch sind an einigen Orten neue Regungen des Geistes zu verspüren. „Es war rührend," sagt der Bericht, „den Trunkenbold, den Spieler und Mörder in dem Haus Gottes sich begegnen zu sehen und wahrzunehmen, wie sie zitternd, mit gebeugtem Haupt und unter Thränen ihre Schuld vor Gott bekannten."

3. Von den Dakota's (mit 2 Stationen, 2 verheir. Missionaren und 2 weiblichen Gehülfen) weiß der Bericht nur wenig Günstiges zu sagen. Etliche Personen wurden in die Gemeinde aufgenommen. Die Mädchenanstalt und die Schulen sind ordentlich besucht. Ein leiser Zug eines neuen Lebens scheint in dem fleißigeren Besuch der Gottesdienste sich zu zeigen. Auch sind die reichlichen Steuern zu christlichen Zwecken erfreulich. Eine Metzelei in der Nähe der Stationen hat die Eingeborenen in Aufregung, die Missionare in Gefahr gebracht. Zahl der Gemeindeglieder 50.

4. Unter den Odschibbeway's arbeitet nur Ein verheir. Miss. mit einem eingeb. Gehülfen. Ein Mann wurde getauft. Der Gebetsverein der Frauen ist fleißig besucht. „Die Thränen, welche Mütter um die Bekehrung ihrer Kinder und heidnischen Nachbarn vergießen, sind ein Zeichen, daß der Geist Gottes unter uns wirkt." Sonst wenig geistliche Lebensregung. Statistik fehlt. Dagegen ist in Beziehung auf Civilisation ein bedeutender Fortschritt zu bemerken. Feldbau, ordentliche Häuser und anständiges Wesen nehmen zu.

5. Unter den Seneka's arbeiten auf 3 Stationen und 1 Nebenstation 3 verheir. Missionare und eine Gehülfin, 1 eingeb. Prediger und 4 eingeb. Gehülfen. Die Volksschulen und das blühende Waisenhaus (mit 47 Kindern) werden von der Erziehungs-

behörde zu Neu-York unterhalten. Der Werth der Schule wird von den Indianern immer mehr erkannt. Der geistliche Stand der Gemeinde (190 Personen zählend) ist nicht ganz befriedigend. Es kamen im J. 1857 hinzu 19 Seelen. Neueste Berichte sagen, daß viele Eingeborene zu den Methodisten übergegangen, und daß dadurch die Gemeinde sich auf 98 Seelen vermindert habe. Die Fortschritte in äußerer Civilisation sind erfreulich. Unter den Heiden herrscht Wohlwollen gegen das Christenthum, aber sie bleiben dennoch fern.

6. Die Tuskarora's haben nur 1 verheir. Missionar samt einem eingeb. Gehülfen. Die früher bestehende Kostschule wurde in eine gewöhnliche Tagschule verwandelt. Die 2 andern Volksschulen sind wenig besucht. Neu zur Gemeinde hinzu kamen 9, 4 starben und 19 mußten ausgeschlossen werden wegen Trunksucht. Statistik fehlt.

7. Die Mission unter den Abenaquis mußte aufgegeben werden, weil die meisten Indianer um des unfruchtbaren Bodens willen an ein Wanderleben sich gewöhnten, das die Arbeit unter ihnen unmöglich machte. „Viele Seelen," sagt der eingeb. Pastor, der bisher die Station versah, „sind durch den Glauben an den Heiland bekehrt und gerettet worden, seit das Evangelium zu ihnen gekommen war. Manche tragen den Samen des Lebens mit sich auf ihre Wanderungen."

Im Ganzen hat die Gesellschaft 121 Stationen mit 101 Nebenstationen; 164 ordinirte Missionare (darunter zugleich 8 Aerzte), 5 unordinirte Aerzte, 10 andere Missionsarbeiter und 194 Missionsfrauen und Lehrerinnen (zusammen 373 amerikanische Arbeiter); ferner eingeb. Pastoren 19, eingeb. Prediger 191, andere eingeb. Gehülfen 314 (zusammen 524); Druckereien 8; Gemeinden 318, Gemeindeglieder 27,740 (im Jahr 1857 hinzugekommen 1532); höhere Lehranstalten 6 mit 348 Zöglingen, Kostschulen 17 mit 544 Kindern, Freischulen 619 mit 16,128 Schülern (zusammen 17,020 Schüler und Zöglinge).

Feierlichkeit bei der Einweihung in den Orden der Zauberer. (Vergl. S. 547 Anm.)

Bemerkungen
über die Folgen der Krisis in Indien.

Mitgetheilt von Missionar Hauff in Mangalur. *)

Wenn ich es im Folgenden unternehme, einige Worte über die Folgen der nun zum vorläufigen Abschluß gekommenen indischen Krisis zu sagen, so bin ich weit entfernt, an eine vollständige Beantwortung dieser Frage mich wagen zu wollen, kann auch keineswegs auf ein kompetentes Urtheil Anspruch machen. Doch möchten Stimmen aus Indien selbst über diesen Gegenstand nicht unwillkommen sein, indem es nun gilt, zu einer klaren Einsicht in die Lage der Dinge zu kommen und die gewaltige Aufgabe, die der Christenheit mit der Wiedergewinnung Indiens geworden ist, nach Kräften zu erfüllen zu suchen.

Die Wirkung der bedeutenden Ereignisse der zwei letzten Jahre auf Europa, und namentlich England, braucht nicht von hier aus erst beschrieben zu werden. Aber wir können kurz sagen: Das christliche England hat in der blutigen Lection, die es bekam, und

*) Die nachfolgenden „Bemerkungen" sind von einem unsrer Basler Missionare geschrieben, der erst seit kurzer Zeit in Indien arbeitet und überdieß nicht in dem von der „Krisis" am tiefsten aufgeregten Norden von Indien, sondern im Süden der Halbinsel an der wenig erregten Westküste wohnt. Diese Umstände scheinen wenig geeignet, dem Schreiber dieser „Bemerkungen" den Ueberblick und die genaue Einsicht in den Stand der Dinge zu erleichtern. Allein soweit unsere eigene Kenntniß der gegenwärtigen Zustände Indiens geht, und soweit uns die Urtheile anderer erfahrener und bewährter Kenner des Landes bekannt sind, ist die Schilderung, welche uns hier Missionar Hauff bietet, vollkommen getreu und zutreffend, und deßhalb stehen wir nicht an, sie hier den Lesern des Magazins vorzulegen.

in der Uebertragung des indischen Reichs auf die Krone seine große Aufgabe: „die Christianisirung Indiens", und seine Verantwortlichkeit für das geistliche Wohl und Wehe dieser Völker nun zu erkennen angefangen. Indien ist England um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Das Interesse der brittischen Nation im Ganzen, des Parlaments und der Presse im Besondern, ist nun mächtig für Indien geweckt. Indien ist Englands werthvollste und wichtigste Kolonie (wenn auch nicht im strengsten Sinne des Worts) geworden; es fängt nun an, wieder seine durch die Entdeckung Amerika's verdeckte und zurückgetretene Wichtigkeit für Europa wieder zu gewinnen. Das Elend des Heidenthums, die göttliche Verpflichtung Englands für dieses ihm vom Herrn der Völker übergebene und wiedergegebene Reich, die Ueberzeugung, daß nur das Evangelium den tiefgesunkenen Millionen helfen könne, hat sich Tausenden und aber Tausenden, die vorher Indien als etwas Fernestehendes und sie nichts Angehendes betrachteten, aufgedrängt; die richtigen Grundsätze zur Lösung dieser ungeheuern Arbeit treten mehr und mehr in's Licht, und eine Reihe bedeutender, bewährter Männer sind zur Ausführung des Werkes vorhanden und anerkannt. Dieß Alles kann nicht ohne die bedeutendsten segensreichen Folgen für Indien sein — für Indien, das so sehr der gründlichen Erneuerung in allen seinen Verhältnissen bedarf.

Sehen wir nun aber auf Indien selbst, so treten uns hier die Europäer und die Eingebornen entgegen: Jene als die Herrscher, die activ und umwandelnd Diesen, den passiv am Hergebrachten hängenden und geistlich todten Massen, gegenüber stehen.

Welche Wirkung hat nun der gewaltige Aufruhr und dessen Besiegung auf die Völker Indiens gehabt? — Es läßt sich dieß freilich bei den bestehenden Verhältnissen nicht mit Genauigkeit angeben. Gewiß sind die niedern Volksklassen überall, wo sie der Krieg nicht in Mitleidenschaft zog, ziemlich unberührt geblieben. Es fehlte ihnen ja von Anfang an alle Einsicht in die Sache, und sie erfahren höchstens, daß die Engländer eben wieder die Herren sind, denen sie ihre Steuern zu bezahlen haben. Aber unter den höhern Klassen in Nord-Indien hat die Krisis entschieden eine bedeutende Veränderung hervorgebracht. Von den beiden Hauptstützen des alten Wesens, den Muhamedanern und Bramanen, sind die Erstern von ihrer Machtstellung mit Waffengewalt herabgestürzt worden; die Mittelpunkte ihrer Macht in Delhi und Lacknau sind ihnen für immer genommen,

und das frühere Vertrauen, das sie so böslich mißbrauchten, wird ihnen nie wieder geschenkt werden. Nicht minder haben die früher so gehätschelten Bramanen, die in der Armee, in den Kanzleien und als Fürsten so einflußreich und gefürchtet waren, ihren Nimbus verloren, in welchem sie als die Milden und Geduldigen erschienen; ihr wahrer Charakter hat sich gezeigt, und die Engländer haben nun verlernt, so ängstliche Rücksicht zu nehmen auf die hochmüthigen Ansprüche dieser Kaste, wie gewiß auch die Hindu's diese gestürzten Größen nicht mehr wie früher fürchten und wohl auch dem Evangelium des Friedens nun ein geneigteres Ohr schenken werden.

Unsere Präsidentschaft Madras ist zwar von den Kriegsunruhen verschont geblieben, und das Volk hat wohl nichts weiter als unklare Gerüchte über die Vorgänge im Norden vernommen; aber die vielbesprochene Proklamation der Königin hat hier eigenthümliche Folgen gehabt, welche vieler Herzen Gedanken offenbarten. Wir meinen hier namentlich drei Ereignisse, welche offenbar mit dieser Proklamation im Zusammenhang stehen: — die Unruhen in Tinnevelly, die Verfolgung der Christen in Travankor und die Bittschrift angesehener heidnischer Einwohner in Madras.

Die von der Königin zugesagte Neutralität in Religionssachen, das Verbot an ihre Beamten, „ihren Unterthanen die christliche Religion aufzunöthigen," konnte natürlich von Asiaten nicht verstanden werden, und die Leute, die gar nicht anders denken konnten, als die Missionare seien von der Ostindischen Compagnie unterstützt gewesen, glaubten nun, die Königin habe ihnen, und somit den Christen überhaupt, ihre Gunst entzogen. So traten denn eben die in ihrem bisherigen Machtbesitz durch die Ausbreitung des Christenthums sich gefährdet sehenden höheren Klassen auf, um den günstigen Augenblick zu benützen, der ihnen die Hoffnung gab, von den verhaßten Neuerungen los werden zu können. Darum verweigerten sie in Tinnevelly, die heidnischen Oberbeamten an der Spitze, das Tragen einer christlichen Leiche durch die öffentlichen Straßen, was früher unangefochten geschehen war, und mußten durch Waffengewalt belehrt werden, daß noch immer Recht und Ordnung nach bisheriger Weise gehandhabt werde und öffentliche Straßen für Jedermann daseien.

So erhoben sich in dem von Bramanen und Sudra's regierten Travankor die Letzteren gegen die Schanärs und namentlich gegen den christlichen Theil derselben, um sie wieder unter ihre Füße zu treten,

verbrannten Kapellen und Schulen, schlugen und plünderten Christen und warfen sie hernach als Unruhstifter ins Gefängniß*). — So baten endlich angesehene Bewohner von Madras in einer Bittschrift an den Minister für Indien um Austreibung der Missionare, weil ihre Anwesenheit mit der zugesagten Neutralität in Religionssachen im Widerspruch sei.

Es ist nun bemerkenswerth, wie diese Thatsachen gerade in den Gegenden geschahen, in denen das Christenthum schon den weitesten Eingang ins Volk gefunden hatte und die frühern Machthaber ihren Besitz ernstlich gefährdet sahen. In Travankor erhoben sich frühere Sklaven an Bildung über, an Wohlstand neben ihre früheren Herren und bilden unter dem Schutz der Missionare eine Gemeinschaft, die nicht mehr wie früher sich niedertreten und aussaugen läßt, nicht mehr wie früher rechtlos und hülflos den Tyrannen des Landes gegenüber steht. Das sollte nicht länger geduldet werden. In Tinnevelly soll der Christ wieder als Paria (Auswürfling) gelten und die alte Kastenherrlichkeit, die unter dem immer weiter um sich greifenden Einfluß des Evangeliums in Gefahr stand, wiederhergestellt werden. Und in Madras sind nicht minder die Wirkungen der vielen Missionsschulen und anderer Missionsarbeiten allzu fühlbar, als daß nicht ein Gefühl der Unsicherheit sich der am Alten hängenden Leute bemächtigen mußte. Durch all das hat sich freilich die geistige Unmacht des Heidenthums nur um so deutlicher herausgestellt, und wir dürfen diese Erscheinungen als erfreuliche Zeichen des nahenden Siegs des Evangeliums in jenen Ländern ansehen. Denn es zeigt sich gerade hier, wie auch dem Hindu zur Vertheidigung seiner Religion und Kaste keine andern Waffen zu Gebote stehen, als die der Gewalt, und jetzt wo ihnen diese entwunden sind, und wo es gilt mit geistlichen Waffen zu kämpfen, stehen die Meister des Volkes, die geistlich todten, wehrlos, und es bleibt ihnen nur noch der passive Widerstand einer todten Masse gegen die sie bearbeitenden Hände übrig, wenn es auch an einzelnen Ausbrüchen von Gewaltthat nie fehlen wird.

Aber eben diese umbildenden Kräfte der europäischen Welt werden nun in Folge der neuen Ordnung der Dinge in bedeutend verstärktem Grade sich diesem Reiche zuwenden. Wenn früher eigentlich

*) Vergleiche Näheres über diese Dinge Missions-Mag. 1859, S. 227 ff.: „Die heidnischen Volksaufstände in Tinnevelly und Travankor."

nur die Missionare auf diesem Arbeitsfeld erschienen, die Obrigkeit aber nur schüchtern zur Umbildung der elenden indischen Volkszustände durch staatliche Verbesserungen und durch Errichtung von Unterrichtsanstalten sich anschickte, so ist in den letzten Jahren der europäischen Civilisation immer weitere Bahn gemacht worden, und jetzt öffnet sich Indien als ein weites Feld für den Unternehmungsgeist des englischen Handels und Capitals. Es erscheint nun neben der Mission auch die europäische weltliche Civilisation mit ihren umbildenden und in gewissem Sinne belebenden Kräften, — ein Arbeitsgenosse, der bis auf einen gewissen Grad als Verbündeter der Mission sich zeigen, aber bald auch mit ersterer um die geistige Herrschaft sich streiten wird.

Es ist schon längst bemerkt und mit Thatsachen belegt worden, wie die europäische Cultur — auch ganz abgesehen von allen darin vorhandenen christlichen Elementen — jene beiden Hauptstützen des Hinduismus, die Kaste und die Schastras (heilige Bücher der Hindus), untergräbt. Die Eisenbahnen kennen keine Kastenunterschiede, die europäische Regierungsweise hat nicht das Bestreben, die alten Ordnungen und damit die Herrschaft einer Volksklasse auf Kosten der andern möglichst festzuhalten, sondern die Wohlfahrt Aller, die Hebung gerade der untern Klassen und Gleichheit vor dem Gesetz ist ihr Ziel. Die nun erst ganz frei gewordene und schnell zu einer Macht anwachsende freie Presse verbreitet auch unter den immer zahlreicher werdenden englisch redenden und lesenden Hindu's mehr und mehr europäische Anschauungen, stellt die früheren Gebrechen an's Licht und kämpft für Fortschritt und Bildung. Die neu eingerichteten Dienstprüfungen, welche künftig allein ein Recht zu den zahlreichen Regierungsämtern geben, nöthigen nicht nur zu Erwerbung von Kenntnissen, welche den Schastras direkt entgegenstehen, sondern heben wieder alle Privilegien der Kaste auf. Nicht mehr die Bramanenschnur, nicht mehr die Vetterschaft und Bestechung, sondern ein wohlbestandenes Examen ist der Weg zu Ansehen und Einfluß. Wer am Alten kleben will, muß zurückbleiben. Die Regierung muß aber um ihrer selbstwillen diese Schulbildung fördern und eben damit ihre versprochene Neutralität in Religionssachen in immer verstärktem Maaße verletzen. Denn das Ansehen der Schastras untergraben, die Bramanen aus ihrer von Gott geordneten Stellung verdrängen, die geheiligten Sitten der Väter aufheben, Rechtsgleichheit herstellen, heißt doch wahrlich nicht

„neutral sein" in den Augen jedes rechtgläubigen Hindu. Endlich müssen auch die nun wohl in großer Anzahl ins Land kommenden europäischen Pflanzer und Kaufleute einen bedeutend umgestaltenden Einfluß ausüben.

Diese so vielseitig und immer stärker eindringende Civilisation mag nun der Mission ein erwünschter Bundesgenosse sein; hilft sie doch dazu, ein Neues zu pflanzen und die Völker für die Aufnahme des göttlichen Samens vorzubereiten; bringt sie doch eine Menge unentbehrlicher Wahrheiten, Rechtsbegriffe und Kenntnisse unter das Volk, und fördert das Wohl aller Volksklassen durch Beförderung von Wohlstand und Unterricht. Aber sie ist doch nur bis auf eine gewisse Grenze Bundesgenossin; dann aber gehen ihre und der Mission Wege auseinander, und die Bundesgenossin kann und wird zur gefährlichen Gegnerin werden. Wie schon lange die Europäer durch ihre europäischen Laster dem Evangelium den Weg zu den Heiden versperrt haben (ist es doch keine der geringsten Aufgaben der Mission, die Christen in Indien wieder zu christianisiren), so wird auch künftig — und zwar mit der wachsenden Civilisation immer mehr — das unchristliche Element derselben ein ernstes Hinderniß für die Mission sein; ja sie wird dem in sich selbst machtlosen Hinduismus Waffen gegen das Evangelium in die Hände geben, wie dieß bisher schon vielfach die Regierungsschulen gethan haben. So heilsam die Förderung der Cultur in allen das geistige Gebiet nicht berührenden Dingen sein mag, so freudig wir den Bau von Eisenbahnen und Kanälen, Bewässerungsanstalten und Straßen, eine bessere Polizei und Rechtspflege, Einführung europäischer Künste und Fabriken ꝛc. begrüßen mögen, so zweifelhaft ist dagegen der wirkliche Gewinn, welchen bibellose Schulen, eine vom Geist des Unglaubens geleitete oder indifferente Presse, eine weltliche, ja unsittliche Literatur und das Beispiel weltlich gesinnter, eigensüchtiger Europäer bringen können.

Darum gilt es für die Mission, in Zukunft nicht minder als bisher, ebenso gegen das Unchristenthum zur Rechten, wie gegen das Heidenthum zur Linken zu kämpfen und alle Mittel des geistigen Kampfs, deren sich die europäische Civilisation zu bedienen pflegt, auch mit Ernst und Sorgfalt zu gebrauchen. Wenn dort unfruchtbare Strecken Landes durch Bewässerungskanäle in fruchtbare Gärten umgewandelt, und in bisher unbekannte Gegenden die den Wohlstand hebenden europäischen Capitalien geleitet werden, sollte die Mission

nicht auch in ihrem Theil das Lebenswasser in die dürre Wüste leiten und bisher noch unbesuchte Länder zu befruchten sich bemühen? Soll die Mission ruhig zusehen, wenn die Regierungsschulen, indem sie das weltliche Bedürfniß befriedigen, zugleich die Jugend gegen die eigentlich geistigen Bedürfnisse verschlossener machen, als sie zuvor waren? Soll sie die Presse und die schnell sich mehrende Literatur den Händen der Spekulation überlassen? — Gott sei Dank, sie hat schon bisher auch in diesen Gebieten ihre Aufgabe erkannt und zu erfüllen sich bestrebt; ja sie hat bis jetzt noch einen entschiedenen Vorsprung vor der weltlichen Civilisation in Bearbeitung des literarischen und des Unterrichtsgebiets, und kann von ihrem Kampfe auf dem Gebiete der Schule und der Presse manche schöne Frucht aufweisen. Ist doch fast jede Besserung in den indischen Zuständen von der Mission angeregt und durch beharrliches Andringen in Wort und Schrift errungen worden. Aber es muß nun eben mit den neuen Verhältnissen auch hier mit erneuerter und vermehrter Energie gewirkt werden. Von wie großer Wichtigkeit ist es z. B., welcherlei Schulbücher, welcherlei Literatur den Eingeborenen geboten wird; ob auch die nicht-religiösen Wissenschaften und Bücher von christlichem Geiste getragen und durchdrungen sind oder nicht; ob zuerst unchristliche Europäer oder gläubige Christen den Eingeborenen zeigen, was ein Christ sei? Ob die jetzt schneller sich entwickelnde Zeitungsliteratur in den Landessprachen von gewissenlosen Hindu's geleitet wird und Lügen und Verderben unter das Volk bringt, oder ob aus den Missionspressen gern gelesene, aber Wahrheit, Recht, Menschlichkeit und Gottesfurcht fördernde Zeitblätter hervorgehen? Es ist auch in diesen Beziehungen schon manch schöner Anfang gemacht worden. Die „Gesellschaft zur Förderung christlichen Volksunterrichts in Indien" (Christian Vernacular Education Society) z. B. hat sich eine sehr wichtige Aufgabe gestellt, dem Volk christlich-gebildete Lehrer und gute Schulbücher zu bieten; die periodische Presse hat unter den englischen und indischen Blättern tüchtige Vertreter der Missionssache, und auch unser „kanaresischer Bote" (Canarese Messenger) verspricht bei bescheidenem Anfange ein einflußreicher Diener des Evangeliums zu werden. Die „Gesellschaft zur Bearbeitung und Verbreitung guter Schulbücher" (Schoolbook Society) hat schon Vieles zur Beschaffung christlicher Schulbücher und einer christlichen Literatur in den Landessprachen gethan und scheint mit neuem Eifer ihr Werk zu verfolgen. Die Eintracht und das Zusammen-

wirken der verschiedenen in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften ist nicht minder ein erfreuliches Zeichen und eine weitere Garantie für den segensreichen Fortschritt des Werkes. Es werden dadurch nicht nur die Erfahrungen Einer Gesellschaft für alle andern fruchtbar, sondern es ist dadurch auch ein viel energischeres Zusammenwirken Aller für den Einen Zweck möglich geworden, obwohl freilich auch hier des Menschlichen und Trennenden noch mehr als genug ist.

Schließlich aber möchten wir noch fragen: welche Folgen hat die große Krisis für das eigentliche Missionswerk gehabt? Haben wir Missionare und die Gesellschaften und Missionsfreunde, in deren Namen wir arbeiten, das gelernt und das uns sagen lassen, was der Herr so ernstlich zu uns geredet hat? Diese Frage läßt sich freilich nicht so leicht beantworten, da die ersten Wirkungen, die in den Gemüthern sich vor dem menschlichen Auge verbergen, da Worte noch nicht auf die Tiefe und Gründlichkeit der Gesinnung schließen lassen und Thaten erst allmälig sich abschließen und sich übersehen lassen. Aber gewiß sind die Missionare durch die offenbaren Beweise der gnädigen Hülfe und Bewahrung (auch in Süd-Indien), durch den Sieg, den der Herr den englischen Waffen in Nord-Indien gegeben hat, und durch die nun so offen daliegenden Schäden und Wunden des armen Volks zu neuer, freudiger und ernsterer Aufnahme ihrer Arbeit, zu größerer Zuversicht über den gesegneten Fortgang der Ausbreitung und den endlichen nicht zu fernen Sieg des Evangeliums und zu klarerer Einsicht in die Wichtigkeit, Größe und rechte Ausführung ihrer großen Aufgabe gekommen. Der Herr aber wird gewiß nach den Tagen der Trauer, der Angst und tiefen Demüthigung wieder seine Gnadenheimsuchungen uns erfahren und sichtbare Zeugnisse seines Wirkens und Segnens uns sehen lassen.

Fassen wir nun noch einmal in der Kürze das Resultat zusammen, so können wir mit Freuden hinweisen auf die mannigfachen gesegneten Wirkungen, welche die schwere Heimsuchung der Engländer in Indien schon gehabt und noch in höherm Grade haben wird. Das Evangelium und die Missionssache ist in einer Weise zur Anerkennung und zu Ehren gekommen, wie nie zuvor. Die früher kaum geduldete, stets mit Mißtrauen und Scheu behandelte Magd ist nun als eine schätzbare, unentbehrliche Gehülfin der Regierung anerkannt [?]; die kaum beachteten und meist verachteten eingebornen Christen haben sich eine von den Missionaren selbst kaum gehoffte Anerkennung erworben.

Den Feinden des Evangeliums, den Muhamedanern und Bramanen, ist ein schwerer, nicht mehr gutzumachender Schlag versetzt, das ganze Land dem Evangelio offener als je, und wenn auch die Gemüther noch in den alten Banden der Finsterniß gefangen liegen, so haben sich doch wieder viele dieser Bande gelöst und werden noch viele fallen vor der nun immer stärker eindringenden europäisch-christlichen Civilisation. Die neu geschaffenen und zu schaffenden Verkehrsmittel, die Förderung des Wohlstandes, namentlich der untern Volksklassen, die Abstellung vieler Mißbräuche in der Regierungsweise, die nun hergestellte größere Oeffentlichkeit, die wachsende Bekanntschaft mit den abendländischen Wissenschaften, welche nun durch populäre Schriften immer Mehreren zugänglich werden, die viel genauere Verknüpfung Indiens mit dem Abendland, namentlich auch durch Colonisation und dergleichen, — das Alles wird in immer stärkerem Maaße die Bande des Hinduismus, die alten socialen und religiösen Zustände auflösen und eine völlige Umgestaltung herbeiführen. Aber nun, wer soll diese Umgestaltung, diesen Neubau ausführen? Die Regierung? Die englische Armee? Die Kaufleute? — Nein; es kann auch dieß nicht durch Heer und Kraft, nicht durch Gold und Staatsklugheit geschehen, wenn das sich bildende Neue nicht in Kürze wieder zusammenbrechen soll, sondern nur durch den Geist des Herrn Zebaoth. Und diese Lebenswasser den wüsten, verschmachteten Stätten zuzuführen, allen geistigen Bedürfnissen die rechte Nahrung des göttlichen Lebensbrodes zu bieten, und dabei stets um den belebenden Odem des Herrn für die Todtengebeine zu flehen, das ist die nun immer größer, aber auch hoffnungsreicher sich darstellende Aufgabe der Mission in Indien. Der Herr aber wolle den Geist Seines Volkes erwecken und stärken, damit es mit frischem Muth und neuer Glaubenszuversicht das Werk in die Hand nehme und die rechten Arbeiter, in größerer Zahl als bisher, ins reifende Erntefeld sende, auf daß das Land voll werde Seiner Ehre!

Johannes Meyer.

Fünfte und letzte Abtheilung.

1. Arbeit unter den Indianern und Europäern.

Der Christ mißt sein Leben nicht nach der Zahl der Jahre, die er seines Alters Länge hinzufügt, sondern nach der Summe dessen, was er für den Herrn gelebt und gethan hat. Es hat Mancher wenige Jahre nach dem Maaß der Erdenzeit gelebt, und doch, wie der Mann Gottes im Buch der Weisheit (4, 13) sagt, „viele Jahre erfüllet, da er bald vollkommen geworden ist." Johannes Meyer hat in den sieben Jahren, die er im Dienste seines Herrn unter den Negern und Indianern Süd-Amerika's verbrachte, die ganze Aufgabe seines Lebens erfüllt und somit seinen Lauf vollendet. Wir eilen mit der Geschichte seines Wirkens nun dieser Zeit der Vollendung entgegen.

Meyer war, wie wir in unsrer letzten Erzählung mittheilten, von seiner langen Wanderung unter den Akkawäh's nicht nur körperlich tiefgeschwächt, sondern auch gemüthlich angegriffen nach Manäke zurückgekommen, wo er seine Familie traf, um von da nach seiner indianischen Heimath Kumäke weiter zu eilen. Er bedurfte einer Erholung und vor Allem einer geistigen Erfrischung. Aber wo anders sollte er diese suchen, als in neuer Arbeit für die Sache seines Herrn, in neuem Suchen und Retten verlorener Seelen? Es gieng ihm wie seinem Herrn und Meister, zu dem die Jünger sprachen: Rabbi, iß. Er aber sprach zu ihnen: Ich habe eine Speise zu essen, davon ihr nicht wisset. Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

Er zog, nachdem kaum seine halb erblindeten Augen geheilt und seine Kräfte nothdürftig wiederhergestellt waren, Fluß ab- und aufwärts, um die Erweckten zu stärken und die im geistlichen Tode Liegenden durch das Wort des Geistes ins Leben zu rufen. Seine Gattin theilt uns aus jener Zeit (etwa Anfang 1846) einzelne Züge aus seinem Wirken mit. „Halbwegs zwischen Kumäke und Manäke," schreibt sie, „befand sich eine schöne indianische Niederlassung. Sie

lag auf einem Hügel, rings umgeben von dichtem Urwald. Dort wohnte ein Häuptling, der zugleich ein Zauberer war und drei Frauen hatte.*) Seine erste Frau, die bereits alt war, aber gleichwohl den ersten Rang im Hause einnahm, hörte dem Evangelium, das mein Mann häufig dort verkündigte, gerne zu und glaubte daran, obwohl sie es geheim hielt. Wenn mein Mann dahin kam, so wollte der Häuptling sich nicht zu uns gesellen; er lag aber häufig in der Nähe in einer Hängematte und hörte dem Wort insgeheim zu. Er hatte eine erwachsene wohlgebildete Tochter, die er, wie er sagte, dem großen Geist zum Weibe geben wollte und sie zu dem Ende drei Mondnächte lang im Walde aussetzte. Mein Mann sprach oft und ernstlich mit ihm und bat ihn, seine Tochter im Evangelium unterrichten zu lassen und sie nicht dem bösen Geiste, sondern dem Herrn Jesus zu weihen; allein vergebens. Siehe, da starb das Mädchen plötzlich. Der Finger Gottes offenbarte sich so augenscheinlich in diesem auffallenden Ereigniß, daß nicht blos der Zauberer selbst, sondern Alle, die davon Kunde erhielten, auf's tiefste erschüttert wurden."

„Bei einer unsrer Reisen in jener Zeit," schreibt Frau Meyer an einer andern Stelle, „hatten wir nur wenige Indianer auf ihren Niederlassungen zu Hause getroffen. Auf unsrem Heimweg aber fanden wir zwei alte Leute, einen Mann und seine Frau, die zugleich mit uns am nemlichen Orte mit ihrem Boote landeten. Mein Mann legte ihnen das Evangelium aus, das sie willig und mit Freuden aufnahmen. Der Mann war ein alter Zauberer; aber die Wahrheit machte gleich beim ersten Mal solchen Eindruck auf ihn, daß er mit uns nach Kumäke kam, sich taufen ließ und bis an seinen Tod ein treuer Jünger Jesu wurde. Er starb nur wenige Tage nach meinem Mann, und auch seine Frau überlebte ihn nicht lange."

---

*) Unser Titelbild stellt die Einweihungsfeierlichkeit dar, durch welche ein Indianer in den Orden der Zauberer aufgenommen wird. Er hat eine Art von Dampfbad in einer Hütte durchzumachen, wie es auf dem Bilde dargestellt ist. Biegsame Baumstämmchen sind in den Boden gesteckt und nach oben gegen die Mitte eingebogen und verbunden, so daß ein ovales Gewölbe entsteht. Darüber sind Matten und Kleider gelegt. In der Mitte des Gemachs befindet sich ein Lager von Sand, auf das eine Anzahl großer glatter Steine gelegt ist. Diese werden erhitzt und dann mit Wasser begossen, wodurch Dampf entsteht. Diese Einhüllung in Dampf scheint von wesentlicher Bedeutung für den Einzuweihenden zu sein. Einzelne Zauberer verrichten dann umhergehend verschiedene seltsame Ceremonien, welche die Einweihung vollenden.

Alljährlich pflegte Meyer ein oder etliche Mal einen Besuch in Neu-Amsterdam, der Stadt an der Mündung des Berbice, zu machen, um für sich und die Seinen die nöthigsten Lebensbedürfnisse einzukaufen. Es mochte im Januar oder Februar des Jahres 1846 sein, daß er einen neuen Ausflug dahin unternahm. Er war sehr schwach und angegriffen, als er in der Stadt eintraf, und jeder Andere wäre zufrieden gewesen, wenn er über die nothwendigsten äußeren Geschäfte glücklich hinübergekommen wäre, um dann vielleicht noch für einige Tage im Kreise theurer Freunde auszuruhen. Unsrem Meyer war es unmöglich, irgendwo zu verweilen, ohne zugleich für seinen Herrn zu wirken und Seelen zum Reiche Gottes einzuladen. Er wohnte in dem Hause einer eifrigen Jüngerin, die früher durch ihn aus der Eitelkeit dieser Welt gerettet und zur Erkenntniß der Wahrheit geführt worden war. Hier hielt er alle Tage Versammlungen, predigte auf den Straßen und Märkten und suchte die Einzelnen auf, bei denen er etwas Gutes schaffen zu können hoffte. Als er vernahm, daß ein Mörder im Gefängniß lag und auf seine nahe Hinrichtung sich bereitete, fand Meyer keine Ruhe, bis er zweimal die Erlaubniß erhalten hatte, ihn zu besuchen. Aber seine Unterredungen mit dem Unglücklichen, seine Bitten und Thränen, sein brünstiges Flehen mit ihm und für ihn blieben fruchtlos; der verhärtete Mensch wies mit Hohn allen Zuspruch von sich und starb in seinen Sünden. Diese Erfahrung fiel so schwer auf Meyer's Gemüth, daß er sogar körperlich darunter litt. Er kehrte gedrückter und schwermüthiger als je nach Kumäke zurück.

Die Freunde an der Küste, insbesondere die Missionare Strong und Aveline am Demerara, folgten mit innigster Theilnahme dem Gang der Dinge in Kumäke. Sie freuten sich und priesen Gott über dem, was der Geist des Herrn an den Seelen der Indianer that; aber sie zitterten auch für das Leben des theuern Knechtes, durch dessen Hand das Werk des Herrn so gesegneten Fortgang nahm. Die Sorge um ihn und seine Familie stieg mit den schmerzlichen Nachrichten, die von Meyer's Gesundheit einliefen. Es war ihnen nicht mehr genug, allerlei Erquickung und Stärkung durch andere Boten dahin zu senden; sie fühlten, daß ein eigener persönlicher Besuch von Nöthen war. Missionar Strong (in Petershall) hatte bis dahin das Werk in Kumäke noch nicht mit eigenen Augen gesehen. Nun beschloß er, mit Aveline und einigen eingeborenen Brüdern selbst

dahin zu eilen, um zu sehen, was für die einsamen und schwer geprüften Geschwister könnte gethan werden. Es war im April 1846, daß die Reisegesellschaft nach Kumäke aufbrach. Strong selbst schildert mit lebendigen Farben die mühevolle Fahrt den Berbice hinauf, der „viel tiefer und breiter ist als der Demerara, unzählige Krümmungen hat und sich von dem letzteren besonders dadurch unterscheidet, daß er an so vielen offenen Savannen vorüberströmt und an seinen Ufern mit prachtvollen Palmen reich besetzt ist." . . . „Nach viertägigem Rudern kamen wir endlich Abends acht Uhr am Fuß des abschüssigen Hügels an, auf welchem das Indianerdorf Kumäke liegt. Wir wurden herzlich von den Geschwistern und den eingeborenen Christen empfangen, fanden aber unsern Bruder Meyer sehr gedrückt und niedergeschlagen, — eine Folge seiner letzten Reise in die Stadt, auf der er sich übermäßig angestrengt hatte. Wir brachten mit uns einen schönen Vorrath an Schiffszwieback, Mehl, Zucker, Thee ꝛc. Abends kamen die Indianer in Meyer's Haus zum Abendgottesdienst, wo er in ihrer eigenen Sprache mit großem Ernst und besonderer Salbung über eine Bibelstelle sprach. Dann hatten wir noch vor Schlafengehen Gebet und Besprechung über des Herrn Werk in dieser Gegend, konnten aber nicht umhin, zu bemerken, wie tief erschüttert Meyer's ganze Constitution war in Folge seiner Anstrengungen, Entbehrungen und Mühsale. Auch Schwester Meyer und ihre drei Kinder litten an ihrer Gesundheit; der neugeborene Knabe war kürzlich erst sehr krank gewesen und sah elend aus. Es war auch unmöglich, daß sie hätten gesund und kräftig bleiben können. Ihre häufigen Reisen und nächtlichen Fahrten auf dem Boot, wobei sie bald der schädlichen Nachtluft, bald der Sonne und dem Regen ausgesetzt waren, das Leben in den elenden Hütten, die überall Wind und Wetter durchließen, die ungenügende Nahrung, der Mangel an Pflege, — dieß Alles mußte nothwendig die Kraft und Gesundheit dieser lieben Geschwister untergraben. Auch konnten wir nicht hoffen, daß darin sich etwas ändern lasse; Meyer beharrte darauf, um der Indianer willen zu leben wie sie, und mitten unter ihnen nach ihrer Weise sich zu bewegen. So konnten wir nichts anders thun, als diese lieben Geschwister auf's Neue Dem zu empfehlen, der sie bisher erhalten und die selbstverläugnende Arbeit Seines Kindes und Knechtes so wunderbar gesegnet hatte. Unser Besuch dauerte nur kurz, aber doch lange genug, um wahrnehmen zu können, was für eine schöne Ordnung unter

den eingeborenen Christen herrschte, wie hoch sie das Wort Gottes schätzten, wie fleißig und regelmäßig sie zum Gottesdienst und zur Auslegung der Schrift sich einfanden, und wie erfreulich sie in der Gnade und Erkenntniß unsres Herrn Jesu Christi wuchsen. . . . . Nachdem wir versucht hatten, das Gemüth unsres Bruders Meyer aufzurichten, während unsre Gebete und Thränen mit denen seiner Gattin und der gläubigen Indianer um seine dauernde Genesung sich vermengten, nahmen wir mit erster Morgenfrühe Abschied von dieser theuern Gemeinde, die aus der Wildniß des Waldes sich zum Herrn gesammelt hatte, und wandten unser Angesicht wieder der fernen Heimath zu. . . ."

Strong hatte eine Reihe herzlicher Zuschriften von den Brüdern an der Küste für Meyer mitgebracht. Diese Briefe, zusamt dem persönlichen Besuch der theuern Freunde, waren dem leidenden Bruder eine reichere Erquickung, als alle die mitgekommenen Vorräthe an Lebensmitteln. Wir können uns nicht enthalten, aus einigen dieser Briefe, welche im Original in unsern Händen sind, einzelne Stellen hier mitzutheilen.

Aus Viktoria, dem Ort an der Küste, wo Meyer früher unter den Negern gearbeitet (vergl. Miss.-Mag. 1858, S. 541 ff.), schreibt einer der Brüder, Daniel French, unter dem 26. März 1846: „Wie gerne wäre ich mit den Brüdern, die Dich in Kumäke besuchen werden, zu Dir geeilt! Oft wandert mein Herz den Berbice hinauf, und wenn ich selber wählen dürfte, so wünschte ich nichts sehnlicher, als zusammen mit Dir, theurer Bruder, unter den Indianern arbeiten zu dürfen. Aber ich fühle, wie ganz unwerth ich bin, daß der Herr mich zu etwas brauchen sollte, ja wie untreu ich in dem bin, was Er mir hier (in Viktoria) aufgetragen hat. Ach, daß ich den Reichthum der Gnade Gottes in Christo besser erkennete und Seine Liebe reichlicher ausgegossen wäre in mein Herz! . . .

„Ich hoffe, daß unsre indianischen Brüder in der Wahrheit zunehmen und in der Kraft des Glaubens die Tücken des Satans überwinden lernen, der sie gerne in die Welt und ihre Lust zurückziehen und auf den Namen Jesu Schmach bringen möchte. Besonders verlangt mich zu erfahren, wie Mabäke, Gratian, Maria, Bulliga und Colhina wandeln, und ob der junge Bell sie noch immer zu verführen sucht. Kommt der junge Häuptling nun zur Versammlung, um das Wort Gottes zu hören? Ist der arme Frederik wiederhergestellt? Wie

geht es der armen Frau in der Savanne und ihrem Manne? Geht es mit Bruder Cable vorwärts und ist er willig, sich vom Herrn in Seinem Dienste brauchen zu lassen? Hat der Herr noch Andere von der Plantage 'Content' zu Seinem Volke gesammelt? Ach, ich fühle mich so innig verbunden mit allen diesen Brüdern....

„Es machte mir neulich große Freude, mit einem jungen Bruder zusammenzutreffen und von ihm zu vernehmen, auf welche Weise der Herr ihn zur seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit geführt hat. Du selbst, theurer Bruder, warst das geehrte Werkzeug, ihn zum Herrn zu führen, und zwar durch die letzte Predigt, die Du hier gehalten hast. Du sprachst über die Worte aus Hebr. 2, 3: 'Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?' So siehst Du, lieber Bruder, daß, während Du von Ort zu Ort ziehst und den guten Samen ausstreust, Deine Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. . . Möge der gnädige Gott Dich und die Deinen überschwenglich segnen und Dich stärken aus Seinem Heiligthum."

Ein anderer Jünger des Herrn aus Oranien-Nassau, gleichfalls einer früheren Arbeitsstätte Meyer's (vergl. Miss.-Mag. 1858, S. 549 f.), schreibt unter dem 13. April 1846: „Ihr werdet, theuerste Geschwister, durch die liebe Reisegesellschaft als ein kleines Zeichen meiner Liebe einen Topf mit gesalzenem Fleisch für euch und zwei wollene Decken für die Kinder empfangen, was die Liebe des Herrn euch zu senden mich getrieben hat. Es ist wenig, aber ich hoffe, daß es zu gelegener Zeit kommt, euern Mangel zu ersetzen. . . . Mein theurer Bruder, ich danke Gott, daß Er Jesum in mir geoffenbart hat. Wahrlich, Gott ist unendlich reich an Gnade. Er vergibt und erläßt Sünden umsonst und verlangt nichts von uns als Gegengabe, denn daß wir hinfort nach Seiner Gerechtigkeit leben. Diese Wahrheit ist meiner Seele süß und köstlich. . . Ich bin's gewiß, daß der Name Gottes noch an Vielen unter uns wird verherrlicht werden. Du kennst wohl noch die alte Phillis und Beggy [Negerinnen]; sie sind sehr achtsam auf's Wort. Die alte Venus [auch eine Schwarze] ist schwer vom Herrn heimgesucht; sie hat den Gebrauch ihrer Beine gänzlich verloren, aber ich freue mich, sagen zu können, daß ihr inwendiger Mensch darunter gedeiht. Capitän Archey ist im Herrn entschlafen; Tomsin wandelt unanstößig. . ."

Diese und ähnliche Briefe waren für Meyer eine süße Erquickung. Sie zeigten ihm, daß der Same, den er ausgestreut, eine wahrhaftige

Lebenskraft in sich trage und unter Gottes befruchtender Gnade in den Seelen Frucht bringe zum Leben und zur Gerechtigkeit. Sie versicherten ihn aber auch, daß er selbst, obschon weit hinweggerückt aus der Gemeinschaft der Brüder, dennoch getragen sei von ihrem Gebet und ihrer Liebe. Das war Balsam für seine Seele.

Doch auch in unmittelbarer Nähe durfte er mancherlei Tröstungen Gottes erfahren. Wir haben früher von einem Holländer, Namens Sanders, geredet (vergl. Miss.-Mag. 1859, S. 363), der nicht ferne von Kumäke auf einem Platze, Namens Lana, eine Holzplantage besaß und dieselbe zuweilen von Neu-Amsterdam aus, wo er sich gewöhnlich aufhielt, zu besuchen pflegte. Er war unserem Meyer schon bei seiner ersten Ankunft in Neu-Amsterdam freundlich entgegengekommen, hatte ihn bei sich beherbergt und ihn samt seiner Familie in der ihm zugehörigen Schaluppe bis in die Nähe von Kumäke gebracht. Auch hatte derselbe ihm ein leerstehendes Haus auf seinem weit ausgedehnten Gute zur bleibenden Wohnung angeboten. Meyer mußte es ausschlagen, theils weil er völlig unabhängig von Menschen, namentlich von Weltkindern, bleiben wollte, theils weil es sein fester Entschluß war, mitten unter den Indianern und wie sie zu leben. Gleichwohl blieb ein freundliches Verhältniß zwischen Herrn Sanders und der Familie Meyer bestehen. Nun geschah es, daß Sanders eben zu der Zeit krank wurde, wo Missionar Strong von seinem Besuch bei Meyer zurückkehrte und einige Tage in Neu-Amsterdam verweilte. „Als ich davon hörte," schreibt Strong, „eilte ich ihn zu besuchen; aber ich fand ihn sehr eingenommen gegen unsern lieben Bruder Meyer in Folge der feindseligen Gerüchte, die fortwährend über ihn in Umlauf waren. Ich sprach mit eindringlicher Liebe mit ihm von dem Heil seiner Seele, suchte ihn von der Falschheit jener Gerüchte zu überzeugen und sagte ihm, daß Meyer ein wahrer und treuer Knecht unseres Herrn Jesu Christi sei. Ja, ich bat ihn, von dem theuern Bruder selbst, in dessen Nähe er sich ja so oft befinde, sich das Evangelium von der Gnade Gottes sagen zu lassen, und ich trug in mir die stille Hoffnung, daß bald die Zeit kommen würde, wo er (Sanders) an einem solchen Freund und Berather froh wäre."

Nun diese Stunde kam. Bald nach Strong's Abreise von Neu-Amsterdam nahm Sanders' Krankheit eine bedenkliche Wendung. Die Mahnungen des treuen Strong waren nicht umsonst gewesen, noch kräftiger aber wirkte die verborgene tiefe Achtung vor Meyer,

die zwar durch böse Nachreden für eine Zeitlang verdeckt, aber nicht ausgelöscht werden konnte. Das Bild eines wahren Christen gräbt sich auch in eines Weltkindes Herz tief und unauslöschlich ein, und es kommen Stunden, wo man mit Hintansetzung aller früheren Genossen der Sünde und der Eitelkeit sich ängstlich um ein Trostwort aus dem Munde eines verachteten Nazareners umsieht. So kam es auch mit Sanders. Er ließ unsrem Meyer sagen, daß er für einen Besuch von ihm sehr dankbar wäre.

Meyer eilte auf Flügeln der Liebe nach der Stadt. Es war um die Mitte des November 1846, daß er bei Sanders eintraf. Der Geist Gottes hatte kräftig vorgearbeitet, und die Angst vor der dunkeln ernsten Ewigkeit, an deren Schwelle Sanders nun nach einem elenden Sündenleben zu stehen schien, war in Gottes Hand die Pflugschaar gewesen, die den Acker seines Herzens zur Aufnahme des Wortes von der freien Gnade empfänglich machte. Meyer fand mehr als er erwartet hatte. Er konnte einem bußfertigen heilsbegierigen Sünder mit freudigem Geiste die Vergebung in Christi Blut verkündigen. Der Kranke trank die süßen Worte, die er aus des armen Missionars Munde vernahm, wie einen Labetrunk in sich hinein. Er glaubte, und genas zuerst an der Seele und dann auch nach dem Leibe. „Mein lieber Gatte," schreibt Frau Meyer, „betete auch nach seiner Rückkehr von der Stadt viel für diesen Freund, und Gott, welcher Gebet hört und erhört, vollendete sein Gnadenwerk, das auf dem Krankenbette begonnen war. Herr Sanders kam nach seiner Wiedergenesung (im Anfang des Jahres 1847) zu uns nach Kumäke und drang in meinen Gatten, ein besseres Haus für sich selbst und seine Familie zu bauen. Zu diesem Ende bat er ihn, er möchte selbst einen Platz auf seinem (Sanders') ausgedehntem Gute wählen, um darauf zu bauen und Pflanzland zu gewinnen; er wolle es gerne meinem Manne als sein freies Eigenthum verschreiben. Dieß war um so werthvoller, als die Regierung, welche Grundbesitzerin des ganzen Flußgebiets ist, nur größere Landstrecken, nicht aber kleine Stücke verkauft; auf demjenigen Lande aber, das noch nicht verkauft ist, haben nur die Indianer, nicht aber die Europäer das Recht, Häuser und Felder zu bauen. Wir waren sehr dankbar für Sanders' Anerbieten, wohl wissend, daß es eine Frucht der Liebe Gottes war, indem der Mann früher keine andere Liebe, als die zum Gelde kannte. Nun hatten schon vor einiger Zeit die gläubigen Indianer einen geräumigen Platz,

der an ihre Wohnungen angränzte, vom Busch gereinigt, um uns ein Haus darauf zu bauen, zumal da unsere Familie sich vergrößerte. Auch war bereits einiges Holz für die beabsichtigte Wohnung gehauen. Mein lieber Mann sagte Herrn Sanders, daß er diesen Platz jedem andern vorziehen würde, und erhielt sofort von ihm das Versprechen, daß er es für uns ausmessen und uns als unser freies Eigenthum zuerkennen werde."

---

2. Der Eingang zur Ruhe.

So standen die Sachen im Anfang des Jahres 1847. „So lange wir hier waren," schreibt Frau Meyer, „litt mein Mann ungemein von der tropischen Hitze dieses Landes, und sein sonst so starker Körper war durch seine unermüdlichen Arbeiten, durch seine anstrengenden Reisen und durch andere Leiden wie gebrochen. Doch schien er mit dem Anfang des neuen Jahrs wieder gleichsam aufzuleben, und dieses letzte Jahr seiner irdischen Wallfahrt war eine Zeit, in welcher er verhältnißmäßig die beste Gesundheit genoß, seit wir im Lande sind. Ja, es war wunderbar, wie der Herr unser Gott eben jetzt auf's Neue sich an ihm verherrlichte, ihm beistand, ihn segnete; man konnte es mit Augen sehen, wie die mächtige Hülfe des Herrn ihn begleitete und überall Gnade und Heil auf seiner Arbeit ruhte."

Mittlerweile war der Zeitpunkt wieder gekommen, wo Meyer mit seiner Familie die kleine Indianergemeinde in Manäke für mehrere Wochen zu besuchen pflegte. Dieß verzögerte die Ausführung des Hausbau's, und zwar um so mehr, als fast sämmtliche Familienglieder von hartnäckigen Augenentzündungen heimgesucht und in Folge davon länger als sonst in Manäke zurückgehalten wurden. Im April aber begann die große Regenzeit, welche bis Mitte August fortzudauern pflegt, und durch welche der Bau abermals aufgeschoben ward. Aus jener Zeit stammt ein Schreiben unsres Meyer, das einzige, das wir von seiner eigenen Hand besitzen. Er war nicht schreibselig, wo es sich blos um Berichterstattung von seiner Arbeit handelte. Vor Menschen wollte er am liebsten ganz und gar verborgen bleiben, wenn er nur vor seinem himmlischen Vater, der ins Verborgene sieht, offenbar war. Dieses einfache, schmucklose Schreiben, an einen nahen Verwandten in der Heimath gerichtet, giebt einen Ueberblick über sein ganzes Wirken, insbesondere unter den Indianern der Wildniß. Es

ist zugleich ein lauterer Spiegel dessen, der es geschrieben hat, und wir lassen es deßhalb, so wie es ist, hier folgen.

„Kumake am Berbice, den 23. Febr. 1847.

„Theure Geschwister, — Was das Werk betrifft, an dem ich arbeite, so däucht es mich, als ob ich mich einigermaßen mit Jakob vergleichen könnte. Nach langer mühevoller Arbeit in der Hitze des Tages und in der Kälte der Nacht bin ich durch den Segen des Herrn zwei Heere geworden; aber über dem Ringen und Mühen mit und für Gott ist meine natürliche Kraft zu Grunde gegangen, wie Jakob's Hüfte. Aber es ist genug, daß mich der Herr gesegnet hat. Ich habe oft gedacht, ich wollte wohl gerne von aller Welt vergessen sein, wenn nur diejenigen, die in dem Mitleiden Jesu für mich beten können, meiner gedächten. Diese zwei Heere oder besser Heerden, die ich oben meinte, sind zwei kleine Versammlungen von Gläubigen oder Neubekehrten aus den Indianern (hauptsächlich Arawacken), sowie einiger Neger und Mulatten am Berbicestrom, welche letztern uns aber nicht so viele Freude machen, als selbst die aus der Wildniß kommenden Indianer.

„Doch es ist nur Gnade, die aus uns das macht, was wir sein sollten, oder was wir sind zum Lobe seiner herrlichen Gnade. Unsere Schwester Kaatje [die Indianerin Katharina], bei der wir wohnen,*) ist eine theure Seele und wie eine Mutter für uns besorgt. Herumreisen und Predigen war mein hauptsächlichstes Werk, wobei es sehr Vieles zu erdulden gab, was besonders auf meine Gesundheit nachtheilig wirkte. Ich hatte z. B. oft auf heißem, ja auf glühendem Sande mit bloßen Füßen und unter glühender Sonne wandeln müssen, oft aber im Wasser bis zu den Knieen oder auch bis zu den Hüften und zum Halse, und dann in der Nacht war ich oft ohne gute Decke. Darauf als der Herr anfieng, Einige zu bekehren, und als in Folge davon dieselben getauft wurden, da erhob auch Satan seine Stimme, und Verfolgungen und üble Nachreden waren die Folge. Doch der Herr allein konnte sagen: Bis hierher und nicht weiter.

„Jetzt sind wir ziemlich ruhig und warten meistens der Schafe, die sich auf zwei Plätzen versammeln:

*) Die Geschwister Meyer hatten im letzten Jahr ihres Aufenthalts in Kumake ihr selbsterbautes Haus wieder verlassen, weil es zu ungesund war, und waren in die Wohnung der Indianerin Katharine und ihres Mannes Thomas gezogen, bis der neue Bau auf Sanders' Grundeigenthum fertig wäre.

1) in Kumäke:

Indianer	12
Neger und Mulatten . .	6
In weiterem Umkreise sind noch	
Indianer	5
Ebenso Neger	2
Gegenwärtig ausgeschlossen .	6
(Diese Letzteren sind lauter Neger und Mulatten.)	
Gestorben	3
(Einer davon, wie ich denke, unter Gottes Gericht.)	
Zusammen	34

2) beim Manäke-Bach:

Indianer	11
(wovon zwei nach dem fernen Innern gewandert sind)	
Zusammen	45

„Auch ist eine kleine Gemeine in der Stadt Neu-Amsterdam, welche an der Mündung des Stromes liegt; ich habe dort einige Frucht meiner Arbeit, aber sehr wenig Gelegenheit, mehr für sie zu thun.

„Kumäke ist ein kleines Dörflein und ungefähr 40 Stunden von Neu-Amsterdam stromaufwärts entfernt. Von Kumäke aber bis zum Manäke-Bach ist es wieder eben so weit, ebenfalls stromaufwärts. Hier reist man immer auf dem Strome, oder landeinwärts durch unfruchtbare Sandgefilde und durch das Dickicht. Diese letzteren Wege kann man nur zu Fuß gehen.

„Wir reisen (in der Regel unsere ganze Familie, ungefähr acht bis zehn Personen) in einem kleinen bedeckten Fahrzeug auf dem Strome, meistens jeden Monat, nach dem Manäke-Bach und verbleiben dort für zwei Sonntage, wo wir unsere Leute dann jeden Abend versammeln zu Gebet, Lesen und Betrachten des Wortes Gottes, und jeden Sonntag zum Brodbrechen [Abendmahl]. Das Gleiche thun wir in Kumäke, wenn wir dort sind, und auch in unserer Abwesenheit von dort thun die dortigen Brüder das Gleiche. Ich hoffe, daß sie Alle des Herrn sind, obgleich man oft Furcht für sie hat. Doch ich darf sagen, daß die Gnade an ihnen gethan hat, was oft unsern

Christen im Abendland Ehre machen würde. Auch besuchen wir meistens jeden Monat die von Kumäke entfernten Gläubigen in verschiedenen Gegenden. Dort gibt es noch einige andere Angefaßte, die aber noch nicht getauft sind aus verschiedenen Gründen. Fünf von diesen gläubigen Indianern sind früher Zauberer gewesen.

„Was unsern Lebensunterhalt betrifft, so haben wir alle unsere Sorge auf den Herrn geworfen, der für uns sorget nach seiner Verheißung. Wir haben außer unsern beiden Mädchen noch einen kleinen Sohn (Johannes) bekommen, der viel versprechend aussieht; auch leben wir der Hoffnung, noch ein viertes Kind in diesem Jahr zu begrüßen, wenn Alles glücklich geht. Wir erhalten manchmal Geld von England (von Bruder Georg Müller in Bristol nun schon drei Male), und auch die Brüder in Demerara haben uns sehr oft Lebensmittel geschickt, was wir Alles aus der Hand des Herrn annehmen. Wir leben in Kumäke in dem Hause eines unsrer Indianer, des Bruder Thomas, des Ehemanns unsrer Schwester Kaatje. Das Haus ist nach Indianer Weise gemacht. Beim Manäke-Bach haben sie uns auch ein kleines Haus gebaut, welches für unser Wohnen und die Versammlung sich schickt. Da ist kein Bretterboden, kein Fenster (doch wohl Licht genug), kein Hausgeräthe, als was wir etwa selbst mit unsern Händen roh zu machen im Stande sind. Doch ist dieß durchaus kein Grund, daß wir nicht glücklich uns fühlen könnten, sondern eher das Gegentheil. Ein anderer Punkt unseres fortgesetzten Bestrebens ist, die Sprache der Arawack-Indianer zu erlernen. Für diesen Zweck arbeite ich an einer Wörtersammlung und habe schon mehrere Abschnitte des theuern Wortes Gottes in ihre Sprache übersetzt; auch habe ich ihnen ein kleines Liederbüchlein in ihrer Sprache verfertigt, aus welchem wir oft zu unserer Erbauung singen. Gerade jetzt suche ich einige Abschnitte aus dem Worte Gottes zu drucken, wie z. B. 1 Buch Mose Cap. 1—4, Psalm 1 und 22, Jesajas 52 und 53, Johannis 1, 1—18 und Kap. 3, 1—21; auch den ersten Brief Johannis ganz und Offenbarung Cap. 1—3. Da könnt ihr wohl sehen, daß es nicht bloße Worte sind, wenn ich sage, daß wir wegen unsres Werkes nicht viel Zeit haben, euch zu schreiben. Ueberdieß müssen wir die Indianer auch lesen lehren, nachdem wir angefangen haben, ihnen Bücher in ihrer Sprache zu schreiben und zu drucken. Denn vorher wußten sie von alle dem Nichts. Auch kann sich Niemand, wer es nicht selbst erfährt, eine Vorstellung machen, was für

Mühe und Arbeit es kostet, eine solche ganz neue und noch nie bearbeitete, fremdartige Sprache zu lernen und zu schreiben; besonders wenn es vollends an einem Dollmetscher fehlt, der die englische sowohl als die Arawack-Sprache recht verstünde. Doch der Herr hat bis hieher geholfen und wird ferner helfen, soweit es seine Ehre und Gnade erfordert.

„Ueber dieß Alles muß ich noch erwähnen, wie man hier zu leben hat. Da gibt es so viele beschwerliche Dinge, wovon Ihr nichts wisset. Da gibt es sehr viele kleine Fliegen, die Einem in Mund, Nase und Augen dringen, daß man oft wie blind wird und entzündete Augen bekommt, wie denn gerade kürzlich meine liebe Gattin ganz blind war; nun aber fängt es an zu bessern. Auch gibt es, was wir 'Tschigo' nennen; das sind kleine Insekten, kleiner denn Flöhe, die graben sich in den Fuß, legen dort Eier und leben vom Safte zwischen Fleisch und Haut, was nicht geringe Schmerzen verursacht, bis man sie aus der Haut oder dem Fleisch herausgenommen, wo man oft hundert solcher Eier zu tödten hat. Dieß ist keine geringe Plage, besonders bei kleinen Kindern. Jene Operationen müssen oft Tag für Tag vorgenommen werden, so daß unsere kleine Johanna oft schreit aus vollem Halse, wenn wir die Tschigo's herauszunehmen haben; thut man das aber nicht, so kann man wohl gar nicht schlafen vor Schmerzen. Soll ich noch mehr sagen von den Stechfliegen, Ameisen, dem Moskitowurm, den Sandfliegen, der Fußkrätze, den Schlangen, Skorpionen, Holzschleichern, Tigern, der Sonne und dem Monde, wie sie uns in diesem Lande zusetzen? Von einem Tiger kann ich euch sagen, daß er beim Manäke-Bach mehrmals zu den Häusern kam und einen Hund und ein Huhn tödtete, und sodann auch ein Kind im Bette (in der Hängematte) ergreifen wollte, aber darauf von unserm lieben Indianerbruder John, der mit uns lebt und reiset, geschossen wurde. Seine Haut muß nun unsern Kindern im Fahrzeug zu einem Bette dienen.

„Meine liebe Gattin hat einen großen Theil des Werkes zu tragen, indem sie Niemand bei sich hat, als ein kleines Arawack-Mädchen, Namens Clara, die nun auch mit unsern Kindern und mit ihrer ältern Schwester Cäcilia die englische Bibel lesen lernt. Meine Gattin hat unter allen solchen Umständen viel Gnade, Gelassenheit und Geduld nöthig, — und Gott sei Dank, daß Er ihr auch ein großes Maaß davon gegeben hat.

„Meine und meiner Gattin herzlichsten Grüße an alle Freunde im Herrn. Euer Bruder Johannes Meyer."

Daß der theure Bruder überhaupt sich angeregt fühlte, den Seinen in der Heimath zu schreiben, war schon an und für sich ein Zeichen, daß er sich wohler, heiterer, frischer als sonst fühlte. Auch athmet aus dem Briefe selbst ein Geist des getrosten Muthes und glaubensvoller Zuversicht. Aber das leibliche Wohlsein, dessen er sich in den ersten Monaten des Jahres 1847 erfreute, konnte doch nur vergleichungsweise so heißen, gegenüber den furchtbaren Leiden Leibes und der Seele, denen er in der unmittelbar vorangehenden Zeit zu unterliegen in Gefahr war. Ja, was seine Freunde als den Anbruch eines neuen schöneren Tages begrüßen zu dürfen glaubten, das war nur ein täuschendes Abendroth. Seine Gattin schreibt: „Mit dem Anfang der trockenen Zeit (August), stellten sich auch seine Kopfschmerzen wieder ein; doch fühlte er sie nur in der Mitte des Tages, wo die Hitze am drückendsten war, während er Morgens und Abends in der Regel ganz wohl war."

Es war eben um diese Zeit (Anfang August 1847), daß Meyer sich anschickte, abermals einen Besuch in Neu-Amsterdam zu machen. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sollten dort wieder eingekauft werden. Zudem hatte der Herr den einsamen Geschwistern eben jetzt durch die Hand einiger Brüder in England eine neue Steuer zugesandt, welche sie in den Stand setzte, die nöthigen Einkäufe zu machen. Am Tage vor seiner Abfahrt von Kumāke war Meyer von früh bis spät mit etlichen Indianern im Wasser gestanden, um eine Beschädigung an seinem kleinen Boote auszubessern. Ein Fieber war die natürliche Folge. Aber er achtete deß nicht und trat mit zwei gläubigen Indianern im offenen Fahrzeug, ohne Schutz gegen die glühende Sonne und gegen die kühlen Nächte, die Reise an. Wie gewöhnlich, benützte er den Aufenthalt in der Stadt dazu, öffentlich und in den Häusern zu Allen zu reden, deren Ohr er zu erreichen vermochte, und Zeugniß abzulegen von der Gefahr der Unbußfertigkeit, von dem zukünftigen Gericht und von der freien Gnade im Blute Christi für Alle, die in Buße und Glauben das Geschenk Gottes annehmen. „Er schien," sagt Missionar Strong, „mehr als je zu seufzen und sich zu betrüben über den herrschenden Unglauben, über die zunehmende Verderbniß der Welt und über die Gefahr, in welche Alles um ihn her sich blindlings zu stürzen schien."

Das geheime Fieber, das er mitgebracht, brach in voller Kraft aus, und er mußte drei Tage lang, während seines Aufenthalts in der Stadt, das Bett hüten. Schwach und elend trat er die Rückreise an. Es war der letzte kurze Abschnitt seiner Pilgerschaft auf Erden. Die Zeit des ewigen Ausruhens nahte für den theuren Knecht Gottes mit raschen Schritten. Er hatte viel gearbeitet, viel gekämpft, gesenfzt, geweint, gelitten. Seine eigene Seligkeit und die Rettung der verlorenen Welt um ihn her war das einzige Ziel gewesen, nach dem er gerungen hatte sein Lebenlang. Er schrie tausendmal mit dem seligen Arnold:

Schau doch, Jesu, unsre Ketten,
Da wir mit der Kreatur
Um Erlösung schrei'n und beten
Von der Knechtschaft der Natur,
Von dem Dienst der Eitelkeiten,
Der uns noch so hart bedrückt ...

Dabei konnte er aus der innersten Wahrheit seines Wesens mit demselben Dichter hinzufügen:

Wir begehren keine Ruhe
Für das Fleisch in Ewigkeit;
Wie du's nöthig findst, so thue
Noch vor unsrer Abschiedszeit.
Aber unser Geist, der bindet
Dich im Glauben, läßt dich nicht,
Bis er die Erlösung findet,
Die dein treuer Mund verspricht.

Nach seiner Zurückkunft in Kumäke schien er sich zu erholen; doch fühlte er ununterbrochen mehr oder weniger seine peinlichen Kopfschmerzen, so daß er einmal gegen seine Gattin äußerte, er werde wohl nicht mehr lange es auszuhalten vermögen. Dabei hörte er nicht auf, den Seelen, die ihm der Herr anvertraut hatte, mit suchender Liebe nachzugehen. „Samstag den 29. August," schreibt seine Gattin, „gieng er, da die Hitze weniger drückend war, eine Stunde weit in den Wald, um Gläubige zu besuchen. Auf den Sonntag waren wir in der Gemeinde am Manäke-Bach erwartet; allein dazu fühlte sich mein Mann nicht stark genug, und deßhalb bat er die lieben Indianerbrüder, ohne ihn dahin zu gehen, damit durch sie die Gläubigen in Manäke gestärkt und Alle in Gebet und Gemeinschaft mit einander genährt würden. Auch Schwester Katharine zog mit ihnen,

so daß wir nur mit wenigen gläubigen Indianern und Mulatten in Kumäke uns befanden.

„Der Zustand meines lieben Mannes verschlimmerte sich zusehends. Am Sonntag früh, dem Tag, wo wir in Manäke erwartet wurden, bekam er Erbrechen mit Blut, nachher ein wenig Fieber; am Montag war er besser. Der Dienstag (1. Sept. 1847) brach unter beängstigenden Umständen an. Das Erbrechen kam wieder und die Fieberhitze wurde so stark, daß er einmal äußerte, er könne vor innerer Gluth es kaum aushalten; fügte aber gleich hinzu, er werde sich wohl besser fühlen, wenn der Tag kühler werde. Um drei Uhr Nachmittags wünschte er von seinem Bette in die kühlere Hängematte zu gehen; als er aber in dieselbe sich zu legen versuchte, fing sein Körper an zu sinken, während sein Haupt und die Arme auf der Hängematte ruhten. Ich glaubte, es wäre eine Schwäche, und wollte ihn wieder auf das Bett zurücktragen lassen. Niemand war in der Nähe, als ein alter blinder Indianer; den rief ich in meiner Noth herbei, daß er mir helfe, den zusammengesunkenen Kranken wieder ins Bett zurückzubringen. Der Blinde half so gut er's vermochte; aber wie wir ihn aufgenommen hatten, rief der Mann: 'Er ist ja todt!' Er war in unsern Armen verschieden, ehe wir das Lager erreichten." — Meyer war nur 33 Jahre alt geworden.

Einen so raschen Ausgang hatte Frau Meyer freilich nicht erwartet. Sie brach in einen Strom von Thränen aus, während ihre Kleinen mitweinten, ohne ihren Verlust recht zu verstehen.

Noch am gleichen Abend eilte Herr Sanders, dem ein Eilbote die schmerzliche Kunde gebracht hatte, mit seiner ganzen Familie und zwei Arbeitern von Lana herbei, um die tiefverwundete Wittwe aufzurichten. Er übernahm alle äußeren Besorgungen für das Begräbniß, das schon am folgenden Tage stattfinden mußte, und sparte weder Mühe noch Kosten, um Alles auf's Anständigste anzuordnen. Die abwesenden Indianer aber, die in Manäke sich befanden, konnten natürlich um der Entfernung willen nicht mehr zur Stunde der Beerdigung eintreffen. Dagegen sammelten sich aus der ganzen Umgegend die Gläubigen aus den Indianern und Mulatten, ja selbst viele Feinde des Evangeliums kamen, um den Mann wenigstens im Tode zu ehren, den sie im Leben oft und viel betrübt hatten. Am Mittwoch Abend um vier Uhr (2. Sept. 1847) stand um den Sarg eine große Schaar, Viele mit Thränen in den Augen, Alle still und

in sich gekehrt. Schon am Morgen des Tages hatte Frau Meyer den wackern Sanders gebeten, am Grabe seines Freundes und geistlichen Vaters ein paar Worte zu reden, und den Heiland, den er vor Kurzem erst als einen köstlichen Schatz gefunden, vor Allen frei zu bekennen. Er versprach es zu thun. „Ich hatte nicht im Sinn," schreibt Frau Meyer, „mich zu zeigen, zumal da mein Gesicht und Augen hoch aufgeschwollen waren, und ich kaum so viel sah, um für meinen Fuß den Weg zu finden. Als nun Alles bereit war und die Leute um den Sarg standen, sandte Herr Sanders zu mir ins innere Gemach und ließ mir sagen, es sei ihm unmöglich, ein Wort zu reden; der Schmerz würde ihm die Stimme ersticken. Dieß war mir außerordentlich leid und ich konnte es nicht ertragen, daß in diesem feierlichen Augenblick nicht ein Zeugniß von Christo sollte abgelegt werden. So nahm ich meine Bibel zur Hand und was ich gerade aufschlug, — es war der 37. Psalm, — das gab ich dem Bruder Cable, einem Mulatten, zu lesen, worauf mir der Herr Kraft im Geiste verlieh, Einiges zur Ermahnung derer zu reden, vor deren zänkischen Zungen der Herr meinen Mann nun verborgen hatte. Er gab mir Kraft, ihnen die Nichtigkeit dieses vergänglichen Lebens zu schildern und zu zeigen, daß, was auch Schweres dem Menschen begegnen möge, doch das Alles nichts zu bedeuten habe, wenn man nur seinen Gott und Heiland gesucht und gefunden und Ihm von Herzen gedient habe. Auch ermahnte ich die Gläubigen auszuharren bis an's Ende, wie Meyer gethan habe, damit sie auch mit ihm die Krone der Gerechtigkeit empfahen. — Es ist mir nicht mehr möglich anzugeben, was ich sprach. Ich that es nothgedrungen um der hier versammelten Seelen willen, und der Herr gab Gnade dazu. Nachdem wir darauf ein Lied gesungen, ward die Leiche in das Grab gesenkt, welches nach Indianersitte in dem Hause, das wir bewohnten, gegraben worden war, und zwar in dem großen offenen, nur mit einem drei Fuß hohen Geländer eingehägten Gemach, das uns als Versammlungs-, Wohn- und Speisezimmer diente. Es läßt sich aber nicht wohl beschreiben, was für Empfindungen nachmals durch diese stete Gegenwart des Grabes in mir hervorgerufen wurden. Nach der Einsenkung ward abermals ein Lied gesungen und damit endigte die Feier."

3. Die Tage der Wittwenschaft.

„Wie soll ich Dir," schreibt Frau Meyer wenige Wochen nach dem Heimgang ihres trefflichen Mannes an ihren Schwager in der Heimath, „wie soll ich Dir den Schmerz schildern, welcher mich betroffen hat? Aber was soll ich lange trauern und zagen für ihn, von dem ich so zuversichtlich weiß, daß Christus sein Leben und Sterben sein Gewinn war; und freudig darf ich vor dem Herrn für ihn sagen, was Paulus von sich sprach: 'Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.' 'Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.' . . .

„Nun seit mein lieber Gatte entschlafen ist, wollte Herr Sanders mich mit meinen Kindern in sein Haus (in Lana) aufnehmen, bis der Herr mir weiter meinen Weg zeige. Es dünkt Jedermann ein hartes Ding, mich und meine Kinder allein im Busche zu wissen bei den Indianern, von denen noch Viele wie Wilde umhergehen; aber was sollte ich mich fürchten? Der, welcher mich behütet, schläft noch schlummert nicht; wie könnte ich die lieben Gläubigen hier, mit welchen ich Ein Herz und Eine Seele geworden bin, so schnell verlassen, ehe ich weiß, daß Jesus, der gute Hirte, wieder einen Unterhirten hieher verordnet hat? Wäre es nicht um meiner lieben Kinder willen, ich würde unter diesen lieben Leuten bleiben, so lange ich lebe; aber Niemand kann sich denken, wie viele Schwierigkeiten es gibt mit meinen kleinen zarten Kindern, die oft krank darnieder liegen, und für deren Erziehung hier wenig geschehen kann. Ein englischer Missionar, zwei Tagreisen von hier, kam hieher, um mich im Namen seiner Gattin für einige Zeit in sein Haus einzuladen. Auch von Demerara schrieben mir die Brüder, daß sie bereit seien, mich abzuholen, sobald ich es wünsche, und ermahnen mich, vor Allem der Kinder Wohl zu bedenken. Ich warte auf den Herrn, bis Er mir Seinen Willen kund thut. Bis jetzt habe ich, meiner gegenwärtigen Umstände wegen, mich nicht entschließen können, meinen Platz zu verlassen. . . Mein böses Herz möchte öfters mit Gott rechten, warum er meinen lieben Gatten weggenommen, gerade in der Zeit, wo, was er gesäet, begann reif zu werden, wo das Werk des Herrn zu blühen anfieng und in diesem Waldesdickicht schon ein Lichtlein angezündet war.

„O Gott, wie tief fühle ich mich verwundet! Doch ich weiß, obgleich ich es jetzt noch nicht fühle, daß ich mit Hiob sagen darf: 'Er verwundet und seine Hand heilet wieder.' .. Gottes Wort war für meinen seligen Mann die Richtschnur in allen Dingen, mochte es nun für ihn oder gegen ihn sein; er hatte richtig gewandelt und ist zum Frieden gekommen. Was ich aber auch sage, ich meine nicht zu klagen; meine Seele trauet auf Gott, der mir hilft, der bis hieher geholfen hat und der Gleiche ist in Ewigkeit. Diese acht Jahre, seit ich mein irdisches Vaterland verlassen, vertrauend auf den lebendigen Gott und sein Wort, begleitend einen Knecht Gottes, welcher durchdrungen war von der Liebe Christi, — diese acht Jahre überschauend kann ich mit vollem Herzen sagen: 'Wie soll ich dem Herrn vergelten alle Wohlthat, die Er an mir gethan hat?' Nie hatte ich Ursache zu bereuen, daß ich im Glauben diesen Weg gegangen bin; was ich dahinten gelassen, das habe ich hundertfältig wieder empfangen, obwohl nach dem Worte Gottes 'mit Verfolgung', ich habe es wieder empfangen mit einem Segen und Frieden Gottes, für welchen ich keine Worte habe." —

Als die Indianerbrüder aus Manäke zurückkamen und den theuern Lehrer nicht mehr fanden, da war freilich des Weinens viel. „Sie gaben mir," schreibt Frau Meyer, „ihre Theilnahme nach ihrer Art mit stillem tiefem Schmerze zu erkennen." Kaum aber hatte die Trauerkunde die Brüder an der Küste erreicht, so brach der treue Freund Meyer's, Missionar Aveline, sofort in einem kleinen Boot mit drei Negerbrüdern auf, um die schwer geprüfte Wittwe in Kumäke zu besuchen, ihr mit Rath und That beizustehen und sie samt ihren Kindern womöglich sogleich mit sich nach der Küste zu nehmen. Als er ankam, konnte er nur in Thränen seinem Schmerze Luft machen. Es war aber eine besonders gnädige Führung Gottes, daß der öfters erwähnte Sanders nunmehr zu den Gläubigen gehörte und seinen Glauben auch ebenso frei und freudig bekannte, als er zuvor der Welt gedient hatte. Denn so konnte er und seine Frau nicht nur in wahrhaft geschwisterlicher Theilnahme sich der verlassenen Wittwe annehmen, sondern er war auch freudig bereit, den lieben Aveline, der ja nicht wie sonst in Meyer's Wohnung herbergen konnte, als Gast bei sich aufzunehmen. Freilich konnte weder er, noch Aveline mit den Indianern in ihrer Sprache reden; doch gab es Etliche, die etwas Holländisch oder Englisch verstanden, und die somit im Stande waren, den

Dollmetscher zu machen für die herzlichen Ansprachen, welche Aveline und Sanders jeweilen an sie hielten. Im Uebrigen waren die Indianerbrüder nun auf sich selbst gewiesen. Strong schreibt sehr schön: „Meyer hatte die Indianer zu Christo zu führen gesucht und durch Christum zu Gott, und als er von ihnen schied, konnte er sie getrost diesem seinem und ihrem Gott überlassen. Sein Tod betrübte sie tief und beraubte sie eines reichbegabten treuen Dieners des Neuen Bundes; aber dieser sein Tod konnte sie nicht von ihrem Glauben verrücken, noch auch nur ihren Gottesdienst unterbrechen. Meyer hatte sie gelehrt, allein auf Christum sich zu stützen und in der Kraft Seines Namens und Geistes zusammenzukommen. Sie waren als Christen Ein Geist mit dem Herrn, und der Tröster, der heilige Geist, war mit ihnen, um sie in alle Wahrheit zu leiten, ihrer Schwachheit aufzuhelfen und sie zu erinnern alles deß, das Jesus geredet hat. Indem sie so niemals auf das Amt oder auf den Knecht, der es verwaltete, verwiesen wurden, sondern auf Jesum, und nie veranlaßt wurden zu glauben, als hienge ihr Vorrecht, das sie als 'Heilige und Geliebte Gottes' hatten, oder ihre Vollmacht zu gottesdienstlichen Uebungen von der Gegenwart oder Sanktion irgend eines Menschen ab, fuhr die Gemeinde fort, sich jeden ersten Wochentag zur Betrachtung des Wortes Gottes und zum 'Brodbrechen', sowie auch an andern Abenden zum Gebet und Lob Gottes zu versammeln. Sie schütteten ihre Herzen aus in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung vor dem, in dessen Namen sie zusammenkamen, und erfuhren täglich die Wahrheit der Verheißung, daß, wo Zwei oder Drei in Seinem Namen sich versammeln, Er selbst mitten unter ihnen sein werde."

Frau Meyer war durch die heiligsten Bande und durch die theuersten Erinnerungen zu fest an Kumäke gekettet, als daß sie den Bitten ihrer Freunde, sich nach der Küste zu begeben, jetzt schon hätte Folge leisten können. Zudem erwartete sie in wenigen Wochen ihre Entbindung, so daß sie den Beschwerden der Reise nicht glaubte gewachsen zu sein. So schied Aveline mit den Negerbrüdern nach kurzem Aufenthalte von der glaubensstarken Jüngerin des Herrn, nachdem er sie dem Schutz des Hüters Israel empfohlen hatte.

Die Lage der einsamen Wittwe war in der That sehr ernst, und nur ein felsenfester, kindlicher Glaube konnte sie unter den gegebenen Umständen aufrecht erhalten. Zwar verdoppelten die eingeborenen Christen ihre Liebe und wetteiferten mit einander in allerlei Liebes-

diensten, die sie der theuern Freundin stets zu leisten bereit waren. Aber Frau Meyer war in ungewöhnlichem Maaße entblöst von alle dem, was wir nicht etwa blos zu den Bequemlichkeiten, sondern selbst zu den unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens zu rechnen gewohnt sind. Ihr seliger Mann pflegte, wie wir öfters erwähnten, Alles hinzugeben, was er besaß. Selbst die Kleidungsstücke seiner Frau schenkte er weg, wenn er irgendwo große Noth und Armuth sah, ohne zu fragen, ob jene sie entbehren könne. Als einmal die Brüder von der Küste auf Besuch kamen und der lieben Frau Meyer Stoff zu zwei Kleidern zum Geschenk brachten, da meinte ihr Mann, so schöne Dinge passen nicht für eine Missionsfrau, und verkaufte den Stoff an die Indianer. Von 50 Paar Strümpfen, die sie von England mitbekommen hatte, blieb ihr bei ihres Mannes Tod ein einziges, von den Hemden noch ein Paar, von den Leintüchern noch vier übrig; von den letzteren aber wurden zwei, ohne Frau Meyer zu fragen, dazu verwendet, die Leiche ihres Mannes einzuwickeln und zu beerdigen. Von den beiden Reisesäcken, welche sie in der Heimath zum Geschenk erhalten, sowie von dem ihres Mannes, hatte sie Jagdtaschen für die Indianer zu machen. So entblöst stand sie da zu einer Zeit, wo sie ihrer Entbindung entgegensah. Aber der Herr half wunderbarlich hindurch. Es durfte kein Mangel bei ihr einkehren. Dabei fuhr sie fort, mit den Indianern sich zu erbauen. „Ich konnte diese ganze Zeit über sehr wenig leisten," schreibt sie; „wir hatten wie früher unsre täglichen Abendversammlungen, wobei Einer der Indianer zu beten pflegte. Katharine und ich erbauten uns im Gebet und Lesen des Wortes Gottes täglich, indem sie am besten das Englische verstand."

Am 26. Sept. schlug ihre Stunde. „Es ist heute eine Woche," schreibt sie am 1. Okt. 1847 an ihren Schwager in der Schweiz, „daß mein viertes Kind, ein Mädchen, die Welt erblickte. Wir sind beide, dem Herrn sei Dank, gesund und nichts fehlt uns, als — du kannst Dir denken, wer? Diese letzten Tage fühlte ich die Wunde frisch, welche der Herr mir schlug. Hanna ist der Name des Kindes. Mein Sohn Johannes stand gestern wieder von einer sechswöchigen Krankheit auf; auch die ältere Tochter war einige Zeit krank. Letztere war besonders ihres Vaters Liebling, da sie ihm in so Manchem ähnlich ist und einen ebenso geraden aufrichtigen Charakter hat wie er. Ach, er fragte nicht nach Menschengunst und Ehre, und suchte niemals seinen Vortheil. Ich selbst bin wohl, außer daß die entzündeten Augen

mich diesen Brief fast nicht vollenden lassen. Gedenket meiner vor dem Herrn."

Die Brüder an der Küste, auf welche nun die Sorge für die Gemeinden in Kumāke und Manāke fiel, erwogen ernstlich die Frage, ob dieselben nicht nach einer andern Stelle übersiedelt werden sollten; denn der immer wachsende Verkehr auf dem Fluß (Berbice) brachte so viele Fremde nach Kumāke, daß ein schädlicher, entsittlichender Einfluß auf die gläubigen Indianer nicht ohne Grund befürchtet wurde. Missionar Aveline trug schon während seines letzten Besuchs bei der Wittwe Meyer diesen Gedanken in sich. Deßhalb beschloß er schon damals auf dem Rückweg nach Demerara eine Route einzuschlagen, die ihm vielleicht unter Gottes Leitung die Stelle zeigen würde, wo eine neue Niederlassung könnte angelegt werden. Hören wir Strong's Bericht über diese Untersuchungsreise.

„Bruder Aveline," schreibt er, „nahm bei seinem Abschied von Kumāke mehrere bekehrte Indianer mit sich, unter ihnen den lieben John, der zu den gediegensten Brüdern gehörte, und lief mit seinem Boote aus dem Hauptstrom in das Nebenflüßchen Weiruney ein, das ein wenig unterhalb Lana (wo Sanders wohnte) in den Berbice sich ergießt und zugleich mit dem Demeraraſluß in Verbindung zu stehen scheint. Nachdem sie eine gute Strecke weit hinaufgerudert waren, fanden sie den Lauf des Flüßchens so voll Krümmungen, daß sie es für rathsam hielten, den Rest des Weges [bis zum Demerara] zu Fuß zu machen. Sie befestigten deßhalb das Boot samt seiner Ladung ans Ufer, nahmen nur so viel Gepäck mit sich, als sie zu tragen vermochten, nnd wanderten nun in westlicher Richtung vorwärts, bis sie mit Einbruch der Nacht etliche verlassene Indianerhütten fanden, in welchen sie übernachteten. Am folgenden Morgen hatten sie dasselbe Flüßchen Weiruney, das sie am vorhergehenden Tag verließen, auf einem umgestürzten Baumstamm zu überschreiten. Im Lauf des Tages trafen sie unerwartet mit einer Familie Arawacken zusammen. Die Leute waren den indianischen Begleitern Aveline's (den Kumāke-Leuten) ganz und gar unbekannt; wie erstaunten sie aber, als diese armen Arawacken erklärten, sie glauben an Jesum Christum. Derselbe, sagten sie, sei der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen sei, um für die Sünder zu sterben; alle Menschen seien Sünder, aber Gott habe die Welt geliebt und Seinen einigen Sohn für sie dahingegeben, damit, wer an Ihn glaube, das ewige Leben habe; 'und wir,' fügten sie

hinzu, 'wir glauben an Jesum Christum so gut als ihr!' Auf die Frage, wie sie zu dieser Erkenntniß gekommen seien, erwiederten sie: 'Ein weißer Mann kam zu uns und sprach mit uns von diesen Dingen in unsrer Sprache; aber er blieb nur zwei Tage bei uns, versprach uns aber, uns bald wieder zu besuchen?' Da erkannten die Brüder, daß es Meyer gewesen sein müsse, der das Werkzeug dieser Bekehrung war. Man hat seitdem von diesen Indianern, die damals eben auf einer Wanderung waren, nichts mehr gesehen noch gehört; aber diese Begegnung zeigt, in welchem Umfang der Herr unsern entschlafenen Bruder gebraucht hat, ein Zeuge von der Liebe Gottes in Christo unter diesen Kindern der Wildniß zu sein.

„Zwei weitere mühsame Tagmärsche durch einen kürzlich abgebrannten Wald brachte die Wanderer endlich an das Ufer des Demerara, auf welchem sie dann rasch vollends nach Petershall [Strong's Wohnsitz] fuhren. Hier blieben die Indianerbrüder mehrere Wochen bei uns und gewannen durch ihr demüthiges und gottesfürchtiges Betragen die Liebe und Achtung der Gemeinde in vollem Maaße. Dann brach Bruder Aveline mit diesen seinen Begleitern abermals auf, zog wieder durch den abgebrannten Wald und fand endlich das zurückgelassene Boot im Weiruney-Flüßchen mit allem, was darin war, völlig unversehrt. Die Indianer lassen die Boote oder Hütten, die sie verlassen finden, ganz unberührt; es scheint in dieser Beziehung ein gegenseitiges Einverständniß unter ihnen zu bestehen, worüber sie sehr treu halten, so daß sie ihre wenige Habe überall ebenso sicher zurücklassen können, als läge sie hinter Schloß und Riegel.

„Um diese Zeit erwartete Schwester Meyer in Kumäke täglich die Rückkunft Aveline's und seiner Begleiter; aber da es gerade gänzlich an Lebensmitteln, z. B. Fischen oder Wildpret, fehlte, so war sie in nicht geringer Verlegenheit. Die gläubigen Indianer in Kumäke waren täglich ausgezogen, um irgend ein eßbares Thier zu erlegen; aber sie brachten jedesmal kaum so viel heim, als zur Stillung ihres nächsten Bedürfnisses nothwendig war. Diese Verlegenheit gieng ihnen, namentlich da sie die Gäste erwarteten, so nahe, daß sie besondere Gebetsversammlungen hielten, um den Herrn um Lebensmittel zu bitten. Kehren wir aber zu den Reisenden zurück.

„Bald nachdem sie ihr Boot aufgefunden und auf demselben eben munter den Weiruney hinabfuhren, bemerkten die Indianer am Ufer die frischen Spuren eines Tapir. Sofort giengen zwei von ihnen

an's Land, um die Fährte zu verfolgen, während Aveline im Boot blieb und mit den Uebrigen langsam flußabwärts glitt. Bald hörten diese den lauten Jubelruf der beiden Jäger, der ihnen verkündigte, daß das Wild aufgescheucht sei, und indem sie aufschauten, bemerkten sie einen gewaltigen fetten Tapir, der zum Fluß eilte, untertauchte und unter dem Wasser das andere Ufer zu gewinnen versuchte. Aveline ergriff eine geladene Flinte, die neben ihm im Boote lag, beobachtete den Tapir, wie er, nur die Schnauze über den Wasserspiegel haltend, rasch hinüber schwamm, zielte nach ihm und traf das Thier in dem Augenblick, da es am andern Ufer emporklomm, durch's Herz. Die Indianer eilten unter lautem Jubel hinüber, zerlegten das fette Thier und nahmen das Ganze mit sich nach Kumäke, wo sie am Abend zur unbeschreiblichen Freude der Indianer ankamen. Das so gewonnene Fleisch reichte für mehrere Tage und weckte bei Vielen, die die Hand des Herrn darin erkannten, die Stimme des Dankes. Denn während Er Seine Hülfe denen, die sie mit so innigem Anliegen suchten, vorzuenthalten schien, ließ er sie ungesucht eben den Brüdern zu Theil werden, um deren willen Jene sie gesucht hatten."

Mittlerweile war es der einsamen Wittwe doch klar geworden, daß sie allein nicht länger in der Wildniß zu bleiben im Stande sei. Auch das Wohl ihrer Kinder legte ihr die Pflicht auf, die Einsamkeit des Waldes zu verlassen. Sie selbst war in ihrer Gesundheit sehr angegriffen und leidend, und so sehr ihr Herz für das Wohl der Indianer brannte, so konnte sie doch nicht viel für sie thun. So kam es, daß sie, so schwer es ihr auch fiel, etwa zwei Monate nach der Geburt ihres Kindes Kumäke verließ und zu den theuren Freunden Strong in Petershall (am Demerara) übersiedelte. Als sie der Stätte ihrer Arbeiten und Leiden Lebewohl sagte und die Hügel von Kumäke einer nach dem andern aus ihren Augen schwanden, da durchdrang sie fast ein ebenso herber und durchdringender Schmerz, als da sie die Leiche ihres Gatten in das Grab sinken sah. Ihr Herz blieb bei der Gemeine der Indianer, die durch die Arbeit Meyer's gesammelt worden war, und sie fühlt sich heute noch an sie durch die Bande einer unzerstörbaren Liebe gekettet. Die gläubigen Indianer aber siedelten bald darauf nach Matara über, das nicht ferne von Lana, Sanders' Wohnsitz, liegt.

„Ich hatte nicht im Sinne," schreibt Frau Meyer, „meine lieben Indianer zu verlassen; aber meine Gesundheit war von der Art, daß

ich meinen seligen Gatten nicht lange überleben zu können glaubte. Auch nöthigte mich die Rücksicht auf meine Kinder, an eine Veränderung zu denken. So kam es, daß ich etwa zwei Monate nach der Geburt meiner Hanna Kumäke verließ. Mehrere unsrer gläubigen Indianer begleiteten mich bis Neu-Amsterdam (an der Mündung des Berbice) und blieben fast vierzehn Tage bei mir, bis ich ein Schiff fand, das mich nach Georgetown (am Demerara) brachte. Wir lebten in Petershall bei den theuern Freunden Strong noch anderthalb Jahre. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, die Küste ganz zu verlassen. Mein Gedanke war, meine älteste Tochter, welche außerordentlich zart war, einer Freundin in England zu senden, die sich erboten hatte, sie aufzunehmen und ihre Erziehung zu überwachen. Allein Herr Strong meinte, wir Alle bedürften der Erholung in der Heimath. Auch von England aus wurde uns dazu gerathen, und so nahm Herr Strong für sich selbst, seine Familie und uns Plätze auf einem Schiff, das uns nach England führen sollte. Eben um jene Zeit nahm der Herr meinen kleinen Sohn Johannes, das Ebenbild seines seligen Vaters, zu sich. Es war ein tiefer Schmerz, doch der Herr gab Kraft zu tragen. Von Petershall giengen wir in die Nähe der Stadt, um die Abfahrt des Schiffes abzuwarten. Mittlerweile luden die lieben Freunde Glover in Oranien-Nassau [vergl. Miss.-Mag. 1858, S. 550) meine älteste Tochter zu sich ein, während eine andere Freundin mir und meinen beiden übrigen Kindern ein Zimmer auf einer nahen Plantage anbot, auf welcher ihr Mann Verwalter war. Die uns angewiesene Wohnung war nur wenige Schritte von dem Hause der Familie des Verwalters entfernt und hatte früher zur Zeit, da die Sklaverei noch herrschte, dem Sklaven-Aufseher gehört. Das Zimmer selbst, das wir inne hatten, war sehr geräumig und anständig, aber schon lange nicht mehr bewohnt. Es war kein Bett darin, und ich sagte meiner Freundin, sie solle sich deßhalb keine Mühe machen, indem unser Aufenthalt ja nicht lange dauern werde. So machte ich für meine Grace, die damals sechs Jahre alt war, auf zwei Bänken ein Lager zurecht, und für mich selbst und mein neugeborenes Kindlein hängte ich die Hängematte in der Mitte des Zimmers auf. Am ersten Abend, nachdem ich die Kinder zu Bett gebracht, setzte ich mich an den Tisch, der in der Mitte stand, um zu arbeiten. Aber Grace war sehr unruhig und rief von Zeit zu Zeit: 'Mama, ich kann nicht schlafen; es steht Jemand an meinem Bette!' Ich lachte

sie aus und sagte ihr, wenn Jemand da wäre, so müßte ich ihn ja auch sehen. Sie aber schrie und bat mich, sie doch in die Hängematte zu legen. Ich meinte, es sei nichts als Eigensinn, ließ sie scharf an und hieß sie nun stille sein. Das war sie auch von da an. Einige Zeit hernach nahm ich das Licht, um zu sehen, ob sie schlafe; aber als ich vor ihr stand, ergriff mich ein wahres Entsetzen bei dem Anblick des armen Kindes. Sie warf triefend von Schweiß ihre Arme um meinen Hals, sah wie von Sinnen immer nach Einer Seite und bat mich nochmals, sie in die Hängematte zu nehmen; denn es stehe immer Jemand an ihrem Bette. Ich zögerte nun keinen Augenblick, nahm sie heraus und sagte ihr, ich wolle an ihrer Statt hier liegen. Auch keine Spur von Furcht war in mir, und doch konnte ich mir nicht vorstellen, was dem armen Kinde war. Kaum lag sie in der Hängematte, so wurde sie ruhig und schlief bald ein. Nachdem ich noch eine Zeitlang gearbeitet, empfahl ich mich und die Meinen dem Herrn, löschte das Licht und legte mich an der Stelle zur Ruhe, wo Grace gelegen war. Es war mir allerdings ganz sonderbar zu Muthe, und ich konnte lange Zeit nicht schlafen. Endlich fiel ich doch in Schlummer. Plötzlich aber wurde ich durch eine Empfindung aufgeweckt, als wenn man mir mit einem Fächer das Angesicht fächelte, was ein eiskaltes Gefühl verursachte. Im gleichen Augenblick war es, als wenn das ganze Haus zusammenfiele und alle Fenster und Thüren fortwährend zusammenschlügen. Ich stand auf und machte Licht; aber Alles war plötzlich stille. Von alle diesem sagte ich Niemand etwas; erst am Tage vor unsrer Abreise sprach ich mit meiner Freundin darüber, die uns die Wohnung angewiesen hatte. Sie erwiederte, ich hätte das Bett an einer andern Stelle aufmachen sollen, denn ich sei nicht die erste, die dergleichen erfahren hätte; sie seien aber überzeugt gewesen, ich würde mich vor nichts fürchten. Ich schlief in diesem Zimmer mehr als eine Woche; aber endlich mußte ich es doch verlassen, indem ich von den schlaflosen Nächten fieberkrank wurde. Konnte ich doch nie vor Morgen einschlafen. Ich gieng noch für einige Tage zu unsern theuren Freunden Glover's, sowie nach Viktoria; und als ich von dort Abschied nahm, begleiteten uns etliche der schwarzen Brüder zum Schiff mit einem Geschenk von 28 Hühnern, einem Schwein und einer Ziege, wofür ich für die lange Reise von Herzen dankbar war. Der Kapitän war äußerst freundlich gegen uns und der Herr geleitete uns gnädig über die große Tiefe." —

Kehren wir noch einmal zu den Indianern zurück. Nach Frau Meyer's Abgang waren die Gläubigen von Kumäke, sowie mehrere von denen in Manäke, wie erwähnt, nach der neuen Niederlassung Matara am Weiruney gezogen, theils um den verderblichen Einflüssen der Europäer weniger ausgesetzt zu sein, theils um von den Brüdern am Demerara leichter erreicht werden zu können. Sie errichteten dort ihre Hütten und legten Gärten und Felder an. Aveline, der im Drang der Liebe für diese Indianer noch ihre Sprache erlernte, besuchte sie, so oft es ihm möglich war, um sie im Glauben zu stärken und in der Erkenntniß zu fördern. Herr Sanders war ihnen ein brüderlicher Freund und that für sie, was er konnte. „Wir kommen," schreibt er selbst, „jeden Sonntag zum Gebet, zum Lesen der Schrift und zum Brodbrechen zusammen; aber mit einem tiefbetrübten Herzen sage ich es, ich fühle nicht die Gnade in mir, die ich für mich wünsche und von unsrem hochgelobten Herrn Jesus erflehe, damit ich mächtig sei, Worte des Geistes zu reden und auf meine Hörer also zu wirken, daß dem Herrn daraus eine Frucht erwachse. Wahrlich, ich bedarf viel Gnade vom Herrn dazu, und ich traue es Ihm zu, Er wird sie mir geben." — Auch der junge Indianer John und Schwester Katharine, die treue Seele, waren ein Licht und Salz in der Gemeinde. Selbst neue Bekehrungen fanden statt. „Zwei neue Familien," schreibt Aveline um's Jahr 1850 an Frau Meyer, „sind von Manäke nach Matara übergesiedelt und begehren die Taufe, nemlich Bonaparte mit Frau und Kindern, und Curtis mit seiner Familie. Bonaparte wünschte getauft zu werden, aber wir verschoben es, um seine Aufrichtigkeit noch zu prüfen. Viele fremde Indianer stellen sich an den Abenden ein, um das Wort Gottes zu hören. Als wir einmal Röm. 8 lasen und von dem Seufzen der Creatur sprachen, da sagte Einer von ihnen: 'Es ist wahr, wir leben hier nur eine kleine Weile, um unser Leben zu durchseufzen; es gibt nichts Besseres für uns, als daß wir an Gott glauben und uns umsehen nach jenem guten Ort, wo es weder Seufzen noch Tod gibt.' Der Herr gebe, daß sie sich zu Ihm bekehren! Früher kam diese kleine Gemeinde von Indianern mir vor wie ein Stück Feld mitten im Urwald, das vom üppigen Busch gereinigt und mit ausländischen Gewächsen bepflanzt worden ist, das aber, sobald der Pflanzer seine erste Ernte eingeheimst hat, wieder verlassen und verloren werden soll, um auf's Neue mit dem wilden Dickicht des Waldes zu überwachsen, als wäre niemals

eine blühende Pflanzung dagewesen. Aber mein letzter Besuch in Matara hat mir die Hoffnung gegeben, daß der Herr die Pflanzung erhalten werde, vielleicht bis zu Seiner Wiederkunft (denn die Zeit ist kurz), ja daß Er eine Reihe von aufeinander folgenden Ernten gewinnen und wohl auch noch weitere Pflanzungen in diesen Urwäldern anlegen werde. Ich brauche nicht zu sagen, auf was diese meine Hoffnung gegründet ist. Ich erwähne nur, daß John Bart, Frederik's Sohn, zur Freude Aller und besonders unsrer lieben Katharine, zur Gemeinde der Gläubigen hinzugethan und von uns nach viel Gebet und Prüfung in die Gemeinschaft aufgenommen ward. Als ich vorschlug, noch damit ein wenig zu warten, hatte er nichts dagegen einzuwenden; doch meinte er, wenn er sofort durch die Taufe ein offenes Bekenntniß zu Christo ablegen könnte, so würde er von dem Herrn eben dadurch auch eher Kraft empfangen, mit der Welt, dem Fleisch und dem Teufel siegreich zu kämpfen, als wenn er damit noch länger zögerte. Demgemäß giengen wir Alle am letzten Samstag, den ich bei ihnen zubrachte, hinab zum Fluß und John Bart wurde zur Freude Aller getauft. Am folgenden Tag (Sonntag) brach er das Brod mit uns zu Lana, und alle Gläubigen, Weiße, Schwarze und Farbige, waren des Trostes voll vor dem Herrn. Wir haben auch die Hoffnung, daß noch andere Indianer von der Savanne zu uns kommen und sich zu uns schlagen werden. Ich wiederhole es, mein letzter Besuch bei diesen theuern Seelen hat mich im tiefsten Herzensgrunde erfrischt.

„Vielleicht gelingt es uns, einen unsrer Brüder von der Küste in Matara zu stationiren. Er könnte bei Bruder Sanders in Lana, das ganz nahe ist, wohnen. Die Prüfungen und Versuchungen, denen der Letztere vermöge seines Berufs ausgesetzt ist, dauern noch immer fort und sind ein großes Hinderniß für sein geistliches Wachsthum. Den letzten Sonntag, den ich dort zubrachte, schien er sehr gedemüthigt und doch zugleich sich glücklich zu fühlen; er sprach über eine Schriftstelle in Creol-Holländisch und betete englisch. Der Herr helfe ihm durch." *)

Die Hoffnung, welche Aveline hier ausspricht, daß vielleicht einer

*) Ach, der arme Sanders hat die Welt wieder liebgewonnen, während seine Gattin, die zu Meyer's Zeit dem Trunk ergeben war, Gnade fand und eine liebe Jüngerin des Herrn geworden ist.

der Brüder von der Küste nach Matara übersiedeln würde, gieng nicht in Erfüllung; da entschloß sich der theure Knecht des Herrn, selbst dahin zu gehen und das Erbe seines Freundes Meyer anzutreten. Und er ist noch heute dort in gesegneter Arbeit. Hören wir, was er in seinem neuesten Schreiben vom 17. Nov. 1858, das er an Frau Meyer aus Matara gerichtet hat, über den Stand der Gemeinde sagt.

„Die theuern Indianer," heißt es darin, „wachsen unverkennbar in der Gnade; wenigstens von Etlichen kann ich es mit Gewißheit sagen. Aber viele von denen, die unser geliebter Bruder, Ihr seliger Gatte, einst auf Erden gesammelt hat, sind ihm nach zur Ruhe eingegangen. Die beiden Letzten, welche entschliefen, waren Quipas und seine Frau Kallena. Beide haben bis an's Ende ein gutes Zeugniß vor dem Herrn sich bewahrt. Kallena war von der Manäke-Savanne und zweite Frau des Quipas. Sie und ihre Tochter Maria waren die einzigen in Manäke, welche Glauben gehalten haben, die erstere bis an's Ende, und die letztere wird, wie ich nicht zweifle, auch treu bleiben, wie ihre Mutter. Alle Uebrigen sind abgefallen oder sie wollen wenigstens nicht zu uns kommen. Wenn wir sie in Manäke besuchen, so sind sie Christen, bis wir wieder abreisen, aber länger nicht. Auch Maria hatte einen Fall gethan, indem sie einen Zauberer zum Manne nahm, wofür sie aber der Herr innerlich gezüchtigt hat. Sie bekannte ihre Sünde und bat den Herrn um Vergebung und um Erlösung von dem ungleichen und peinlichen Joch, das sie durch ihren Ungehorsam sich auf den Hals geladen. Der Mann starb und sie ward frei. Nun ist sie eine exemplarische Christin. Vor nicht langer Zeit nahm der stumme Bassy sie zum Weibe und beide leben glücklich mit einander; natürlich Wortzänkereien kommen nicht vor. Bei ihrer Verheirathung wurden keine gegenseitige Versprechungen gegeben, weder von Liebe, noch von Gehorsam; dennoch leben sie friedlicher und glücklicher zusammen, als Viele, die alles Mögliche einander gelobt haben.

„Die liebe Katharine ist noch immer was sie war, und mehr als das; sie ist noch ganz und gar die wackere 'Kargie', nur älter, reifer an christlicher Erfahrung, reicher an Gnade und geistlichen Gaben. Sie ist in jeglichem guten Werk so eifrig als je, aber kann nicht mehr so viele Anstrengungen ertragen, als da Sie, liebe Schwester, noch in Kumäke waren. Auch John ist an Gnade gewachsen und ist mir ein Trost und eine große Hülfe in Sachen des Herrn. Er hat sein rechtes Auge im Dienst seines himmlischen Meisters eingebüßt. Ich

betrachte ihn als eine Art Diakon in der Gemeinde. Cäcilia hat viel von Krankheit gelitten und ihre Gesundheit ist noch sehr schwach; aber ich glaube, es ist der Herr, der sie in seiner anbetungswürdigen Liebe so heimgesucht hat, damit herauskomme, was in ihrem Herzen nicht nach Seinem Sinne war, und darin Raum gemacht werde für das, was Er ihr von Ewigkeit her in Gnaden zugedacht hat. Sie selbst erkennt das ganz klar. Clara (die Frau von John Bart, Frederik's Sohn) hat, obwohl noch jung im Glauben, dennoch schon von einem bitteren Kelch trinken müssen, indem der Herr ihr erstgeborenes Söhnlein von hinnen nahm. Der Kleine war ein sehr liebliches Kind und sein Gesichtchen zeigte viel Verstand. Er war allgemein geliebt und sein Tod, der ungemein rasch und unerwartet eintrat, erregte allgemeine Trauer. Nur der Gedanke, daß er nun droben zu der Schaar jener Lämmer gegangen ist, die unter des Heiland's Augen von seinen Engeln geweidet werden, tröstete die Eltern und hat auch mich getröstet. Thomas, Katharinens Mann, ist entschlafen. Ich glaube, er war ein lauterer Christ; allein mehrere Tage vor seinem Hinschied fieng er an irre zu reden, so daß er nicht mehr Zeugniß geben konnte von der Hoffnung, die in ihm war. Henry und Pitinella denken mehr an den Herrn als früher. Sie waren nette Leute, aber nur nette Weltleute! Beide hatten viel von Krankheit zu leiden, und in ihrer Trübsal fiengen sie an zum Herrn zu rufen, der das Schreien des Armen erhört. Ich glaube sagen zu können, der Herr hat ihnen leiblich und geistlich geholfen.

„Gegenwärtig haben wir 27 Indianer in unsrer engeren Gemeinschaft, von denen jedoch nur sechs, so viel ich mich erinnere, noch zu dem Erbe gehören, das mein seliger Vorgänger, Ihr lieber Gatte, mir hinterlassen hat. Aber obgleich mehrere vom Herrn, andere vom Satan hinweggenommen wurden, so nimmt die Zahl doch nicht besonders ab, vielleicht gar nicht. Von den 27 wohnen 24 hier in Matara, die übrigen drei auf entfernteren Plätzen. Außerdem haben wir Mulatten, — Abkömmlinge von indianischen Müttern und europäischen Vätern. Frau Sanders ist eine liebe Christin, ihr Mann aber ist noch nicht wieder zum Herrn zurückgekehrt. Jene grausamen Feinde in Kumäke, die einst unsern seligen Meyer so bitter geplagt haben, hat die Cholera hinweggerafft. Auch mich haben sie oft betrübt, indem sie die Herzen der Indianer gegen die Wahrheit eingenommen haben. . . .

„An Sie, theure Schwester, denken die wenigen Ueberlebenden, welche Sie noch kennen, mit der herzlichsten Liebe. Sie Alle, besonders Katharine, senden Ihnen die wärmsten Liebesgrüße. Ich aber bleibe in unveränderlicher Bruderliebe Ihr C. Aveline."

Die Arbeit Meyer's war nicht vergeblich in dem Herrn. Er hat auf keinen andern Grund gebaut, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. Auch hat er auf diesem Grunde nicht Holz, Heu oder Stoppeln, sondern Gold, Silber und köstliche Steine gebaut. So wird sein Werk auch an dem Tage, der Alles klar machen und mit Feuer prüfen wird, bleiben und er selbst wird Lohn empfahen.

Ehe Meyer's Fuß in jene Wildnisse des Urwaldes drang, war Alles Finsterniß und Todesschatten. Der dumpfe Schlag der Art, des Jägers wilder Ruf, des Bootsmannes Lied, des Betrunkenen Geheul, des Zauberers unheimliche Stimme, des Aufsehers Peitsche, des Sklaven Jammerton, — das waren die einzigen Laute, die ihr Echo in der Stille des Urwalds fanden und das tiefe Schweigen der Einöde unterbrachen. Aber die Stimme des Gebets oder das Loblied auf den Namen Jesu kannten die oberen Ufer des Berbice und Demerara nicht, bis der theure Knecht des Herrn sie weckte, dessen Leib nun auf Hoffnung in dem Sandboden einer Indianerhütte ruht. Die Stämme der Arawacken und Akkawäh's mögen wohl nach dem geheimnißvollen Rath des Herrn aus der Reihe der Nationen verschwinden, der Ton ihrer seltsamen Sprache verstummen und vielleicht kaum noch das Gedächtniß ihres Namens übrig bleiben; aber an dem Tage, wo der Herr der Herrlichkeit die Großen und die Kleinen, die Weißen und die Farbigen, aus allen Nationen der Erde um Seinen Stuhl sammeln wird, um nach den aufgeschlagenen Büchern einem Jeglichen sein Theil zu geben, da werden auch Namen der Arawacken und Akkawäh's, der Neger und Mulatten in dem Buch des Lebens stehen, — Namen, die durch Meyer's Dienst für die Ewigkeit gewonnen und dem Lamme zugeführt wurden.

Register.

Abarry, Fluß, 361.
Abel, Prof., 515.
Abobbi, Insel, 108.
Adaglu, westafr. Berg, 55.
Agra, ind. Stadt, 333. 338.
Ahmednagger, Indien, 528.
Akkawäh-Indianer, 365, 438.
—, Zauberer unter denselben, 444 ff., 547.
Akrah, Westafr., 38 f.
Akropong, 39. 45.
Akwapem, Gebirge, 54 f.
Allahabad, 147.
Allen, Capitän, 106. 108.
Alvaneri, Indien, 282.
Alwar, Indien, 333.
Amboises-Bucht, 104 f.
Ames, britt. Beamter, 243. f.
Amoy, 200.
Andreä, Valentin, 487 f.
Anno-boom, Insel, 88 f.
Arawa, Indianerdorf, 354.
Arawacken, 350 ff., 426 ff.
Arcot-Mission, 530.
Armenier, 14.
Asanti, Westafr., 52.
Ashmun, 34.
Audh (Ayodhya), Stadt, 141.
—, Königin von, 138 f.
—, Königreich, 61, 145.
—, Proklamation d. Königin von, 138 f.
Aveline, Miss., 354 ff., 439 ff., 548 ff.
Ayres, Dr., 34.

Babu Ramgopal Ghose, Hindu, 137 f.
Baghtschejuk, Türkei, 422.
Baraka, Westafr., 418.
Bardili, Prof., 403.
Baylis, F., Miss., 249. 255.
Bebek, Türkei, 421.
Becroft, Capitän, 93.
Benares, 145.
Benin, Westafr., 36.
Bengel, J. A., 492, 497.
Berbice, Fluß, 353 ff., 425 ff., 549 ff.
Berlin, Guaiana, 354.
Bernau, Miss., 354.
Besigheim, Würtemberg, 503.
Bevölkerung der Erde, 146, 188 ff.
Bibelgesellschaft, britt. u. ausländ., 307 f.
Bibel, die, in Indien, 82.
Bibelträger in Constantinopel, 24.
Bimbia, Westafr., 91, 100.
Birks, Pred., 328.
Bischof v. Carlisle, 327.
— v. London, 308.
— v. Victoria, s. Smith.
Bliß, Agent d. nordamerik. Bibelges., 24.
Blumhardt, Barbara, 397.
—, Gottlieb, 393 ff., 485 ff.,
—, Matthäus, 406, 519 f.
Boers, Südafr., 197 ff.
Bombay, Mission in, 528.
—, Proklamation der Königin v. England in, 130 ff.
Boswell, Caplan, 264.
Bowen, Dr., Bischof v. Sierra Leone, 465 ff.
Bramanen-Kaste, 60.
Bramanen und Muhamedaner, 123 ff., 538.
Brander, Capitän, 147.
Bremer, Sir George, 156.
Bubies, Volk, 89.

Buddhismus, 171.
Burkhardt, Pred., 509,
Butler, W., Miss. Dr., 392.

Calwer Bibelwerk, armenische Uebers., 423.
Cambridge, Universität, 260 f.
Cameruns, Westafr., 91, 100.
Canarese Messenger („kanaresischer Bote"), 543.
Canning, Vicekönig in Indien, 132.
Canton, s. Kanton.
Cap Coast, 38.
Cap Palmas, 342.
Cawnpore, s. Khanpur.
Ceylon, 528.
Chacon, span. Gouverneur, 94 ff.
Chichester, Graf, 320.
Chlodwig, Frankenkönig, 72.
Chinesische Fest- und Feierzeichen, 182 ff.
— Gewerbe, 164. 173 f.
— Grabmäler, 177.
— Polizei, 157.
— Religionslehre, 170 f.
— Tempel, 174 ff.
— Wohnungen, 162 f.
— Zeiteintheilung, 183 f.
— Zeitungen, 166.
Chinesischer Götterschrein, 158.
— Kultus, 172 ff., 185 ff.
Chinesisches Gebet, 179.
China, Mission in, 325 f.
—, Protestanten in, 225.
—, römisch-kath. Kirche in, 225.
—, Staatsverträge mit, 216 ff., 224 ff.
Christenthumsgesellschaft, deutsche, 501 ff.
Christian Vernacular Education Society, 543.
Christoph, Herzog v. Würtemberg, 402. 486 f.
Clarence, Stadt, 91 f.
Clerk, Sir George, 118 ff.
—, Erklärungen über d. ind. Unterrichtswesen, 120 f.
Close, Francis, Dekan v. Carlisle, 476.
Coan, Miss., 527.
Collegium, prot., von Malta, 299 ff.
Confuzius, 177.
Corentyn, Fluß, 353 ff.
Corpus Christi College, 261.
Cullen, britt. Resident, 248 f.

Dahome, Westafr., 36, 52.
Dakhena Randscha Mukerdscha, 121 f.
Dameh, Insel, 108.
Dann, Diakonus, 410.
Delhi, 74. 143 f.
Demerara, Fluß, 353 ff., 448 f., 549 ff.
Detroit, amerik. Stadt, 417.
Diarbekir, 526.
Diboll, Miss., 92 f.
Dihra Duhn, ind. Dorf, 336.
Drück, Prof., 403.
Dscheipur, ind. Stadt, 333.
Dschiddah, arabische Küstenstadt, 31.
Duff, Miss. Dr., 479.
—, Missionsschiff, 480 ff., 511.
Dumergue, Pred., 262, 276.
Dwight, Miss. Dr., 10.

Eberhard, Herzog v. Würtemberg, 487.
Edeyenkady, Missionsverein in, 143.
Elgin, Lord, 203 ff.
Ellis, Miss., 317.
Elmina, westafr. Fort, 37.
Essequibo, Fluß, 348 ff.
Ettensperger, Lehrer, 411.
Every, Charles, Miss., 284.
Ewe, westafr. Volk, 52.
Exeterhalle, 297 f.

Fante-Land, Westafr., 52.
Fattehpur, ind. Station, 139 f.
Fenn, David, Miss., 278 ff.
Fernando Po, 85 ff., 322.
Fetischdienst, 49 f.
Fischer, Caplan, 142.
—, Miss., 351.
Flatt, Jeremias, 406, 520.
Freeman (Fuad Effendi), 18 ff., 306.
Freetown, 475.
French, Miss., 333. 550.
Freundschafts- und Fidschi-Inseln, 294 ff.
Friederich, Pfr., 503.
Friedrich Eugen, Herzog v. Würtemb., 412.
Friedrich, Herzog v. Würtemb., 412.
Friedrich Karl, Administrator v. Würtemberg, 402.
Friedrich Wilhelm III., König v. Preußen, 452 f.
Fuad Effendi, s. Freeman.

Gabun, Fluß, 418.
Ga-Sprache, 42.
—, Volk, 52.
Georgetown, 439 ff., 570.
Glover, Kaufmann, 570.
Gobat, Bischof, 300.
Goldküste, 33 ff., 51.
—, allgem. Charakter derselben, 43 ff.
Gopinath Nandy, Prediger, 139.

Gregson, Miss., 142.
Gros, Baron, 210 f.
Guaiana, 345 ff.
Guinea, 35 f., 87.
Gundert, Schullehrer, 405 f., 502. 520.
Gützlaff, Miss. Dr., 450 ff.
Gwalior, ind. Stadt, 333.

Hamberg, Miss., 154.
Hamlin, Miss. Dr., 18 ff.
Handel, Pfr., 408 ff., 495.
Handt, Miss., 34.
Harmatan, 53 f.
Harris, Lord, 255.
Hartmann, Dekan, 503.
Haskioy, Türrei, 421.
Hatti-scherif, 12 f.
Hauff, Miss., 537.
Hegel, 492.
Hegele, Miss., 34.
Heinze, Miss., 39.
Henke, Miss., 39.
Herder, 496.
Henry, William, Miss., 480 ff.
Hien-fung, chin. Kaiser, 211.
Hindu's, tamulische u. malabarische, 238.
Hiong-kong, chin. Dorf, 161.
Hoff, L., Miss., 460.
Holzwarth, Miss., 39.
Hongkong, Insel, 153 ff.
Hough, James, Caplan, 269.
Humphrey, Miss., 392.
Hunter, Miss., 326.
Hutchinson, Consul, 100.
Hwaschana, Mongole, 213.

Jäger, Miss., 39.
Jahresfeste, relig., in London, 298 ff.
Jänicke, Prediger, 453 ff., 511.
Janitscharen, 10 f.
Jardine Matheson, 161.
Japan, 201.
Indianer-Mission, 534 ff.
—-Stämme in Guaiana, 365 ff.
Indien, „Aufruf an alle Britten", 128.
—, Bibel in, 82.
—, britt. Offiziere in, 62.
—, Folgen der Krisis in, 537 ff.
—, Gesellschaft zur Förderung christl. Volksunterrichts in, 543.
—, Gesellschaft zur Verbreitung guter Schulbücher in, 543.
—, Hoffnungen für die Mission in, 139 f.
—, Lehranstalten in, 67 f.
Indien, Proklamation der Königin von England in, 129 ff. Falsche Uebersetzung derselben, 239 ff.
—, Religion und Kaste in, 65, 541.
—, Rückblicke auf, 57 ff., 117 ff.
—, Sprachen in, 190 ff.
—, Steuern in, 69 f.
—, Urtheil eines Hindu über, 63 ff.
—, Urtheil eines Sipahi-Offiziers über, 59 ff.
—, neuer Verwaltungsrath über, 117 ff.
—, Wirkung der Ereignisse in, 144.
Indische Mission, 323 f.
Johnson, W. A., Miss., 463 f.
Jona, Insel, 154.
Joruba-Mission, 322. s. Yoruba,
Jung-Stilling, 499.

Kabul, Feldzug nach, 59.
Kalkutta, 141.
—, Christen in, 384 ff.
—, Proklamation der Königin v. England in, 137.
—, Stadtmission in, 387.
Kamerun, Berg, 88,
Kant, Immanuel, 499.
Kanton, 155, 200 ff.
Karaiben, 165.
Karl, Herzog v. Würtemberg, 399, 488.
Kasselbasches, 422.
Khanpur, 147.
Kiernander, Miss., 386.
King, Miss. Dr., 420 f.
—, Oberst, 482.
Kißling, Miss., 34.
Knight, William, Pred., 280.
Kolapur, Indien, 528.
Konstantin, Kaiser, 218.
Koran, 8.
Kornthal, 503.
Krapf, Miss. Dr., 293.
Kumake, Indianerdorf, 358 ff., 424 ff., 546 ff.
Kurg-Mission, 322.
Kwei-liang, Mandarin, 213.

Lacroix, Miss., 478 ff.
Lacknau, 144 ff.
Lagunen, Westafr., 53.
Lamb, Miss., 335.
Lana, Plantage, 363 f., 552, 563.
Laskar's, 379 ff.
Laufen, Würtemberg, 503.
Lawrence, Sir John, 84.
Lay, chin. Dolmetscher, 213.
Leacock, Miss., 473 f.

Lechler, Miss., 154.
Leupolt, Miss., 145 f., 342.
—, Martha, 145.
Levinge, britt. Beamter in Indien, 244 f.
Liberia, 33 f., 51, 344.
Literatur, engl.-orientalische, 303.
—, christl., in Indien, 543.
Li yu mun, Wasserstraße, 155.
London, Heiden in, 377 ff.
—, Stadtmission in, 382 f.
Lowndes, Agent d. britt. Bibelges., 22.
Ludiana, ind. Stadt, 143.
Lucknow, s. Lacknau.
Lucky Spot, Indianer-Niederlass., 354.
Ludwig Eugen, Herzog v. Würtemb., 399.
Lynslager, Gouverneur, 94.

Macao, Halbinsel, 155.
Mac Leod, Dr. Norman, 318.
Madras, Bittschrift heidn. Einwohner in, 539 f.
Madura-Mission, 529.
Mahadewa Rao, Dewan in Travancore, 248.
Makka Lal, 141.
Malta, 300 ff.
Manake (Manake-Bach), Indianerdorf, 426 ff., 546 ff., 556 f.
Mandoleh, Insel, 108.
Marbach, Würtemberg, 503.
Marlborough, Herzog von, 331.
Martyn, Henry, Miss., 422.
Marmone, 443.
Marsden, Sam., Prediger, 483.
Matara, Indianer-Niederlassung, 569 ff.
Mead, Miss., 235.
Meadows, Miss., 278. 281.
Medhurst, Miss., 199.
Medland, Miss., 142.
Menge, Miss., 146.
Mesurado, Cap, 34.
Methodisten Episkopalkirche in Indien, 391 f.
Meyer, Joh., Miss., 345 ff., 425 ff. 546 ff.
— Frau, 365 ff., 428 ff., 546 ff.
Mikronesien, 533.
Miles, Vorst. des Malta-College, 307.
Milne, Miss. 199.
Mirat, 141 ff., 335.
Mission unter den Arabern. 424.
—, assyrische, 526.
— in der Bulgarei, 423.
— in China, 199 ff., 325 f., 530 f.
— auf der Goldküste, 35 ff.
— in Griechenland, 420 f.
— in Indien, 139 ff., 542 f.
Mission in Konstantinopel, 26, 421.
— auf Liberia, 38 ff.
— in Madras, 530.
—, nordarmenische, 421 ff.
— in Sierra Leone, 462 ff.
—, südarmenische, 423. f.
—, syrische, 424.
Missionare, Basler, in Westafrika, 42 f.
—, Conferenz der, in Süd-Indien, 114 ff.
— in Indien, 60 ff., 123 ff., 391 f.
Missionsbetstunde in Basel, 510.
Missionsgesellschaft, engl.-kirchl., 319 ff.
—, große amerikanische, 417 ff., 526 ff.
Missionshaus in Lacknau, 150.
Missions-Reiseprediger, 273 ff.
Missionsschule, Jänicke's, 453 ff.
Missionsverein v. Hindu's, 143.
Mittelmeer-Mission, 323.
Mögling, Miss. Dr., 322.
Mohan, Katechist, 147.
Monrovia, Kolonie, 34.
Montgomery, Kommissär in Audh, 150.
Morrison, Miss. Dr., 199.
Morse, Miss., 423.
Moser, Garnisonsprediger, 410. 519.
Mosul, 526.
Muhamedaner und Bramanen, 123 ff., 538.
Mühleisen Arnold, Miss. Dr., 293.
Muir, Beamter in Indien, 147.
Mullens, Miss., 234.
Munro, britt. Resident, 235.

Na Dauli, ind. Dorf, 334.
Nana Sahib, 147.
Nanking, Vertrag von, 203.
—-Rebellen, 204, 211.
Nanz, Pfr., 507.
Nengenenge, Westafr., 418.
Nestorianer, 526 f.
Neuseeland, 325.
Neu-Amsterdam, 362. 556 ff.
Niger-Mission, 323, 464.
Ningpo, 203.
Nordwest-Amerika-Mission, 326.
Noja, westafr. Berg, 55.
Nördlinger Schlacht, 487.
Nürtingen, Würtemberg, 394 ff.

Oetinger, Prälat, 492.
Olandebenk, Westafr., 418.
Oranien-Nassau, Negerplantage, 347. 551. 570.
Ostindische Compagnie, Aufhebung derselben, 79 ff.
—, Direktorenhof der, 77.

Ofudoku, westafr. Berg, 42.
Otschi-Sprache, 42.
— -Volk, 52.

Palamkotta, Indien, 242 f., 281.
Pande, Häuptling, 420.
Pandy, s. Tinnevelly.
Paramanathen Simon, Pred., 282.
Paulus, Kirchenrath, 492, 498.
Payne, amerik. Miss.-Bischof, 342.
Peiho, Fluß, 202, 210.
Peking, 211.
Peltzer, Pastor, 511.
Perlenstrom, 155.
Petershall, Plantage, 568 f.
Pettebone, Miss., 422.
Pfander, Miss. Dr., 293. 323.
Pierce, Miss. Dr., 392.
Pierson, Miss. Dr., 533.
Pinnock, Miss., 91.
Pomare, König v. Tahiti, 482.
Pratt, Josiah, Prediger, 319.
Pretorius, Präs. d. Boers, 198.
Prinzen-Insel, 88 f.
Pritschard, engl. Consul, 296.
Proklamation d. Königin von England, 129 ff.
— — von Audh, 138 f.
Protestantismus, Anerkennung desselben in d. Türkei, 13.
—, der, in Frankreich, Statistik, 313.
Pyritz in Pommern, 452.

Quaccoe Attah, König v. Cap Coast, 38.

Ragland, Miss., 239, 257 ff.
Rajah, 9.
Reichardt, Miss., 452 ff.
Renegat, 12 f.
Rhenius, Miss., 269. 283. 453.
Richelieu, Gouverneur, 35.
Rieger, Caplan, 410.
—, G. Conr. u. Heinr., 492.
Rigter, Miss., 25.
Riis, Miss., 39 ff.
Rio Pongas, Fluß, 473 f.
Roos, Prälat, 492.
Rösler, Prof., 514.
Rotterdam, 460.
Royston, Miss., 286.
Ryde, Australien, 480.

Sai, westafr. Berg, 55.
Saker, Miss., 91 f.
Salbach, Miss., 39.
Sammlungen f. Liebhaber christl. Wahrheit, 501.
Sanders, Holländer, 363. 552 ff.
Sandschag Sherif, heil. Fahne des Islam, 28.
Sandwich- oder Hawaii-Inseln, 531 f.
Santhal's, Volk, 324.
Sao Thome (St. Thomas), Insel, 88 f.
Sargent, Miss., 243.
Sattara, Indien, 528.
Sau-kam-pu, chin. Dorf, 162.
Savannen, 355 f.
Schanars, Volk, 230 ff., 268. 539.
Schanghai, 203 ff.
Schastras, heil. Bücher d. Hindu's, 541.
Schauffler, Miss. Dr., 26.
Scheikh Hideiat Ali, 59.
Schelling, 492.
Scherbro, Insel, 33.
Schiller, Friedr., 496.
Schmid, Bernh., Miss. in Tinnevelly, 269.
Schmidt, Miss. in Afrika, 39.
Schnurrer, Kanzler, 514. 525.
Schott, Prof., 515.
Schumann, Miss., 350.
Schwarz, Friedr., Miss., 323. 269.
Schweizerbarth, Schullehrer, 502.
Scudder, Miss., 530.
Seckendorf, Graf von, 522 ff.
Sekandra Rao, ind. Dorf, 333.
Selim Aga, s. Williams, Edward.
Semler, J. S., Prof., 497 f.
Sessing, Miss., 34.
Shaftesbury, Lord, 123. 299. 308.
Sheriff, Miss., 140.
Sierra Leone, 322. 343 f. 461.
Sivagasi, Stadt, 279.
Sklavenküste, 36. 51.
Smith, Bischof v. Viktoria, 209. ff.
—, Eli, Miss. Dr., 424.
—, Miss., 92.
Sophie Albertine v. Würtemberg, 399.
Sudra's, Volk, 247 f., 539.
Suez, Landenge, 45.
Surabscha Daula, 481.
Stanger, Miss., 40.
Stanley, Minister, 225.
—, Erklärungen über die Verwaltung Indiens, 118 ff.
Steinhofer, 492.
Steinkopf, C. F., 501 f., 517.
Stern, Miss., 145.
Stettin, 452.
Storr, Hofprediger, 410. 492.
Storrs, Miss., 146.

Straus, David, 492.
Ströhle, Prof., 401 ff.
Stromschnellen, 354 f.
St. Thomas, Insel, s. Sao Thome.
Strong, Miss., 346. 426. 548 ff.
Studenten-Vereine in England u. Irland, 195 ff.
Stuttgart, Gymnasium u. Pädagogium, 402 ff.

Tahiti-Mission, 480 f.
Taipings, 204, 221 ff.
Tambrapadni, Fluß, 269.
Tamoth Manor, Neger-Plantage, 358 ff.
Tanzimat, 14 f.
Teyen Ambu, getaufter Hindu, 140 f.
Thakombau, König d. Fidschi-Inseln, 296.
Thomas-Christen, 268.
Tien-tsin, Friedensvertrag von, 202 ff.
Tinnevelly, 143. 268. 539 f.
—, Volksaufstand in, 227 ff.
Tokat, Türkei, 421 f.
Transvaalische Republik, 197.
Travancor, 227 ff. 539 ff.
—, Volksaufstand in, 246 f.
Tschota Nagpur, 143.
Tschu-kiang, Fluß, 155.
Tübingen, theolog. Seminar, 486 ff.
— —, Organisation desselben, 489 ff.
— —, Ausschluß armer Bürger- und Handwerkssöhne von demselben, 413.
— —, Aufhebung dieses Edicts, 414.
Tucker, britt. Richter in Fattehpur, 139.
Türkisches Reich, 3 ff.
—, Anerkennung des Protestantismus, 113.
—, Gesammtbevölkerung, 8.
—, Nationalitäten, 7.
—, Religionsbekenntnisse, 8.
—, sittlicher Zerfall, 27.
—, Verbreitung der Bibel, 24.
—, Wirkungen der Mission, 26.

Ucetywayo, Häuptling, 420.
Ulrich, Herzog v. Würtemberg, 420, 486 f.
Umpande, s. Pande.
Urawly Cobra, Indianer-Niederlass., 354.
Urach, Würtemberg, 505.

Van der Kemp, 597 f.
Van Lennep, Miss., 422.
Venn, Henry, Sekretär d. kirchl. MG. 263 ff., 319 f., 477.
Verwaltungsrath, neuer, über Indien, 117 ff.
—, christl. Politik desselben, 118 ff.
—, Petitionen gegen denselben, 128 f.
Vidal, Bischof v. Sierra Leone, 465 f.
Viktoria, Bischof v., s. Smith.
—, chin. Stadt, 156.
—, Königin v. England, 129 ff.
—-Pik, Gebirge, 161.
—, Plantage, 550. 571.

Wade, chin. Dolmetscher, 213.
Waterhouse, Miss., 295.
Weeks, Bischof v. Sierra Leone, 466.
Weirunev, Fluß, 567.
Wenger, Miss., 479.
Wesley, 506.
Wheler, General, 147 f.
Whitefield, 506.
Widmann, Miss., 42.
Williams, Dr., 172.
—, Edward, (Selim Aga) 21 ff.
Wilson, Bischof, 75.
—, Miss., 36. 89. 93.
—, Pred., 77.
—, Schiffskapitän, 481.
Winchester, Miss., 422.
Winnes, Miss., 154.
Wolters, Miss., 323.
Wulff, Miss., 34.
Wylie, Richter in Kalkutta, 137. 478.

Xaver, Franz, kathol. Miss., 268.

Yoruba, (Joruba) Westafr., 36. 464.
Young, Regierungssekretär in Bombay, 131.

Zauberer unter den Indianern, 444 ff., 547.
Zeller, Inspektor, 494.
Zimmermann, Miss., 43.
Zulu's, südafr. Volk, 419 ff.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt. Die Bibel und ihre Frucht.
1. Die beiden Freunde auf dem Schlachtfeld. 2. Ein Fremdling in London. 3. Ist die Bibel Gottes Wort?

Nr. 4. 1859.

Die Bibel und ihre Frucht.

Fast mit jedem Jahrzehnt kommt in unsrer Zeit eine neue Heilmethode für die leiblichen Krankheiten auf, oder es wird ein neues Heilmittel als Universal-Arznei für alle denkbaren Uebel laut und zuversichtlich gepriesen. Die Kranken und Leidenden aller Art fallen darauf hinein, versuchen's eine Zeitlang und rühmen's über die Maaßen. Allmählig wird die Lobpreisung schwächer und die Begeisterung kühler, bis die Enttäuschung allgemein wird und das frühere Entzücken in sein Gegentheil umschlägt. Die Erfahrung ist es, an welcher das vielgerühmte Heilmittel zu Schanden wird.

Wenn aber eine Arznei seit Jahrtausenden immer und überall die gleiche Wirkung thut, wenn das gleiche Uebel immer und unter allen Umständen von dem gleichen Mittel überwunden und geheilt wird, und wenn die unläugbare und unzweifelhafte Erfahrung von Millionen solches bestätigt, so müßte derjenige eine kecke Stirne haben, der, ehe er noch selbst die Arznei nach Vorschrift bei sich anzuwenden versucht hätte, dennoch die Kraft und Wirkung des Heilmittels läugnen wollte. Und doch, — wie viele kecke Stirnen dieser Art giebt es unter uns, wenn es um das allerbewährteste Heilmittel, um das Wort Gottes, sich handelt! Wenn irgend etwas in der Welt durch tausendjährige, millionenfache und überall sich gleichbleibende Erfahrung als eine Kraft Gottes wider alle

Schäden der Menschheit sich bewährt hat, so ist es die Bibel. Wer „nach Vorschrift" dieses Mittel gebraucht, das heißt, wer das Wort Gottes mit kindlichem Glauben, mit heilsbegierigem, einfältigem Geiste und mit demüthigem Gebet liest, bei dem hat es immer und unter allen Umständen die gleiche Wirkung gethan. Es hat zuerst das Herz zur Buße erschüttert und das Gefühl des Verlorenseins geweckt; dann hat es Hoffnung auf Gnade entzündet und endlich seligen Trost, Friede und Wonne gegeben. Es hat im Leiden himmlische Erquickung, in den Tagen des Wohlseins Mäßigung und Wachsamkeit, in der Schwachheit Kraft, im Unterliegen den Sieg verliehen. Alle Stände, Stufen und Klassen der Menschen, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten und Länder haben das Gleiche erfahren. Die Frucht und Wirkung des Wortes Gottes, nach Vorschrift gebraucht, ist überall und immer die gleiche.

Nun aber treten die kecken Stirnen auf und sagen, ehe sie selbst es versucht haben: „Es ist Nichts! Es ist Täuschung, Fabel, Betrug!" — Ist das auch vernünftig? Doch wir wundern uns deß nicht. Es giebt in der Welt neben der Arznei des Wortes Gottes noch eine andere mächtig wirkende Kraft, — ein süßes, aber trunken machendes, tödtliches Gift. Es ist der selbsterwählte und mit Bewußtsein festgehaltene Unglaube. Und gleichwie die Bibel ihre Kraft von Gott hat, so steht auch hinter dem Unglauben ein unsichtbarer Treiber: der Fürst der Finsterniß. Deßhalb sagt der Apostel Paulus (2 Kor. 4, 3. 4): „Ist unser Evangelium verdeckt, so ist es unter Denen verdeckt, die verloren werden, bei welchen der Gott dieser Welt der Ungläubigen Sinne verblendet hat, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums."

In den nachfolgenden Mittheilungen tritt uns die überall sich gleichbleibende Wirkung des Wortes Gottes aufs Neue entgegen. Mögen wir dadurch veranlaßt werden, diese köstliche Arznei selbst auch zu gebrauchen, damit auch wir genesen zum ewigen Leben.

1. Die beiden Freunde auf dem Schlachtfeld.

Das Jahr 1857 wird in den Geschichtsbüchern Englands und Ostindiens für alle Zeiten als eines der dunkelsten und schwersten angezeichnet stehen. Vor 250 Jahren fiengen etliche brittische Kaufherren in London an, nach dem fernen herrlichen Indien Schiffe zu senden, um einen gewinnreichen Handel mit diesem reichsten aller Länder der Erde zu beginnen. Einige Jahrzehnte später besaßen diese Kaufherren bereits

an drei Punkten Ostindiens (in Bombay, Madras und Kalkutta) kleine Landstrecken, auf denen sie ihre Waarenhäuser und die Wohnungen für ihre Agenten errichteten. Weil aber die Gegend unsicher, die Zeit kriegerisch und das Volk der Hindu's feindselig war, so hielt man wohl auch etliche Soldaten als Schutzwache, zog um die Waarenhäuser und die andern Gebäude eine Mauer sammt Wall und Graben und machte aus der kleinen Ansiedlung eine Festung. Noch etliche Jahrzehnte später, so war das kleine Stück Land — sei's durch Kauf, oder durch Geschenke der Fürsten, oder durch List und Gewalt — so groß geworden als eine Provinz; aus der kleinen Schutzwache von Soldaten ward ein Heer von Tausenden, und aus den mit Schulden belasteten brittischen Handelsleuten wurden fürstliche Herren. Im Jahr 1757 aber sah man (bei der Stadt Plassey in Bengalen) eine kleine brittische Truppenmacht kampfbereit einem viel mächtigeren, weit überlegenen Heere der eingeborenen Könige gegenüberliegen. Die Schlacht begann, und am Abend jenes Tages stand die kleine Heldenschaar der Britten siegreich auf dem Schlachtfeld und ganz Bengalen fiel ihr als Siegesbeute in den Schooß. Das war der Anfang der Herrschaft der Engländer in Indien. Von jenem Siegestage an bei Plassey wuchs ihr indisches Reich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und hundert Jahre später (im Jahre 1857) lag ganz Indien vom Indus im Westen bis zum Bramaputra im Osten, vom schneebedeckten Himalaya im Norden bis zum Cap Comorin im äußersten Süden, als unbestrittenes Eigenthum und zugleich als das größte Reich der Erde zu den Füßen einer kleinen Korporation brittischer Kaufleute, der sogenannten Ostindischen Compagnie. Nicht weniger als 180 Millionen Menschen gehorchten den Befehlen, die von dem Direktorenhof in London ausgiengen; 100,000 eingeborene Soldaten, die sogenannten Sipahis (Sipoys), waren in allen Stücken europäischer Kriegskunst trefflich eingeübt und standen wie eine unüberwindliche, gewaltige und doch leichtbewegliche Maschine unter dem Oberbefehl brittischer Offiziere. Ueber das ganze ungeheure Reich waren englische Beamte vertheilt, welche wie Fürsten lebten, die Steuern einsammelten, Gericht hielten und über Leben und Tod entschieden. In dem Mittelpunkt des Reichs, in Kalkutta, saß der Generalgouverneur, ein Fürst der Fürsten, in königlichem Glanz und königlicher Machtfülle. Die Provinzen, an Bevölkerung und Umfang dem preußischen Staate gleich, standen unter brittischen Regierungskommissären; der Handel blühte, die Fruchtebenen Indiens trugen ihre zwei- bis dreifachen Ernten, prächtige Heerstraßen, wie das Land sie nie zuvor gesehen,

verbanden die entferntesten Theile des Reichs, die Flüsse und Ströme waren von Dampfschiffen belebt, ein Netz von Eisenbahnen, dieses Wunder der Neuzeit, war im Bau begriffen, und die Telegraphendrähte liefen von einem Ende Hindostans zum andern. Als am Ende des Jahres 1856 der Generalgouverneur Dalhousie, welcher zwei neue Provinzen dem indobrittischen Reiche einverleibt hatte, das Schiff bestieg, das ihn von Indiens Gestade nach seinem brittischen Vaterlande führen sollte, da kam die letzte Botschaft aus dem Innern des Reiches durch den elektrischen Telegraphen an ihn, und sie lautete: „Alles ist ruhig!" Ganz Indien lag, wie ein spiegelglatter See, still und friedlich da.

Wer hat nicht von den Schrecknissen eines Erdbebens gelesen? Die ganze Stadt liegt ruhig und in behaglichem Wohlsein da. Die nächtliche Dämmerung breitet ihre tiefen Schatten, wie sonst, leise und wie zum Schlummer einladend über die Bevölkerung aus. Man legt sich zur Ruhe, sorglos und zufrieden, wie sonst. Kein Lüftchen regt sich. Alles schläft. Da geht ein dumpfes, unheimliches Tosen durch die Luft. Ein Stoß kommt aus der Tiefe, schauerlich und Entsetzen erregend, wellenartig sich fortwälzend; die Mauern beben und wanken, das Gebälk geht krachend aus den Fugen, die Decken stürzen ein, die Wände brechen zusammen, die Schlummernden fahren von ihren Lagern empor, nach Rettung suchend, und Staub und grausige Nacht hüllen die Fliehenden ein; stürzende Mauern, fallende Steine begraben Diesen und Jenen und ganze Familien. Nur wenige Glückliche gewinnen das offene Feld und können kaum an die eigene Rettung glauben.

So war's, als am 10. Mai 1857 in Mirat, am 11. in Delhi die Meuterei der Sipahis ausbrach. Wie der Stoß eines Erdbebens, welcher zehn- und hundertfach von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag sich erneuert und wellenartig sich über Länder und Reiche fortwälzt, um Tausende plötzlich und unversehens zu begraben, so war's in jenen Tagen durch die ganze Nordhälfte von Indien. Wie wenn eine ganze Sammlung von wilden Thieren, von Tigern, Hyänen und Schlangen, aus ihren wohlverwahrten Behältern unversehens und plötzlich los wird, mit einem Mal über ihre Hüter und Pfleger hereinbricht, sie zerfleischt und verstümmelt, so brachen die hunderttausend Sipahis urplötzlich über ihre brittischen Offiziere und über Alles, was Christ hieß, mit unerhörter Wuth her, und was in 250 Jahren gewonnen, gebaut und geordnet worden war, das schien in diesem Sturme mit einem Schlag wie mit Besen weggefegt werden zu sollen.

Gottes Erbarmung war es, welche Englands Herrschaft in Indien gerettet hat. Er hat Gedanken des Friedens über dieß große Heidenland, und deßhalb sollte es nicht dem fluchwürdigen Regiment der Bramanen oder der Tyrannei der Muselmanen preisgegeben, sondern der Pflege eines christlichen, eines protestantischen Volkes erhalten werden. Der Herr ist es, der die Anschläge der Feinde zu nichte gemacht, den Heldenmuth der zerstreuten, geängsteten Häuflein der Britten gestählt und die Hülfe von Europa her zur rechten Stunde gesandt hat. Während im Lande umher einzelne brittische Schaaren wie Löwen kämpften und der Uebermacht der wüthenden Feinde mit unerhörtem Muthe sich erwehrten, strömten von Außen her die lang ersehnten Regimenter europäischer Truppen ins Reich, eilten auf Flügeln rettender Liebe und geführt von trefflichen Helden nach den bedrohtesten Punkten, schlugen die Heerschaaren der Meuterer Schritt für Schritt zu Boden, entsetzten die von Legionen blutgieriger Heiden belagerten Häuflein ihrer Landsleute, erstürmten die Festungen der Sipahi's und fegten die Provinzen rein von dem frevelhaften Geschlecht der Aufrührer.

Es sind damals große, herrliche Thaten nicht blos militärischen, sondern auch christlichen Heldenmuthes geschehen; doch nicht von diesen wollen wir reden, sondern von einem stillen, verborgenen Wunder der Gnade, das der Herr durch ein schwaches, zartes Werkzeug in jenen Tagen ausgerichtet hat.

Hart bei Benares, der gewaltigen Bramanenstadt am Ganges, liegt das stehende Feldlager der Britten, die sogenannten Cantonments. In stattlichen, trefflich angelegten Kasernen lagen die europäischen Truppen, während in langen Linien die Hütten der eingeborenen Sipahi's sich ausdehnten. In ihrer Nähe sind die Wohnungen und Gärten der brittischen Offiziere, etwas weiter davon die der Civilbeamten und mitten unter ihnen der ansehnliche Wohnsitz des Kommissärs von Benares, des edlen H. C. Tucker. Als der Militär-Aufstand ausbrach, da war auch Benares aufs Höchste bedroht. Die Sipahi's waren zum Ausbruch bereit und am 19. Juni 1857 hieng das Leben der Europäer an einem Faden. Schon war der Kampf entbrannt in Mitten des Feldlagers; die Geschütze donnerten, um die Meuterer sammelte sich das zu Freveln allzeit fertige Gesindel der nahen Stadt, und das Geschick des Kampfes schwankte. Da sandte der Herr einen unerklärlichen Schrecken über die Feinde und Alles stob aus einander. Von da an war Benares, wenn auch vielfach bedroht, doch außer Gefahr. Ebendeßhalb wurden hieher

die Hunderte von verwundeten und kranken Soldaten aus allen Gegenden des Kriegsschauplatzes gesandt, um hier Pflege und Genesung zu finden. Eine Reihe von Militärhospitälern ward errichtet, welche alltäglich mit neuen Kranken und Verwundeten sich füllten. Was ärztliche Kunst und menschenfreundliche Theilnahme vermochte, das ward an diesen Unglücklichen gethan. Doch nicht die schmerzlichen Verstümmelungen, die klaffenden Wunden und das verzehrende Fieber waren es, was diese heldenmüthigen Kriegsleute darniederbeugte; es war bei Vielen ein anderes, schwereres Leid, das an ihrem Herzen nagte. Es war das Heimweh nach dem fernen heimathlichen Herd, nach dem theuern Elternhause, nach Vater und Mutter, nach Weib und Kind, es war vor Allem bei manchem zarteren Gemüth das Heimweh nach dem süßen Ton der Kirchenglocken der Heimath, nach dem trostreichen Wort der christlichen Predigt, nach der Gemeinschaft mit den theuern Genossen seines Glaubens. Ach, auf dem Krankenlager im fremden, heidnischen Lande wachen auch im verhärteten Herzen tausend süße Erinnerungen auf, die sich dann, wenn dem Auge die traurige Gegenwart begegnet, in ebenso grausame und bittere Schmerzen verwandeln.

Wohl kam je und je ein englischer Kaplan in die Hospitäler, um den Unglücklichen Trost und geistliche Labung zu reichen; aber die Menge der Kranken und die übrige Last seines Amtes ließ ihm doch nicht zu, mit dem Einzelnen so recht in seine Anliegen einzutreten, und auch wo er es that, da fehlte ihm die herzgewinnende Einfalt. Siehe, da tritt eine schüchterne, zarte, anmuthsreiche Gestalt in diese Stätten des Leidens. Es ist die jugendliche Tochter des Regierungs-Kommissärs Tucker. „Sie war aufgewachsen," sagt Einer von ihr, der sie von Jugend auf kannte, „in der Fülle des Wohlstands, umgeben von Dienern, die jeden Wink ihrer jungen Herrin zu befolgen gewohnt waren, ein Bild zarter, weiblicher Anmuth. Aber in der furchtbaren Krise von 1857 fühlte sie, daß ein Jeglicher von Gott berufen sei, zu thun, was seine Hand zu thun vermochte. Auch sie wollte um Christi willen nicht zurückbleiben. Sie war in der Liebe zum Herrn entschlossen, die Militärhospitäler von Benares zu besuchen, — eine Stätte des Elends, vor der, zumal in einem tropischen Klima, tausend Andere zurückgeschreckt wären. Niemand schien weniger dazu geeignet, einen solchen Ort zu besuchen, als sie, nicht blos weil mit solchen Gängen ein gewisses Maaß von Oeffentlichkeit verbunden war, sondern auch weil dort so Vieles dem Aug' und Gemüth begegnet, was einem zarten, weiblichen Wesen so überaus peinlich und zurückstoßend

sein muß. Aber sie hat gethan, was sie konnte, und 'der Herr ist nicht ungerecht, daß er vergesse des Werks und der Arbeit der Liebe, die man bewiesen hat um Seines Namens willen.'"

Doch wir lassen die edle Tochter selbst reden.

„Eines Morgens," so erzählt sie, „besuchte ich, wie gewöhnlich, die Spitäler von Benares. Als ich in das Hauptgebäude eintrat, kam einer der Wärter zu mir und sagte, ein junger Soldat wünsche dringend, mich zu sprechen. Ich gieng nach dem bezeichneten Saal und fand da in einer Ecke auf einer der Bettstellen ein neues Gesicht. 'Ich höre, Ihr wünschet mich zu sprechen,' sagte ich zu ihm; 'ich erinnere mich nicht, Euch sonst schon gesehen zu haben.' 'Nein,' erwiederte er, 'und ebenso wenig habe ich jemals Ihr Angesicht gesehen; dennoch sind Sie mir nicht fremd; denn ich hab' oft von Ihnen reden hören.' Auf meine Frage, ob er krank oder verwundet sei, erwiederte er: 'Ich bin krank.' Dann fieng er an zu erzählen, wie er eben von Khaunpur (Cawnpore) hieher gekommen sei. 'Vielleicht,' fuhr er fort, 'hören Sie gerne meine Geschichte. Es ist schon geraume Zeit her, daß etliche Leute von meinem Regiment, — vielleicht erinnern Sie sich ihrer noch — drüben ins andere Spital kamen, um einen kranken Kameraden zu besuchen. Es mochten ihrer sechs oder acht gewesen sein. Sie, liebes Fräulein, saßen gerade am Bette eines Bergschotten und lasen ihm etwas vor. Als die Leute eintraten, standen Sie sogleich auf und sagten zu ihnen, wie dankbar Sie und alle Ihre Landsleute in Indien seien, daß diese wackern Soldaten so rasch herbeigeeilt seien, um Sie Alle zu beschützen; auch sprachen Sie Ihre lebhafte Theilnahme aus an der großen Aufgabe, welche der Soldat nun in diesem Lande auszurichten habe. Dann redeten Sie von den Gefahren, denen Jene entgegen giengen. Sie erinnerten sie, daß das Leben für alle Menschen ein Kampfplatz und Schlachtfeld sei. Zuletzt fragten Sie sie, ob sie auch Soldaten Christi seien, und ob sie auch an die Möglichkeit gedacht hätten, daß sie im Kampfe fallen könnten. Ich habe Alles gehört, was Sie in jener ganzen langen Unterhaltung zu den Leuten gesagt haben. Darauf gaben Sie einem von ihnen Ihre Bibel und ersuchten ihn, eine Stelle daraus vorzulesen. Er las den 23. Psalm und dann haben Sie mit den Leuten gebetet. Nun baten diese um ein Buch oder einen Traktat, damit sie dadurch an das erinnert würden, was Sie mit ihnen geredet, und Sie gaben den Leuten

Alles, was Sie von Schriften in Ihrer Tasche am Arm trugen. Nur für Einen Mann fand sich kein Büchlein mehr. Da nun die Compagnie, zu der jene Soldaten gehörten, noch am selben Abend abmarschiren sollten, so hatten Sie, liebes Fräulein, keine Zeit mehr, ein Buch für sie zu holen; dagegen giengen Sie in die Apotheke des Spitals und ließen sich Papier und Feder geben. Als Sie nach kurzer Zeit wieder kamen, gaben Sie das Papier dem Manne mit den Worten, Sie hofften ihn im Himmel wieder zu treffen.'

„Bei diesen Worten zog der Kranke unter seiner Bettjacke ein Blättchen Papier hervor, auf welchem ich meine Schrift, obwohl sie fast unleserlich geworden war, sogleich wieder erkannte. Es waren folgende Stellen aus 2 Kor. 5 darauf geschrieben:

'Denn wir wissen, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. (V. 1.)

'Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. (V. 7.)

'Wir müssen Alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein Jeglicher empfahe, je nach dem er gehandelt bei Leibesleben, es sei gut oder böse. (V. 10.)

'Die Liebe Christi dringet uns also; sintemal wir halten, daß, so Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben. Und Er ist darum für Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. (V. 14. 15.)

'Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden.' (V. 17.)

„Darunter stand noch das Lied:

Wie süß doch Jesu Name klingt
In eines Gläub'gen Ohr!
Er stillt den Schmerz zu allen Stunden,
Er heilet alle unsre Wunden,
Hebt über alle Furcht empor ꝛc.

'Nun,' fuhr der junge, kranke Soldat fort, 'jener Mann, dem Sie dieses Blatt gaben, war mit mir in der gleichen Compagnie; aber er war einen Tagmarsch mir voraus. Wir trafen in Khaunpur wieder zusammen und marschirten dann weiter nach Lacknau (Lucknow). So oft wir Halt machten, so war das Erste, was er that, daß er sein Papier herauszog und es denen laut vorlas, die gerne hören wollten; und dann

betete er mit uns. Auf dem Marsch aber sprach er viel von seinem alten Vater und seiner betagten Mutter und von seinem einzigen Bruder, und manchmal seufzte er, er möchte sie nur noch einmal in diesem Leben wiedersehen. Doch war er im Uebrigen sehr, sehr glücklich, und war bereit, heimzugehen, wie er sagte, sobald es Gott gefiele. Als wir uns Lacknau näherten, sprach er viel von der Ewigkeit und sagte öfters zu mir: Es ist doch etwas sehr Ernstes, geradezu in den Tod zu gehen. Ich werde diese verhängnißvolle Stadt nicht wieder verlassen.

'Wir hatten viele Gefechte, wobei wir immer neben einander kämpften. Ich selbst bin eine Waise; ich habe schon als Kind meine Eltern verloren und bin in einer Anstalt erzogen worden. Ich hatte in meinem Leben Niemand, der mich geliebt hätte. Das Leben war mir oft eine Last; aber was jenseits war, das war für mich noch dunkler und trüber; denn ich wußte nichts von einem Heiland. Aber meines Kameraden Wort und Gebet, und was er von diesem Blatte mir vorlas, das gieng mir durchs Herz. Er war so freundlich, so herzlich mit mir und nannte mich immer Bruder. Ich habe nie Jemand geliebt, bis ich ihn gefunden habe. Er hatte Jesum gefunden, und nun brachte er auch mich dahin, daß auch ich Ihn, den Herrn Jesus, lieb gewann. Ich kann nicht sagen, wie glücklich ich war, als ich endlich fühlte und wußte, ich habe einen Freund im Himmel! O, ich werde nie die Freude vergessen, die ich empfand, als mir das zum erstenmal klar ward und ich's glauben konnte, daß ich durch Christum versöhnt sei mit Gott.

'Wir hatten kein Buch, nur dieses Blatt Papier. Wir wußten es auswendig, und doch lasen wir es immer wieder, und ich weiß nicht, wer von uns Beiden es am liebsten hatte. Endlich in einem furchtbaren Kampf in einem der Gärten um Lacknau, — da traf ihn eine Kugel in die Brust. Den Schmerz kann Niemand nachfühlen, der mich ergriff, als er neben mir fiel, — der Einzige, der mich liebte. Ich kniete neben ihm auf den Boden, bis der Garten in unsern Händen war, und dann trug ich ihn zum Doktor. Aber es war zu spät, — sein Leben war am Erlöschen. Lieber, sagte er sterbend, ich gehe zuerst heim. Wir haben ja oft und gerne vom Heimgehen mit einander gesprochen; sei nicht betrübt um mich; ich bin ja so glücklich. Wie süß doch Jesu Name klingt! . . Lies mir doch die Worte, die sie uns aufschrieb. — Ich zog sie aus seiner Brusttasche, ganz mit seinem Blut bespritzt, wie Sie sehen, und las ihm die Worte. Ja, sagte er, die Liebe Christi hat auch uns gedrungen. Bald bin ich daheim. Ich werde dort dich und sie begrüßen.

Leb' wohl, lieber Bruder. — Und er war eine Leiche; ich aber war einsam, sehr, sehr einsam. Ach, es war so bitter, so schrecklich bitter! Ich kniete neben ihm und betete, und hätte so gerne auch mit ihm ziehen mögen. Dann nahm ich das Papier und steckte es in meinen Busen, wo es seitdem geblieben ist. Ich und etliche Kameraden begruben ihn im Garten. Seitdem bin ich durch manches Gefecht gegangen, und gestern bin ich mit einigen Andern hieher gekommen. Meine Kameraden und der Arzt meinen, ich sei eben nur von den Strapatzen erschöpft, ich würde bald wieder wohl sein; aber ich werde nicht mehr aufstehen. Ach, ich möchte gern an meines Freundes Seite liegen, aber das ist ja nicht möglich!'

„Er brach in Thränen aus und weinte lange und bitterlich. Ich konnte nicht reden, sondern drückte nur seine Hand. Endlich sagte er: 'Nicht wahr, Sie vergeben mir, daß ich Sie habe rufen lassen und mir solche große Freiheit herausnahm. Mein Kamerad hat oft von Ihnen gesprochen und Sie tausendmal dafür gesegnet, daß Sie ihn zu Jesu wiesen. Und er hat auch mich zu Jesu gewiesen. Wir werden bald wieder beisammen sein, — ach, und mit welcher Freude werden wir Sie einst begrüßen, liebes Fräulein, wenn Sie auch nachkommen!'

„Wir lasen darauf und beteten zusammen. Er war wieder ganz ruhig und gefaßt, als ich von meinen Knieen aufstand. Er war zu schwach, als daß er auch nur sein Haupt vom Kissen hätte aufzurichten vermocht; aber er war ganz glücklich und voll Friedens. 'Ich fühle,' sagte er, 'daß ich nicht mehr lange meine Gedanken werde zusammenfassen können. Ich habe in den letzten Wochen und Monaten so entsetzliche Dinge mit ansehen müssen. Gottlob, ich habe eine gewisse und selige Hoffnung, wenn ich nun sterbe. Ach, ich habe so Viele in furchtbarer Angst und Verzweiflung sterben sehen!' — Nun schickte ich mich an zu gehen. 'Liebes Fräulein,' sagte er, 'wenn ich gestorben bin, nicht wahr, so versprechen Sie mir, daß dieses Papier mir mit in den Sarg gegeben wird. Dieß Blatt hat mir einen Freund auf Erden erworben, der mich zu meinem Heiland im Himmel geführt hat.' Ich versprach es und gieng.

„Am folgenden Morgen eilte ich, so bald ich konnte, in den Spital, ihn zu besuchen, aber ach, wie ganz verändert fand ich ihn! Die milden braunen Augen waren gläsern und glanzlos. Er erkannte mich nicht mehr. Während der Nacht war er von der Dyssenterie in ihrer furchtbarsten Gestalt ergriffen worden. Ich faßte seine Hand in die meinige;

sie war schlaff und feucht. Drei Männer im Saal kamen zu mir und sagten: 'Er sprach von nichts als vom Heimgehen zu Jesus, bis ihn das Bewußtsein verließ.' Sie knieten mit mir zum Gebet nieder am Lager des armen Kranken. Am folgenden Tag kam ich wieder. Sein Leib lag noch immer da, aber sein Geist war wenige Minuten zuvor entflohen. Er war mit einem weißen Tuch bedeckt und die Träger standen bereit, ihn wegzunehmen. Ich zog sein Papier unter seinem Kissen hervor, wo er es hingelegt hatte, und gieng zum Apotheker. Er begleitete mich zurück zur Leiche und legte das Blatt in die Hand des Entschlafenen. Am gleichen Abend ward er zur Erde bestattet.

„Seitdem hab' ich oft daran gedacht, wie lieblich jene aus Gott geborene Freundschaft war, welche diese beiden lieben jungen Soldaten verband. Wie versüßte sie ihre letzten Tage auf Erden. Sie waren im vollen Sinne des Wortes 'Freunde in Jesu,' und obwohl ihre irdischen Ueberreste fern von einander im Grabe ruhen, so schlafen sie doch Beide in Jesu. O, was für ein herrliches Erwachen wird es sein, wenn Beide am Tage Seiner Erscheinung aus den Gräbern hervorgehen zur Auferstehung des Lebens!

„Wohl Jedem, den 'die Liebe Christi also dringet!' Wir haben Alle einen Freund im Himmel, der uns mit einer stärkeren Liebe liebt, als man auf Erden sie finden kann. Nichts vermag uns von Ihm zu scheiden, — nichts als die Sünde. Nichts aber kann uns in dieser Welt des Leids und der Thränen kräftiger trösten, als das Sehnen und Warten auf den Tag, wo wir Sein Angesicht sehen werden. Der Herr ist nahe!"

2. Ein Fremdling in London.

Aus dem Hospital von Benares eilen wir herüber übers Meer und treten in das menschenwimmelnde London. Hören wir, was uns ein christlicher Freund von dort erzählt, der selbst alles Nachfolgende mit erlebt hat.

„Es war an einem Sonntag Morgen gegen das Ende des Jahres 1845, daß allenthalben von den Thürmen der Stadt die Glocken zum Gottesdienst riefen. Die Kälte war äußerst empfindlich, und ein dicker Nebel fieng eben an, sich in Regen aufzulösen. In der Nähe der Regent-Straße sah man eine Menge wohlgekleideter Herren und Damen die Stufen einer Kapelle hinaufsteigen, in welcher eben der Gottesdienst be-

ginnen sollte. Unter ihnen war ein hochgewachsener, aber zart aussehender Jüngling, der auch in die Kapelle eintrat und da mit einer Art von Verlegenheit sich umsah. Trotz der Ungunst der Witterung trug er weder Oberrock, noch Regenschirm. Es war kein Wunder, daß er hustete; und was für ein hohler Husten das war! Wer dergleichen schon gehört hat, vergißt es nicht wieder. Mehrere der Anwesenden sahen sich bei diesem hohlen Ton unwillkührlich um, und da sie wahrnahmen, daß er ein Fremder war, winkte ihm Einer, in seinem Stuhl Platz zu nehmen, der auf einer der Gallerien, gerade der Kanzel gegenüber, sich befand. Wir erwähnen diese kleinen Umstände absichtlich, weil es eine wahre Geschichte ist, und vielleicht kommen diese Blätter einem von denen unter die Augen, die damals in jener Kapelle gegenwärtig waren.

„Der junge Mann war wirklich ein Fremdling. Er war gestern erst in der großen Weltstadt angekommen und hatte sich, müde und erschöpft, wie er war, heute auf den Weg gemacht, um ein Gotteshaus aufzusuchen, wo er das Wort des Herrn ebenso zu hören hoffte, wie er es in seiner fernen heimathlichen Dorfkirche gewohnt war. Er war traurig und niedergeschlagen; man sah es ihm an, er bedurfte des Trostes und der Aufrichtung. Er war müde und suchte Ruhe, — Ruhe eben da, wo sie allein zu finden ist, — Ruhe bei Christo. Er sehnte sich, die Wahrheit jenes schönen Liedes aufs Neue zu kosten, wie er sie viel-, vielmal zuvor geschmeckt hatte, — jenes Liedes:

Wie süß doch Jesu Name klingt
In eines Gläub'gen Ohr!
Er stillt den Schmerz zu allen Stunden,
Er heilet alle unsre Wunden,
Hebt über alle Furcht empor!

Er macht die kranke Seele heil
Und bringt den Geist zur Ruh';
Dem Wandrer auf der Wüstenreise
Führt er das Himmels-Man zur Speise,
Zur Kühlung frisches Wasser zu.

„Sein Herz schmachtete nach einer Botschaft von der Liebe seines Heilandes. Aber er fand sie nicht in den Gebeten, die der Prediger sprach, so beredt und kunstreich sie auch waren; er vermißte sie in den Liederversen, die man sang, so melodisch sie auch klangen; er vernahm sie nicht in der Predigt, — ach, sie war so schwer zu verstehen. Seine Gedanken fiengen eben an, nach Anderem umherzuschweifen, als plötzlich sein Ohr gefesselt und an den Mund des Predigers geheftet ward. Denn

nun, ja nun, sprach derselbe ja von Ihm, dem geliebten Namen, an dem seine ganze Seele hieng. Der Jüngling beugte sich horchend vorwärts; aber er konnte seinen eigenen Ohren kaum trauen. Was ist das? Der Prediger raubt dem hochgelobten Herrn Jesus seine Ehre! Er leugnet Seine Gottheit! Er räsonnirt Sein allgenugsames Verdienst, die versöhnende Kraft Seines Blutes hinweg! Er tritt das Kreuz mit Füßen; er nimmt dem Sünder seine einzige Hoffnung, den alleinigen Grund seines Heils! Er spricht von Jesus, daß er Mensch sei, aber läugnet, daß Er Gott und Mensch sei. Er stellt Ihn dar als ein Tugendvorbild, aber verwirft Ihn als das Opfer für unsere Sünden! — Der Jüngling horcht: nein, es ist nicht möglich. Armer Junge! Er weiß nicht, daß er sich in eine Kapelle der Unitarier verirrt hat, die gleich den Muhamedanern die Gottheit Christi leugnen und an die Stelle des geoffenbarten Evangeliums eine Lehre menschlicher Vernunft gestellt haben! Er weiß nicht, daß es Prediger giebt, die Sonntag für Sonntag diese gräulichen Lehren vortragen, und daß es Leute giebt, die Sonntag für Sonntag hinsitzen und dem Allem zuhören können!

„Der freundliche Herr, der ihn in seinen Stuhl eingeladen, und dessen Theilnahme durch das blasse Gesicht und den hohlen Husten des Jünglings erweckt worden war, konnte nicht umhin, die Aufregung desselben zu bemerken. Die Röthe auf den zuvor so bleichen Wangen, die Thränen in den Augen, die zitternde Lippe, der Blick voll Staunen und Entsetzen, — Alles mußte ihm auffallen. Plötzlich, während der Prediger mit seinem Vortrag fortfuhr, erhob sich der Jüngling rasch, wie von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, von seinem Sitz, streckte seine magere Hand wie zur Abwehr dessen, was er hörte, aus und rief halblaut und doch mit so klarer Stimme, daß man es im ganzen Raume hören konnte: 'Glaube an den Herrn Jesum Christum; denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie können selig werden.'

„Eine tiefe Stille folgte. Jedes Auge wandte sich gegen die Gallerie, während Etliche in der Versammlung zu zittern anfiengen, sie wußten nicht warum. Der Prediger allein blieb unbewegt. Der Jüngling aber wandte sich, um eilends die Kapelle zu verlassen, und hinter ihm drein eilt der Herr, in dessen Stuhl er gesessen war. In dem Augenblick, wo Jener die Thüre erreicht hatte und zögernd in das kalte, regnerische Wetter hinausschaute, legte sich eine fremde Hand auf seine Schulter. Der arme Junge wandte sich um, erröthete und fieng zu zittern an. 'O mein Herr,' rief er, 'es ist mir leid, aber ich konnte nicht

anders, — gewiß, ich konnte nicht anders; Sie haben ja gehört, was der Prediger sagte.'

'Nun,' erwiederte der Herr kalt, 'ich habe nichts Besonderes heute gehört, — wenigstens in der That nichts, was Dir das Recht gegeben hätte, eine ganze Versammlung in der Weise zu stören, wie Du gethan hast. — Aber Du bist krank und aufgeregt,' fügte er in einem milderen Tone hinzu; 'wo wohnst Du denn?'

„Der Jüngling nahm ein kleines Blättchen Papier aus seiner Tasche, auf dem ein Name samt Straße und Hausnummer geschrieben stand, und reichte es ihm hin.

'Ist dieß der Name deiner Eltern?' fragte der Herr.

'Ich habe keine Eltern mehr,' war die Antwort; 'sie starben, da ich noch ein Kind war.'

'So ist es der Name von Verwandten oder Freunden, bei denen Du wohnst?' fragte Jener weiter.

'Ich habe das gute Vertrauen,' erwiederte der Junge, 'daß sie sich als meine Freunde erweisen werden. Aber ich bin erst gestern Abend aus der Ferne hier angekommen.'

'Armer Junge!' rief der Herr mit steigender Theilnahme. 'So bist Du also ein Fremdling in London, und kamst in diese Kapelle nur durch Zufall, denke ich?'

'So ists, mein Herr,' erwiederte dieser; 'es war mir, als sehe das Gebäude aus, wie eine Kirche.'

„Der Herr lächelte. 'Wir nennen es eine Kapelle,' sagte er, 'aber es ist das Gleiche.'

„Ein schmerzliches Zucken flog über des Jünglings Angesicht. Doch antwortete er nichts. In dem Augenblick fieng die Orgel zu spielen an, und der Herr (wir wollen ihn Burton nennen) erkannte daraus, daß die Predigt zu Ende sei und daß nun der Schlußgesang komme. Da nun die Entfernung bis zur Wohnung des Jünglings nicht groß war und der Regen noch immer anhielt, bot er demselben an, er wolle ihn bis dahin begleiten; und die freundliche Anerbietung wurde dankbar angenommen. Am Hause angelangt, gab der Herr dem jungen Manne seine Adreßkarte und lud ihn mit dem Ton des herzlichen Wohlwollens ein, am nächsten Sonntag mit ihm zu speisen.

Herr Burton war ebenso reich, als wohlthätig. Wenn es sich darum handelte, Jemand Gutes zu erweisen, so fragte er nie darnach, zu welcher religiösen Partei er sich halte. Freilich bildete er sich auf

diese seine Freisinnigkeit auch nicht wenig ein. So fühlte er denn auch ein herzliches Interesse für diesen einsam dastehenden Jungen, so eigenthümlich auch die Umstände waren, unter denen er mit ihm zusammengetroffen war; ja, es knüpfte sich ein Verkehr zwischen Beiden an, der unter Gottes Segen das Mittel wurde, dem ganzen künftigen Leben Burton's eine andere Wendung zu geben.

„Louis Glover, so hieß der Jüngling, war nie sehr kräftig gewesen, und nun brach seine Gesundheit, zumal bei einer sitzenden anstrengenden Lebensweise, nach wenigen Monaten gänzlich zusammen. Für seine Wiedergenesung war wenig Hoffnung, und da nun sein Meister nicht wußte, was er mit dem Kranken anfangen sollte, so fieng er davon zu reden an, er wolle ihn in ein Spital senden. Unter diesen Umständen erbot sich Herr Burton, ihn zu sich in sein eigenes Haus zu nehmen, — und hier blieb er denn auch für den ganzen Rest seiner irdischen Wallfahrt.

„Es war natürlich, daß ein Mensch, der den Herrn Jesus so herzlich lieb hatte, wie Louis Glover, es nicht lassen konnte, auch von Ihm zu reden. Man konnte in Wahrheit sagen, das Lob des Namens Jesu war stets in seinem Munde. Ja, er sprach selten lange von andern Dingen. Ein- oder zweimal gedachte er in seiner Unterhaltung des Ortes, da er mit Herrn Burton zum erstenmal zusammengetroffen war, aber jedesmal that er's mit dem Ausdruck des Staunens und Mitleids; auch betete er viel und oft, daß doch Gott in Seiner unendlichen Barmherzigkeit Alle, die dort sich zu versammeln pflegen, zur seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit, die da ist in Christo Jesu, bringen möge. Er schien vergessen zu haben, daß sein gütiger Freund und Wohlthäter ja selbst auch Mitglied jener Versammlung war; dieser aber lächelte oft, wenn er die Begeisterung des lieben Kranken wahrnahm, und es wollten ihm jene scheinbar so blendenden Beweisgründe nicht einfallen, die sein eigenes Gemüth von der Wahrheit Gottes abwendig gemacht, oder er hielt es wenigstens für Schade, einen Glauben zu stören, der den armen Jungen so glücklich zu machen schien.

„Wir haben schon oben erwähnt, daß Herr Burton ein wohlwollender Mann war und 'ein gutes Herz' hatte. Dieß glaubte er steif und fest von sich selbst; er war ganz überzeugt, daß es ihm um seiner guten Werke willen in der andern Welt nicht fehlen könne. Er kleidete ja die Nackenden, speiste die Hungrigen, besuchte die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal. Er that ja, was er konnte. Nicht daß er ohne

Fehler wäre, — ist doch kein Mensch ganz tadellos; aber er vertraute auf die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel. Er vergaß, daß Gott — ohne Christum — ein verzehrendes Feuer ist. Er hatte es lange sich sauer werden lassen, den Himmel zu verdienen, und nun, nach all' seiner Mühe und Arbeit, und mit all' der aufgehäuften Summe von guten Werken, schien es ihm doch manchmal, er sei dem Himmel noch nicht so nahe gekommen, als der arme, verwaiste, kranke Junge, der einfach auf das Verdienst seines Heilandes sich verließ.

„Der Glaube des jungen Glover leuchtete heller und heller, je näher er der Schwelle der Ewigkeit kam. Wohl stand vor ihm das dunkle Thal des Todesschattens; aber er sah zugleich den guten Hirten mit seinem Stecken und Stab bereit, ihn unverletzt hindurchzuführen, ihn zu trösten und bei ihm zu sein bis ans Ende. Wenn der Jünger des Herrn das Auge des Glaubens fest und unverwandt auf Jesum gerichtet hält, so sieht er die Finsterniß und den Todesschatten nicht, sondern er schreitet, wie dieß bei tausend triumphirenden Kindern Gottes geschehen ist und bis ans Ende der Tage geschehen wird, getrost hindurch mit dem Ausruf: Alles ist licht!

„Wenn Louis Glover der eigene, leibliche Sohn Burton's gewesen wäre, hätte dieser nicht treuer sein pflegen und warten können. Gegen das Ende verließ ihn sein Wohlthäter fast nicht mehr. Eines Abends, wie Burton an seinem Lager saß und die Stirne des Kranken öfters mit einem Tuch abwischte, sagte er leise und theilnehmend zu ihm: 'Du scheinst recht viel zu leiden, mein armer Louis.'

'Das ist wahr, lieber Herr,' erwiederte dieser; 'aber wenn ich an all das gedenke, was der Herr Jesus für mich gelitten hat, so fühl' ich meine Schmerzen nicht so viel.'

'Es wäre gut,' bemerkte Herr Burton, 'wenn wir Alle dem Beispiel seiner sanftmüthigen und geduldigen Unterwerfung unter Gottes Willen so ganz nachfolgen könnten. Aber Du hast ja nichts mit seinen Leiden zu schaffen.'

'O, mein Herr,' rief der Kranke, 'reden Sie nicht so. Ist nicht Christus für die Sünder gestorben? Und sind wir nicht allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes vor Gott?

Der Sünder größester bin ich
Und hab' verdient den Tod;
Doch mein Herr Jesus starb für mich, — für mich!
Hat mich versöhnt mit Gott!'

'Armer Junge, Du hast ein gar zu ängstliches Gewissen!' bemerkte Herr Burton beschwichtigend. 'Was solltest Du denn gar so Schlimmes gethan haben?'

'Ach,' erwiederte dieser, 'fragen Sie lieber, was ich denn Gutes gethan habe.'

'Und doch,' fiel Herr Burton ein, 'fürchtest Du Dich nicht vor dem Tod?'

'Warum sollte ich mich fürchten?' rief der Kranke mit Lebhaftigkeit, und indem er seine kleine Bibel aufschlug, die immer auf seinem Bette lag, fuhr er feierlich fort: 'Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn dahin gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Nun, auch ich glaube; meine Hoffnung stehet auf Ihm, meinem Heiland, dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat.'

„Er legte sich zurück auf sein Kissen, von welchem er sich in seinem Eifer erhoben hatte, — bleich und erschöpft. 'Du mußt nicht mehr reden,' sagte Herr Burton besorgt; 'Du bist zu schwach.'

„Der Junge schloß seine Augen und lag müde und still da, mit einem Lächeln auf seinem Angesicht, während Herr Burton neben ihm sitzen blieb, schweigend und in Gedanken versunken. Plötzlich fieng der Kranke wieder zu reden an, aber so schwach und leise, daß es unmöglich war, ihn zu verstehen. Herr Burton beugte sich über ihn und hielt sein Ohr an seine zitternden Lippen. Da vernahm er die Worte: 'Es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie können selig werden.'

„Es waren dieß die ersten Worte gewesen, die Herr Burton von seinen Lippen einst in der Kapelle vernommen, und es waren auch die letzten. Er konnte sich der Macht jener Worte nicht erwehren. Der tägliche Anblick jenes himmlischen Friedens, der über dem Kranken- und Sterbelager des verwaisten armen Jünglings lag, wirkte mit. Schritt für Schritt schwanden die Schatten des Irrthums und des Unglaubens, bis auch er endlich zum Licht, zur Freude, zum Frieden durchdrang, — zum Frieden in Christo.

„Doch nicht Herr Burton allein sollte einen unvergänglichen Segen von jenem eigenthümlichen Vorfall in jener Unitarier-Kapelle davontragen. Der Prediger derselben, dessen Vortrag den seligen Louis Glover zu jenem Ausruf veranlaßt hatte, giebt selbst Zeugniß von dem Eindruck, den jener Vorfall auf mehrere Glieder seiner Gemeinde gemacht hat.

'Eine Dame kam zu mir,' so theilte er dem Schreiber dieser Zeilen selber mit, 'und sagte: Wenn jener junge Mensch Recht hat, so sind wir Alle mit einander auf dem Irrweg. Eine Andere sagte, sie hätte die Worte, die der Junge ausgerufen, in ihrer Bibel gefunden, und deßhalb müsse wohl etwas Wahres daran sein. Eine Dritte erklärte, jene Worte verfolgen sie Tag und Nacht wie ein Gespenst, und sie könne ihrer um keinen Preis los werden. Einer unsrer Schullehrer, ein geschickter junger Mann, von dem ich mich eines Besseren versehen hätte, gab seine Sonntagsschule auf, indem er erklärte, er könne nicht mehr Andere lehren, bis sein eigenes Gemüth ins Reine gekommen sei. Aber der schlimmste Fall ist doch der mit einer jungen Dame, die, wie sie selber sich ausdrückte, ins Sinnen und Denken kam, bis sie in eine Art von religiösem Fanatismus verfiel, aus dem ihre Freunde sie bis jetzt vergebens zu befreien versucht haben.'" —

So erzählt der Freund des seligen Glover. Es ist wahr, das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert, und durchdringend, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.

---

3. Ist die Bibel Gottes Wort?

Am 24. Oct. dieses Jahres (1859) starb in England der fromme 71jährige Vice-Admiral Graf Waldegrave. Er hat manchen Sturm auf dem Meere bestanden, manche heiße Seeschlacht mitgefochten; aber er ist seit dem Jahr 1830 auch ein treuer Streiter für die Sache unsres Herrn Jesu Christi gewesen. Namentlich war er ein eifriger Beförderer der Heidenmission, und im Jahr 1832 trat er als Mitglied in die Kommittee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ein, für welche er bis zu seinem Tode ein von Liebe brennendes Herz hatte. Nun ist die Art und Weise, wie er aus einem Gegner der Mission zu einem ihrer eifrigsten Freunde wurde, wohl des Aufzeichnens werth.

Am 7. Febr. 1829 nemlich wurde er von der brittischen Regierung beauftragt, auf dem königlichen Kriegsschiff Seringapatam nach der Südsee zu fahren und den Zustand der zum Christenthum bekehrten Inseln zu untersuchen. Nun geschah es, daß das Kriegsschiff im Mai 1830 vor der Insel Rarotonga gerade an dem Tage Anker warf, wo unter der Leitung des bekannten Missionars Williams das jährliche Missions-

fest gehalten wurde. Waldegrave wohnte samt seinen Schiffsoffizieren den verschiedenen Versammlungen bei. Am merkwürdigsten erschien ihm die Abendversammlung, wo mehrere Eingeborene mit eigenthümlicher Beredtsamkeit Ansprachen hielten, — Ansprachen, welche den englischen Gästen verdollmetscht wurden. Waldegrave kehrte mit allerlei Zweifeln im Herzen auf sein Schiff zurück. „Diese Eingeborenen," sagte er zu seinen Offizieren, „sind eben nur wie Papageie, welche nachsprechen, was ihnen vorgesprochen wird." Der Schiffskaplan aber erklärte, das sei unmöglich, und so entstand unter diesen Herren ein recht warmer Disput. Am andern Morgen sollte die Sache durch ein Experiment entschieden werden. Waldegrave gieng mit seinen Begleitern und einem eigenen Dollmetscher wieder ans Land und bat den Missionar, etliche der bekehrten Insulaner zusammenzurufen, damit man ihnen einige Fragen vorlege. Dieß geschah mit größter Bereitwilligkeit. Es waren etwa fünfzehn Eingeborene, welche auf dem Zimmer des Missionars erschienen. „Diese Herren," sagte Williams zu ihnen, „möchten gerne einige Fragen an euch richten."

Nun wandte sich Waldegrave mit der Frage an sie: „Glaubet ihr, daß die Bibel Gottes Wort sei?" Die guten Leute wußten nicht, wie ihnen geschah; darüber war ihnen ja nie auch nur für einen Augenblick ein Zweifel gekommen. Doch nach einer Pause erwiederte Einer: „Sicherlich glauben wir das." Der Admiral fuhr fort: „Nun, warum glaubst du es? Kannst du mir Gründe angeben, warum du die Bibel für Gottes Wort hältst?"

„Ei," erwiederte der Mann, „sieh' nur an, was die Bibel unter uns ausgerichtet hat. Hat sie nicht all' die Gräuel, denen wir seit unvordenklicher Zeit ergeben waren, überwunden und aus unsrer Mitte gethan? Was anders, als allein die Bibel, hätte den Götzendienst, der so lange unter uns geherrscht hat, zu überwinden vermocht? Kein blos menschliches Wort hätte uns bereden und bewegen können, diese falschen Götter zu verlassen. Das vermochte nur ein Wort, das wahrhaftig Gottes Wort ist."

Nun wurde dieselbe Frage an einen Andern gerichtet. „Ich glaube," sagte dieser, „daß die Bibel Gottes Wort ist, wegen der Reinheit der Lehre, die sie enthält. Wir hatten vorher auch eine Religion; aber bedenke, wie finster und schwarz sie war, verglichen mit der hellen, reinen Heilslehre, wie sie im Worte Gottes geoffenbart ist! Hier erfahren wir, daß wir Sünder sind, und hier erfahren wir auch, daß Gott seinen Sohn, Jesum Christum, für uns dahingab, auf daß Er für uns sterbe. Durch

diese Seine Liebe aber werden wir selig. Nun, was anders, als die Weisheit Gottes, hätte uns eine Lehre geben können, wie die ist, welche das Wort Gottes enthält? Und diese Lehre führt auch allein zur wahren Reinigkeit des Herzens."

Ein Dritter antwortete auf dieselbe Frage folgendermaßen: „Wenn ich mich selbst ansehe, so finde ich, daß ich an meinem ganzen Leibe allenthalben gewisse Thürangeln habe, in denen meine Gliedmassen laufen und sich bewegen. Ich habe Angeln für meine Beine, Angeln für meine Kinnladen, Angeln für meine Füße. Wenn ich etwas fassen und packen will, so sind da an meinen Händen Angeln, die mich in den Stand setzen, solches zu thun. Wenn mein Herz etwas denkt und der Mund es aussprechen will, so sind da Angeln an meinen Kinnladen. Will ich gehen, so hab' ich dazu Angeln an meinen Füßen. Nun hier," fuhr er fort, „ist Weisheit, große Weisheit, die meinen Leib so eingerichtet hat, daß er alles das verrichten kann. Und nun finde ich, daß die Weisheit, welche die Bibel gemacht hat, ganz gleich ist jener Weisheit, welche meinen Leib bereitet hat. Die Bibel paßt vollkommen für alle Bedürfnisse meiner Seele. Es muß also dieselbe Weisheit, welche meinen Leib bereitet hat, auch die Bibel gemacht haben, und darum glaube ich, daß die Bibel Gottes Wort ist."

Wieder ein Anderer sagte: „Ich halte die Bibel für Gottes Wort um der Weissagungen willen, die sie enthält, und um deren Erfüllung willen."

Waldegrave staunte und rief: „Von heute an gehört mein Herz der Mission." Und was er gesagt, das hat er gehalten bis an das Ende seines Lebens. Nach seiner Rückkehr aus der Südsee (1832) trat er in die Kommittee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ein. Jene Scene auf Rarotonga aber hat er nachmals oft und mit besonderer Liebe wieder erzählt.

Redactor: Dr. A. Oftertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.

LANGUAGE SAVOUR
LIBRARY